Die

Bekehrten.

Lustspiel in fünf Akten.

Die Bekehrten.

Lustspiel in fünf Akten

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe
1827.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Personen.

Der Graf, als Eremit.
Clotilde, seine vermeinte Wittwe.
Graf Torquato, sein Neffe.
Burchiello, der Narr.
Fiammetta, Clotildens Kammermädchen.
Ein Page Torquato's.

Ort der Handlung:

Das Schloß des Grafen unweit Mailand.

Erſter Akt.

(Ein offner Pavillon im Garten.)

Erſter Auftritt.

Clotilde (in Trauer) und der Graf (als Eremit).

Clotilde.

So iſt's, ehrwürd'ger Herr: ich ſuche Rath,
Ich ſuche Troſt bei Euch, den Ihr ſo Vielen
Aus Eurer Weisheit Fülle ſchon geſpendet,
Seitdem Ihr unſrer Gegend Euch geſchenkt.

Graf.

Was ich gewähren kann, wird wenig frommen.
Die Wunde, die Euch durch des Gatten Tod
Die Zeit geſchlagen, kann auch ſie nur heilen.

Clotilde.

Nicht ſo, ehrwürd'ger Vater! Nein, die Trauer
Um einen theuern Todten iſt ſchon Troſt,
Und nach der Seligkeit den Freund zu lieben,
Iſt ihn beweinen wohl die höchſte Luſt.

Nicht gegen die Betrübniß meines Herzens,
Nein, gegen seine Reu' und seinen Gram
Soll Eure Weisheit mir den Balsam reichen.
Vergönnt mir, Euch mein Inn'res aufzuschließen,
Daß Ihr den Zustand Eurer Kranken seht.

Graf.

So redet, meine Tochter! möge dann
Der Himmel uns den Weg der Heilung zeigen.

Clotilde.

Wiewohl aus edlem Stamm entsprossen, ward
Ich aufgezogen in der Dürftigkeit;
Doch schien's des Himmels Schluß, daß mich die Liebe
Aus diesem Dunkel einst erheben sollte.
Der Graf Torquato, Neff' und einst'ger Erbe
Und Liebling meines sel'gen Gatten, warb
Um meine Gunst, und Anmuth, Jugendglanz,
Reichthum des Geistes, ritterliches Wesen,
Gewalt und Gluth der Rede, halfen ihm
So mächtig werben, daß die Achtzehnjähr'ge
Nicht widerstehen konnte. Unsre Neigung
Fand Gnade vor dem Ohm, vor meiner Mutter,
Und alles ließ uns schöne Zukunft ahnen.
Allein das Glück ist für die rasche Jugend
Ein kostbar, doch zerbrechlich Spielwerk nur.

Graf.

Ihr sprecht ein wahres Wort. Vergebens häuft
Der Himmel seine Gaben auf ein Haupt,
Dem es an Kraft, die Last zu tragen, mangelt.

Clotilde.

Sie fehlt' uns Beiden; wir zerstörten, kindisch
Unmögliches begehrend, was wir hatten.
Ich wähnte, nicht allein sein Herz, ihn selbst,
Sein ganzes Sein, in Zeit und Ewigkeit,
Hätt' ich erkauft mit meines Herzens Gabe:
Die Stunde, die er fern von mir verlebte,
Das Wort, der Blick, der einer Andern galt,
Schien mir ein Raub, ein unerhört Verbrechen.
Er aber glaubt', ein schrankenlos Vertrauen
Verdient zu haben und liebloſe Zweifel
An seinem Herzen nannt' er meine Klagen,
Der Heftigkeit mit Heftigkeit begegnend;
Und alle Frucht, die uns die Liebe trug,
Bestand in Streit und Kränkung, Gram und
Thränen.
Indeß war der Verlobungstag genaht;
Torquato reiste, gegen meinen Wunsch,
Noch gen Venedig, selbst den Schmuck zu holen,
Worin ich glänzen sollt' an diesem Feste.
Er blieb zwei Tage länger; ich erfuhr

Von argen Ohrenbläsern, daß er dort
Gar viel verkehrt mit luft'gen Sängerinnen.
Mit kaltem Hohn, wie langverhaltner Groll
Ihn zu erzeugen pflegt, empfing ich ihn;
Mit Worten, die der Haß vergiftet, schlug ich
Die reichen Gaben aus, die er gebracht.
Der Streit entbrannte heftiger, denn je;
Ich hieß ihn gehn und niemals wiederkehren;
Und durch den Zorn zu Thränen aufgereizt,
Der Stunde fluchend, die mich ihm gezeigt,
Verließ er mich — und kehrte niemals wieder.

Graf.

Wie? er verließ Euch wirklich?

Clotilde.

In der Nacht
Entfernt' er still sich von des Oheims Schlosse,
Und seit der Zeit, drei Jahre sind es nun,
Ist keine Kunde mehr von ihm gekommen.

Graf.

Da er's vermocht, so hat er nicht geliebt.

Clotilde.

Die Ueberzeugung hab' auch ich gewonnen;
Ja, zweifeln muß ich, daß ich ihn geliebt;
Denn ist die Lieb' ein heiliges Gefühl —
Was sie doch ist — nicht wahr, ehrwürd'ger Vater?

Wie kann ſie ſo unheil'ge Früchte bringen?
Wie kann ſogar in Haß ſie ſich verwandeln?
Das aber that ſie: denn ich haßt' ihn wirklich,
Als meine Reu' ihn mir nicht wiederbrachte,
Und jede Thräne trocknete der Haß
Mit borſt'ger Hand mir von dem wunden Auge.

Graf.

Ein ſchlimmer Tröſter, mein' ich, iſt der Haß.

Clotilde.

Ein Jahr verging: da lernte der Marcheſe
Von Sendria mich in Pavia kennen;
Er liebte mich und warb um meine Hand.
Trotz großer Gaben, die Natur und Glück
Ihm zugeſtanden, konnt' ich ihn nicht lieben.
Indeß er war ſehr reich, die Mutter drängte,
Ich wollte die oft Kranke nicht betrüben,
Und war zu dieſem Opfer ſchon bereit.
Doch plötzlich trat mein ſeliger Gemahl,
Torquato's Ohm, als Mitbewerber auf.
Ich hatt' ihn ſtets geliebt, wie eine Tochter
Mit ganzer Seel' an einem Vater hängt,
Der ernſt und feſt und dennoch ſanft ſie leitet.
Ich gab mein Schickſal gern in ſeine Hand;
Die Mutter zog in ihm den Reichern vor.

Und ſchon nach wen'ger Wochen Friſt begingen
Wir ſtill den ernſten Tag, der uns verband.

Graf.

Und fandet Ihr in dieſem Bunde nun
Den langentbehrten Frieden, meine Tochter?

Clotilde.

Wie dem, der aus des Waſſerfalles Toben
In eine ſtille Grotte niederſteigt,
War mir zu Muth, als ich aus einem Leben
Voll Unruh, Streit, Verzweiflung, Gram und Thränen
Herüber trat in dieſen ſtillen Kreis,
Wo, von dem klaren' Geiſte meines Herrn
Ausgehend, ſich der Fried' ein Reich gegründet.
Von meinem weiſen Freund' und gut'gen Vater,
Dem immerdar ſich gleichen, lernt' ich erſt
Mit Vorſicht trinken aus dem Lebensbecher,
Statt daß ich ſonſt, mit Jugendungeſtüm
Umſchüttelnd das Getränk und raſch verſchlingend,
Die bittre Hefe mit dem Weine trank.
Jetzt ward ich durch des Lebens ruh'gen Lauf
Entwöhnt, geheilt von aller Leidenſchaft
Im Wünſchen und im Thun, wie der Natur
Stets gleicher Puls in einem Tiefbetrübten,

Der sich geflüchtet hat an ihren Busen,
Den Fieberpuls des wunden Herzens stillt.

Graf.

So wart Ihr glücklich?

Clotilde.

Ja gewiß, ich war's.
Doch schlich sich unbemerkt — vermuthlich nur,
Weil nichts vollkommen sein kann auf der Erde,
Ein störendes Gefühl in meine Seele.
Ich liebte meinen Gatten, liebt' ihn sehr,
Wie eine Tochter liebt, und all' sein Thun,
Und jedes Wort gab deutlich zu erkennen,
Er wollt' in mir nur eine Tochter sehn.
Mir aber war, als sprach's in meinem Herzen,
Ich müßt' ihn anders lieben, doch das Wie
Verschwieg die Stimme. Mühsam strebt' ich nun,
Allein vergebens, nach dem dunkeln Ziele,
Und daß ich's nicht erreichte, ward mein Gram.
Auch meines Gatten sonst so heitern Blick
Fing, wie's mir schien, der Mißmuth an zu trüben,
Und dann und wann gedacht' er jetzt, wenn auch
Mit flücht'gem Wort nur, des entfloh'nen Neffen.
Ein wichtiges Geschäft rief ihn nach Rom;
Und wie auf seinem Heimweg ihn der Tod
In eines Freundes Villa überfallen,

Iſt Euch bekannt: und dieſe Zeilen hier,
Die letzten, die er an mich ſchrieb, ſie löſen
Mir alle Räthſel der Vergangenheit.

(Den Brief dem Grafen gebend)

Ich bitt', Ehrwürd'ger, leſet dieſe Stelle.

Graf (leſend).

«Mögt Ihr mir denn vergeben, daß ich, mehr
«Mein Ohr der Liebe, denn der Klugheit leihend,
«Durch ein unpaſſend Bündniß achtzehn Monden
«Der ſchönen Jugend Euch geraubt. Der Mann
«Der erſten Liebe wird einſt wiederkehren,
«Und habt dem Reuevollen Ihr verzieh'n,
«So mög' er Euch das Glück des Herzens geben,
«Das ich Euch zugedacht, doch nicht gewährt.»
Er deutet, irr' ich nicht, auf ſeinen Neffen.

Clotilde.

Auf ihn! auf ihn! o ſeht, ehrwürd'ger Vater,
Das iſt mein Gram, daß ſolch ein eitler Wahn
Des Gatten helles Daſein hat getrübt.

Graf.

Iſt Euer Herz vielleicht, Euch unbewußt,
Der frühern erſten Liebe treu geblieben?

Clotilde.

Wie könnt Ihr's denken, da ich Euch geſagt,
Daß jene Liebe — wenn es Liebe war —

Nur Schmerzen, keine Freuden mir gebracht,
Ja, ſich zuletzt in Haß verwandelt hat?

Graf.

Wie? als die Gattin ſeines Oheims haßtet
Ihr immer unverſöhnlich noch den Neffen?

Clotilde.

Das ſag' ich nicht, Ehrwürd'ger; denn der Haß
Fand keine Stätt' in unſerm heitern Kreiſe.

Graf.

Wenn unter einem Baum, in einer Laube,
Wo eh'mals Ihr mit ihm geſeſſen hattet,
Ihr wieder ſaßt, beſchlich Euch dann vielleicht
Der wache Traum, der uns vergang'nes Glück
Im Glanze der Verklärung ſehen läßt?

Clotilde.

Ich weiß nicht, ob ich ſein gedacht: doch hätt' ich's —
Gedenkt denn nur die Liebe des Vergang'nen?

Graf.

Zog Eure Feder, wann Ihr, einen Brief
Entwerfend, faßt an Eurem Arbeitstiſche,
Zog Euers Fingers Nagel in den Hand,
Der Euerm Mund entquollen, an des Fenſters
Kryſtall ſich angelegt, Euch unbewußt,
Vielleicht den Namenszug des einſt Geliebten?

Clotilde.

Ich weiß es nicht. Doch hätt' ich's auch gethan:
Wann unser Geist, sich in sich selbst versenkend,
Die Glieder aus der Dienstbarkeit entläßt,
So treiben sie wie Kinder thöricht Spiel:
Ist's billig dies dem Geiste zuzurechnen?

Graf.

Doch, wie begreif' ich Eures Gatten Wahn,
Wenn Ihr nicht selbst den Anlaß habt gegeben?

Clotilde.

Den Anlaß? ach! ehrwürd'ger Vater, ja,
Veranlaßt hab' ich meines Gatten Irrthum;
Denn weil ich ihn nicht so geliebt, wie oft
Die inn're Stimme rieth, so hab' ich ihn
Gezwungen durch die Kälte meines Liebens
Nach dieser Kälte Grund zu späh'n, und dies
Hat ihn verleitet zu dem schlimmen Wahne.
O sagt, ehrwürd'ger Vater, sagt, wie büß' ich
Des kalten Herzens schweren Undank ab;
Wie zeig' ich ihm, der jetzt ein sel'ger Geist
Auf mich herniederschaut, daß ich ihn gern
Nach seinem Wunsch beglückt, wenn ich's vermocht,
Daß sein Verdacht ein leerer Wahn gewesen?

Graf.

Weist Ihr des jungen Grafen Werbung ab,

Die er vielleicht, zurückgekehrt, erneuet,
So ist der Ungrund des Verdachts erwiesen.

Clotilde.

Das klingt ja fast, als ob Ihr Zweifel hegtet.
O, welche Thörin wär' ich, thät' ich's nicht!
Ich wünscht', er käme jetzt, damit Ihr sähet,
Wie kalt und heiter, und wie sichern Blicks
Und fester Stimm' ich ihn empfangen würde.
Doch ist es Buße, das zu unterlassen,
Was Strafe wäre, wenn ich's müßte thun?

Graf.

Die Abgeschied'nen fordern keine Buße.

Clotilde.

Doch meines Herzens Friede fordert sie.
Hört, was mein Vorsatz ist, ehrwürd'ger Vater,
Ob Ihr ihn bill'gen könnt. Ich will der Welt
Und ihrem Glanz, und ihrem Glück entsagen,
Um in des Klosters Einsamkeit fortan
Der Andacht nur und der Erinnerung
An meinen edlen, sel'gen Freund zu leben.

Graf.

O edler Vorsatz eines schönen Herzens!
Solch Opfer darf kein Fremder auferlegen;
Doch wenn's das eig'ne Herz gebeut, und frei

Der Will' es bringt, iſt's herrlich und verdient
Nicht Bill'gung nur, nein, auch Bewunderung.

Clotilde.

Ein Opfer iſt es nicht; es iſt ein Schritt
Zu meinem Frieden. Ja, ich will ihn thun.
(Ihm ihre Hand reichend)
Empfangt hier mein Gelübd'!

Graf.

Ich nehm' es an.
Nun aber, meine Tochter, laßt auch ab,
Euch ſelbſt zu quälen; iſt doch Euer Leiden
Dem Ende nah! Lebt wohl! ich muß nun ſcheiden.
Des Himmels Frieden ſtröm' auf Euch herab!
Sein Troſtesengel mög' Euch ſtets umſchweben.

Clotilde (ihm die Hand küſſend).

O, der ſeid Ihr! Ihr habt mir Troſt gegeben.
(Er geht ab, ſie begleitet ihn.)

Zweiter Auftritt.

Burchiello (kommt).

Hier ſoll ich auf meinen Herrn warten. Gut; ich will auf ihn warten mit Leid und Freude; mit Leid, weil er todt iſt, und mit Freude, weil er noch lebt. Es iſt vieles ungewiß in dieſer Welt;

aber das ist gewiß, meines Herrn Tod bei Lebzeiten und Leben bei Todeszeiten, hat meinen Kopf sehr angegriffen. Denn zu meiner Zeit war es bei den Philosophen beinahe ausgemacht, daß einer entweder leben oder nicht leben müsse. Nun lebt aber mein Herr für mich und Alle, die da wissen, daß er nicht todt ist, und er ist todt für Alle, die da nicht wissen, daß er lebt. Er ist also gewissermaßen todt und lebendig zugleich, und mithin das unglückselige, unmögliche Tertium. Ja, das sind seine Distinktionen, die mir arg zusetzen.

Dritter Auftritt.

Der Graf (kommt zurück). Der Vorige.

Graf.

Bist Du da, Burchiello?

Burchiello.

Ich weiß nicht, gnädiger Herr. Seit meine Mutter mich zur Welt gebracht, habe ich mir freilich eingebildet, da zu sein; aber jetzt, da ich einsehe, daß ich bei einem Unmöglichen in Diensten stehe, weiß ich nicht mehr, was ich von mir denken soll.

Graf.

Denke nur, wie andere Leute von ſich denken, Du ſeieſt etwas; und in dieſem köſtlichen Glauben laß uns ſprechen.

Burchiello.

Ihr habt Recht, gnädiger Herr: ich will mir meine Jugendſünden aus dem Sinne ſchlagen, und die Tiefe meines Geiſtes wieder mit dem Siebe des Glaubens zudecken. Aber, gnädiger Herr, das Unlogiſche in Euerm Leben macht mir doch viel Kummer. Was ſeid Ihr denn eigentlich? Todt oder lebendig? Ehemann oder nicht Ehemann?

Graf.

Schwachkopf! muß man nicht im Leben hundertmal ſchlimmere Widerſprüche reimen lernen? Was iſt es auch mehr als ein Bischen Schein? Ehemann bin ich immer nur zum Schein geweſen, und jetzt auch das nicht mehr, da der heilige Vater meine Ehe mit Clotilden für nichtig erklärt hat.

Burchiello.

Dafür habe ich ſie ſchon erklärt, als Ihr ſie ſchloſſet.

Graf.

Ja, ich erinnere mich wohl, daß Du ein gut Stück Lunge daran wandteſt, mich auszulachen, und doch hatteſt Du Unrecht. Trotz des ewigen

Unfriedens zwiſchen Torquato und Clotilden, war ich überzeugt, daß nie Eins ohne das Andere glücklich ſein würde. Sendria's Bewerbung war dringend, mein Neffe fern, ich wußte nicht wo; Mutter und Tochter noch gegen ihn aufgebracht; — was blieb mir bei dieſen Umſtänden übrig, als Clotilden zu heirathen, um ſie für Torquato aufzubewahren?

Burchiello.

Ja, Gott erhalte mir die Umſtände! ſie ſind noch die einzige Stütze der Unſchuld in dieſer argen Welt. Aber Unrecht hatte ich gewiß, Euch damals auf Koſten meiner Lunge auszulachen: ich hätte alle meine Kräfte ſparen ſollen bis jetzt, wo ich weiß, daß Ihr eine Frau genommen, um ſie für einen andern zu erziehen, zu zähmen und zu bekehren; daß Ihr glaubt die Natur mit der Heugabel ausgetrieben zu haben.

Graf.

Was wirſt Du aber ſagen, wenn ſich meine Rechnung bewährt? Clotilde hat ſich unter meiner Leitung ganz verwandelt, und bei meinem Neffen hat gewiß die ſchärfere Lehrmethode des Schickſals daſſelbe bewirkt, wie ich aus ſeinem reumüthigen Briefe ſehe.

Burchiello.

Und so habt Ihr Euch hingelegt und seid gestorben, um Eure Frau an den Mann zu bringen. Wahrhaftig, das ist ein Beispiel von Großmuth, wofür Euch die Weiber von Herzen dankbar sein werden. Bei der Gelegenheit habe ich auch gesehen, wie gering Euch die Leute geschätzt haben. Euer Tod hat hier so vielen Glauben gefunden, daß ich wohl schwören darf, es habe Euch Niemand für unsterblich gehalten; und Unsterblichkeit ist doch das Wenigste, worauf der Mensch Anspruch macht. Aber ich habe auch bei meiner Rückkehr Euren Hintritt so malerisch dargestellt, habe Euch so schöne letzte Worte in den Mund gelegt, daß die Leute gerührt worden sind; und Ihr wißt, die Gerührten sind gläubig. Was wollte denn aber die gnädige Wittwe von Euch?

Graf.

Sie hat mir gebeichtet.

Burchiello.

Euch? dann ist die Frömmigkeit blind, wie die Liebe.

Graf.

Der Neid spricht aus Dir. Du willst der alleinige Kappenträger sein. Sehe ich nicht in der

Thut ehrwürdig aus? trag' ich nicht meinen Bart mit vielem Anſtande?

Burchiello.

Nein, nicht mit vielem Anſtande, gnädiger Herr, ſondern wie ein Bock.

Graf.

Wie ſo? warum wie ein Bock?

Burchiello.

Der Anſtand iſt etwas Erzwungenes; aber der Bock trägt ſeinen Bart höchſt natürlich; da nun Natürlichkeit immer beſſer iſt, als Gezwungenheit — — Die Concluſion überlaſſe ich Euch zur Verſtandesübung.

Graf.

Gut, gut! wie ich auch meinen Bart trage, ihre Beichte hat mich fröhlich und guter Dinge gemacht. Ich habe recht tief in ihre ſchöne Seele geblickt, und geſehen, wie ſehr ſie ſich bemüht, dem widerſpenſtigen Herzen die Trauer um den Gemahl abzuzwingen, und ihm die Liebe zu dem Geliebten auszureden. Was ich Dir aber eigentlich ſagen wollte: Quaglia, den ich, wie Du weißt, mit der Nachricht von meinem Tode an meinen Neffen geſchickt, hat mir von Trento aus geſchrieben: morgen gedenken ſie hier zu ſein. Höre denn meine letzten Dispoſitionen.

Burchiello.

Mit Vergnügen, gnädiger Herr, denn ich bin ganz beſonders für die Dispoſitionen disponirt, und in der ſchönen Zeit, wo ich in Philoſophia ſaß, galt ich für einen Meiſter im Disponiren.

Graf.

So disponire Dich jetzt, mich anzuhören. Nichts facht die Liebe beſſer an, als Widerſpruch. Deshalb habe ich ſo eben Clotilden in dem luſtigen Einfall beſtärkt, ins Kloſter zu gehen, deswegen müſſen der Schloßkaplan und Fiammetta dahin gebracht werden, ihr die Heirath mit meinem Neffen zu widerrathen. Den Erſtern will ich ſelbſt bearbeiten; Fiammetta iſt Dein Theil.

Burchiello.

O weh, gnädiger Herr, die nehme ich nicht auf mich.

Graf.

Wie? traust Du Dir keine Gewalt über ſie zu, und haſt ihr doch ſonſt den Hof gemacht?

Burchiello.

Ja, gnädiger Herr, da wollte ich mich nur in meiner Kunſt, in der Narrheit, üben, und erkor ſie zum Opfer meiner Vervollkommnung, wie ein junger Wundarzt den erſten beſten Zimmergeſellen, der ſich das Knie beſchunden hat, und dem er

zur Uebung das Bein abſägt. Jetzt aber hat mich der Schmerz über Euern Tod ſo niedergeſchlagen, daß mir jene Kunſtübungen verhaßt geworden ſind.

Graf.

Die Zeit kann Dich über meinen Hintritt ſchon getröſtet haben, und Du wirſt mir zur Liebe Deine Uebungen ſchon wieder vornehmen müſſen. Das iſt eins; das Andere aber iſt, ich werde, ſobald mein Neffe angekommen, meine Wohnung in Deinem Zimmer aufſchlagen: meine Klausner-Hütte iſt zu entfernt, ich muß dann in der Nähe ſein; ich werde mich alſo bei Dir verbergen, und Du wirſt für Eſſen und Trinken und dergleichen ſorgen.

Burchiello.

Sehr wohl, gnädiger Herr. Aber ich bitte Euch, Eure Rolle genau zu beſtimmen, damit die meinige nicht unbeſtimmt bleibe. Wollt Ihr den Propheten vorſtellen, ſo bin ich Euer Rabe; wollt Ihr die Zwillinge Romulus und Remus ſpielen, ſo bin ich Eure Wölfin; wollt Ihr der römiſche Sklave Andronikus ſein, ſo bin ich Euer Löwe.

Graf.

Ich denke, wir laſſen es beim Raben.

Burchiello.

Gut, gnädiger Herr. So iſt es mir lieb, daß

ich die Trauer um Euch ſchon abgelegt habe; denn nun bin ich kein gemeiner, ſondern ein weißer oder wenigſtens bunter Rabe, alſo etwas Seltenes; und das Seltene iſt meine Sache. Beim Himmel! wäre der Verſtand nicht etwas Seltenes, ich ließe mich trepaniren, um ihn los zu werden.

(Beide gehen ab.)

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

(Ein Zimmer im Schloſſe.)

Burchiello und Fiammetta

Burchiello.

Der Graf Torquato iſt alſo da?

Fiammetta.

Ja, Gott ſei Dank!

Burchiello.

Richtig. Gott ſei Dank! Gott ſei Dank iſt immer eine fromme Aeußerung; aber Du weißt, die Frömmigkeit gehört nur in die Kirche, oder das Kämmerlein; alſo wollen wir vor der Welt lieber ſagen: Leider Gottes!

Fiammetta.

Ich wüßte doch wahrhaftig nicht, warum? Gott ſei Dank im Kämmerlein, und Gott ſei Dank vor der Welt: ſo will ich es halten.

Burchiello.

Richtig! das iſt die Tugend der Wahrhaftigkeit und Offenheit, aber Du weißt wohl, daß man bisweilen ſeine Tugenden verbergen muß.

Fiammetta.

Ich will aber meine Tugenden nicht verbergen.

Burchiello.

O Du Schelmin! iſt denn eine Tugend an Dir offenbar? Aber (ihre Hand ergreifend) höre mich an, liebe Fiammetta, höre mich an!

Fiammetta.

So rede denn, guter Burchiello.

Burchiello.

Siehſt Du, trautes Kind, ich gehe von der Behauptung aus, die Gräfin ſei ein Frauenzimmer.

Fiammetta.

Das weiß ich.

Burchiello.

Weißt Du aber auch, was ein Frauenzimmer iſt?

Fiammetta.

Was iſt das wieder für eine alberne Frage, Narr?

(Sie reißt ihre Hand weg.)

Burchiello.

Albern? ſoll man denn nichts nach den Frauenzimmern fragen? würdeſt Du es nicht übel nehmen, wenn ich nichts nach Dir fragte?

Fiammetta (ihm die Hand reichend).

Ja, wenn Du es ſo meinſt, lieber Burchiello — —

Burchiello.

Wie anders? Ich meine es immer ſo ehrlich, wie es meine Meinung mit ſich bringt. Siehſt Du, traute Seele, ein Frauenzimmer iſt ein Tubus, der die Dinge größer macht, wenn man durch das kleine Glas, und kleiner, wenn man durch das große Glas hineinſieht; oder ein Hohlſpiegel, der auf den Kopf ſtellt, was auf den Füßen ſteht, und auf die Füße, was auf dem Kopfe ſteht.

Fiammetta.

Was ſind das für Reden? ich verſtehe ja kein Wort davon.

Burchiello.

Es ſollte mir leid thun, wenn Du oder irgend iemand auf der Welt mich verſtände, denn das wäre ein Zeichen, daß ich populär oder pöbelhaft geredet hätte; und das ſoll mir niemand nachſagen.

Fiammetta.

Da haſt Du Recht, guter Burchiello. Aber hier ſind wir ja unter uns, da könnteſt Du Dich wohl ein Bischen pöbelhaft ausdrücken.

Burchiello.

Gut! ich will ſo pöbelhaft ſein, als es einem Gelehrten irgend möglich iſt. Alſo, meine theure Gans, Ente, Truthenne, oder was Du ſonſt für ein Federvieh ſein willſt, meiner tiefen Rede ober-

flächlicher Sinn iſt der: ein Frauenzimmer iſt eine Kreatur Gottes, die immer das Gegentheil von dem behauptet, was man ſagt, und das Gegentheil von dem thut, was man räth.

Fiammetta (ihre Hand wegreißend).

Was, Du Narr, unterſtehſt Du Dich, mich eine Gans zu nennen? Uns Frauenzimmer für verdreht und eigenſinnig auszuſchreien? Du erbärmlicher Wicht!

Burchiello.

Euer Eigenſinn iſt eine Gottesgabe, wie alles andere, und da der Mann die Theſis, das Weib aber die Antitheſis iſt, ſo begreifſt Du wohl, daß das Weib antithetiſcher, oder widerſetzlicher Natur ſein muß.

Fiammetta.

Wozu ſoll aber das Geſchwätz?

Burchiello.

Es fehlt Dir nicht an Ohren, alſo höre! Du wünſcheſt, der Graf Torquato und die verwittwete Gräfin möchten ein Paar werden, und ich wünſche Deinen Wunſch mit Dir, denn er iſt höchſt vernünftig. Willſt Du aber zum Ziele kommen, ſo mußt Du der Gräfin dieſe Verbindung durchaus widerrathen. Denn, wie geſagt, ein Frauenzimmer thut ſtets das Gegentheil von dem, was man ihr räth.

Fiammetta.

Widerrathen? das werde ich bleiben laſſen, das wäre ja die verkehrte Welt.

Burchiello.

Freilich; aber in der verkehrten Welt ſteht das Verkehrte recht. Alſo folge meinem Rathe. Du kannſt wohl denken, daß Dein Liebender und künftiger Gatte Dir nicht zum Schaden rathen wird.

(Er reicht ihr die Hand.)

Fiammetta (ſeine Hand ergreifend).

Ja wenn Du es ſo nimmſt, guter Burchiello; — aber Du gehſt ſo abſcheulich langſam zu Werke, daß ich wohl glauben muß, es iſt Dir kein Ernſt damit.

Burchiello.

Im Gegentheil, meine Langſamkeit beweiſt meinen Ernſt: denn der Ernſt iſt ſeiner Natur nach langſam.

Fiammetta.

Recht gut. Du haſt aber auch gar nicht die Sitten eines Liebhabers. Haſt Du mir jemals etwas geſchenkt: etwa eine Armſpange, oder ein Halsband, oder einen Ring mit einem Steine?

Burchiello.

O was ſagſt Du, trautes Kind? Einen Ring Dir ſchenken, Dir, der Grodgewachſenen einen

krummen Ring? Dir, der Weichherzigen einen harten Stein? Das ſinne Du den hagebüchnen Geſellen an, die einem Mädchen die Kinnlade eindrücken und dabei fragen, wie geht es, ſchönes Kind? aber meinem Zartgefühle muthe es nicht zu! nein, meinem Zartgefühle nicht!

Fiammetta.

Nun, meinetwegen! Aber ſchön thun könnteſt Du doch mit mir; mir manchmal ſo etwas Hübſches ſagen, wie die Ritter ihren Fräulein.

Burchiello.

Ach, meine traute Fiammetta! wäre es mir nicht ein Leichtes, früh und ſpät zu reden von Deinen Goldlippen und Deinem Purpurhaar, von Deinem Perlenauge und Deinen Veilchenzähnen, von Deinen Lilienwangen und Deinem Roſennacken? Aber gutes Kind, wären es nicht immer noch Schmeicheleien trotz der vielen Wahrheit, die darin enthalten iſt? und ſoll ich Dein Herz durch Beſtechung Deiner Eitelkeit erwerben?

Fiammetta.

Ei nun, ich ſähe doch daraus, daß Du es ernſtlich meinteſt.

Burchiello.

Du ſollſt nichts ſehen, ich will Dich vielmehr

mit unſerer Hochzeit überraſchen, wann künftigen Frühling der Wind über die Stoppeln weht.

Fiammetta.

Gut, wenn es nur wahr iſt.

Burchiello.

Gewiß! der Tag wird kommen, wo Ilions hohe Burg — ich meine damit Deinen jungfräulichen Stolz — hinſinken wird, und bei dieſem wonnevollen Frühlingstage, wo der Herbſtwind um die Kirche und unſer Brautgeſang in der Kirche heulen wird, beſchwöre ich Dich, rathe der Gräfin von der Heirath ab.

Fiammetta.

Ach, guter Burchiello, das muthe meiner Ehrlichkeit nicht zu.

Burchiello (ihre Hand wegſchleudernd).

Geh, alberne Trine! Deine Ehrlichkeit kommt hier gar nicht ins Spiel.

Fiammetta.

O Du Schuft! Meine Ehrlichkeit ſoll nirgends in's Spiel kommen: verſtehſt Du mich? Soll ich zur Lügnerin und Betrügerin an meiner gnädigen Frau werden, um einen ſcheckigen Narren zum Manne zu kriegen? Ich will nicht! verſtehſt Du mich? ich will nicht. Ich will ihr zureden bei Tag

und bei Nacht; das will ich. Warum? darum. Verstehst Du mich? darum: das ist mein letztes Wort.

(Sie geht hastig ab.)

Zweiter Auftritt.

Burchiello (allein).

Warum? darum. Nun, wer das nicht verstände, der müßte auf den Kopf gefallen sein. Die Weiber brauchen nicht viel Worte, um klar zu sein, denn die Klarheit liegt schon im Namen Weib. Nur für die letzten Worte zeigen sie eine besondere Schwachheit, und wenn es wahr ist, was man bemerkt haben will, daß die Frauen lieber und leichter sterben, als wir, so kömmt es wohl nur daher, weil ihnen beim Sterben das letzte Wort nicht entgehen kann. Mir aber ist Fiammetta entgangen, denn meine Klugheit hat meiner Beredtsamkeit die Spitze geknickt. Ich habe mein Liebesfeuer nur mit grünem Holze unterhalten, und das giebt freilich nur Qualm. Es soll aber auch nicht mehr geben; denn der geschenteste Mann macht eine alberne Figur, wenn er sich trauen oder sich begraben läßt.

Dritter Auftritt.

Der Graf tritt ein. Burchiello.

Graf.

Er ist da?

Burchiello.

Allerdings, gnädiger Herr.

Graf.

Hat er sich sehr verändert?

Burchiello.

Gerade so viel, daß eine Braut, die sich während seiner Abwesenheit in einen andern verliebt hätte, ihn nicht wiederzuerkennen brauchte.

Graf.

Laß Deine boshaften Anmerkungen. Ich meine, ob er wohl aussieht?

Burchiello.

Sehr wohl, denn er ist sehr blaß.

Graf.

Was sind das für verrückte Antworten, Narr?

Burchiello.

Weise Antworten, wollt Ihr sagen, gnädiger Herr: denn wer auf der Welt ist blasser als eine Leiche, und wer kann sich wohler befinden als eine Leiche, der kein Finger mehr wehe thut? Also im Ganzen hat er sich ziemlich verändert. Ein feindlicher Reiter hat ihn gezeichnet; das Wund- und

das Liebesfieber haben ihn gebleicht, und die Hiobspost hat ihn stumm gemacht.

Graf.

Hat ihn die Nachricht von meinem Tode so angegriffen?

Burchiello.

Nein, gnädiger Herr, sondern die Nachricht, daß Ihr zwei Jahre zu lange gelebt habt. Quaglia behauptet, die Botschaft von Eurer Verheirathung mit seiner ehemaligen Braut hätte ihn getroffen, wie ein Donnerschlag. Das ist wohl zu begreifen, denn es liegt gewissermaßen in der menschlichen Natur, daß man wohl gern Habe und Gut, aber nicht seine Frau von seinem Oheim erbt. Ich höre sogar, er will nach Malta gehen und das Ordenskleid nehmen.

Graf.

Das wird sich geben.

Burchiello.

Gewiß: wenn er sein Kreuz hier findet, braucht er es nicht in Malta zu suchen.

Graf.

Ist sein Gefolge stark?

Burchiello.

Ein Stallmeister, ein Diener und ein Page, der aber krank in Mailand zurückgeblieben.

Graf.

Iſt Fiammetta geſtimmt?

Burchiello.

Nein, gnädiger Herr. Fiammetta iſt ein Inſtrument, das nur einen Ton hat, da iſt nichts zu ſtimmen; aber, wenn es Euch gefällt, ſo will ich Euch einen Vorſchlag thun, wie wir ſie dennoch auf eine höchſt luſtige Weiſe zwingen können, in unſer Horn zu blaſen.

Graf.

Wenn Dein Vorſchlag etwas taugt, ſo nehme ich ihn an. Aber nun will ich meine Interimswohnung bei Dir beziehen. Es iſt hier doch nicht ſicher.

Burchiello.

Nun, wenn ein Scheintodter einmal begraben iſt, wie Ihr, gnädiger Herr, ſo hat er wohl nicht mehr viel zu fürchten. O Himmel! ich wollte, auch ich läge begraben — in einem Goldhaufen, und Smaragden und Rubinen blühten über mir.

(Sie gehen beide ab.)

Vierter Auftritt.

Gemach der Gräfin.

Clotilde (allein).

Ich werd' ihn wiedersehn. — Nun, was denn mehr?
Zwei frühere Bekannte, zwischen denen
Der breite Zeitstrom dreier Jahre fließt,
Und die herüber und hinüber nun
Die hergebrachten flücht'gen Grüße wechseln —
Das ist es, und nichts mehr. — Doch wird sein Bild
Nicht die Vergangenheit mit ihren Schmerzen
Und ihren Aengsten aus dem Grab erwecken?
Das ist es, das, was meine Brust beklemmt.
Ich könnt' ihn meiden — doch sollt' ich ihn kränken,
Um eine Stunde bitt'rer Erinnerung
Mich zu entziehn? Ja, würd' er nicht vielleicht
In meines Herzens Schwachheit gar den Grund
Der Weig'rung suchen? Nein, das soll er nicht.

Fünfter Auftritt.

Clotilde. Torquato.

(Die Mittelthüre wird von außen geöffnet, Torquato, schwarz gekleidet, tritt ein; stumme Begrüßung.)

Torquato.

Vergebet, gnäd'ge Frau, daß ich schon jetzt,
Da ich des Schlosses Schwelle kaum betreten,
Mit meiner Gegenwart Euch lästig falle.

Clotilde.

Ihr seid in Eurem Eigenthum, Herr Graf,
Ich, jetzt ein Fremdling nur in diesen Hallen,
Ich müßte mein Verweilen hier entschuld'gen,
Thät's nicht an meiner Statt mein herber Gram.

Torquato.

Wie wäret Ihr ein Fremdling in dem Schlosse,
Das Ihr dem theuern Ohm in einen Sitz
Des höchsten Erdenglücks verwandelt habt?
Ihr seid hier Herrin, unumschränkte Herrin,
So lang es Euch gefällt. Ich bleibe fern;
Denn eine Beute widriger Verödung,
Ein Abbild meines Innern würd' es werden,
Wenn ich's bewohnte; Ihr dagegen werdet
Die gastliche Gestalt, die schöne Ordnung
Die jedem Herzen wohlthut, ihm erhalten;

Von Euch beherrſcht wird's bleiben, was es war,
Des Unglücks Zuflucht, und des Gaſtes Luſt.

Clotilde.

Habt Dank für dieſe gütige Geſinnung.

Torquato.

Ich handle nicht auf Antrieb meines Herzens,
Das nicht mehr werth iſt, Etwas Euch zu bieten,
Und ſich zu freuen, wenn es Gnade fände.
Ich handle nur nach meines Ohms Befehl,
Den er im Tode noch an mich gerichtet.
Er ſendet mich, ſonſt ſäht Ihr mich nicht hier;
Zu Eu'rem Dienſte nur bin ich erſchienen.
Gebietet über mich! gebietet früh,
Gebietet ſpät, Ihr werdet mich erfreuen;
Dann tilg' ich wohl ein Tauſendtheil der Schuld,
Die aus vergang'nen Tagen auf mir laſtet.

Clotilde.

Groß iſt die Bürde der Verbindlichkeiten,
Die Euer Oheim mir hat aufgelegt:
Ich darf's nicht dulden, daß nun Ihr ſie mehret.
Auch wär' es fruchtlos, denn zu Ende geht
Mein kurzer Lebenslauf: ich will die Welt
Vertauſchen mit des Kloſters ſtiller Zelle,
Wie's einer Wittib ziemt, die in dem Gatten
Die Welt gefunden und verloren hat.

Torquato.

Das wolltet Ihr? Nein, nein! Ihr werdet nicht.
O, welch ein unglückſeliger Gedanke!
Gerecht iſt Euer Schmerz — wer nennte wohl,
Hätt' er gleich mir den edlen Ohm gekannt,
Nicht auch den thränenreichſten Schmerz gerecht?
Doch ungerecht iſt der Beſchluß des Schmerzes;
Der Schmerz ſoll nicht im innern Rathe ſitzen;
Denn ewig irre führen Luſt und Leid.

Clotilde.

Wie kann ſo ſehr Euch wundern und bewegen,
Was doch ſo oft geſchieht?

Torquato.

Das nicht! das nicht!
Nicht ſo viel Schönheit, Anmuth, Jugendreiz,
Reichthum des Herzens, Tugend, Geiſtesfülle
Wird oft begraben in des Kloſters Nacht.
O wehrt dem Schmerz, der Euch verleiten will
Eu'r ſchönes Selbſt zu haſſen, der . . . .

Clotilde.

Wem ſolch
Ein Maaß des Jammers auf das Haupt geſtürzt . . .

Torquato.

Der neigt das Haupt, wie eine Blume thut,
In deren Kelch ein allzuſchwerer Tropfen
Gefallen iſt: den grünen Nacken beugend,

Harrt ſie geduldig, bis die Sonne kommt,
Die ihre Laſt verflücht'gen, und ihr Haupt
Zum freien Aufſchwung wieder ſtärken wird.
O werft nicht weg des Lebens heitre Blume,
Weil ihr der Sturm ein Blatt . . . .

Clotilde.

Ich bitt' Euch, ſagt,
Wo traf Euch Quaglia mit der Todespoſt?

Torquato.

Im Stift Sanct Benedict, wo ich nur eben
Geneſen war von dieſer ſchweren Wunde.

Clotilde.

Wie hat er Euern Aufenthalt erfahren?

Torquato.

Ich hatt' ihn ſelbſt dem theuern Ohm genannt.

Clotilde.

Und mir hat er's verborgen?

Torquato.

O! mit Recht:
Mein Klagelied war nicht für Euch geſchrieben.

Clotilde.

Ein Klagelied? So lagt Ihr ſchwer darnieder?

Torquato.

Die Seele war faſt kränker, denn der Leib.
Zwei Jahre war ich unter Tillys Fahnen
Von Berg zu Berg, von Strom zu Strom gezogen;

Und bei des Krieges fürchterlichen Werken
Hatt' ich nicht Zeit gehabt, mein klagend Herz,
Mein scheltendes Gewissen anzuhören.
An jenem bösen Tage, wo der Tod
Den Feldherrn uns entführte, ward auch ich
Von ihm bezeichnet als ein nahes Opfer;
Doch meine treuen Reiter brachten mich
Nach mühevoller Flucht in jenes Stift,
Wo ich, trotz aller Sorgfalt meiner Pfleger,
Doch lang' ein Sterbender danieder lag.
Und als ich nun zum Leben aufgewacht,
Da war das Leben wüst, so weit ich schaute
Nicht eine Hoffnung mehr, und in der Stille,
Die mich umgab, ward laut des Innern Streit;
Denn wieder forderte das Herz sein Glück
Und ihren Bilderschatz die Phantasie,
Und beiden sagt' ich stets, es ist vorbei.
So reihten trübe Tage, trübe Monden
Sich aneinander, bis der Frühling kam;
Und bei dem ersten milden Hauch ergriff
Mich heiße Sehnsucht nach Italiens Himmel
Und allem Herrlichen, was er verklärt.
Mir ward im Geist, wie dem verlornen Sohne;
Zur Heimath drängt' es mich, ich schrieb dem

Den erſten Brief ſeit meiner thör'gen Flucht,
Es war ein Brief der Sehnſucht und der Reue.

Clotilde.

Und ſeine Antwort . . . . . ?

Torquato.

War daſſelbe Schreiben,
Das, bittrer Kunde voll, mir Quaglia brachte,
Das mir befahl, ſofort hierher zu eilen,
Um Euch, wo irgend Beiſtand Ihr bedürftet,
Als ein getreuer Diener beizuſtehn.
Gekommen bin ich nun, ach! um zu ſchauen,
Wie Ihr lebendig Euch dem Tode weihet,
Um tauſendfach zu fühlen meine Schuld,
Die Euer Schickſal ſo geſtaltet hat.

Clotilde.

Nicht dieſen Vorwurf! Ihr habt keine Schuld —
Ich ſelbſt, ich war — der Himmel fügt es ſo —

Torquato.

Nein, theure Herrin, nein! — Ich weiß es wohl —
Ich hab' es nicht verdient, daß Ihr mich höret —
Doch das iſt ja die wahre Himmelsgnade,
Die auch des Sünders Bitte nicht verwirft.
Gebt Euern unglückſel'gen Vorſatz auf,

(ihre Hand faſſend)

O gönnt dem Leben ſeinen hellſten Schmuck!

Clotilde.

Ich bitt' Euch, theurer Graf — ſeid Ihr mir gütig
Wie ehmals wohl — ſo laßt mich — morgen dann —

Torquato.

Wer würde morgen Eure Thür mir öffnen,
Wenn Ihr dem läſt'gen Bettler ſie verſchlößt?
Jetzt, bei der Hoffnung, die ich einſt beſaß,
Doch in des Zornes Wahnſinn von mir ſtieß,
Beſchwör' ich Euch, gelobt das Eine mir:
Daß Ihr ſechs Monden noch dem Leben ſchenket,
Eh' Ihr der Opfer ſchaudervollſtes bringt;
(er will niederknien)
O nur die kurze Friſt — ich kann nicht ſcheiden! —

Clotilde (ihn abhaltend).

Ja — Gott! — ich will es — ich gelob' es Euch!

Torquato (ihre Hand küſſend).

O huldreich ſeid Ihr, wie des Himmels Geiſter.

Clotilde (ihn bedeutend, daß er gehe).

Nun aber — ich bin matt — der lange Gram —

Torquato.

Ich gehe gern. Verzeiht mir, güt'ge Herrin! —
Nicht ſo mit Euch zu reden, kam ich her —
Groß aber iſt der Augenblicke Macht,
Und durch kein Zeichen wird ihr Sinn verkündigt — —

Ich ſeh Euch — wann? O Himmel — gebt nicht Acht —
Ich weiß nicht mehr, was meine Zunge ſündigt.
(Er geht ſchnell ab.)

Sechster Auftritt.

Elotilde (allein).

O wüßt' ich, was die meine hat verſchuldet!
Was hab' ich ihm geſagt? — Ich weiß nicht mehr —
Mein Gott! Wie konnt' ein Augenblick, der doch
Nicht unerwartet kam, mich ſo verwirren?
Das ſeltſame Verhältniß — freilich wohl —
Wenn ich nur nichts geſagt — o Gott — nur nichts,
Das einer falſchen Deutung fähig wäre —
Was hab' ich denn geſagt, ich thöricht Weib? —
Sechs Monden hab' ich ihm gelobt — o! wenn ich
Nur weiter nichts gethan — denn das iſt nichts:
Die nächſte Unterredung nimmt's zurück. —
(Pauſe)
Er iſt ſehr blaß — — die Narbe ſteht ihm wohl —
Die Ueberredung wohnet noch wie einſt
Auf ſeinen Lippen, milder nur geworden,
Und ſeine Bitte ſchleicht ſich leiſ' ins Herz,
Nicht mehr gebiet'riſch pochend an die Bruſt,

Als ein verlarvt Gebot Gehorsam fordernd.
Des Krieges Drangsal, der Verbannung Leiden,
Sie haben abgekühlt sein heißes Blut.

Siebenter Auftritt.

Fiammetta (kommt mit zwei angezündeten Kerzen), die Vorige.

Fiammetta.

Der Graf ist ja recht früh gegangen.

Clotilde.

Recht früh? Nun, das Gespräch war eben aus. — Was hätten wir auch viel uns sagen sollen?

Fiammetta.

Ei nun, dies und das, Eins und das Andere. Der arme Herr muß doch viel ausgestanden haben, denn er ist gewaltig heruntergekommen. Aber Burchiello sagt, wenn er auch keine rothe Lippen mehr hätte, so hätte er dafür eine rothe Narbe, und ich muß sagen, die rothe Narbe läßt ihm recht gut.

Clotilde.

Mir aber scheint er durch die Narb' entstellt.

Fiammetta.

Behüte, gnädige Frau, Burchielle sagt, bei uns

Frauenzimmern wäre eine Narbe eine wahre Empfehlung. Wie gefällt Euch der Graf denn sonst?

Clotilde.

Sonst ist er milder und geduldiger,
Und kühlern Blutes als er eh'mals war.

Fiammetta.

Er ist also zahm geworden? das ist schön! Ihr seid auch nicht mehr das wilde Vögelchen, das Ihr als Fräulein waret; also paßt Ihr jetzt trefflich zu einander.

Clotilde.

Bist Du schon schläfrig, daß im Traum Du sprichst?

Fiammetta.

Im Traume? ich dächte gar! Im Traume rede ich nichts als dummes Zeug, und ich glaube, ich habe in meinem Leben nicht klüger gesprochen, als jetzt. Oder wollt Ihr ihn etwa nicht heirathen? Sind etwa drei Jahre nicht lange genug für einen verliebten Zank? Ihr müßt ihn heirathen, gnädige Frau, das versteht sich; aber macht um Gotteswillen nicht lange Federlesen, sonst säet der böse Feind am Ende wieder Waizen unter das Unkraut.

Clotilde.

Unsinn'ge! nicht nur Thorheit, Frevel wär's;
Denn wisse, daß ich ein Gelübd gethan,
Dem frommen Klosterleben mich zu weihen.

Fiammetta.

Dem Kloſter? ha, ha, ha! Seht mir doch!
Das Kloſter iſt nicht auf den Kopf gefallen —
das wäre ſo ein Biſſen! Es ſoll mir nur kommen,
das Kloſter, das! Ich will ihm die Wege weiſen.
Die Buckligen mag es nehmen, und die Einäugigen
und die Unglücklichen, die keine Männer kriegen ....

Clotilde.

Halt ein —

Fiammetta.

Das Kloſter ſoll ſich heimleuchten laſſen. Der
liebe Gott wird gerade ſo ein Bild, wie Ihr ſeid,
geſchnitzt haben, damit das Kloſter eine Vogel-
ſcheuche von Nonne daraus mache.

Clotilde.

Halt ein! Du Läſtrerin, wenn Du nicht willſt,
Daß ich in dieſer Stunde Dich entlaſſe.
Es wäre längſt geſchehen, wenn die Gewohnheit
Der Jugend mich nicht ſtärker an Dich bände,
Als Deine Thorheit mich zurücke ſtößt.
Das Heil'ge ſchmähſt Du, da aus freiem Willen
Ich das Gelübde, das Dich kränkt, gethan?
Nie laß mich wieder ſolche Reden hören,
Wenn meine Freundſchaft Dir am Herzen liegt.

(Sie geht durch die Seitenthür ab.)

Achter Auftritt.

Fiammetta (allein).

Ach! ſie will nur vor unſer einem etwas voraus haben, und man ſoll denken, es liege ihr nichts an einem Manne. Meinetwegen! ich will doch thun, was ich will. Ich habe mir Alles ſchon ausgerechnet; ſie muß den jungen Grafen heirathen, und ich heirathe den Burchiello,

(Burchiello guckt, ohne daß ſie es bemerkt, zur Mittelthüre herein)

ſo bleiben wir alle hier beiſammen. Burchiello ſträubt ſich zwar, wie die gnädige Frau;

(Burchiello zieht ſich zurück)

aber ſie müſſen Beide daran glauben. Das Kloſter? — Seht mir doch! Und warum? — man möchte vor Aerger platzen! — des ſeligen Gatten halber!

Neunter Auftritt.

Der Graf, ganz weiß gekleidet, ſonſt in ſeiner natürlichen Geſtalt, tritt zur Mittelthüre herein, und bleibt dort ſtehen. Die Vorige.

Fiammetta.

Wahrhaftig, der ſelige Gatte war auch eine Fratze, um ſich ihm zu Gefallen ins Kloſter ein-

zuſperren. Und es war gar nicht ſo arg mit ihrer Liebe, man hätte ſchwören ſollen, ſie wären nicht einmal Mann und Frau. Sie ſoll nicht ins Kloſter! Sie ſoll nicht!

(Sie kehrt ſich um und erblickt den Grafen.)

Alle guten . . . . . .

(Die Sprache verſagt ihr, und ſie bleibt unbeweglich ſtehen.)

Graf.

Es ſoll mein Weib nicht meinen Neffen frei'n.
Horch, Frevlerin! Wenn ſie ſich je verbinden,
Sollſt Du Dein Brautbett in der Flammenpein,
Im Schwefelpfuhle Deinen Bräut'gam finden:
Auch darfſt Du's Keinem, daß ich kam, verkünden:
Ade, Du Schwefelbraut, gedenke mein!

(Die Mittelthüre öffnet ſich, der Graf tritt rückwärts hinaus.)

Flammetta

(in den Seſſel fallend, vor dem ſie ſteht).

Ich hab 'nen Geiſt geſehn, das iſt mein Tod!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Der Garten am Schloſſe.

Burchiello, Fiammetta.

Fiammetta.

Ach, guter Burchiello, Du kennſt mich doch ſchon manches Jahr, und weißt beinah Alles, was ich gethan habe. Sage mir ehrlich, wenn ich jetzt ſtürbe, meinſt Du, daß ich in die Hölle käme?

Burchiello.

Je nun, wenn es Dir darum zu thun wäre, große Schwierigkeiten würde es nicht machen.

Fiammetta.

O Du Böſe — — Nein, lieber Burchiello, es iſt mir nicht darum zu thun; aber ich frage Dich, ob Du glaubſt, daß ich meiner Sünden wegen in die Hölle kommen werde?

Burchiello.

Ich kenne Deine Sünden kaum zur Hälfte, und, die ich kenne, ſind zahllos wie der Sand am Meere.

Du haſt viel unnütze Worte geſprochen in Deinem Leben.

Fiammetta.

Ach Gott! ich kann die Worte nicht halten, wie andere Leute das Lachen nicht halten können.

Burchiello.

Du haſt viel geſündigt mit den Gedanken, denn Du haſt allezeit einen Mann begehrt.

Fiammetta.

Nicht allezeit, guter Burchiello, erſt ſeit meinem zwölften Jahre.

Burchiello.

Nun, ein Dutzend Jahre voll böſer Begierden iſt auch ſchon genug. Von Deinen Werken will ich gar nicht reden, denn Du biſt ohnehin in einer ſehr bedenklichen Lage. Auch ob Du in die Hölle kommen wirſt, will ich nicht entſcheiden; aber auf ein höchſt angreifendes Fegefeuer mußt Du Dich allerdings gefaßt machen.

Fiammetta.

Ach gerechter Gott! (weinend)

Burchiello.

Aber ſage mir doch, warum Du mit dem Sterben ſo eilen willſt? Du denkſt vielleicht, daß die Welt nicht viel an Dir verliert; die Selbſterkenntniß iſt lobenswerth, aber die Beſcheidenheit muß

ihre Grenzen haben. Oder haſt Du etwa eine Ahnung, oder gar eine Erſcheinung? . . . . . .

Fiammetta.

Keine Erſcheinung! keine Erſcheinung! Ich will nichts wiſſen von der Erſcheinung. Willſt Du mich ins Unglück bringen, Du abſcheulicher Menſch?

Burchiello.

Bewahre? Du haſt alſo keine Erſcheinung —?

Fiammetta.

Nein! nein! nein!

Burchiello.

Nun, ſo wirſt Du auch nicht ſterben, liebe Fiammetta.

Fiammetta.

Ach ja, guter Burchiello, mit mir iſt es aus, das fühle ich. Sieh doch nur, wie blaß ich bin, und wie ſich meine Züge verändert haben.

Burchiello.

Ja, Du biſt blaß, wie eine Schauſpielerin, die ſich die Schminke abgewiſcht hat, weil ihr ein Geiſt erſchienen iſt, und Deine Züge ziehen ſich ein wenig in die Länge. Aber ſterben wirſt Du deswegen nicht.

Fiammetta.

Ich werde ſterben, ſage ich Dir, ich werde.

Burchiello.

Nimmermehr. Du wirſt nicht ſterben, darfſt nicht ſterben, kannſt nicht ſterben, ſollſt nicht ſterben.

Fiammetta.

Ich ſoll nicht? Willſt Du mich daran hindern, Du Böſewicht? Soll ich vor Dir nicht einmal ruhig ſterben können?

Burchiello.

Und ſoll ich meine Braut mir nichts dir nichts ſterben laſſen?

Fiammetta (ihm die Hand reichend).

Ja, wenn Du es ſo meinſt, guter Burchiello —

Burchiello.

Freilich ſo, und ich wollte es jetzt erſt recht ernſtlich meinen. Da Du aber, wie Du ſelbſt ſagſt, mit dem Tode auf ſo vertrautem Fuße ſtehest — — — —

Fiammetta.

Ach ja! aber könnten wir nicht ein Paar Wochen Eheſtand noch mitnehmen?

Burchiello.

Es läßt ſich davon reden; auf jeden Fall bekehre Dich nur, liebes Kind; beſſre Dich in Gedanken, Worten und Werken.

Fiammetta.

Ja, das will ich gewiß, lieber Burchiello. Ver-

gieb mir nur, wenn ich Dir in etwas zuwider gelebt habe. Ich ſehe auch nun ein, daß ich der gnädigen Frau die Heirath mit dem Grafen Torquato widerrathen muß.

Burchiello.

Freilich mußt Du, dann kannſt Du gewiß darauf rechnen, daß ſie ihn nimmt.

Fiammetta.

Nein, Burchiello, ſie ſoll ihn nicht nehmen. Ich meine es ernſtlich, ſie ſoll ihn nicht nehmen.

Burchiello.

Natürlich, ſo mußt Du ſprechen.

Fiammetta.

Nein, nicht ſo! ſie ſollen ſich wirklich nicht heirathen.

Burchiello.

Verſteht ſich. Du machſt es allerliebſt!

Fiammetta.

Ich mache es ja nicht, ich meine es wirklich ſo: es iſt ſündlich den leiblichen Neffen ihres verſtorbenen Mannes — —

Burchiello.

Höchſt ſündlich, mußt Du ſprechen, eine Todſünde ihn zu heirathen.

Fiammetta.

Obendrein, da der ſelige Herr noch kaum kalt iſt.

Burchiello.

Laß Dich küſſen, Goldmädchen, daß Du ſo trefflich in meine Gedanken eingehſt. (indem er ſie umarmt) Ja ſo mußt Du ſprechen, wenn Du ſo ſprichſt, glaubt ſie gewiß, daß es Dein Ernſt iſt.

Fiammetta (ihn zurückſtoßend).

Was? Du Schuft? Iſt es etwa nicht mein Ernſt?

Burchiello.

Nun, Du probirſt Deine Rolle, ich bin zufrieden damit, und ſo kannſt Du immer die Larve ablegen.

Fiammetta.

Larve ſelbſt! abſcheuliches Fratzengeſicht, Du! Willſt Du ein todtkrankes Mädchen vollends zu Tode kränken, Du Böſewicht? (weinend) Es iſt mein bittrer Ernſt, ſie ſollen ſich nicht heirathen, hörſt Du? ſie ſollen nicht; und müßte ich ſie mit den Zähnen auseinander reißen. Bekehren will ich mich auch nicht — Dir zum Poſſen, ruppiger Narr, und ſollte ich in die Hölle kommen, ich will mich nicht bekehren!

(Sie läuft fort.)

Zweiter Auftritt.

Burchiello (allein).

Das iſt die ſehr ſchätzenswerthe Tugend der Aufrichtigkeit; ſie ſagt grade heraus, daß ſie ſich nicht bekehren will. Das Fräulein aber und der junge Graf halten ſich ſelbſt und jedes das Andere für bekehrt, und der alte Herr hält ſie Beide dafür. Dennoch ſetze ich meine Narrenkappe gegen einen Doctorhut, wenn ſie heute wieder Liebesleute werden, geht morgen der alte Tanz wieder los. — Da kommt der Oheim und der Neffe tief im Geſpräch; ich wette, ſie reden von der Bekehrung.

(Er geht ab, bald darauf treten von der andern Seite der Graf und Torquato im Geſpräch auf.)

Dritter Auftritt.

Graf, Torquato.

Torquato.

So iſt Euch auch bekannt, ehrwürd'ger Vater,
Durch welchen Jugend-, welchen Thorenſtreich
Ich damals ſie verlor?

Graf.

Ich weiß es, Herr.
Sie hat mir Alles, was ſich zugetragen,
Seit ſie Euch kennen lernte, mitgetheilt.

Torquato.

O lehrt mich doch begreifen, wie ich einſt
Sie ſehen und hören konnt', und doch ihr zürnen.
Denn wenn auch bitter waren ihre Worte,
Und wenn von Zorn auch glühten ihre Blicke,
War's ihre Stimme, war's ihr Auge doch.

Graf.

Muthwillig wirft der Jüngling oft den Brand
In das Gebäude ſeiner Lebensfreuden,
Aus deſſen Trümmern ſich nachher der Mann
Mit vieler Müh' ein ärmlich Häuschen baut.

Torquato.

Warum denn iſt der Menſch ſo wunderlich
Von der Natur geformt, daß er das Glück
Erſt dann genießen lernet, wann die Stunde
Des Glücks vorüber iſt? Was hilft mir's nun,
Daß ich im fremden Lande, fern von allem
Was ich geliebt, der Liebe Werth erkannt?
Daß Leiden und Entbehrung mich geläutert,
Mein Blut gekühlt, Ergebung und Geduld
Gelehrt mich haben? ach, was hilft mir's nun,
Da ich mein Glück nicht mehr erreichen kann?

Graf.

Die Lieb' iſt alſo mit Euch heimgekehrt?

Torquato.

Geweſen iſt ſie immerdar mit mir,
Und heißer dort und ſchmerzlicher als je:
Wie könnt' ein Herz auch etwas And'res fühlen,
Als Liebe, heiße Lieb' in ihrer Nähe?
Sie nahm mich gütig auf, zwar ernſt doch mild.
O ſie iſt mild geworden wie ein Geiſt,
Den ird'ſcher Bluteslauf nicht mehr verwirrt.
Sie war auch ſonſt in ihrem Feuer ſchön,
Doch ſchöner iſt ſie nun in ihrer Milde.

Graf.

Sie hat, geſteht ſie ſelbſt, in früh'rer Zeit
Gar viel an Leidenſchaftlichkeit gelitten,
Doch keine Spur davon hab' ich entdeckt,
In ihr vielmehr den ſanften Sinn gefunden,
Den wahrhaft weiblichen. Man ſollte glauben,
Daß der verſtorbne Graf ſie nur geehlicht,
Für Euch, für Euer Glück, ſie zu erziehn.

Torquato.

Für mich? O Himmel! — Wäre Hoffnung noch?

Graf.

Auch nicht die kühnſte Hoffnung gäb' ich auf,
Wär' ich ein Jüngling noch.

Torquato.

O sprecht, Ehrwürd'ger!
Ihr habt ihr Herz geprüft, durchschaut — o saget,
Ob noch ein Funke jener Liebe glimmt?

Graf.

Ich weiß es nicht. Ihr müßt es selbst erforschen;
Habt Ihr verworfen damals das Erworbne,
So sucht jetzt das Verworfne zu erwerben.

Torquato.

Wie gern — — doch das unselige Gelübde! —

Graf.

Ist nichts als ein Versprechen, das bis jetzt
Nur mir gegeben worden; ungebraucht
Hab' ich es liegen lassen im Gedächtniß,
Und geb' es gern zurück, wenn sie es fordert.

Torquato.

Ja, ja, ich will es. Dank, ehrwürd'ger Vater!
Ihr habt den Muth in meiner Brust erwärmt,
Der ganz erstarrt war von des Zweifels Kälte.
Ja, werben will ich wieder um die Gunst
Der Göttlichen, so ämsig, standhaft, feurig,
Wie um den Himmel wirbt ein Büßender.
Nicht nur dem Wort, an dem man deuteln kann,
Will ich mein Glück vertrau'n, ich will auch Blick,
Gang, Stellung, Haltung, Mienenspiel, Bewegung,

Gewöhnen für den Schweigenden zu bitten;
Ich will ſo ganz und gar in die Geberden
Des Flehenden mich kleiden, daß mein Bild,
Es mag im Traum, im Wachen ihr erſcheinen,
Als Flehendes erſcheinet, und ſie rührt.

Graf.

Kommt ſie dort nicht den Laubengang herunter?
Geht ihr entgegen; ein ſo ſchöner Abend
Erſchließt das Herz für zärtliche Gefühle.

Torquato (geht links ab).

Vierter Auftritt.

Graf (allein).

So bin ich nahe dem erwünſchten Ziele,
Die beiden mir vor allen theuren Weſen
Vereint zu ſeh'n durch ein beglückend Band.
Sie haben ſchwere Prüfungen beſtanden,
Und in der Prüfung Feuer ſich geläutert,
Gewonnen Mäßigung und Geiſtesruhe,
Die einz'gen Bürgen dauerhaften Glücks.
Oft hat der wunderlichen Mittel wegen,
Die ich ergreifen mußte, mir gebangt;

Doch nun hat Alles günſtig ſich gewendet,
Und herrlich iſt das Werk, das ich vollendet.

(Er geht rechts ab; bald darauf erſcheinen von der linken Seite)

Fünfter Auftritt.

Clotilde und Torquato.

Clotilde.

Ich geb' Euch recht. Manch ſchönen Abend ſchon
Genoß ich hier, und jeder ſchien mir neu;
Denn unerſchöpflich reich iſt die Natur.
Ich bin jetzt gieriger auf den Genuß,
Weil ich nun bald, zum Theile mindeſtens,
Ihn in des Kloſters Mauern werd' entbehren;
Denn mein Gelübd' — — —

Torquato.

O! theure Herrin, laßt!
Trübt nicht das ſchöne Bild der Gegenwart
Durch einen Hintergrund von düſtrer Zukunft:
Wer weiß denn auch, was uns die Zukunft bringt?
Und wüßt' es Einer, könnt' er's darum hindern?
Warum denn ſollt' ich in die Zukunft ſpähen
Aus dieſer ſtillen, heitern Gegenwart,

Wo mir's vergönnt iſt, Euch zu ſehn, zu hören,
Mit Euch zu reden, neben Euch zu athmen?
Und wenn dies ſüße Loos mir nicht genügte,
Könnt' ich nicht ſchau'n auf die vergangnen Tage,
Da ihre Geiſter hier mich rings umſchweben?

Clotilde.

Gefährlich iſt's mit Geiſtern zu verkehren.

Torquato.

O wenn Ihr die Erinn'rung wollt verbieten,
So iſt das Leben arm, denn ſeine Freuden
Sind faſt nur Hoffnung und Erinnerung.
Was uns der nächſte Augenblick verſpricht,
Iſt jetzt noch Hoffnung, einen Augenblick
Nach dem Genuſſe, wird's Erinn'rung ſein.

Clotilde.

Wenn nun die Wirklichkeit der Schlange gleich
Uns aus den Händen ſchlüpft, iſt's dann nicht klug,
Mit ihr ſo früh wie möglich abzuſchließen?
Könnt Ihr mich tadeln, daß ich's will, und bald
Im Laufe noch des nächſten Mondes will?

Torquato.

Thut, edle Herrin, thut, was Euch gefällt.

Clotilde (ſich verletzt fühlend).

Ich wußt' es wohl, daß Ihr im Scherze nur
Auf das Verſprechen der ſechs Monden drangt;
Und ſo als unverfänglich gab ich's Euch.

Torquato.

Nein, theure Herrin, Ihr verſteht mich falſch.
O laßt mich offen ſein! Ihr habt wohl nie
An meiner Lieb' im Ernſte zweifeln können;
Und ſo wie damals hab' ich fort und fort,
Ja, heißer Euch geliebt, und lieb' Euch noch.
Doch wußt' ich gleich, als mir die Botſchaft ward,
Mein Oheim ſei nicht mehr, hab' eine Wittwe,
Hab' Euch als eine Wittwe hinterlaſſen,
Da wußt' ich gleich, daß Ihr, wiewohl nun frei,
Auf ewig doch für mich verloren wäret.
Gefaßt war mein Entſchluß bevor ich kam,
Nach Malta geh' ich, um das Kreuz zu nehmen,
Sobald ich Euch in ſichrer Freiſtatt weiß.
Hoch bring' ich mein zerſtörtes Leben an,
Wenn für die Ruh' der Chriſtenheit ich's laſſe.

Clotilde.

Das ſollt Ihr nicht — —

Torquato.

Das muß ich, theure Herrin.
Ihr werdet mich nicht tadeln: ein Verluſt,
Der Euch ſo tief unmöglich ſchmerzen kann,
Wie mich der meine, heißt Euch Gleiches thun.

Clotilde.

Wenn Ihr wie ich im Leben keinen Wunſch
Gar keinen Wunſch mehr habt —

Torquato.

Ich habe keinen,
Weil ich den einz'gen, den ich hegen könnte,
Nicht hegen darf. Doch eine Bitte, Herrin.
Die wen'gen Tage, die das Schickſal noch
In Eurer Näh' zu weilen mir vergönnt,
Beraubt ſie nicht des Schmuckes, der allein
Sie lebenswerth mir macht! laßt mich Euch ſehn
Und hören, ſeid mir freundlich, duldet mich;
Dann werd' ich wie der Krank' im Sonnenſchein
Des Leidens Nachwehn leichter überwinden.
So ganz habt Ihr gewiß mich nicht verſtoßen,
Daß Ihr auch dieſe Bitte von Euch wieſ't.

Clotilde.

Bin ich denn Eure Feindin? habt Ihr mich
Denn mehr beleidigt, als ich Euch gekränkt?
Wir trugen, mein' ich, damals gleiche Schuld:
Als heft'ge Kinder löſten wir den Bund,
Wie wir als heft'ge Kinder ihn geſchloſſen.

Torquato.

O, wär' ich ewig ſolch ein Kind geblieben!
Der Tag, an dem den ſüßen Bund wir ſchloſſen,
Es war ein heil'ger Tag, und keinen gleichen
Wird mir der Lauf der Sterne wiederbringen.
Wißt Ihr noch, wo's geſchah? O blickt umher!

Hier war es, dieſe Bäume waren Zeugen.
Ach, fröhlich grünen ſie, und ſchmücken ſich
Mit bunten Blüthen, und die Lebensblume,
Die ſie erblühen ſahen, iſt verwelkt!

Clotilde.

Wie? Wär' es dieſer Ort . . . .?

Torquato.

Gewiß, er iſt's.
O kehrt' ich auch nach tauſend Jahre wieder,
Und läge wüſt die Erd', ich fänd' ihn aus.
Mein Oheim gab ein glänzend Feſt: Ihr waret
Mit Eurer ſel'gen Mutter auch geladen;
Doch kamt Ihr ſpät. Ich war Euch damals ſchon
Mit heißer Liebe zugethan: Ihr hattet
Mir ſchon manch ſchüchtern freundlich Wort geſchenkt,
Und manchen Blick, den ich zu deuten wagte.
Wir kehrten heim von einem Bogenſchießen,
Womit wir Jüngern uns im Park beluſtigt;
Ich ging allein, dem Grame nachzuhangen,
Daß mich die Hoffnung, Euch zu ſehn, getäuſcht;
Doch hier vorüberſchreitend, fand ich Euch
In ſtillem Sinnen auf dem Raſenſitze.
Gedenkt es Euch?

Clotilde.

Ich glaube, ja — ſo war's?

Torquato.

O, güt'ge Herrin! ſitzt noch einmal ſo!
Laßt mich das ſüße Bild noch einmal ſchauen.
(Er führt ſie zur Raſenbank.)

Clotilde.

Wie? kommt Ihr aus des Krieges ernſter Schule,
Und habt Gefallen noch am Kinderſpiel?
(Sie ſetzt ſich nieder.)

Torquato.

Ihr ſtützet Euch hier auf des Sitzes Ecke,
Und in der Hand ruht' Euer ſchönes Haupt.
(Clotilde nimmt die Stellung an, die er angiebt.)
O himmelſchönes Bild! ſo fand ich Euch!
Ihr trugt ein Sammetkleid, Vergißmeinnicht
War ſeine Farb', um Euern Nacken ſchlang
Die goldne Kette ſich, drei Perlenſchnüre
Bezwangen Euch der dunkeln Locken Fülle:
Gedenkt's Euch noch?

Clotilde.

Ja wohl gedenkt es mich!

Torquato.

Ihr wolltet aufſteh'n, doch mein flehend Wort
Hielt Euch zurück. Kühn machte mich die Güte,

An Eurer Seite nahm ich meinen Sitz.
(Er ſetzt ſich neben ſie.)
Von meines Herzens Furcht Euch nicht zu ſehn,
Von ſeiner bangen Sehnſucht, ſeiner Wonne,
Da Ihr nun doch gekommen, ſprach ich viel,
Ihr aber ſchwiegt; doch war's kein finſtres Schweigen,
Es war jungfräulich ernſt. Und leiſe ſchlich
Sich meine Hand in Eure Schwanenhand,
(Er faßt ihre Hand.)
Zur ſtummen Liebesbotin mir zu dienen.
(Clotilde will ihre Hand wegziehen, er hält ſie feſt.)
Zurückziehn wolltet Ihr die Hand, doch wart Ihr
Zu gütig, um das Wollen zu vollbringen.
Ich hob behutſam ſie an meine Lippen,
Und hauchte drauf der Seele Liebesgluth.
(Er küßt ihre Hand.)
Ihr, abgewandten Blickes, ſagtet mir
Durch ſanften Druck, daß Ihr mein Herz verſtanden.
Gedenkt's Euch noch?

Clotilde (abgewandt ihm die Hand drückend).

Ach wohl gedenkt es mich!

Torquato.

Wie eine Ahnung zuckt's durch meine Glieder:
Jetzt oder niemals wird der Himmel dein!
(Er wirft ſich vor ihr nieder.)

Kühn warf ich mich zu Euern Füßen nieder:
O sprecht es aus, was soll mein Schicksal sein?
Ihr seid an warmer Sonne ja geboren,
Nicht träge schlägt das Herz in kalter Brust!
O sprecht! ist Eure Liebe mir verloren,
So ist im Tode ferner kein Verlust;
Er ist Gewinn; denn Qual nur ist das Leben
Und jeder Athemzug ist scharfe Pein. —
Ihr könnt, Ihr werdet wieder mich erheben;
Und meines Lebens guter Engel sein.
Ich sehe Thränen Euer Aug' umdüstern;

(Er legt den Arm um ihren Nacken.)

Ist's Morgenthau der Liebe, den es weint?

(Sie näher an sich ziehend)

Ihr senkt das Haupt, ich hör' Euch leise flüstern.

Clotilde.

O schonet — schonet — mein, geliebter Freund!

(Sie läßt ihr Haupt auf seine Schulter sinken, Pause. Dann erscheint Fiammetta im Hintergrunde und hustet stark. Clotilde und Torquato fahren erschrocken auf. Fiammetta entflieht.)

Torquato.

Was war's?

Clotilde.

Hat man gehorcht?

Torquato (umherſehend).

Ich ſehe nichts.

(Er kehrt zu Clotilden zurück.)

Vergebt mir, gût'ge Herrin!

Clotilde.

Laßt! o laßt!

Denn auch Erinn'rung, ſind' ich, kann erſchöpfen.

Torquato.

Erinn'rung nur? O Gott! Mir klang's wie Hoffnung!

War's Täuſchung? — Ach, ein Wort! — War's Täuſchung nur?

Clotilde.

Ich bitt' Euch ſehr — —

Torquato.

Recht, recht! geliebte Herrin:

Ich will nicht in Euch dringen, will nicht fragen,

Nicht heut', nicht morgen, nicht den ganzen Mond.

Ich will geduldig harren, bis im Herzen

Ihr wieder Frieden fühlet, will auch dann

Nicht grelle Worte fordern. War es Hoffnung,

So ſendet mir den heitern Myrthenzweig;

War's nur Erinn'rung mit der Geiſterblaſſe,

So ſei's ein Zweig der trauernden Cypreſſe!

(Er geht ſchnell ab.)

Sechster Auftritt.

Clotilde (allein).

Was iſt geſchehn? Hat einen Augenblick
Der Wahnwitz mich befallen, daß ich ſo,
Mich ſo hinreißen ließ von der Erinn'rung,
Vergeſſend meinen Kummer, mein Gelübde,
Mich ſo benahm, daß er nun Urſach hat
Vergangenheit für Gegenwart zu halten?
Denn weiß er wie auf zarte Frauennerven
Vergangenen Geſchicks Erinn'rung wirkt? — —
Weg mit der Larve, Heuchlerin! hör' auf,
Du falſches Herz, mich ſchamlos zu belügen!
Du haſt ihn ſtets geliebt, und liebſt ihn noch.

(Sie ſetzt ſich wieder auf die Raſenbank; bald darauf ſchleicht Fiammetta herbei.)

Siebenter Auftritt.

Clotilde und Fiammetta.

Fiammetta (für ſich).

Ich muß mich drein legen, ſo lang ich bin. Es geht um meinen Hals, und ich will meinen Hals behalten, wenn auch die böſen Zungen ſagen, daß er nicht weiß genug iſt. (laut) Ach, gnädige Frau!

Clotilde (aufſtehend).

Was giebt's? Biſt Du ſchon früher hier geweſen?

Fiammetta.

Ach ja, gnädige Frau.

Clotilde.

Und haſt gehuſtet?

Fiammetta.

Ach ja, gnädige Frau. Ich konnte Euch in der Geſchwindigkeit nicht anders retten, und da verſuchte ich es mit dem Huſten.

Clotilde.

Mich retten, Thörin? und wovon mich retten?

Fiammetta.

Ach, Ihr waret doch in einer ſehr verfänglichen Lage, denn Ihr laget in den Armen — —

Clotilde.

Schweig! Hat auch Dich die Raſerei ergriffen?

Fiammetta.

Nein, ich bin kerngeſund, wenn mir auch der Tod ſchon auf der Zunge ſitzt. Aber ſo lange die Zunge noch nicht ſteif iſt, will ich ſie brauchen zu Euerm Beſten. Ihr dürft den jungen Grafen nicht heirathen; es könnte Euch verderben zeitlich und ewiglich.

Clotilde.

Unſinnige! war von Heirath hier die Rede?

Fiammetta.

Nein, die Rede nicht, aber die Geberden. Ach Gott! ich verdenk' es Euch gar nicht; aber es ist eine gar zu große Sünde. Er ist ein zu naher Blutsverwandter des seligen Herrn, und der selige Herr war ein leibhafter Engel, und hat kaum die Augen zugedrückt, und Ihr habt ein frommes Gelübde gethan, das Ihr schlechterdings erfüllen müßt. Ach ja, gnädige Frau, geht hübsch in's Kloster; Ihr könnt da ein recht lustiges, gottseliges Leben führen, und die Nonnentracht wird Euch gewiß so hübsch stehen, daß sich alle Pater in Euch verlieben werden.

Clotilde.

Dreimal Verrückte! hört' ich gestern nicht
Das Gegentheil von allem, was Du sagst?

Fiammetta.

Ach gestern war ich mit Blindheit geschlagen.

Clotilde.

Was leih' ich auch mein Ohr so tollen Reden!

(Sie geht heftig ab.)

Fiammetta.

Der Herr Graf ist immer noch ein lustiger Herr.

Clotilde (zurückkommend).

Wie meinst Du das? Was für ein lust'ger Herr?

Fiammetta.

Nun, ein Herr der luſtig iſt, und ſich luſtig macht, heute hier liebt, morgen dort.

Clotilde.

Er liebt? Wen liebt er? Sprich Unglückliche!

Fiammetta.

Er liebt, freilich liebt er, aber wen? Ja, gnädige Frau, wen er liebt, das weiß ich noch nicht.

Clotilde.

Du weißt es! Unverſchämte: ſag' es, oder
Laß Dich nicht mehr vor meinen Augen ſeh'n!

Fiammetta.

Ach gnädige Frau, ich weiß es freilich, denn ich habe ſchon mit dem Kammerdiener Eins und das Andere geſprochen. Wenn Ihr mir verſprechen wolltet zu ſchweigen — —

Clotilde.

Wohl, ich verſprech' es Dir.

Fiammetta.

Nein, gnädige Frau, ſchwöret lieber, das iſt ſicherer.

Clotilde.

Nun ja denn, ja, ich ſchwör's. Wen liebt er? wen?

Fiammetta.

Es iſt eine in Mailand — —

Clotilde.

Unmöglich! seit drei Jahren ist in Mailand
Er eine kurze Stunde nur gewesen.

Fiammetta.

Er könnte sich wohl in aller Schnelligkeit verliebt, oder gar Eine mitgebracht haben.

Clotilde.

Recht! Mitgebracht! — In Mailand sie gelassen?

Fiammetta.

Ja, ganz richtig; der junge Page, der dort krank zurückgeblieben — — —

Clotilde.

Ist ein verkleidet Frauenzimmer? nicht?

Fiammetta (verblüfft).

Verkleidet Frauenzimmer? — Ja, ja! ein verkleidetes Frauenzimmer — ganz recht. Wie Ihr doch alles errathet!

Clotilde.

Ha schändlicher Betrüger! Bösewicht!

Fiammetta.

O, gnädige Frau, kratzt ihm die Augen aus!

Clotilde.

Fort, Närrin, fort! Du widerwärt'ge Närrin!

(Fiammetta geht ab.)

Achter Auftritt.

Clotilde (allein).

O gût'ger Himmel! zwei Minuten nur,
Nur zwei Sekunden nimm aus meinem Leben!
Mach einmal ungeſchehen, was geſchah.
O tiefe Schmach! Wie wird er triumphiren,
Mit welchem Hohngelächter ſeiner Buhle
Auftiſchen dieſes Liebesabentheuer
Mit ſeines Oheims Wittwe, der Matrone
Von Epheſus, und prahlend Cäſars Worte:
Ich kam, ich ſah, ich ſiegte, wiederholen!
Ich kann's nicht leugnen — o verzehrend Feuer! —
Ja, ja, er hat geſiegt, und über mich! — —
Noch nicht! noch nicht! — Mein edler Stolz, erwache!
Solch ungeheu'rer Frevel fordert Rache!

(ab.)

Vierter Akt.

Erſter Auftritt.

Ein Pavillon im Garten (Akt 1).

Clotilde und Fiammetta.

Fiammetta.

Ja, gnädige Frau, ich gehe mit Euch in's Kloſter, wenn Burchiello ein Schelm iſt, und mich ſitzen läßt.

Clotilde.

Sei keine Thörin! hab' ich Dir nicht oft
Genug geſagt, daß Burchiello Dich
Zum Beſten hat? Daß Du ihn liebſt, das iſt
So närriſch nicht: er iſt kein übler Mann,
Und ſeine Poſſen wiegen oft an Geiſt
Die ernſten Reden manches Weiſen auf;
Doch daß Du ſeinen Worten Glauben ſchenkſt,
Und in dem Spötter einen Freier ſiehſt,
Das iſt höchſt thöricht: denn er kann nicht lieben,
So wie mein Papagey nicht ſingen kann.

Fiammetta.

Es käme noch darauf an, wenn Ihr Euch meiner annähmet und ein Wort — —

Clotilde.

Nun denn ein Wort! Er hat mir selbst bekannt,
Daß er nur seinen Scherz mit Dir getrieben:
Sei künftig klüger und genug davon.

(Sie geht durch die Mittelthüre ab.)

Zweiter Auftritt.

Fiammetta (allein).

O der Böſewicht! — Ja, nun will ich thun, was ich mir ausgedacht habe. Der Graf ſoll dir deinen Lohn geben. Ohnehin muß ich auch ihm etwas aufheften, daß er die gnädige Frau gehen läßt, oder in der Wuth wieder auf und davon reitet, ſonſt kommt noch Alles an den Tag. Gott ſei es geklagt, man kommt in dieſer argen Welt mit einer Lüge nicht durch.

Dritter Auftritt.

Torquato (tritt ein). Fiammetta.

Torquato.

Iſt Deine Gebieterin im Garten?

Fiammetta.

Nein, gnädiger Herr.

Torquato.

Wo iſt ſie?

Fiammetta.

Ich glaube in der Meſſe.

Torquato.

Da iſt ſie nicht.

Fiammetta.

Nun ſo iſt ſie vermuthlich wo anders. Ihr wünſcht vielleicht ſie zu ſprechen, gnädiger Herr?

Torquato.

Ich muß ſie ſprechen.

Fiammetta.

Ich merke wohl, gnädiger Herr, daß Ihr die gnädige Frau immer noch ſehr lieb habt, und Ihr wißt, ich bin immer auf Eurer Seite geweſen, und habe Euch die Stange gehalten.

Torquato.

Ich weiß, und dankbar hab ich mich gezeigt.

Fiammetta.

Ja, Ihr seid immer ein freigebiger Herr gewesen, das weiß der liebe Gott und ich.

Torquato.

Und wenn Du ferner gleichen Dienst mir leistest, Erwartet Dich auch gleiche Dankbarkeit.

Fiammetta.

Nicht um aller Welt Herrlichkeit! Denn ich sage Euch, gnädiger Herr, und ich weiß recht gut, was ich sage, und Ihr könnt glauben, ich habe recht gute Gründe zu sagen, es wäre nicht zu Euerm Glücke.

Torquato.

Zu meinem Glück nicht? Wie verstehst Du das?

Fiammetta.

Ich weiß schon, wie ich es verstehe.

Torquato.

Ist ihre jetz'ge Sanftmuth, ihre Milde
Vielleicht nur Maske? herrscht im Stillen noch
Das heftige Gemüth, leicht zu entzünden?

Fiammetta.

Ach, nein, gnädiger Herr!

Torquato.

Sie liebt mich nicht mehr?

Fiammetta (mit Kopfnicken bejahend).

Hm! hm! Ihr seid auf der Spur.

Torquato.

Iſt's möglich? Geſtern noch — —

Fiammetta.

Im Garten, nicht wahr, gnädiger Herr, hat da nicht jemand gehuſtet?

Torquato.

Gehuſtet? Recht!

Fiammetta.

Das iſt Burchiello geweſen, der auf der Lauer geſtanden hat.

Torquato.

Wie, Burchiello auf der Lauer?

Fiammetta.

Ja, vermuthlich hat ihn die gnädige Frau hingeſtellt.

Torquato.

Vermuthlich? und warum, woher vermuthlich?

Fiammetta.

Ja, gnädiger Herr, wenn Ihr mich nicht verrathen wolltet — — —

Torquato.

Beim Himmel, nein, nur ſprich!

Fiammetta.

Nun, ich hörte ſie zuſammen rathſchlagen. Die gnädige Frau fragte, wie ſie ſich an Euch rächen ſollte, und darauf meinte Burchiello, ſie müßte

sich stellen, als ob sie noch in Euch verliebt wäre. Ihr würdet es gewiß glauben, und wenn Ihr es glaubtet, dann wollten sie Euch recht zum Narren haben.

Torquato.

Wie? mich zum Narren? mich?

Fiammetta.

Euch, gnädiger Herr. Die Gräfin schien sich zu fürchten, und meinte, es könnte zu weit gehen und gefährlich werden; aber Burchiello machte ihr Muth, und sagte, sie sollte nur die Komödie im Garten spielen, da wollte er nicht weit sein, und ihr schon zu rechter Zeit mit Husten zu Hülfe kommen.

Torquato.

O Satan! Satan!

Fiammetta.

Ja, es ist ein abscheulicher Mensch der Burchiello. Alle Welt hat er zum Besten. Hat er doch zwei Jahre lang um mich gefreit, und jetzt sagt er, es wäre nur Spaß gewesen und läßt mich sitzen.

Torquato.

Verteufelt lustig ist, was Du erzählst!
So lustig, daß ein Melancholikus
Darüber sich zu Tode lachen könnte!

Nun, Fiammetta, lachen wir nicht auch
Wie ſie gelacht? Wenn ſpäter auch als ſie,
Doch, bei dem Himmel! minder luſtig nicht.

Fiammetta.

Wie meint Ihr denn das, gnädiger Herr?

Torquato.

Ich will Dich rächen an dem böſen Narren,
Und ſo ihn züchtigen, daß er mein gedenkt.

Fiammetta.

Ich danke Euch, gnädiger Herr; aber ſchlagt ihm nur nichts entzwei, wenn ich ihn etwa noch heirathete.

Torquato.

Du nähmſt ihn noch?

Fiammetta.

Ach ja.

Torquato.

Du ſollſt ihn haben;
Das weiß ich, iſt ihm bitt'rer als der Tod.
Raſch, Mädchen, raſch! Flicht Dir den Hochzeitkranz:
Laß ihn halb Myrthen, halb Cypreſſen ſein!
Dann zur Kapell'; ich komme mit dem Bräutigam,
Und Deinen Hochzeitbitter ſollſt Du loben.
(Er will gehen, hält aber inne und ſpricht vor ſich hin)
O tückiſch Weib! drei Jahre konnteſt Du
So giftigen Groll in Deinem Buſen tragen?

Den Liebenden, der flehend Dir genaht,
Giebt Deine Rachſucht ſolchem Hohne Preis?
O Schöpfer! mußteſt Du die Welt ſo bauen,
Und ſolchen Händen unſer Glück vertrauen?

(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Fiammetta (allein).

O weh! wenn er nur nicht den Verſtand verliert oder ein Unglück anrichtet! Lieber Gott, Du wirſt mir gewiß alles vergeben. Du weißt ja, daß ich nur Böſes thue, um nicht in die Hölle zu kommen; denn daß ich einen Mann dabei gewinnen werde, glaube ich nicht. Aber in die Kapelle will ich doch gehen, man kann nicht wiſſen.

(Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Clotilde (kommt), Burchiello (folgt).

Clotilde.

Ich bin bei ſchlechter Laune, guter Narr.

Burchiello.

Ich wollte lieber, gnäd'ge Frau, Ihr sprächt:
Ich bin bei guter Laune, schlechter Narr:
Leicht übertrüge Dero Gut mein Schlecht;
Mein Gut kann Dero Schlecht nicht übertragen;
Wie guter Wein wohl schlechtes Wasser bessert,
Nie aber gutes Wasser schlechten Wein.

Clotilde (sich setzend).

O wickle Deinen Knäul von Gut und Schlecht
Nicht weiter auf: es wird Dir nicht gelingen
Heut' mit dem Affentanze der Gedanken
Mich zu erheitern.

Burchiello.

Glückt's nicht den Gedanken,
So glückt's vielleicht den Tönen: drum vergönnt
Ein Lied Euch vorzusingen, das ich gestern
Gedichtet habe zwischen Schlaf und Wachen.

Clotilde.

Das mag ein schönes Lied sein.

Burchiello.

Sicherlich
Ein schönes Lied, weil's durchweg närrisch ist
Und also ein vollkommnes Narrenlied,
Entsprechend dem Begriffe seiner Art.

Clotilde.

Still, still! Ich schenk' es Dir.

Burchiello.

Nein, gnäd'ge Frau,
Ich spende nur, und lasse nichts mir schenken.
Man würde mit Geschenken dieser Art
Mich überhäufen sonst. Erlaubt mir nur
Die letzte Stroph' als Prob' Euch herzusagen:
Ich freite mir neulich ein junges Weib
Mit rosigem Arm und Lilienmund.
O Himmel! das war ein Zeitvertreib!
Zum Tage ward mir jegliche Stund.
Aber ach! gar bald
Das Weib wurd' alt;
Und heisa! die Welt ist kugelrund!

Clotilde.

Schweig! Deinen Liedern geht's wie Deinem
Witze:
Sie haben immer Kolben statt der Spitze.
(Sie steht auf.)
Es macht mir Krampf, wenn man die Liebe schilt;
Denn jeder Narr, der gern für witzig gilt,
Und doch zum Witz nicht weiß sich zu geberden,
Der will am Heiligen zum Ritter werden.

Burchiello.

Ist denn die Liebe schon kanonisirt,
Daß Ihr sie heilig nennt?

Clotilde.

Sie iſt auch heilig;
Doch freilich nur in einer Frauenbruſt.
In Euerm morſchen Herzen iſt ſie nur
Der Fäulniß Glanz, der gift'gen Dünſte Funkeln,
Ein Irrlicht, das verſchwindet ſonder Spur.
In unſ'rer Bruſt iſt ſie der Sonne Licht;
Ein Ungewitter kann es wohl verdunkeln
Auf kurze Stunden, doch verlöſchen nicht.

Burchiello.

So wär' die Liebe nur ein Lehn der Kunkeln?
Doch hört man hier und dort wohl davon munkeln,
Daß auch den Frau'n der Leichtſinn nicht gebricht.

(Torquato erſcheint im Hintergrunde.)

Daß, ſtatt aus Roſen, oft nur aus Ranunkeln
Die Frau das Band der heil'gen Liebe flicht.

Sechster Auftritt.

Torquato (tritt vor). Die Vorigen.

Torquato (für ſich).

Spott, nichts als Spott! (laut) Verzeihung,
gnäd'ge Frau —
Ich ſehe leider, daß ich ſtörend komme.

Clotilde.

Ein Mann wie Ihr und stören? Mein Geschmack
Ist Eurer Demuth wirklich sehr verbunden.
Geh, Burchiello!

Burchiello (für sich).

Ja gewiß nicht weit.

(Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Clotilde und Torquato.

Torquato (ihm nachsehend).

O guter Narr! bewundernswerther Narr!
So geistvoll und dabei doch so gehorsam!
So witzig und so unterwürfig doch!
O, eine Perl' ist solch ein selt'ner Narr.

Clotilde.

Befremdet's Euch, daß mir der Narr gehorcht,
Und daß er geht, wenn ich befehle: Geh?

Torquato.

O nein! wer widerstände dem Befehl,
Der so melodisch klingt von schönen Lippen?
Doch oft geschieht's, daß allzugroß Vertrauen
Den Diener trotzig statt ergeben macht.

Clotilde.

Er iſt mein Diener nicht, vielmehr der Eure;
Denn er gehört zum Nachlaß Eures Ohms.

Torquato.

Ich werd' ihn Euch nicht rauben: die Erheit'rung,
Die er gewiß durch ſeinen Witz gewährt,
Iſt der betrübten Wittwe wohl zu gönnen.

Clotilde.

Ihr thut ſehr wohl, denn was bedürft Ihr ſein?
Ihr, der ſo reich an wackern Dienern iſt,
Die an dem Herrn mit treuer Liebe hangen,
Der einen Pagen — Habt Ihr einen Pagen?

Torquato.

Ja, einen Pagen, der in Mailand krank,
Vielmehr ermüdet nur, zurückgeblieben.

Clotilde.

Das arme Kind! wie ſehr die weite Reiſe,
Und gar zu Roß, den zarten Körperbau
Erſchüttert haben mag! Der arme Page!

Torquato.

Er iſt nicht arm, da er ſo glücklich iſt
In Euerm Herzen Mitgefühl zu wecken.

Clotilde.

Erregt ein zartes Kind mit blonden Locken,
Mit veilchenblauem Aug' und ſüßer Stimme
Nicht Mitgefühl in jedes Menſchen Herzen?

Torquato.

Zumal wenn es ſo mild wie Eures iſt.

Clotilde.

Verdrießt es Euch, wenn man die Diener lobt?
Man hört doch ſonſt gern loben, wen man liebt.

Torquato.

Ich pflege meine Diener nicht zu lieben:
Sie ſind nicht ſo erfind'riſch wie der Narr,
Nicht ſo gewandt, ſo ſchlau, wie Euer Narr.

Clotilde.

Was ſoll der Narr? Gefällt er Euch ſo ſehr,
Ich tret' ihn ab, laßt Euch von ihm begleiten,
Wenn Ihr nach Malta geht, das Kreuz zu nehmen,
Das Euch gewiß recht trefflich kleiden wird.
Und dann der weite Mantel — o wie viel
Läßt mit dem Faltenreichen ſich verhüllen!

Torquato.

Zum Beiſpiel auch ein Herz, das einer langen
Unwürd'gen Neigung ſich zu ſchämen hat.

Clotilde.

Dann eilet, eilt! eh' ſich's zu Tode ſchämt!

Torquato.

Es drängt auch mich: wann's Zeit iſt, werd' ich gehen.

Clotilde.

Natürlich: denn Ihr habt's geſagt, und ſeid

Ein Mann von Wort. Ich weiß es ja, Ihr geht,
Um ein zerstörtes Leben für die Ruhe
Der Christenheit zu opfern. Ha, ha, ha!

Torquato.

Dank für dies Lachen. Laßt Ihr einmal doch
Mich Eures Herzens wahre Sprache hören.

Clotilde.

Man lernt von Euch die Wahrheit liebgewinnen.
Doch nehmt's nicht übel, daß ich lachen muß,
Wenn ich mir Euern Zug nach Malta denke;
Ein tapfrer Rittersmann, ein Narr, ein Page —
Ich denke doch, Ihr nehmt den Pagen mit?

Torquato.

Verflucht der Page!

Clotilde.

Was ist Euch geschehn?
Ist eine Wunde wieder aufgebrochen?

Torquato.

Ja, denn ein gift'ger Hauch hat sie berührt.
Was soll der Page stets?

Clotilde.

O, wenn's Euch schmerzt,
Will ich bescheiden sein nicht mehr gedenken,
Nicht Eures Zugs nach Malta, noch des Kreuzes.

Torquato.

O flacher Spott! Ich werde geh'n, doch erst

Wann Ihr die Trauerkleider abgelegt.
Noch einmal will ich Euch im weißen Kleide,
Noch einmal in der Unschuld Farbe sehn:
O welch' harmonisch Bild muß das gewähren!

Clotilde.

Wozu denn Räthsel? Scheut die Klarheit nicht!

Torquato.

Ich meine bloß, weß Seele, wie die Eure,
So ganz und gar in Leid versunken ist,
Weß Brust so ganz und gar von Gram erfüllt,
Und wund geworden ist von schweren Seufzern,
Kurz wer dem Schmerz um den verlornen Freund
So schrankenlos wie Ihr sich hingegeben,
Der braucht des Schmerzes äuß're Zeichen nicht.
Auch wißt Ihr wohl, die Wittwentrauer steht
Seit jener alten Zeit, wo die Matrone
Von Ephesus gelebt, in schlechtem Rufe;
Und wahrlich! Ihr seid nicht dazu bestimmt,
Der Trauer guten Leumund herzustellen.

Clotilde.

O tückisch Herz! Dahin habt Ihr gezielt?
Ihr habt den Fleck getroffen, wo mich's schmerzt.

Torquato.

Ein schlechter Schütz, der nicht ins Schwarze
trifft!

Clotilde.

Wohl! Denn an Schwarzes iſt ſein Blick gewöhnt.

Torquato.

Recht! Uebermaaß, auch in der Lieb', iſt Sünde;
Und wohl verdient's die ſchwere Züchtigung!

Clotilde (für ſich).

O ſchändlicher Verrath! O tiefe Schmach!

(laut)

Signor, Ihr laßt es viel zu viel Euch koſten —
Aus dieſem Aufenthalt mich zu verſcheuchen. —
Spart dieſe Müh', ich werde ſelber gehn.

Torquato.

Ach ja, in's Kloſter. Seht, ich hatt's vergeſſen.
Wer denkt bei Euch ans Kloſter! Ihr und Nonne—
Wie grüner Himmel klingt's und blaues Gras.
Doch nein, im Grunde ſchickt Ihr Euch ins Kloſter;
Der Nonnen friedliches, gottſeel'ges Leben,
Die ſchweſterliche Liebe, die dort herrſcht,
Iſt recht für Eures frommen Herzens Milde.
Und wenn Ihr, wie zu hoffen ſteht, die Schlange
Nicht ob der Taube ganz vergeßt, ſo müßt
Ihr einſt Aebtiſſin werden. O dann kehr' ich
Zurück, um Euch zu ſehen. Ihr, Aebtiſſin!
Das muß ein Spaß ſein über alle Späße!

(grimmig lachend)

Clotilde.

Umſonſt, daß Ihr mit Lachen Euch erhitzt;
Es trifft nicht mehr, denn die Verachtung ſchützt
Mich nun vor Eures Spottes plumpen Pfeilen,
Und was verwundet war, weiß ſie zu heilen.
Ja, ſeit Verachtung in der Menſchenbruſt
Zuerſt dem Schwergekränkten Lind'rung brachte,
War ſie noch nie begleitet von der Luſt,
Mit der ich Euch, Armſeligſter, verachte.

(Sie geht raſch zur Rechten ab.)

Torquato.

Haſt Du gewonnen in dem falſchen Spiele?
O nur Geduld! wir ſind noch nicht am Ziele.

(Er geht zur Linken ab. Burchiello kommt huſtend von der Rechten.)

Achter Auftritt.

Burchiello (allein).

Pfui! Die Baumeiſter verdienen ihr Geld mit Sünden: ein ſo weitläuftiger Pavillon, und nicht ein einziger Verſteck, wo man bequem horchen könnte. Bin ich um das ganze Ding herumgekrochen, habe mich an Neſſeln verbrannt, an Dornen zerriſſen, einen Wurm verſchluckt, der mir (huſtend)

ins Maul fiel, und doch kein Wort verſtanden. So viel iſt aber gewiß, ſie haben ſich gezankt, und am Tone konnte ich hören, daß ſie wieder Liebesleute ſind. Ja, wenn ein Mann und ein Frauenzimmer ſich zanken, errathe ich gleich am Tone, wie ſie zu einander ſtehen. Gehen ſie ſich nichts an, ſo geht der Diskant und der Baß zu gleicher Zeit, jeder auf ſein Beſtes; ſind es Liebesleute, ſo wechſelt der Diskant mit dem Baß in gehöriger Folge; iſt es Mann und Frau, ſo geht der Diskant allein, und der Baß brummt nur zuweilen eine Note dazwiſchen. Ich habe prophezeit, wenn ſie heute wieder Liebesleute werden, ſo zanken ſie ſich morgen — das habe ich nämlich geſtern geſagt — und es iſt richtig eingetroffen. Wie will ich nun den alten Herrn auslachen mit ſeiner Weisheit, ſeinen Planen, ſeiner Erziehung, ſeiner Bekehrung! — Ich bin doch ein glücklicher Kerl! Die Andern machen im Schweiße ihres Angeſichts Narrheiten, damit ich in meiner Behaglichkeit darüber lache.

Neunter Auftritt.

Torquato (kömmt zurück). Burchiello.

Torquato.

Ha, sieh ein guter Stern hat mich geführt:
Dich find' ich, den ich suche.

Burchiello.

Ihr habt mich gesucht, gnädiger Herr?

Torquato.

Dich, keinen Andern auf der weiten Erde.

Burchiello.

Nun unsere Erde hier ist eben so weit nicht.

Torquato.

Eng oder weit; ich suche Dich allein,
Dich, den ich hasse wie — wie — tödtlich hasse.

Burchiello.

Nein, gnädiger Herr, nicht tödtlich. Ich bitte Euch, gebt mir ein Gleichniß, wie Ihr mich haßt, denn ich bin ganz versessen auf Gleichnisse, und als ich in Rhetorica saß, hatte ich meine stärkste Stärke in den Gleichnissen. Ihr könntet mich z. B. hassen, wie die Sünde oder wie das Laster — obwohl im Grunde das einerlei wäre — oder wie die Hölle, und poetischer: den Pfuhl der Hölle.

Torquato.

Ha, unvergleichlich Gleichniß!

Burchiello.

Nein, gnädiger Herr, nicht unvergleichlich; denn in einem Gleichniſſe müſſen vergleichlich ſein die beiden — —

Torquato (ihn bei der Bruſt faſſend).

Ha, frecher Bube! willſt Du mich verhöhnen?
Durch Aberwitz der Rache Dich entzieh'n?

Burchiello.

Nein, gnädiger Herr, ich will die Rache ſo geduldig erwarten, wie eine Schüſſel Makaroni. Aber, ich bitte Euch, laßt mich los. Ihr könnt auch viel beſſer geſticuliren, wenn Ihr beide Arme frei habt, und ich merke ſchon, es kommen pathetiſche Stellen.

Torquato (ihn loslaſſend).

Ja, Du entfliehſt mir nicht. Wärſt Du ein Wurm,
Bis in der Erde Keim Dich einzubohren,
Ich fände Dich.

Burchiello.

Ich bleibe hier: denn es wäre ſehr ungeſchliffen von mir, meinen gnädigen Herren in die ſchmutzige Erde zu bemühen. Aber wolltet Ihr mich nicht gelegentlich wiſſen laſſen, weshalb Ihr mich ſo entſetzlich haſſet.

Torquato.

Du haſt gehuſtet? Haſt Du?

Burchiello.

Ich glaube ja, gnädiger Herr, ich habe gehuſtet.

Torquato.

Haſt Du, verruchter Schalk? Warum?

Burchiello.

Es fiel mir ein Wurm in's Maul, und ich mußte ihn, wollte ich gut oder übel, hinunterſchlucken.

Torquato.

Jetzt keine Narrheit! Ernſt! jetzt gilt es Ernſt.

Burchiello.

Nun, gnädiger Herr, ich denke die Würmer ſind ernſt genug.

Torquato.

Ja, und ich ſollte Dich in nähere
Bekanntſchaft bringen mit den ernſten Gäſten.

Burchiello.

Ich bitte Euch, bemüht Euch nicht. Es hat keine Eile.

Torquato.

Du haſt gebercht? geſtanden auf der Lauer?

Burchiello.

Nein, gnädiger Herr, nein.

Torquato.

Du leugneſt, Schalk? Ich weiß es. Flugs bekenne!

(Er legt die Hand an den Degen.)

Burchiello.

Laßt ſtecken! Ich habe horchen wollen, habe Euch auch beide reden hören, aber ich ſchwöre Euch, kein Wort verſtanden.

Torquato (bei Seite).

Ich war verwirrt, daß ich nicht Argwohn ſchöpfte,
Als ſie ſo ſchnell ſich meiner Lieb' ergab.

Burchiello (eben ſo).

Alle Wetter! mir wird unheimlich zu Muthe; wenn ſich nur jemand blicken ließe!

Torquato.

Du haſt um Fiammetta's Hand geworben?

Burchiello.

Bewahre mich der Himmel, um das zu werben, was man mir ſchenken will.

Torquato.

Du liebſt ſie nicht und haſt die Hoffnung doch
Auf einſt'gen Ehebund ihr eingeſchwatzt?

Burchiello.

Ja, gnädiger Herr, die Zeit iſt kein Bettelweib, zu der man ſagen kann: Packe Dich fort! Der Menſch braucht einen Zeitvertreib.

Torquato.

So biſt Du nicht geſonnen, ſie zu freien?

Burchiello.

Lieber gleich mich aufzuhängen.

Torquato.

Vortrefflich! weil Du ſo die Ehe fürchteſt,
Weil Du gehorcht, weil Du gehuſtet haſt,
Sollſt Du noch heute zum Altar ſie führen.

Burchiello.

Weil ich gehuſtet? Warum ſagt Ihr nicht lieber, weil deine Naſe mitten im Geſichte ſteht?

Torquato.

Du willſt ſie nicht?

Burchiello.

Nein, nimmermehr!

Torquato.

Nur zwei Minuten Friſt gewähr' ich Dir,
Beſinne Dich!

(Er legt die Hand an den Degen.)

Burchiello (bei Seite).

Hilf Himmel! er iſt verrückt, oder kann des Morgens den Wein nicht ertragen. Da bin ich ſchön in der Klemme. Ich will nur ſuchen wegzukommen.

Torquato.

Nun, haſt Du Dich beſonnen?

Burchiello.

Ja, gnädiger Herr; ich mache mir nicht viel aus Fiammette, aber aus Euern Händen nehme ich ſie mit Vergnügen; das iſt meine Schuldigkeit,

und noch heute. Ich will gleich gehen und Anſtalt machen.

(Er will gehen.)

Torquato (holt ihn zurück).

Es iſt nicht nöthig. Alles iſt beſorgt.
Fort in die Schloßkapelle! Fiammetta
Harrt ſchon mit Schmerzen ihres Bräutigams.
Komm! Folge mir!

Burchiello.

Daraus wird nichts.

Torquato.

Du wagſt zu widerſtreben?

(Er zieht den Degen.)

Burchiello.

Zu Hülfe, zu Hülfe! Mord! —

Torquato (ihn faſſend).

Noch einen Laut und ich durchbohre Dich;
Denn wahrhaft mörderiſch bin ich gelaunt.

Burchiello (auf den Knieen).

Erbarmt Euch, gnädiger Herr! Ich kann nicht leben mit einem Weibe — ich kann nicht!

Torquato.

Fort, fort in die Kapelle!

Burchiello.

Ich werde Nein ſagen, brüllen, daß die Kapelle einfällt.

Torquato.

Ich ſtehe hinter Dir mit blankem Dolch,
Und ſprichſt Du Nein, ſo iſt's Dein letztes Wort.

Burchiello.

Erbarmen, Herr! Wollt Ihr an Seel' und Leib
Mich denn verderben? mich zur Schlachtbank führen?

Torquato (ihn empor reißend).

Du nimmſt ſie. Keine Bitte ſoll mich rühren.

Burchiello

(indem er von Torquato fortgezogen wird).

Ich will ſie nicht! zu Hülf'! ich will kein Weib!

(Beide ab.)

Fünfter Akt.

Erster Auftritt.

Burchiello's Zimmer.

Der Graf ohne Bart und Kappe.

Graf.

Es iſt faſt Mittag und noch alles ſtill.
Der Narr bleibt aus. Unmöglich iſt doch jetzt,
Wo ſie dem Hafen ſchon mit vollen Segeln
Entgegen fliegen, Stillſtand eingetreten.
Der Hauptſchlag freilich iſt geſchehn: die Liebe
Hat, wenn auch noch verſchleiert, ſich gezeigt,
Und ich hab' eingeſehn, wie man uns liebt,
Wann wir geſtorben ſind. So iſt's auch recht.
Die Todten ſollen todt ſein, denn das Leben
Hat keine Zeit dem Tode hinzugeben.
(Er macht den Bart wieder vor, und ſetzt die Kappe auf.)
Ich muß doch ſelber ſehen — — Horch! man kommt.

Zweiter Auftritt.

Der Graf. Burchiello ſtürzt verſtört und zerrüttet herein.

Burchiello (ohne den Grafen zu ſehen).

Ich will kein Weib! Zu Hülfe! zu Hülfe! Ich will kein Weib!

Graf (ihn am Arm faſſend).

Burchiello! was giebt's?

Burchiello (ſchreiend).

Ach, laß mich, Satan! ich will kein Weib! (den Grafen erkennend) Seid Ihr es, Herr? Schützt mich! helft mir! rettet mich!

Graf.

Wovon? was iſt Dir zugeſtoßen?

Burchiello.

Sie wollen mich trauen — ich bin verloren! ſie wollen mich trauen!

Graf.

Wer will Dich trauen?

Burchiello.

Degen und Dolch, Braut und Kaplan, und der Graf mit dem Meßbuche, und Alles.

Graf.

Komm zur Vernunft, Burchiello!

Burchiello.

Die Vernunft iſt eine unvernünftige Beſtie, wenn ſie verlangt, daß ich jetzt zur Vernunft kommen ſoll. Ich ſoll ein Weib nehmen; ſie wollen mich trauen!

Graf.

Warum wollen ſie Dich trauen?

Burchiello.

Weil ich gehuſtet habe.

Graf.

Gerechter Himmel! Du biſt von Sinnen.

Burchiello.

Nein, die Welt iſt von Sinnen. Es iſt eine niederträchtige vermaledeite Welt, wo man ſelbſt unter der Narrenkappe nicht mehr vor einem Weibe ſicher iſt. Ihr müßt mich retten, Herr!

Graf.

Ja doch, ja! Komm' nur zu Dir ſelbſt.

Burchiello.

Ja, Ihr müßt von den Todten auferſtehn, um mich zu retten. Ich bin verloren, wenn ich ein Weib habe. Die Welt mag untergehen, wann ſie will, wozu hilft ſie mir? Ich darf nicht mehr lachen, ich habe ein Weib! Wenn ſich einer übertölpeln und ſich heirathen läßt, wenn einer an die Treue ſeiner Frau glaubt, weil ſie ihm alle Tage

eine gute Polenta macht, wenn einer ſagt: mein Sohn iſt mir aus den Augen geſchnitten: ich darf keinen Witz mehr darüber machen, denn ich bin ſelbſt Ehemann — und wenn das Weib Kinder kriegt, — und warum ſollte ſie nicht? — bin ich gar Ehemann und Vater! (weinend) O! o! o!

Graf.

Burchiello, ich überlaſſe Dich Deinem Schickſale, wenn Du Dich nicht zuſammennimmſt, und mir verſtändlich erzählſt, was ſich zugetragen hat.

Burchiello.

Erzählen — ja — aber es hängt nichts zuſammen. Die gnädige Frau und der Graf zankten ſich im Pavillon.

Graf.

Sie zankten ſich?

Burchiello.

Ja, ſo wie ſonſt, und am Ende liefen beide wüthend davon. Bald kam der Graf zurück, und ſagte, ich hätte gehuſtet, und ich hatte wirklich gehuſtet, weil mir etwas ins Maul gefallen war; dann ſagte er: ich hätte gehorcht, und ich hatte wirklich horchen wollen, um Euch Nachricht zu bringen; und zuletzt behauptete er nach ſeiner gräflichen Logik, weil ich gehuſtet hätte, müßte ich Fiammetta heirathen.

Graf.

Gott erhalte mir meinen Verstand!

Burchiello.

Bei mir käme seine Mühe zu spät. Ihr könnt denken, daß ich mich mit Händen und Füßen sträubte; aber er zog den Degen, ich schrie um Hülfe, aber niemand kam. So schleppte er mich in die Kapelle. Sie war schon da, und hatte den Kranz unter der Schürze, um ihn gleich aufzustülpen, wenn es los ginge. Der Kaplan kam auch, der brave Mann wollte mich wahrscheinlich nicht trauen, denn er sprach heimlich mit dem Grafen; aber ich fürchtete, der Graf würde ihn doch zwingen; ich machte mir also den Augenblick zu Nutze, und lief davon. Aber sie kommen mir gewiß nach.

Graf.

Sei kein Narr, Burchiello! Wer kann Dich zwingen?

Burchiello.

Ach der Degen, der sieben Ellen lange Degen.

(Man hört draußen Geräusch.)

Ach! ach! sie kommen! schützt mich, gnädiger Herr!

(Er verkriecht sich hinter ihm.)

Dritter Auftritt.

Torquato und Fiammetta (treten ein).
Die Vorigen.

Fiammetta.

Sagte ich es nicht, gnädiger Herr, daß er hier wäre.

Torquato.

Du sollst Dich meiner Rache nicht entziehn,
Wenn sie Dich auch nicht will.

(Der Graf und Torquato sprechen leise mit einander.)

Burchiello.

Du willst mich nicht, gute Fiammetta?

Fiammetta.

Ich bin Dir gut gewesen, Bösewicht; aber mit Gewalt — pfui! — Da müßte ich gar nicht wissen, was sich ein ehrliches Mädchen einbilden muß.

Burchiello.

Ja, Du bist ein ehrliches Mädchen, und ein kreuzbraves Mädchen, daß Du mich nicht willst. Und Du hast keinen Undankbaren verpflichtet: ich will Dir dafür die Ehe versprechen, so oft wir uns sehen. Also mit Gewalt nicht; aber wenn ich Dir so die Hand reichte (er thut es) und spräche: willst Du mich, Fiammetta?

Fiammetta.

Ja, wenn Du das thäteſt, guter Burchiello —

(Sie will ſeine Hand ergreifen.)

Burchiello (die Hand wegziehend).

Siehſt Du, läßt Dich wieder vom Teufel blenden? Ach Kind! bekehre Dich, wie Alles ſich hier bekehrt.

Graf.

Unmöglich kann, was geſtern ſich im Garten
Begeben, falſches Spiel geweſen ſein;
Denn was Ihr ſelbſt davon mir mitgetheilt,
War nicht Verhöhnung, war nicht vorbedacht.

Torquato.

Boshafte Rache war's für meine Flucht,
Und dieſer (auf Burchiello zeigend) war des ſchwarzen Plans Erfinder.

Burchiello.

Ich habe keinen Plan erfunden, gnädiger Herr, weder einen ſchwarzen, noch einen weißen.

Torquato.

Wie? Schalksnarr, haſt Du mir nicht ſelbſt bekannt,
Daß Du gehorcht, daß Du gehuſtet haſt?

Burchiello.

Gehorcht und gehuſtet, ja; aber nicht geſtern, ſondern heute, als Ihr Euch mit der gnädigen

Frau zanktet. Habt Ihr mir denn gesagt, daß Ihr von gestern sprächet?

Torquato.

Bei Gott! ich glaube, nein — ich hab' es nicht.

Graf.

Woher ist dieser Argwohn Euch gekommen?

Torquato.

Von Fiammetta hier. Sie hat's gehört,
Wie über Art und Weise sich zu rächen,
Die Gräfin mit dem Narren sich berathen.

Fiammetta.

Schämt Euch, gnädiger Herr, habt Ihr mir nicht versprochen zu schweigen? Und Ihr habt mich ganz falsch verstanden.

(Sie will gehen.)

Torquato (sie haltend).

Halt! Falsch verstanden? — O mein Gott! ich ahne
Den Abgrund unter mir! — Du hast gelogen.
Im Thurm bei Molch und Eule sollst du hausen,
Wenn Du nicht gleich bekennst.

Fiammetta.

Ich will, ja, ich will. Der selige Herr ist mir erschienen, und hat gedroht, mir den Hals umzudrehen, wenn Ihr und die gnädige Frau ein Paar

würdet. Alſo wollte ich mich drein legen und Euch überreden, die gnädige Frau liebte Euch nicht mehr; und an Burchiello [illegible] ich mich rächen, und ſo — ach! — erſtecht mich nur nicht! — habe ich Euch belogen.

Torquato.

Ich bin vernichtet! (Er ſinkt auf einen Seſſel.)

Graf (bei Seite).

O verwünſchte Wendung!

Burchiello.

Nun ſeht einmal! Sie erfindet Lügen, aus denen Mord und Todtſchlag und ſogar eine Heirath entſtehen konnte, und zum Dank dafür will ſie einen Mann haben.

Graf.

Geht und bleibt beide unten im Vorſaale, bis man Euch ruft. Ich empfehle Euch Stillſchweigen.

Burchiello.

Ich will nicht nur ſtumm, ſondern auch taub ſein. Sie könnte mir ſonſt ſo viel Lügen aufheften, daß ich ſie am Ende noch zur Frau nähme.

(Burchiello und Fiammetta gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Torquato.

Graf.

Ihr habt Euch ſchön bekehrt. Wie konntet Ihr
Der Aberwitz'gen aberwitz'gen Reden
So unbedachtſam eilig Glauben ſchenken?
Euch, der die Herrin ſchon ſo lange kennt;
Euch, der Ihr vorgebt glühend ſie zu lieben:
Euch, der noch geſtern jubelnd mir erzählte,
Wie an dem Stabe der Erinnerung
Sich ihre Liebe wieder aufgerichtet:
Euch ſchien es möglich, daß ihr reines Herz
So gift'gen Groll zu hegen fähig ſei?

Torquato (heftig bewegt aufſtehend).

Ich bin nicht werth, daß mir die Sonne ſcheint,
Sich über mir der Himmelsbogen wölbt,
Die milden Abendlüfte mich erquicken!
Wie hab' ich ſie gekränkt, verlacht, verhöhnt!
Mit welcher Wuth die Pfeile meiner Worte,
Getaucht in meines argen Herzens Gift,
Geſchleudert auf des Engels treue Bruſt!

Graf.

So ſuchet Worte nun, die ſie bewegen,
Das zu verzeih'n, was Wort' an ihr verbrochen.

Torquato.

Nicht von Verzeihung kann die Rede sein.
Sie kann mir nicht vergeben, kann ja nicht.
Gefaßt ist mein Entschluß: auf immerdar
Verlass' ich heut' das unheilvolle Schloß.
Bringt Ihr die Kund', ehrwürd'ger Herr, erzählt,
Was hier geschah'n, verschweigt nicht meine Schuld;
Doch meiner Reue mögt Ihr auch gedenken.

Graf.

So meint' ich auch. Doch hegt Ihr nicht den Wunsch,
Bei einer Trennung für das ganze Leben
Mit Euch zu nehmen der Versöhnung Trost?
Ihr Herz ist gut: sie wird ihn nicht versagen.

Torquato.

Ja! — ja! — das will ich, noch einmal sie sehn,
Vergebung meiner Frevel mir erflehn,
Auf ewig dann von einem Orte scheiden,
Wo alles Glück sich mir verkehrt in Leiden!

(Er geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Graf (allein).

Erreicht iſt nichts, doch ſtehen wir am Ziele,
Als wär's ein letzter Akt im Poſſenſpiele;
Denn ſoll nicht Alles hier zu Grunde geh'n,
So muß der Todte wieder auferſteh'n.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Pavillon im Garten.

Der Page kommt und ſieht ſich um, ſpäter Clotilde.

Page.

Wir haben hier einen hübſchen Garten. Es wird mir hier recht wohl gefallen, wenn wir nicht zu lange bleiben, und die Mädchen ſo hübſch ſind, wie die Gärten. — Sieh, da kommt ſchon eine: Schade, daß ſie verſchleiert iſt.

Clotilde (tritt auf).

Was machſt Du hier? Wer biſt Du, junger Menſch?

Page.

Ich ſehe mich hier im Garten um, und bin der Page des Grafen Torquato.

Clotilde.

Des Grafen Page wäreſt Du? derſelbe,
Den er in Mailand krank zurückgelaſſen?

Page.

Krank war ich eigentlich nicht, es wollte nur mit dem Reiten nicht mehr recht gehen; drum ließ mich der Herr zurück. Nun habe ich ausgeruht, und bin nachgekommen.

Clotilde.

Ich hoffe doch mit ſicherer Bedeckung?

Page.

Nein, Signora, ganz allein.

Clotilde.

Und haſt Dich nicht gefürchtet?

Page.

Wovor? Rieſen und Drachen giebt es nicht; mit Männern fechte ich, und Frauenzimmer ſchrekken mich ſchon ſeit meinem zwölften Jahre nicht mehr.

Clotilde.

Viel Muth fürwahr! und ſolch ein kecker Muth
Mag eines Kriegers Liebe leicht erwerben.

Page.

Ja, ohne Ruhm zu melden, mein Herr hält etwas auf mich.

Clotilde.

Das glaub' ich gern. Sein Page biſt Du alſo?

Page.

Ja, Signora, und warum ſollt' ich nicht ſein
Page ſein?

Clotilde.

Recht! warum ſollſt Du nicht ein Page ſein?
Es koſtet nichts als ein Paar Ellen Tuch
Und einen Hut, ſo ſteht der Page da,
Und obendrein ein ſchöner, ſüßer Page.

Page (bei Seite).

Blitz! die wird ſich in mich verlieben;
Die Erſte wär' es nicht.

(Zu Clotilden, indem er ihr näher tritt)

Wenn Eure Lippen ſchön und ſüß mich nennen,
Was ſollen dann von Euch die meinen ſagen?
Wär' Himmel mehr als Himmel, Paradies
Mehr noch als Paradies, ſo wüßt' ich wohl,
Ich würd' Euch himmliſch, paradieſiſch nennen;
Nun aber laute Sprache nicht genügt,

(Clotilden ſehr nahe tretend)

So muß ich kühn die ſtumme Sprache reden.

Clotilde (entrüſtet zurücktretend).

Signora, wollt Ihr Liebe mit mir ſpielen,
Damit ich leichter glauben ſoll, Ihr wäret
Was Ihr nicht ſeid, und doch zu ſcheinen wünſcht?
O gebt Euch weiter keine Müh', Signora.
Werft immer ab die unbequeme Maske.

Page.

Was? haltet Ihr mich für ein Weib, Signora? Beim Himmel! wäret Ihr nicht das, was ich nicht bin, so ſollte das, was ich bin, mit dem, was Ihr nicht ſeid, ein ſcharfes Wort reden.

Clotilde.

Daß Ihr ein Weib ſeid, wußt' ich, eh' Ihr kamt;
Was für ein Weib, das hab' ich nun erfahren.
Daß Ihr ſo eilig hergekommen ſeid,
Da Ihr doch wißt, wer noch im Schloſſe weilet;
Daß Ihr am hellen Mittag nun ſo keck
Vor ſie zu treten waget, das, Signora,
Das nenn' ich ſchamlos: morgen hätte ſie,
Wenn Ihr gewartet, Euch den Platz geräumt.

Page (ſich zurückziehend bei Seite).

Blitz! ich wußte nicht, daß in meines Herrn Schloſſe auch ein Narrenhaus wäre. (zu Clotilden) Ihr haltet mich alſo für ein verkleidet Frauenzimmer, Signora?

Clotilde.

Ja, ſeht wie wunderbar! ich bin ſo keck.

Page.

Fragt nur meinen Herrn, der weiß, wer ich bin.

Clotilde.

O ſchön! von dem iſt Wahrheit zu erwarten.

Page.

Nun, ſo fragt die verwittwete Gräfin, die kennt mich wohl.

Clotilde.

Die kennt Euch?

Page.

Gewiß! wenigſtens hat ſie mich gekannt. Meine Mutter wohnte zu Pavia in einem Hauſe mit ihrer Mutter. Sie war damals ein Fräulein von zwölf bis dreizehn Jahren, und hielt viel auf mich; denn ſie liebte gar ſehr die Zuckermandeln, und ich machte immer den Liebesboten zwiſchen ihr und den Zuckermandeln, wenn ohne Vorwiſſen der Mama eine geheime Zuſammenkunft zwiſchen ihnen Statt finden ſollte. Nachher zogen ſie weg; meine Mutter ſtarb; mein Bruder ging in den Krieg und nahm mich mit.

Clotilde

(die ihn während deſſen anhaltend betrachtet).

Ja, ja! bei Gott! Ein längſt zerfall'nes Bild
Setzt wiederum ſich Zug für Zug zuſammen
In meinem Geiſte. — Ja gewiß! Du biſt
Der kleine Giacomo.

Page.

Das war ich ſonſt.

Clotilde (den Schleier zurückſchlagend).

Erkennſt Du mich denn nicht? Clotilden nicht?

Page.

Ihr? — Ihr wäret? — Ja, ja, ich ſehe es nun — Ihr ſeid Fräulein Clotilde. — Ach gnädiges Fräulein — gnädige Frau wollte ich ſagen, verzeiht meine vorigen abgeſchmackten Reden. Ihr gedenkt alſo des kleinen Giacomo noch? Ihr ſeid noch immer ſo gütig wie ſonſt? Auf der Reiſe durften wir nicht von Euch ſprechen; aber nun muß ich es gleich meinem Herrn erzählen.

Clotilde (erſchreckend für ſich).

O wehe mir! (laut) Nein, guter Giacomo, —
Nicht Deinem Herrn — ich will's ihm ſelbſt erzählen —
Ich ſelbſt — verſtehſt Du? Laß mich jetzt allein —
Ich will nachher — ich will Dich rufen laſſen.

Page.

Alles, was Ihr befehlt, gnädige Frau.

(Er geht mit Zeichen der Verwunderung ab.)

Siebenter Auftritt.

Clotilde (allein).

Ich bin nicht werth, daß mir die Sonne ſcheint,
Sich über mir die Bahn der Sterne wölbt,
Die milden Abendlüfte mich erquicken.
Wie konnt' ich auf der Thörin thöricht Wort
So ſchwarzer Bosheit den Geliebten zeihn,
Und in das Herz des Hohnes Pfeil ihm drücken?

Achter Auftritt.

Clotilde. Torquato erſcheint und nähert ſich langſam und verlegen.

Torquato.

Vergebet mein Erdreiſten, gnäd'ge Frau —

Clotilde.

Seid Ihr gekommen, Herr, mich zu vernichten?

Torquato.

Ich weiß, daß Euch mein Anblick nicht erfreut;
Doch duldet ihn auf ein'ge Augenblicke.
In wenig Stunden tret' ich meine Reiſe
Nach Malta an, die Ruhe dort zu ſuchen,
Die ich in dieſer Welt noch finden kann.

Clotilde.

O das iſt hart. Es war doch nur ein Irrthum
Von Leidenſchaftlichkeit — das leugn' ich nicht —
Zu leicht empfangen und zu ſtark genährt.

Torquato.

Ach ja, ein unglückſel'ger Irrthum war's,
Von Fiammetta's Aberwitz erzeugt.

Clotilde.

Ihr wißt es?

Torquato.

Ja, ſie hat es ſelbſt geſtanden:
Sie glaubt des Oheims Geiſt geſeh'n zu haben,
Der fürchterliche Straf' ihr angedroht,
Wenn jemals uns der Liebe Band vereinte:
So hat ſie nun aus Furcht, um uns zu trennen,
Der Zwietracht Saamen zwiſchen uns geſtreut.

Clotilde.

O Aberwitz! und um der Thorheit willen
Wollt Ihr Euch ſtürzen in den blut'gen Krieg?
O wiſſet Ihr denn nicht, wie ſüß es iſt,
Dem reuigen Geliebten zu verzeihen?

(Sie reicht ihm die Hand, die er inbrünſtig küßt.)

Torquato.

O milder Engel aus den lichten Höhen!
Wie hab' ich das verdient? jetzt, fühl' ich, jetzt
Iſt alle Schuld vernichtet, aller Gram.

Clotilde.

Ja, dieſer und vergang'ner Tage Schuld!
Ich find' Euch faſt zu gütig, theurer Freund,
Zu große Milde des Beleidigten
Stärkt aber nur den bittern Schmerz der Reue.
O ſcheltet mich doch erſt!

Torquato.

Wofür denn ſchelten?

Clotilde.

Nun, daß ich einer Thörin glauben konnte,
Ihr führtet in dem Pagen die Geliebte
In Männertracht aus Deutſchland mit Euch her.

Torquato (heftig).

Das konntet Ihr? das glaubtet Ihr von mir?
O wie verworfen muß ich Euch erſcheinen,
Wenn Ihr's für möglich hieltet, daß ich Liebe
Von Euch erflehen konnte, während ich
So ſchmutz'ge Neigung noch im Herzen trüge.
Wie ſchrecklich habt Ihr mich zurückgeſchleudert!
Habt mir gezeigt, daß Ihr mich nie gekannt,
Daß Eure Lieb' auf keinem Grunde ruht.

Clotilde.

Wie? zürnt Ihr jetzt, nachdem Ihr ſchon vergeben?

Torquato.

Wie hätt' ich das gekonnt? Ich wußt' es nicht.

Clotilde.

Nicht? hab' ich nicht des Pagen oft erwähnt?

Torquato.

Doch unverſtanden ging's an mir vorüber.

Clotilde.

Ach! ſoll die alte Zwietracht wiederkehren?

Torquato (beſänftigt).

Nein, ſüße Freundin, nein! das ſoll ſie nicht.
Vergeben will ich, denn Ihr habt vergeben.

Clotilde.

Vergeben? und was hab' ich Euch vergeben?

Torquato.

Viel Größ'res, das bekenn' ich, daß ich thöricht
Von Fiammetta mich bereden ließ,
Ihr hättet, auf den Rath des Narren, geſtern
Ein Spiel mit mir getrieben, mich verhöhnt,
Um die verjährte Schuld an mir zu rächen.

Clotilde (heftig).

O, wenn Ihr das geglaubt, ſo iſt's vorbei.
Ihr habt mich nie geliebt, mit Liebesworten,
Mit Liebesſchwüren ſtets mich nur verhöhnt,
Für einen Auswurf des Geſchlechts hab' ich
Euch dann gegolten. Ihr habt mich verachtet;
Und nur auf Achtung kann ſich Liebe gründen.

Torquato.

Jetzt zürnet Ihr? erſt habt Ihr mir vergeben.

Clotilde.

Hab' ich um Euern Frevel denn gewußt?

Torquato.

Nicht? hab' ich doch vom Narren viel geredet.

Clotilde.

Ich hab's gehört, doch nichts darin geſucht.

Torquato.

O, theure Freundin, ſoll die gleiche Schuld
Nicht gleiche Neigung zur Verſöhnung wecken?

Clotilde.

O nein! Verſöhnung knüpft nur Bande wieder,
Die Irrthum oder Schuld zerriſſen hat.
Und welch ein Band war jemals zwiſchen uns?
Nie haben unſ're Herzen ſich verſtanden,
Und werden ewig niemals ſich verſtehn.

Neunter Auftritt.

Der Graf. Burchiello und Fiammetta erſcheinen im Hintergrunde. Die Vorigen.

Torquato.

Recht! niemals! Irrthum, Hirngeſpinnſt
Und Wahnſinn war's, was ich für Liebe nahm!
O wär' ich blind geweſen, als ich Euch
Zuerſt erblickte! taub, als Eure Stimme

Zuerſt mein Ohr berührte! ſtumm, als ich
Der erſten Liebesworte mich erkühnte!
Ha Lieb' und Leben — heillos Narrenſpiel!

Clotilde.

Gut! das iſt weiſe! ſetzet ihm ein Ziel.

Graf (tritt vor).

Ihr führet, hör' ich, Krieg; allein ich hoffe,
Daß ich den Frieden bringe.

Clotilde und Torquato.

Nimmermehr!

Graf.

Wiſſ't Euer Oheim, Euer Gatte — lebt.

Clotilde.

Er lebt!

(Sie ſinkt in einen Seſſel.)

Torquato.

Er lebt?

Graf.

Er lebt und kommt noch heute.

Torquato (mit dem Fuße ſtampfend).

Nein, er iſt todt!

Graf.

Zum Schein iſt er geſtorben,
Denn Eure Herzen hat er prüfen wollen.

Torquato.

Verflucht ſind ſolche Prüfungen: ſie haben,
Von Thoren angeſtellt, Schuldloſe ſchon

In ſchwere Schuld gebracht, zu Mord geführt.
Er komm' und ſehe denn, was er gethan!
Ich liebe die mir einſt Verlobte noch;
Ich liebe ſie jetzt ſchmerzlicher denn je!
Er komm' und hör's! er hat durch falſche Freiheit
Mein Herz verführt, er hat das Wort entfeſſelt.

Clotilde (aufſtehend).

Er hat's erreicht — er wollte mich — vernichten!

(zum Grafen)

Ja, geht und ſagt ihm, — was mir ſelbſt Geheimniß
Bis jetzt geweſen, daß mein liebend Herz
Dem noch gehört, und ewig wird gehören,
Dem ich's geſchenkt in meiner ſchönſten Zeit;
Daß ich nun eilen will, in einem Kloſter
Zu bergen meinen Gram und meine Schmach.

(zu Torquato)

Lebt wohl, mein Freund! der Liebe nur gedenket
Und meine Schwächen laſſ't vergeſſen ſein!

Torquato

(hat ſich auf ein Knie niedergelaſſen).

Vergieb nur Du, wenn ich Dein Herz gekränket!
Als meiner Heiligen gedenk' ich Dein!

(Er küßt ihre Hand und bleibt einen Augenblick darauf ruhen.)

Graf (hinzutretend und ihn aufrichtend).

Genug! ich ſehe, Furcht kann Frieden ſtiften;
Nicht aber tragiſch ſoll der Frieden werden.
(zu Clotilden)
Ihr ſeid ſchon längſt nicht mehr des Grafen Frau.

Clotilde.

Schon längſt — —

Torquato.

Nicht mehr?

Graf (beiden eine Schrift zeigend).

Seht her! der heil'ge Vater
Hat dieſer Ehe Nichtigkeit erklärt.

Torquato.

Bei Gott, ſo iſt's!

Clotilde.

Bringt Licht in dieſes Dunkel!

Graf (mit ſeiner natürlichen Stimme).

Euch zu vereinen, war des Grafen Wunſch.

Clotilde.

Ha, welcher Ton! Ihr ſeid der Graf!

Graf
(reißt den Bart ab und ſchließt Beide in ſeine Arme).

Ich bin's,
Ihr thörichten und doch geliebten Kinder!

Torquato.

Mein theurer Ohm!

Clotilde.

Ach Herr! wie nenn' ich Euch?

Graf.

Dein Vater bin ich, ungerath'ne Tochter —
Ihr habt Euch ſchön bekehrt! Wo iſt denn nun
Die Ruh' und Mäßigung, die Ihr gewonnen?
Wo iſt der mild're Sinn, und wo die Kunſt
Des Lebens Glück mit Weisheit zu genießen?
Doch ſtill davon! ich ſelbſt war auch kein Weiſer:
Mit ſtolzer Zuverſicht baut' ich auf Sand.
Gut denn! Ihr ſeid die alten Thoren noch,
Doch iſt auch Eure Liebe noch die alte:
Drum, rath' ich, nehmet, um der Liebe willen,
Was Ihr an Thorheit habt, mit in den Kauf.
(Er reicht Torquato's Hand Clotilden hin, ſie legt die ihrige langſam hinein).
Recht ſo! geſchloſſen ſei der Bund und möge
Nicht Page mehr noch Narr den Frieden ſtören.

Clotilde.

Ihr wiſſet — —?

Graf.

Fiammetta hat gebeichtet.

Burchiello (führt Fiammetta vor).

Ja, hier iſt die Mutter aller Lügen. Ein Glück, daß ich nicht ihr Mann bin, ſonſt wäre ich der leibhaftige Teufel.

Graf.

Da seht Ihr Eurer Thorheit Frucht! drei Jahre
Habt Ihr verloren, denn was jetzt geschieht,
Das konnte vor drei Jahren schon geschehen.

Burchiello.

Auf die Art, gnädiger Herr, könnte man nur gleich aus der Wiege ins Grab springen. Freilich macht man im Leben nichts als Thorheiten, aber über die Thorheiten geht das Leben behaglich hin.

Graf.

Du hast zur Hälfte Recht. Hör', Burchiello,
(auf sich, Torquato und Clotilden deutend)
Wir drei sind Thoren, und Du weißt, warum.
(auf Fiammetta weisend)
Die ist 'ne Thörin, weil sie Dich noch liebt;
Willst Du, der Narr, allein der Weise sein?
Mach' eine Thorheit zur Gesellschaft mit
Und führe Fiammetta zum Altar;
Als Brautschatz schenk' ich ihr dreitausend Lire.

Burchiello.

Meiner Seele, gnädiger Herr, sie ist mir jetzt lieber als sonst, weil sie mich nicht mit Gewalt hat heirathen wollen, und weil ihre Lügen beweisen, daß sie nicht ohne Verstand ist. Ich könnte Ja sagen, aber Ihr und der junge Herr und das

verwittwete Fräulein Braut, müßt mir einen Schein ausſtellen, daß ich es Euch nur zu Gefallen thue, und recht gut weiß, ſie wird mich betrügen und mir untreu werden. Ich muß mich vor dem Auslachen ſicher ſtellen.

Graf.

Du ſollſt den Schein haben.

Fiammetta.

Nein, abſcheulicher Menſch, ſo will ich nicht!

Burchiello.

Gut! ſo wird nichts daraus!

Fiammetta.

Meinetwegen! Du biſt ein Narr. Aber wenn das Geld alle iſt, wird Deine Liebe nicht verdorren?

Burchiello.

Nein, grünen ſoll ſie, wie der Sand am Meere,
So viel verſprech' ich Dir mit Hand und Mund;
Denn ſieh, mein Schatz, die Welt iſt kugelrund!

(Der Vorhang fällt.)

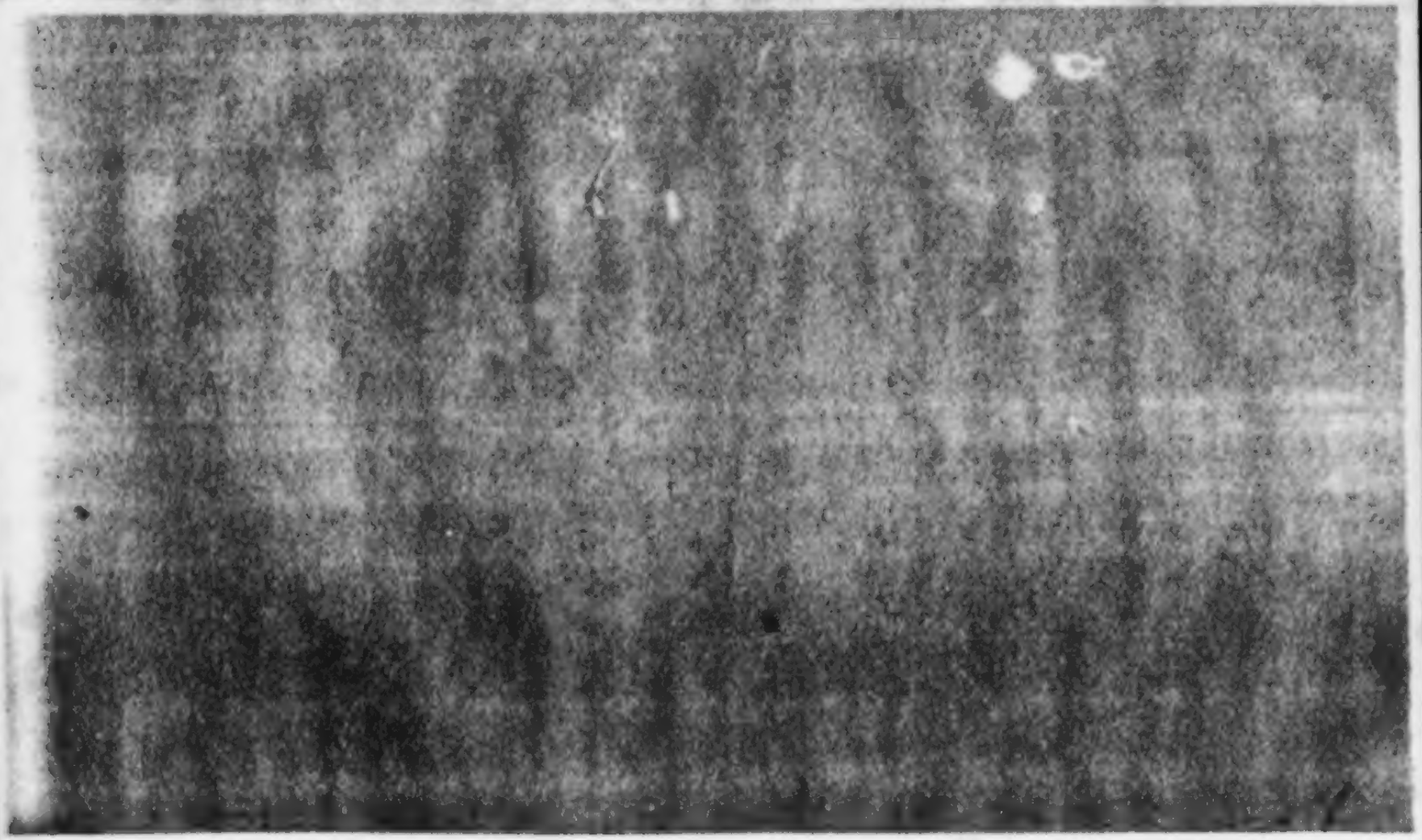
Denk' an Cäsar!

Possenspiel in fünf Aufzügen

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1832.



Denk' an Cäsar!

Possenspiel in fünf Aufzügen.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Theile. Ladenpreis 8 Thlr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. (Velinpap. 1 Rthlr. 12 Gr.)

— — Reisebilder. 2te vermehrte Aufl. 3 Thle. 8. 5 Rthlr. 8 Gr. (Velinpap. 6 Rthlr. 8 Gr.)

— — Nachträge zu den Reisebildern. 8. 1 Rthlr. 16 Gr. (Velinpap. 2 Rthlr.)

— — Ueber den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahlberf. 8. 20 Gr.

Immermann, K., der im Irrgarten der Metrik herumtaumelnde Cavalier. gr. 8. 6 Gr.

— — Kaiser Friedrich II. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr.

— — das Trauerspiel in Tyrol. Dramat. Gedicht. 8. 20 Gr. (Velinpap. 1 Thlr. 6 Gr.)

— — Tulifäntchen. Ein Heldengedicht. 8. 20 Gr.

— — die Verkleidungen. Lustspiel. 8. 20 Gr.

Lewald, A., Novellen. 2 Thle. 8. 3 Rthlr.

— — Graf Lowzinski. Polnische Novelle. 8. 18 Gr.

— — Przebracki, der russische Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. 20 Gr.

Meltitz, Freiherr G. A. von, Oliver Cromwell oder die Revolutionaire. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr.

— — [illegible] Pasquill. Schauspiel. 8. 20 Gr.

— — [illegible]ferkörner. 3 Hefte. 12. 2 Rthlr.

— — [illegible] alte Student. Schauspiel. 8. 12 Gr.

Spaziergänge eines Wiener Poeten. 2te Aufl. 8. 20 Gr.

Raupach, Dr. E., die Tochter der Luft. Trauerspiel. 1 Rthlr.

— — Kritik und Antikritik. Lustspiel. 8. 1 Rthlr. (Velinpap. 1 Rthlr. 4 Gr.)

— — die Bekehrten. Lustspiel. 8. 1 Rthlr (Velinpap. 1 Rthlr. 4 Gr.)

— — der Schleichhändler. Lustspiel. 8. 1 Rthlr. (Velinpap. 1 Rthlr. 4 Gr.)

— — der Wucherer. Lustspiel. 8. 16 Gr

Denk' an Cäſar!

Poſſenſpiel in fünf Aufzügen

von

Dr. Ernſt Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1832.

Perſonen.

Quantus, Burgemeiſter und Polizeidirecter zu Krähwinkel.
Sabine, ſeine Tochter.
Flint, Syndicus.
Stark, Kürſchner und Kämmerer.
Schwarz, Tuchfabrikant
Haber, Bäcker
Gries, Specereihändler
Malz, Brauer
} Rathsherren.
Till, Rathsſchreiber.
Schelle, Stadtchirurgus und Vorſteher der Stadtverordneten.
Rettig,
Hering,
} Bürger und Stadtverordnete.
Kaiſer, Candidat der Theologie.
Keller, Schauſpieldirecter.
Kurz,
Lange,
} Polizeiſergeanten.
Chriſtine, Magd bei Quantus.
Stadtverordnete.
Andere Bürger.
Handwerksburſchen.
Ein Nachtwächter.
Ein Rathsdiener und ein Stockmeiſter.

Erster Aufzug.

Scene: Ein Zimmer im Hause des Burgemeisters.

Erster Auftritt.

Quantus sitzt am Tische und liest Zeitungen.

Quantus.

Es ist zu toll. (Er wirft das Blatt heftig auf den Tisch) Nichts als Aufstand. Aufstand an allen Ecken und Enden. Jedes lumpige Rattennest will die Mode mit machen, und seine Julitage haben. (Er steht auf) Man sollte glauben, es läge in der Witterung, wie in England der Spleen; aber leider kommt der Aufruhr bei jedem möglichen Barometerstande vor. In welche Unglückszeit ist mein Consulat gefallen! Unseliger Ehrgeiz, der mich meine harmlose Offizin zum König Salomo mit dem

Rathhause vertauschen ließ! Ich saß auf einer blumigen Wiese, und habe mich auf einen Vulcan gesetzt.

Zweiter Auftritt.

Quantus. Sabine kommt mit Wein und Frühstück.

Sabine.

Hier, lieber Vater, bringe ich Ihnen Ihr Frühstück.

Quantus (mürrisch).

Gut! gut!

Sabine.

Wieder mißlaunig, Väterchen? Was fehlt Ihnen?

Quantus.

Kindische Frage! Was soll einem Regierenden in dieser Zeit fehlen, als Ruhe, Vertrauen, Zuversicht? Ueberall Aufruhr und Meuterei — kein Tag sicher, keine Nacht sicher. Und wer muß zuletzt das Bad ausgießen? Der unglückliche Burgemeister, Schultheiß, Maire, Lordmajor oder wie er sonst heißt. Wenn er auch mit dem Leben und mit gesunden Gliedmaßen davon kommt, wird doch

alle Schuld auf ihn geworfen: die Spectakelmacher erhalten Amneſtie, und der arme Lazarus wird removirt.

Sabine.

Ach, lieber Vater, warum beſchäftigen Sie ſich ſo viel mit Dingen, die uns doch ſo fern liegen? Unſere Krähwinkler ſind ja wahre Lämmerſeelen, und Sie thun ja nichts, was Unzufriedenheit erregen könnte.

Quantus.

Vernünftig betrachtet, freilich nicht. Aber ſiehſt Du, Binchen, ich muß doch regieren; und die Leute wollen heutzutage regiert ſeyn, ohne auch nur eine Drachme Haut und Haar dabei zu laſſen, und das geht doch nicht der Autorität wegen.

Sabine.

Wiſſen Sie was, Väterchen? Sie ſollten gar keine Zeitungen mehr leſen. Dieſe Leſerei wird Sie noch krank machen. Sie ſind von Natur ſchon etwas ängſtlich — —

Quantus.

Aengſtlich? So nennt es Dein Mädchenleichtſinn. Ich bin nur vorſichtig; und Vorſicht iſt die erſte Tugend eines Apothekers, der inmitten ſo

vieler giftiger Substanzen lebt. Ich bin kein Hasenherz —

Sabine.

Väterchen, Sie vergessen Ihr Frühstück.

Quantus.

Ach! wer kann in dieser Zeit noch mit Vergnügen ans Essen denken? Wer weiß, wie nahe uns das letzte Frühstück ist. (Er besieht das Frühstück) Aha! roher Schinken! Sehr gut! Aber, Binchen, wenn nur keine Fettsäure daran ist.

Sabine.

Auf die Gefahr will ich selbst die Hälfte aufessen.

Quantus.

Da hättest Du doch mehr bringen müssen. Bist Du auch gewiß überzeugt — —

Sabine.

So gewiß, wie davon, daß zweimal zwei viere macht.

Quantus.

Zweimal zwei macht viere, das ist freilich wahr, wiewohl ich, ehrlich gesagt, nicht weiß warum. (Er fängt an zu essen) In müssigen Stunden, deren ich etwas mehr habe, seit ich Burgemeister und nicht mehr

Apotheker bin, habe ich schon oft darüber nachgedacht, warum denn eigentlich zweimal zwei viere macht. Es läßt sich kein vernünftiger Grund davon einsehen. — Ja — wovon sprachen wir — — —?

Sabine.

Ich weiß nicht mehr, lieber Vater.

Quantus.

Gut, mein Kind, gut! (Er trinkt).

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Till mit Acten unter dem Arme, tritt ein.

Till (immer ernst und geheimnißvoll).

Wohl zu bekommen, Herr Burgemeister!

Quantus (sich erschrocken umkehrend).

Wohl zu — — Ha! Till! Guten Morgen!

Sabine.

Guten Morgen, Herr Rathsschreiber! (auf den Tisch zeigend) Ist Ihnen nicht gefällig?

Till.

Danke, Mademoiselle, danke!

Quantus.

Ohne Umstände! Langen Sie zu! (er trinkt).

Till.

Wohl zu bekommen.

Quantus.

Herr, das ist ein seltsames Wohlzubekommen; es klingt ja wahrhaftig wie ein Fahrewohl.

Till.

Hm — hm.

Quantus.

Hm — hm? Wie? Ist etwas vorgefallen?

Till (nach kurzem Besinnen).

Ja.

Quantus.

Gerechter! Was ist vorgefallen?

Till.

Es hat zehne geschlagen.

Sabine (lachend).

Wenn es weiter nichts ist!

Till.

Es ist genug! Der Schlag der Uhr ist der wiederhallende Tritt der Zeit; und die Zeit bringt alles Schreckliche.

Quantus.

Alles Schreckliche — ja wohl!

Till.

Uns heute zum Beiſpiel — —

Quantus.

Zum Beiſpiel?

Till.

Eine Seſſion.

Quantus.

Dachte ich doch Wunder! Eine Seſſion-Lumperei.

Till.

Hm — hm.

Quantus.

Hm — hm? Wie ſo?

Till.

Ja — ja.

Quantus.

Sie ſind unausſtehlich mit Ihrem Hm — hm und Ja — ja. Reden Sie grade und ehrlich heraus. Was gibt es?

Till.

Eine ſtürmiſche Seſſion.

Quantus.

Zank und Streit wie immer? Daran bin ich gewöhnt, und es thut mir wohl; es macht mir Appetit.

Till.

Schelle will seinen Antrag wegen der Gaserleuchtung erneuen.

Quantus.

Ich wünschte, er wäre, wo der Pfeffer wächst.

Till.

Er ist aber hier, wo kein Pfeffer wächst. Beides nun, daß er hier ist, und daß hier kein Pfeffer wächst, ist ein Schicksal; und was vermögen des Menschen Wünsche gegen das unerbittliche Schicksal?

Quantus.

Ich glaubte den verrückten Antrag schon beseitigt. Es wäre eine ungeheure Ausgabe; die Kämmerei hielte es nicht aus; Erhöhung der Communalabgaben macht nicht beliebt; und dann, es darf nicht seyn, weil es nicht seyn soll.

Till.

Das ist der triftigste aller Gründe. Es wäre eine gefährliche Neuerung.

Quantus.

Höchst gefährlich, wie alle Neuerungen.

Sabine.

Aber, Väterchen, ohne Neuerungen bliebe ja die Welt immer auf dem alten Flecke stehen.

Quantus.

Das soll sie auch: der alte Fleck ist der goldene Boden des Regierungshandwerkes. Auf dem Alten ruht alle Autorität. Wer einen hundertjährigen Laternenpfahl nicht mehr respectirt, respectirt auch zuletzt keinen Burgemeister mehr.

Till.

Natürlich: denn am Ende ist es einerlei.

Quantus.

Vollkommen einerlei. Darum sollen die alten Laternenpfähle stehen bleiben, wenn es auch einen harten Kampf kostet.

Till.

Am besten wäre es, Herr Burgemeister, Sie machten eine Gegenmotion.

Quantus.

Wie meinen Sie das?

Till.

Sie schlügen vor, das Bischen Straßen-

erleuchtung, was wir jetzt haben, auch noch abzuschaffen.

Sabine.

Ei, Herr Till, das wäre ja auch eine Neuerung.

Till.

Keineswegeß, Mademoiſelle. Es wäre eine Rückkehr zu der wohlthätigen Dämmerung der Kinderzeit, in die wir uns Alle in ſpätern Jahren zurück ſehnen.

Quantus.

Wohl wahr. Ob es aber in dieſem Augenblicke politiſch wäre — —

Till.

Höchſt politiſch. Wenn man den Menſchen nicht alles geben will, ſo iſt es für ihre Ruhe beſſer, ihnen alles zu nehmen. Den Kuchen, den man dem Kinde nicht geben will, muß man es nicht erſt koſten laſſen.

Quantus.

Sie haben Recht. Ich will die Gegenmotion machen, und Sie mögen meine Gründe auseinander ſetzen.

Sabine.

Sagen Sie mir, Herr Rathsschreiber, wie geht es mit dem guten Rector?

Till.

Es geht sehr gut mit dem Guten: er ist diesen Morgen um ein Viertel auf acht selig entschlafen.

Quantus.

Das ist ihm recht; warum hat er sich von einem Homöopathen behandeln lassen? Hätte er vernünftige Medicin genommen, und ich hätte die Apotheke noch gehabt, er wäre nicht gestorben. (Er greift nach dem Glase, indem schlägt es ein Viertel.)

Till.

Herr Burgemeister!

Quantus (erschrocken das Glas hinsetzend).

Was gibt es?

Till.

Es hat ein Viertel geschlagen.

Quantus.

Herr, Sie erschrecken Einen mit Ihrer hohlen Stimme. Aber ein Viertel? Da ist es Zeit in die Session. Gehen Sie nur voran, ich komme gleich nach. (Er trinkt.)

Till.

Wohl zu bekommen! (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Quantus und Sabine.

Quantus.

Ein verwünſchter Menſch mit ſeiner Geſpenſterſtimme! Es iſt Einem immer, als ſpräche es aus der Erde oder aus den Wolken.

Sabine.

Laſſen Sie uns von etwas Anderem reden, Väterchen! Durch den Tod des guten alten Herrn Buddus iſt die Stelle eines Rectors und Nachmittagspredigers erledigt; die Wiederbeſetzung hängt von Ihnen ab.

Quantus.

Das heißt vom Rathe.

Sabine.

Das heißt im Grunde von meinem lieben Vater.

Quantus.

Freilich, im rechten Grunde von mir: denn der Rath, das bin ich.

Sabine.

Künftige Woche ist mein Geburtstag; zum Angebinde müssen Sie mir diese Stelle schenken, daß ich sie besetzen kann mit wem ich will.

Quantus.

Sieh doch! Willst Du auch protegiren?

Sabine.

Je nun, ich muß doch auch etwas von Ihrer Würde haben.

Quantus.

Wer ist denn Dein Schützling?

Sabine.

Ein Candidat der Theologie versteht sich; aber eine Seltenheit, ein wahrer Phönix von einem Candidaten. Stellen Sie sich vor! jung und voller Kenntnisse, und doch bescheiden, ja sogar schüchtern: ist das nicht unerhört in unserer Zeit? Dabei auch liebenswürdig, wenn man ihn zutraulich gemacht hat; von unsträflichem Wandel, ein tüchtiger Lehrer, wie die Aeltern seiner Schüler sagen, und ein trefflicher Kanzelredner, wie ich selbst gehört habe.

Quantus.

Hollah! he! Du wirst ja selbst zur Rednerin.

Sabinchen, was ist das? Sabinchen, was heißt das? doch nicht etwa ein Galan, eine Liebschaft? Binchen, damit komm mir nicht! Binchen, damit bleib mir vom Leibe! In solchen Dingen, weißt Du, verstehe ich keinen Spaß. Wer Rector und Nachmittagsprediger werden will, ist ein armer Schlucker, und Du bist das reichste Mädchen in der Stadt, dreimal reicher als die Reichste nach Dir, Dank sey es dem König Salomo. Ach! wenn ich es bedenke! Mein Großvater hatte den guten König gekauft und ihn dreißig Jahre behauptet; mein Vater hat vierzig Jahre darin dispensirt, bis ihn der Tod der Welt und dem König Salomo entriß; und ich selbst bin fünf und zwanzig Jahre in dem wackern Könige lustig und guter Dinge gewesen; und wir haben Alle drei einen schönen Thaler darin verdient. (Er greift auf den Schinkenteller und erschrickt als er ihn leer findet) Hast Du doch Schinken gegessen?

Sabine.

Nicht ein Schnittchen, lieber Vater. Sie haben mir die Mühe erspart.

Quantus.

Gerechter Gott! habe ich in Gedanken die ganze Masse Schinken gegessen? Ist Fettsäure daran — — —

Sabine.

Seyn Sie doch unbesorgt, lieber Vater, und gehen Sie ganz ruhig in die Session. Es ist übrigens die höchste Zeit. (Sie bringt ihm Hut und Stock.)

Quantus.

Gut! gut! Aber mir ist wunderlich zu Muthe; ich will doch ein Pulver nehmen: man kann nicht wissen — — — **Venienti occurrite!** —

(Er eilt zur Rechten ab, Sabine mit Hut und Stock ihm nach.)

Verwandlung.

Scene: Der Versammlungssaal im Rathhause mit einem rothbehangenen Tische, um den sieben Stühle stehen.

Fünfter Auftritt.

Flint, Stark, Schwarz, Haber, Gries und Malz schon versammelt. Till, wie oben mit Acten unter dem Arme, tritt ein.

Till.

Guten Morgen, meine Herrn!

Alle.

Guten Morgen!

Stark.

Nun, kommt der Burgemeiſter nicht mit? Es iſt halb elfe.

Schwarz.

Eine wahre Schande: er iſt immer der Letzte.

Till.

Es ſteht geſchrieben „Die Letzten werden die Erſten ſeyn;“ da nun der Burgemeiſter der Erſte iſt, ſo muß er natürlich der Letzte ſeyn.

(Er ſetzt ſich ein Tiſchchen und einen Stuhl vorn rechts vom großen Tiſche zurecht, und legt die Acten ab.)

Flint.

Das läßt ſich hören, und iſt eine chriſtliche Entſchuldigung. (Er lacht laut.)

Schwarz.

Wenn ſie chriſtlich iſt, ſo ſollte man das Lachen unterwegs laſſen.

Flint (der zu Till'n geht, zu Schwarzen).

Weinen Sie, Herr College, wenn es Sie vergnügter macht. (Heimlich zu Till) Schelle wird heut' ſeinen Antrag wiederholen?

Till (eben ſo).

So höre ich.

Flint.

Wissen Sie, wer den ganzen Handel mit der Gaserleuchtung angestiftet hat? Sie, Freundchen, Sie.

Till.

Ich? Da sind Sie links, Herr Syndicus.

Flint.

Warum wollen Sie es leugnen? Es ist ja scharmant, Freundchen, ganz scharmant: es macht unsere langweiligen Sessionen etwas kurzweiliger; es gibt Stoff zum Lachen, und nichts in der Welt über das Lachen: Vormittags macht es Appetit Nachmittags befördert es die Verdauung. Was kann ein vernünftiger Mensch mehr verlangen?

Till.

Ich wüßte in der Welt nicht, was. Aber ich habe hier kein Verdienst: die Gaserleuchtung ist ächt Schellisches Gewächs, eine Eingebung seines Ehrgeizes.

Flint (laut lachend).

Machen Sie mir das nicht weiß! Wie käme Schelle zum Ehrgeiz?

Till.

Seit ihn seine selige Frau gründlich von der Liebe kurirt hat, hat er sich der Politik ergeben,

und Sie wiſſen wohl, der Ehrgeiz iſt das Spaniſche-Fliegen-Pflaſter, das die Blaſen der Politik zieht.

Flint (lacht laut auf).

Bene! optime!

Schwarz.

Lache Du und der Teufel!

Flint.

Dann lachen Sie doch mit. (Er lacht.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Quantus tritt ein.

Quantus.

Guten Morgen, meine Herren Collegen!

Alle.

Guten Morgen, Herr Burgemeiſter!

Quantus.

Danke! Danke! — Laſſen Sie uns ohne Säumen zur Seſſion ſchreiten: es iſt etwas ſpät geworden — — —

Flint.

Ueber Ihrem Frühſtück — hahaha!

Quantus (stutzig).

Warum lachen Sie über mein Frühstück? Wissen Sie etwa — — —

Flint.

Daß es gut war? Freilich — Hahaha!

Quantus (für sich).

Der könnte Einem das Fieber an den Hals lachen. (Laut) Aber, meine Herren, ans Werk! ans Werk. (Er setzt sich auf den Mittelplatz am Tische; ihm zur Rechten Flint, Gries und Malz, zur Linken Stark, Schwarz und Haber; Till an das Tischchen zur Rechten.)

Quantus.

Nun, Herr Rathsschreiber, fangen Sie den Vortrag an. Zuerst die Bittschriften, wenn welche eingegangen sind.

Till.

Zwei, und fast gleichen Inhalts. (Aus den Acten vortragend) Die Primaner und Secundaner hiesiger Stadtschule bitten um die Erlaubniß einen Verein zur Veredlung des deutschen Ausdrucks der Hökerweiber stiften zu dürfen.

Quantus.

Ich denke, das ist unbedenklich.

Flint.

Vereine so viel man will, nur keine Associationen.

Quantus.

Gott bewahre uns vor Associationen!

Stark.

Vereine kosten uns kein Geld.

Quantus.

Und sind den Gesetzen nicht zuwider.

Flint.

Nein; wenn sie keine politischen Zwecke haben.

Stark.

Was will das sagen?

Tilt.

Vereine können sich beschäftigen mit Religion und Sittlichkeit, mit Kunst und Wissenschaft, mit Handel und Gewerbe, mit Erziehung und Wohlthätigkeit, kurz mit Allem, was dem Staate nichts angeht; nur nicht mit Dingen, die zur Regierung gehören, wäre es auch nur das Federschneiden eines Kanzelisten.

Flint.

Gut erklärt! Hahaha!

Schwarz.

Federschneiden wird doch nicht politisch seyn.

Till.

Das will ich meinen, Herr Senator. Wer eine spitzige Feder führt, ist ein Demagoge.

Quantus.

Von dem Allen ist aber hier nicht die Rede: also denke ich fiat.

Alle.

Fiat!

Till (schreibt, dann wie eben aus den Acten).

Eben so wünschen ein und zwanzig Jungfrauen hiesigen Ortes —

Stark.

Daß dich die Motten! Ein und zwanzig! Hätte ich doch nicht geglaubt, daß es so viele Jungfrau'n in unserer Stadt gäbe.

Schwarz.

Herr, Sie sollen wissen, mein Pinchen ist auch dabei.

Stark.

Das ist auch was Rechtes!

Flint.

Hahaha!

Schwarz (zu Stark).

Herr, was Rechtes? (zu Flint) Herr, warum lachen Sie? Mein Pinchen iſt, hoffe ich — —

Flint.

Seit ſieben und zwanzig Jahren eine Jungfrau. Hahaha!

Stark.

Daß dich die Motten! Hahaha!

Schwarz.

Alle Wetter, das ſind Injurien. (Er ſteht auf.)

Flint und Stark (aufſtehend).

Was? Injurien!

Quantus (ſchreiend).

Silentium! Niedergeſetzt! (Die Aufgeſtandenen ſetzen ſich) Keine Perſönlichkeiten!

Stark.

Wo ſind denn die?

Quantus.

Das Alter einer Jungfrau iſt eine Perſönlichkeit.

Till.

Aber keine anzügliche.

Quantus.

Was wünſchen die eben discutirten Jungfrauen?

Till.

Einen Verein ſtiften zu dürfen zur Veredlung der Gaſſenjungen.

Quantus.

Nun, ich denke oti supra.

Alle.

Ja, ja. In Gottes Namen!

Till.

Ich weiß doch nicht, meine Herren. Die Gaſſenjungen ſind ihrer Natur nach liberal mit Steinen, faulen Aepfeln, Koth und kothigen Titeln. Wenn nun dieſer Hang zum Liberalismus ausgebildet wird, wenn unſere männliche Gaſſenjugend leſen lernt und dann dem Journalismus huldigt —

Quantus.

Halt! halt! — Abgeſchlagen!

Flint.

Ja, wir haben ohnehin zu viel gebildeten Pöbel. Hahaha!

Alle (außer Schwarz und Malz, der eingeſchlafen iſt).

Abgeſchlagen!

Till (ſchreibt, dann wie oben aus den Acten).

Nun wäre die neulich abgebrochene Berathung fortzuſetzen, ob der Wiederausbau der ausgebrann-

ten Kirche einem gewöhnlichen oder einem Wasserbaumeister anvertraut werden soll. Der Herr Kämmerer hat einen Wasserbaumeister vorgeschlagen.

Stark.

Ja, und ich wiederhole meinen Vorschlag: denn ein Wasserbaumeister, dessen Sache eigentlich ein Kirchenbau nicht ist, sieht es als einen Nebenverdienst an, und ist daher billiger, als ein anderer, dessen Fach es ist, Kirchen zu bauen.

Quantus.

Das ist freilich wahr; aber er versteht auch die Sache nicht.

Stark.

Ei was wollte er nicht? Bauen ist Bauen, ob in die Höhe oder in die Tiefe, das ist am Ende ein Ding.

Flint.

Freilich, eine Krähe und ein Maulwurf sind am Ende beide schwarz. Hahaha!

Schwarz.

Es ist wahrer Unsinn, ein Wasserbaumeister — — —

Stark.

Unsinn, Herr? Daß dich die Motten!

Quantus.

Silentium! — Was meinen Sie, Till?

Till.

Es ist anerkannt, daß die Wasserbaukunst ungleich schwerer ist, als die auf dem Lande; nun sollte ich meinen, wer das Schwerere kann, wird doch wohl auch das Leichtere können.

Stark.

Daß dich die Motten! Sie treffen den Nagel auf den Kopf. Also ein Wasserbaumeister, meine Herren Collegen.

Haber, Gries und Till.

Ein Wasserbaumeister!

Quantus, Flint und Schwarz.

Ein Landbaumeister!

Stark.

Die meisten Stimmen sind für mich.

Quantus.

Halt! das wollen wir erst sehen. Wer für den Wasserbaumeister ist, der stehe auf!

(Stark und die beiden Rathsherrn stehen auf.)

Schwarz.

Haha! Daß dich die Motten! Drei stehen, viere sitzen.

Flint.

Land! Land! Hahaha!

Stark.

Halt! (Auf den schlafenden Rathsherrn zeigend) Der Senator Malz hat nicht mit gestimmt.

Till.

Er schläft.

Quantus.

Selig sind, die im Herrn schlafen. Aber wecken Sie ihn jetzt.

Stark.

Ja, jetzt muß er seine Vote abgeben; nachher kann er wieder schlafen.

Till (den Rathsherrn schüttelnd).

Herr Senator! Herr Senator! (Malz ermuntert sich) Wofür stimmen Sie? Land oder Wasser?

Rathsherr (schlaftrunken).

Bier! Bier!

Till.

Also doch für eine Flüssigkeit?

Rathsherr.

Ja freilich — Flüssigkeit.

Till.

So hat der Wasserbaumeister gesiegt.

Stark.

Victorum! Victorum!

Quantus.

Ein Bau kann die öffentliche Sicherheit gefährden, gehört also in letzter Instanz vor die Polizei. Als Chef derselben, behalte ich mir die Entscheidung vor.

Stark, Haber, Gries und Malz (durcheinander).

Hoho! Wie? was? Vorbehalten?

Flint.

Hahaha!

Quantus.

Silentium! (zu Till) Schreiben Sie!

Till (schreibt, dann wie früher).

Nun hat der Herr Stadtchirurgus Schelle, als Vorsteher hiesiger Stadtverordneten angezeigt, daß er heute im Rathe zu erscheinen wünsche, um seinen Antrag wegen der Gaserleuchtung zu erneuen.

Quantus (läutet, worauf ein Rathsdiener eintritt).

Laßt den Herrn Stadtchirurgus eintreten, wenn er da ist. Ist er?

(Der Rathsdiener nickt mit dem Kopfe.)

Quantus.

Könnt Ihr nicht reden?

Till.

Er kann nicht: er steht auf dem Zettel unter den stummen Personen.

(Der Rathsdiener geht ab.)

Quantus.

Nun geht der Teufel los. Halten Sie fest, werthe Herrn Collegen!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Schelle tritt ein, der Rathsdiener folgt, setzt ihm einen Stuhl zur Linken und geht wieder ab.

Schelle (nach den stummen Begrüßungen).

Verehrter Herr Burgemeister und Rath! In diesen heiligen Hallen kennt man weder Blutegeln noch Aderlaß, weder Amputation noch Trepanation; ich erscheine also hier nicht als Stadtchirurgus, wiewohl ich privatim jedem Mitgliede des weisen Rathes mit diesen und andern Operationen zu Diensten stehe; jetzt aber erscheine ich als Vorsteher der wohllöblichen Stadtverordneten, um in deren Na-

men den Antrag, daß unserer guten Stadt das wohlthätige Licht einer Gaserleuchtung zugestanden werden möge, zu wiederholen, weil selbiger neulich ohne Weiteres von dem Rathe beseitigt wurde.

Till.

Ja, man schritt darüber zur Tagesordnung.

Schelle.

Das war eigentlich eine unordentliche Ordnung, denn jeder Vorschlag der Stadtverordneten soll berücksichtigt werden. Aber wir Stadtverordneten hoffen, daß unterdessen, der wohlweise Magistrat erwogen haben werde, wie die Farbe der Zeit und die Motion der Bewegung nebst der Idee der Gesellschaft, deren Blüthe sehr füglich durch Dampf und Gas vorgestellt wird, unaufhaltsam zu diesem Ziele streben, und daß mithin der gedachte Wohlweise sich unserem Antrage nicht ferner widersetzen wird. (Er setzt sich.)

Quantus.

Werther Herr Vorsteher der Stadtverordneten! daß wir eine Straßenerleuchtung haben, liegt am Tage.

Schelle.

Das ist kein Wunder, am Tage erleuchtet uns des lieben Herrgotts Sonne die Straßen.

Quantus.

Ich meine, es kann sich jeder mit sichtigen Augen überzeugen, daß unsere Gassen des Nachts erleuchtet sind.

Schelle.

Ja, wenn der Mond scheint.

Quantus.

Allerdings, wenn der Mond scheint vom Monde; wenn er nicht scheint, von den Laternen. Was haben Sie nun gegen diese Straßenerleuchtung, gegen unsere Laternen?

Schelle.

Ich habe nichts gegen die Laternen; aber sie sind nicht im Geiste der Zeit.

Quantus.

Was nennen Sie denn hier Geist der Zeit?

Schelle.

Geist der Zeit? Das wissen Sie nicht? Es ist unglaublich! ein Burgemeister, ein Consul von Krähwinkel — und weiß nicht, was Geist der Zeit ist. Geist ist Geist, und Zeit ist Zeit; und wenn also Geist und Zeit zusammen kommen — — —

Till.

So steht die Zeit im Genitivus.

Schelle.

Richtig, und das ist der Geist der Zeit.

Flint.

Hahaha! Lassen Sie das doch drucken, Herr Schelle, zum Troste aller derer, die sich vor dem Zeitgeiste fürchten. Aber warum sollen denn diesem Wechselbalge aus Nominativ und Genitiv unsere Laternen zuwider seyn?

Schelle.

Weil sie zu träge brennen. Heutzutage muß Alles rasche Bewegung seyn; nichts darf mehr gehen oder rücken, Alles muß strömen oder stürzen.

Quantus.

Waren unsere Väter nicht eben so klug wie wir, und haben wir diese Laternen nicht von ihnen geerbt?

Schelle.

Eben darum sind sie nicht im Geiste der Zeit. Alles Ererbte muß fort. Jede Generation will ihre eigene Temperatur haben. Unsere Väter waren schwerfällig und fett, darum behagte ihnen das Oel; wir sind mager und wetterwendisch, darum ist unser Element der Dampf. Kurz und gut, ich wiederhole meinen Antrag. Krähwinkel will Erleuchtung und Aufklärung.

Quantus.

Die Aufklärung muß von oben kommen.

Till.

Ja, die Aufklärung ist ein Regale wie das Salz.

Schwarz.

Das Salz ist verdammt theuer. Ich bin für die Erleuchtung und Aufklärung, ich will sie selbst in Entreprise nehmen.

Quantus.

Wer sollte die Kosten aufbringen? Etwa die Bürgerschaft?

Schwarz.

Die Kämmerei muß zahlen.

Stark.

Die Kämmerei wird kein Narr seyn.

Schwarz.

Das wird sie wohl.

Schelle.

Ja, das ist in der Ordnung.

Stark.

Eine Menge rechtlicher Bürger verlören dabei: die Specereikrämer, denn sie setzten weniger Oel ab; die Glaser, denn es würden weniger Laternen

gebraucht und zerſchlagen; die Seiler, denn die Laternen hingen dann nicht mehr an Stricken; die Seifenſieder, denn man brauchte weniger Licht; die Klempner und Schmiede, denn die Steinkohlen würden im Preiſe ſteigen. Für alle dieſe armen Leute obſtruire ich mich.

Schelle.

Da thut Ihr etwas Namhaftes. Aber es wird Euch nichts helfen.

Flint.

Hahaha!

Haber.

Wir ſind dabei.

Gries und Malz.

Es wird ſchon helfen.

Quantus.

Silentium! Ehe wir über den Antrag der wohllöblichen Stadtverordneten rathſchlagen, will ich ſelbſt einen Antrag machen, nämlich den, die bisher beſtandene Straßenerleuchtung abzuſchaffen.

Alle.

Oho!

Quantus.

Es würde dadurch der Kämmerei eine große Ausgabe erſpart.

Stark.

Ja, es muß Alles abgeschafft werden, was der Kämmerei Ausgaben verursacht. Das ist die wahre Aufklärung.

Schelle.

Nein, das ist die falsche. Ueberall, wo Freiheit ist, werden die Ausgaben größer.

Quantus.

Der Rathsschreiber wird meine Gründe weiter entwickeln.

Till.

Meine Herren, Triefaugen, wissen Sie, sind eine endemische Krankheit bei uns. Das Tageslicht können wir den Kranken nicht ersparen; warum aber wollen wir sie auch bei Nacht mit Lichte quälen? Soll Alles hier am Ende blind werden?

Schelle.

Das Blindwerden liegt nicht in der Zeit: gibt es doch sogar keine blinden Hessen mehr.

Till.

Dann, meine Herren, ist die Straßenerleuchtung offenbar der Moralität nachtheilig. Sie verleitet die Menschen, des Nachts auszugehen, und

da weiß man wohl, daß sie nicht auf guten Wegen wandeln.

Schwarz.

Als ob die Moralität im Finstern besser dran wäre.

Klink.

Das ist sie wohl. Alle Tugend kommt von der Furcht, und die Furcht ist im Finstern immer mächtiger als am Lichte.

Schwarz.

Lieber ein Bischen weniger Moralität und Licht.

Stark.

Nein, brandfinster und tugendhaft.

Haber.

Man sollte nicht mehr zum Weine gehen können ohne den Hals zu brechen?

Gries.

Oder immer Laternen mitschleppen, die doch kein sicheres Licht geben, wenn man ein Bischen Zigzag geht, um die breiten Steine zu suchen.

Malz.

Und an denen man sich die Augen ausstechen kann, wenn man einmal fällt.

Quantus.

Eigentlich gehört das ganze Lichtweſen vor die Polizei — —

Schwarz.

Was Teufel! Nichts von Polizei!

Stark.

Polizei, ſage ich, und nur Polizei.

Flint.

Hahaha! verſteht ſich — Alles vor die Polizei.

Schwarz (auf den Tiſch ſchlagend).

Das wollen wir ſehen.

Stark (eben ſo).

Daß dich die Motten!

Rathsherrn (durcheinander).

Daraus wird nichts — Wir leiden es nicht.

Schelle (dazwiſchen ſchreiend).

Kein Polizeilicht!

(Alle ſind darüber aufgeſtanden.)

Quantus (aufſtehend).

Silentium! (Er ſchlägt auf den Tiſch) Meine Herren, was ſoll der Lärm? Sind wir Väter der Stadt oder wilde Beſtien?

Till.

Das weiß der liebe Gott.

Alle (ihre Plätze verlaſſend).

Wilde Beſtien!

Till.

Plurima vota valent.

Schwarz (zu Quantus).

Herr, wie unterſtehen Sie ſich, uns wilde Beſtien zu heißen?

Haber.

Herr, das brauchen Sie uns nicht zu ſagen.

Mehrere.

Nein, wahrhaftig nicht.

Flint.

Beſtien! Hahaha!

Schelle.

Beſtien, ſo viel man will. Aber der Rath muß ſtimmen, ob Licht oder Finſterniß.

Quantus.

Ei was Rath! Der Rath, das bin ich.

Alle.

Oho!

Schwarz.

Seht mir doch! Der Rath, das ſind wir, und wenn wir wollen — — —

Quantus.

Sie sollten doch um Gotteswillen nichts als Finsterniß wünschen, damit man Ihr Tuch nicht beim Licht besehen könnte.

Schwarz.

Mein Tuch? Herr! was haben Sie an meinem Tuche auszusetzen? Tragen Sie es nicht selbst?

Quantus (seinen Rock zeigend).

Leider Gottes! es ist abscheuliches Tuch.

Schwarz.

Und ich sage, es ist vortreffliches Tuch (er faßt ihn an der Klappe).

Quantus.

Was soll das? (Er tritt heftig zurück, und da Schwarz fest hält, so reißt die Klappe.)

Alle.

O Weh!

Quantus.

Mein Rock! mein Rock! Die Session ist aufgehoben.

Einige.

Aufgehoben?

Andere.

Warum?

Stark.

Es ist erst elfe.

Quantus.

Mein Sessionsrock ist zerrissen; die Session ist aus.

Flint.

Die Berathung muß fortgesetzt werden, die Stimmen gesammelt — —

Quantus.

Nichts! Man hat Hand an mich gelegt.

Till.

Die consularische Prärogative ist verletzt —

Quantus.

Alles verletzt, das Höchste verletzt, die Polizei verletzt: der Rath ist aufgelöst. (Er eilt fort.)

Schelle.

Halt auf! Laßt die Session nicht laufen!

Alle.

Halt auf! halt auf!

Flint.

Hahaha!

(Indem Alle Quantus sich nachdrängen, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Scene: Ein größeres gemeinschaftliches Zimmer in dem Hause des Burgemeisters.

Erster Auftritt.

Indem Kaiser, schwarz gekleidet, durch die Mitte eintritt, kommt Sabine von der Linken. Kaiser macht ihr eine tiefe Verbeugung.

Sabine.

Endlich! endlich! Habe ich doch seit gestern Mittag die Secunden gezählt.

Kaiser (nach einer abermaligen tiefen Verbeugung).

Sie sind sehr gütig, verehrtes Fräulein, daß Sie so ungeduldig — —

Sabine.

Sie sind sehr gütig, Herr Candidat, daß Sie sich die sechs Meilen von Schönau herüber bemüht haben.

Kaiser.

Ich bitte, mein Fräulein: es war ja meine Schuldigkeit, Alles stehen und liegen zu lassen, und hierher zu eilen, nachdem ich gestern Mittag Ihr geehrtes Schreiben empfangen.

Sabine.

Worin ich Ew. Wohlgeboren meldete, daß der kranke Rector und Nachmittagsprediger hiesigen Ortes von den beiden Aerzten aufgegeben worden.

Kaiser.

Ja, Sie hatten die Güte.

Sabine.

Gedachter Rector ist nun auch wirklich heute früh selig entschlafen.

Kaiser.

So habe ich bereits vernommen.

Sabine.

Nun blüht — Gott vergebe mir die Sünde! nun blüht unser Waizen.

Kaiser.

Ach! ich wage es nicht zu hoffen: es wäre ein zu großes Glück — —

Sabine.

Rector und Nachmittagsprediger zu werden? Nun, ich denke, an der Gabe wird das Glück nicht verarmen.

Kaiser.

Ich meine nicht so eigentlich die Stelle, denn allerdings habe ich eine solche, wenn auch für spätere Zeiten, gehofft: was ich meine — was ich nicht zu hoffen, ja kaum zu denken wage — nämlich — —

Sabine.

Mich zur Frau Rectorin zu machen.

Kaiser.

O lieber Gott! Wie gebührte mir ein solcher Ueberschwang von Glück?

Sabine.

Wie überschwänglich das Glück seyn wird, können Sie erst nach einigen Jahren beurtheilen; aber Ihre Hoffnung könnte etwas muthiger seyn. Entsinne ich mich recht, so habe ich Ihnen schon, als ich noch in Schönau bei meinem Onkel war, etwas wie Liebe gestanden.

Kaiser (sehr verlegen).

Allerdings — man könnte sagen — aus einem Uebermaß von Güte — —

Sabine.

Thut kein Mädchen ein Liebesgeständniß.

Kaiser.

Ich weiß nicht — es kann wohl seyn — das aber weiß ich, es wäre zu viel. Sie, die Tochter eines regierenden Consuls, das reichste Fräulein weit und breit, und ich der Sohn eines armen Bauern, ehemaliger Currentschüler des Waisenhauses —

Sabine.

O still, lieber Freund! Junge Leute in unserm Verhältnisse müssen nicht von Witwen und Waisen reden. Aber wissen Sie, daß ich an Ihrer Gesinnung irre werden könnte? Sie würden an diese Schwierigkeit kaum denken, fühlten Sie wirklich Liebe.

Kaiser (erschrocken).

Liebe? Woher käme mir die Verwegenheit? Die tiefste Hochachtung, die innigste Verehrung, die unumschränkteste Ergebenheit — —

Sabine.

Sie haben also wirklich Ihren Sinn geändert:

denn in Schönau ſagten Sie mir mehr als einmal mit klaren Worten, daß Sie mich liebten.

Kaiſer.

O mein Fräulein — Ich kann es nicht leugnen — Man hat Stunden, wo man ſich vergißt: —

Sabine.

Und wenn die vorüber ſind, ſo kommen die Stunden, wo man Andere vergißt, wie Sie mich.

Kaiſer.

Ich Sie? O Du lieber, großer Gott! Sie thun mir Unrecht. Nein! nein! Das habe ich nicht. Alle Abende habe ich die Erzählung von dem Raube der Sabinerinnen im Livius geleſen. Schon das Wort Sabina gedruckt zu ſehen, war meinem Auge ein Ergötzen; wenn ich dann von der Sabinerinnen Schönheit und liebevollem Heldenmuthe las, ſo dachte ich: es gibt noch ſolche Sabinae; und fand ich, wie die ſchönſte für den König geraubt werden, ſo dachte ich: jetzt träfe dies Loos meine Sabina — (er erſchrickt ein wenig) Verzeihen Sie! — in der Einſamkeit denkt man freier, kühner — —

Sabine.

Vier Augen ſind nicht viel mehr als Einſam-

keit. Wie wäre es, lieber Freund, (ſie faßt ſeine Hand) wenn Sie einmal unter vier Augen aber ganz laut dächten: meine Sabina!

Kaiſer (zärtlich aber etwas ſcheu).

Meine Sabina!

Sabine.

So recht, nur etwas muthiger! zum Beiſpiel wie ich denke: mein lieber, theurer Freund!

Kaiſer.

O lieber Himmel! wie verdiene ich dies Glück? (Er küßt ihr die Hand.)

Sabine.

Sie haben alſo recht viel an mich gedacht?

Kaiſer.

Nicht viel, ſondern immer, an gar nichts Anderes als an Sie. (Immer beredter werdend.) Sogar in meinen Lehrſtunden konnte ich kaum meinen Gedanken eine andere Richtung geben; es fand ſich immer etwas, das ſie auf den theuern Gegenſtand zurück führte. Kein Wort können meine Schüler beſſer decliniren als Quantus, quanta, quantum: denn der Klang iſt meinem Ohr zu ſüß, als daß ich es nicht in jeder Stunde hätte ein paarmal ſollen decliniren laſſen. Auf das Maſculinum

hörte ich nur halb, das Neutrum ließ ich ganz fallen; aber hervorheben mußten sie mir das Fö-mininum Quanta, denn das sind Sie, da Ihr Herr Vater Quantus heißt. Ich war wie im Himmel, wenn ich mir quanta Sabina vordecliniren ließ; quanta Sabina welch herrliche Sabinerin mußten die Knaben sagen, damit sie nicht inne würden, worauf es sich bezöge; ich aber declinirte im Herzen mit: Quanta Sabina welch herrliche Sabina!

Sabine (lacht laut).

Kaiser (verlegen).

Sie lachen? Ich habe wohl etwas Unpassendes gesagt?

Sabine.

Nein, nein, mein geliebter Freund. Stoßen Sie sich nicht an mein Lachen! es galt nur der etwas seltsamen Form Ihrer Liebeserklärung; über den Inhalt könnte ich eben so gern vor Freuden weinen.

Kaiser.

Sie sind sehr gütig, und ich bin sehr ungeschickt, das weiß ich wohl.

Sabine.

Nennen Sie es nicht ungeschickt, nur ungeübt

in den Gebräuchen der Welt. Sie sind einfacher, bescheidener und schüchterner als die heutige Jugend zu seyn pflegt, und mir grade um dieser Form willen ungleich theurer.

Kaiser.

Und Sie mir tausendmal um Ihres heitern Muthes willen. Das ist das Glück der Reichgebornen: von Jugend auf gibt ihnen der Reichthum das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit, und daraus erwächst der sichere Muth, der sie zu Herrn des Lebens macht, indeß wir Armen immer wie demüthige Knechte vor dem Leben stehen.

Sabine.

Wir wollen nicht von reich und arm, sondern von unsern Angelegenheiten sprechen. Jetzt ist mein Vater in der Session, wann er nach Hause kommt, geht es bald zu Tische, dann hält er seine Mittagsruhe, und den Nachmittag bringt er in unserm Garten vor der Stadt zu. Heute können Sie ihn also nicht mehr sprechen. Aber morgen statten Sie ihm, so früh es schicklich ist, Ihren Besuch ab, machen ihn mit Ihren Wünschen bekannt, legen ihm Ihre Zeugnisse vor — Sie haben doch einen Empfehlungsbrief von meinem Oheim mit?

Kaiſer.

Nein. Ihr Herr Onkel war ſeit drei Tagen auf Commiſſion, als ich Ihren Brief erhielt und ich wagte es nicht, ſeine Rückkunft abzuwarten.

Sabine.

Das iſt mir nicht lieb.

Kaiſer.

Er hat mich aber bei ſeinem letzten Hierſeyn Ihrem Herrn Vater auf das Dringendſte empfohlen, ſo dringend, wie er ſagt, daß ſich der Herr Burgemeiſter durchaus meiner erinnern müſſe.

Sabine.

Ich will es hoffen. Sonſt iſt mein Vater etwas vergeßlicher Natur. (Sie ſieht durch das Fenſter zur Linken) Da kommt er! Nun leben Sie wohl, lieber Freund! er darf Sie hier nicht finden. (Sie führt ihn zur linken Seitenthüre) Da durch! zwei Zimmer und dann links. Von unſerm Verhältniſſe darf nicht die Rede ſeyn, ja niemand darf es ahnen, bis Sie wohlbeſtallter Rector und Nachmittagsprediger ſind. Auf Wiederſehen, mein hochehrwürdiger Freund!

Kaiſer.

Auf Wiederſehen, meine herrliche Sabina! (Er küßt ihr die Hand und geht zur Linken ab.)

Sabine.

Soll ich nun anfangen zu miniren, und ihm die Wege zu bereiten? Nein! ich will doch die Wirkung des ersten Besuches abwarten. Zu viel darf ich nicht thun, sonst bestärke ich den Vater in dem Argwohn, daß ich eigentlich die Stelle für mich haben will, und dann ist Alles verloren. Es wird Kämpfe kosten, ehe ich Frau Rectorin werde; aber eine einzige Tochter bleibt immer Siegerin.

Zweiter Auftritt.

Sabine. Quantus und Till treten ein.

Sabine.

Willkommen, lieber Vater!

Quantus.

Danke schön.

Sabine (ihm Hut und Stock abnehmend).

Ich sah Sie kommen, aber nicht vom Rathhause. Wo sind Sie denn gewesen?

Quantus.

Im Freien.

Sabine.

Wie? Es hat ja noch nicht zwölfe geſchlagen. Iſt denn die Seſſion ſo früh aus geweſen?

Quantus.

Es war eine kurze Seſſion.

Till (ſeufzend).

Eine zerriſſene Seſſion.

Quantus (eben ſo).

Ja wohl — ja wohl. (Er beſieht die Klappe ſeines Rockes.)

Sabine.

Mein Gott! Sie ſehen ja Beide aus wie Novembertage. Was iſt denn geſchehen?

Quantus.

Nichts, mein Kind, nichts. Geh, ſchicke mir Chriſtinen her.

Sabine.

Gleich, lieber Vater. (Sie geht ab.)

Dritter Auftritt.

Quantus und Till.

Quantus.

Ein Unglückstag!

Till.

Hm — hm.

Quantus.

War ich vielleicht selbst zu hitzig?

Till.

Hm — hm.

Quantus.

Herr, seyn Sie menschlich! Bleiben Sie mir mit Ihrem verwünschten Hm — hm vom Leibe!

Till,

Hm — ja. Was soll ich anderes?

Quantus.

Reden wie ein vernunftbegabtes Wesen, nicht brummen und zischen wie ein Ungeheuer. War ich zu hitzig?

Till.

Nun, wenn ich durchaus reden soll, so habe ich allerdings heute Ihre gewohnte Vorsicht und Behutsamkeit vermißt.

Quantus.

Vermißt? Vorsicht und Behutsamkeit?

Till.

Allerdings. Ich habe Sie sonst als ein Muster dieser Tugenden bewundert. Mit Vergnügen erin-

nere ich mich des Tages, wo der große Hund des Lieutenants Sie anknurrte.

Quantus.

Er wollte mich beißen; er fuhr mir nach der Wade; ich fühlte den Stoß seiner Nase.

Till.

Wiewohl der Hund Sie höchstens hatte beißen wollen, und nach dem Ausspruch aller Sachverständigen vollkommen gesund war, unterwarfen Sie sich doch allen schmerzlichen Vorkehrungen gegen die Hundswuth, ließen sich die ganze Wade scarificiren, den Fleck brennen — —

Quantus.

Der Hund konnte doch toll seyn, auch Sachverständige können irren; und wer weiß, wie sich das Gift mittheilt?

Till.

Je luftiger die Möglichkeit war, desto mehr Bewunderung verdiente Ihre damalige Vorsicht. Aber freilich heute — —

Quantus.

Freilich heute — —

Till.

„Wilde Bestien!“ Einem ganzen wohlwei-

ſen Rathe ſo eine furchtbare Wahrheit ins Geſicht!

Quantus.

Freilich! freilich.

Till.

Und „der Rath das bin ich.“ Das iſt höchſt abſolut, despotiſch, ja man kann ſagen tyranniſch.

Quantus.

Abſolut, despotiſch, tyranniſch! Guter Gott! was kann man Alles werden, wenn man nicht auf jeden Blutstropfen in ſich Achtung gibt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtine tritt ein.

Chriſtine.

Geſtrenger Herr — —

Quantus (erſchrocken).

Was gibt es? Was ſoll es? Was willſt Du?

Chriſtine.

Ich weiß nicht.

Quantus.

Sehe mir Einer um Gottes willen! kommt

da herein gerannt, als ob das Haus brennte, und weiß nicht einmal, was sie will.

Christine.

Die Mamsell hat mir gesagt, Sie verlangten mich.

Quantus.

Ja so — es kann seyn. — Hm — was wollte ich denn?

Till.

Ich denke, den Rock zum Schneider schicken.

Quantus.

Richtig, das war es. (Zu Christinen) Hole mir einen andern Rock!

Christine (geht zur Rechten ab).

Quantus.

Absolut, despotisch! Aber im Grunde hatte ich doch Recht; ich kann das Gas nicht aufkommen lassen: erstens, weil ich wahrhaft Burgemeister seyn will, und dann, wie der Kämmerer sagte, die Specereikrämer, die Seiler, die Seifensieder, die Glaser, die Klempner — —

Christine.

(kommt mit einem Rocke von der Rechten zurück.)

Hier, gestrenger Herr!

Quantus.

Gut. (Er wechselt mit Christinens Hülfe die Röcke, und indem er ihr den gibt, den er ausgezogen) **So! Trage diesen Rock zum Klempner.**

Christine.

Was soll denn der Klempner damit machen?

Quantus.

Es ist zum Schlagrühren. Will diese Figur einen Rock zum Klempner tragen. Zum Schneider, täppische Trine! er soll hier die zerrissene Klappe wieder fest nähen; aber recht fest — hörst Du? und soll darauf sehen, daß die Seide ja nicht von anderer Farbe sey.

Christine (die unterdessen Papiere aus den Taschen des Rockes genommen, gibt sie ihm).

Das steckte in den Taschen, gestrenger Herr. (Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Quantus und Till.

Quantus (die Papiere durchsehend).

Ein Brief von meiner Tochter, als sie noch in Schönau war. — Eine sündliche Schneiderrech-

nung. — Klage wegen eines abgehackten Katzenschwanzes. — (Er entfaltet einen Zettel, und erschrickt) Was ist das? Wie kommt das hierher? (lesend) „Denk' an Cäsar!"

Till.

Was? An Cäsar?

Quantus (ihm den Zettel hin reichend).

Lesen Sie!

Till (liest).

„Denk' an Cäsar!" und mit drei Ausrufungszeichen.

Quantus.

Kennen Sie die Hand?

Till.

Nicht im entferntesten.

Quantus.

Ich auch nicht. Aber was soll das heißen? wie kommt das in meine Tasche? Der Cäsar war ja wohl Burgemeister?

Till.

Burgemeister von Rom.

Quantus.

Und wurde — Gott stehe uns in Gnaden bei —! ermordet?

Till.

Ermordet an der Bildsäule des Pompejus.

Quantus.

Die haben wir hier nicht.

Till.

Aber einen großen Roland an der Rathstreppe.

Quantus.

Und an den Cäsar soll ich denken? warum soll ich an ihn denken? was habe ich mit ihm gemein?

Till.

Sie sind Burgemeister wie er.

Quantus.

O daß ich noch Apotheker wäre!

Till.

Wie er Roms Freiheit unterdrückte und sich zum Tyrannen empor schwang, so sind auch Sie den Krähwinklern schon vielfach durch den Sinn gefahren.

Quantus.

Das wäre also eine Warnung?

Till.

Hm — hm.

Quantus.

Eine Drohung?

Till.

Je nun — je nun.

Quantus.

Irgend ein verfluchtes Complott? Reden Sie! Was meinen Sie?

Till (für sich).

Weiß der Teufel, woher der Zettel kommt! aber Spaß gibt es auf jeden Fall. (Laut) Wenn ich denn reden soll, so will ich. Ich glaube allerdings, daß eine Partei, vielleicht eine sehr starke Partei unzufriedener Krähwinkler eine Verschwörung gegen Sie angezettelt.

Quantus.

Gott! Gott! eine Verschwörung gegen mich! Aber freilich den Zettel habe ich in der Hand.

Till.

Ohne Zweifel kommt er von einem Verschworenen, der doch Ihren Tod nicht will, und Sie deshalb warnt, oder Sie durch diese Drohung von Ihrer bisherigen Regierungsweise abzuschrecken sucht. Für beide Fälle paßt das unheimliche „Denk' an Cäsar!"

Quantus.

Denk' an Cäsar! Sagen Sie mir — ich habe es seit meiner Schulzeit ein wenig vergessen — wie war es denn mit dem Cäsar?

Till.

Eine bedeutende Anzahl vornehmer Römer, unzufrieden mit seiner Herrschaft, die sie Tyrannei nannten, verschworen sich wider ihn. An ihrer Spitze stand Marcus Brutus, Cäsars Liebling, und wie Einige behaupten, sogar sein Sohn, ein Kind der Liebe.

Quantus.

Hole der Teufel solch ein Kind der Liebe!

Till.

Damals gab es noch keinen Teufel; Brutus blieb ungeholt, und Cäsar fiel im Senate von drei und zwanzig Dolchstichen durchbohrt.

Quantus (sinkt auf einen Stuhl).

Drei und zwanzig Dolchstiche!

Till (für sich).

Wenn ich nur wüßte, wer den verwünscht gescheiten Einfall gehabt hat, ihm den Zettel in die Tasche zu stecken. Gewiß der Syndikus.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Flint tritt ein.

Flint.

Ihr Diener!

Till (für ſich).

Lupus in fabula.

Quantus.

Gleichfalls. Was bringen Sie mir?

Flint.

Nichts. Ich will Sie abholen: wir wollen ja heute mit einander in der Harmonie eſſen. Iſt Ihnen das wieder einmal entfallen?

Quantus

Wahrhaftig, ganz und gar. Ich habe meiner Tochter kein Wort davon geſagt. Es thut mir leid — ich fühle mich auch nicht aufgelegt —

Flint.

Was? Mürriſch? Worüber? Ueber den Spectakel in der Seſſion? über den zerriſſenen Rock? Pah! Darüber gelacht! probatum est. Hahaha! Oder etwas Anderes? Wovon war denn die Rede, als ich kam?

Till.

O von etwas ſehr Spaßhaftem. (Heimlich) Er hat Ihren Zettel gefunden.

Quantus.

Ja, verzweifelt ſpaßhaft — ganz verzweifelt.

Flint (unterdeſſen heimlich zu Till).

Was wollen Sie mit meinem Zettel? Ich weiß von nichts.

Till (eben ſo).

O Vocative! ich will ja helfen.

Flint (eben ſo).

O Ablative! ich auch. (Laut) Alſo ſpaßhaft?

Quantus.

Ja wohl, zum Todtlachen.

Flint.

Heraus mit dem Spaße, wenn es kein Geheimniß iſt.

Quantus.

Durchaus nicht: wir ſind ja Freunde. (Er gibt ihm den Zettel) Da, leſen Sie!

Till (heimlich zu Flint).

Verſchwörung — nicht wahr?

Flint (eben ſo).

Aha! (Laut und ernſt) Was? (mit beklommener Stimme leſend) „Denk' an Cäſar!"

Quantus (scheu).

Denk' an Cäsar!

Tilt (tief und hohl).

Denk' an Cäsar!

(Kurze Pause.)

Quantus.

Denken Sie, diesen Zettel hat mir irgend ein Spaßvogel unbemerkt in die Tasche gesteckt.

Flint und Tilt (gegenseitig heimlich zu einander).

Bravissimo!

Quantus.

Denk' an Cäsar! Ich an Cäsar? Ist das nicht zum Kranklachen? (sich zum Lachen zwingend) Hahaha! (da er sieht, das Flint ernst bleibt) Nun? warum lachen Sie nicht? Ist es nicht ein verteufelter Schwank? Lachen Sie doch!

Flint (sehr ernst).

Ich fühle mich eben nicht aufgelegt — —

Quantus (heftig).

Wie, Herr? nicht aufgelegt, Herr? Sie, der immer lacht, der über Alles lacht, der über jeden Bettel lacht, und obendrein in der Session, und obendrein so laut, daß man sein eigenes Wort

nicht hört! Sie nicht aufgelegt zum Lachen? Ist das Freundschaft, Herr?

Flint (wie eben).

Sie sind in einer wunderlichen Stimmung, Freund Quantus. Doch wie ist es? Kommen Sie mit in die Harmonie?

Quantus.

Zum Teufel die Harmonie! Doch ja, ich gehe mit, wenn Sie vorher recht herzlich mit mir lachen. (Wie eben) Hahaha!

Flint (noch ernster).

Lachen? Guter Gott! Wenn Sie diesen Preis darauf setzen, muß ich heute auf Ihre Gesellschaft verzichten. Cäsars-Tod, der schmähliche Fall, das blutige Ende eines so großen Mannes hat mich immer innig bewegt. (Ihm die Hand schüttelnd) Leben Sie wohl!

(Er geht ab, Quantus sieht ihm eine Weile starr nach.)

Siebenter Auftritt.

Quantus und Till.

Quantus.

Till!

Till.

Herr Bürgemeiſter!

Quantus.

Er hat nicht gelacht.

Till.

Keine Miene verzogen.

Quantus.

Wenn der nicht mehr lacht, ſo iſt das Unglück vor der Thür.

Till.

Man könnte ſagen, auf der Schwelle.

Quantus.

Er merkt? er ahnet? nicht wahr?

Till.

So muß ich glauben.

Quantus.

Alſo wahr. Gerechter Himmel! Verſchwörung!

Till.

Ja — ja.

Quantus.

Was iſt nun zu thun?

Till.

Hm — hm.

Quantus.

Hier bin ich, Herr. Schlagen Sie mich todt.

Till.

Sie excusiren.

Quantus.

Besser, als daß Sie mich mit Ihrem verfluchten Hm — hm langsam zu Tode martern. Was soll ich thun?

Till.

Vielleicht nachgeben hinsichtlich der Gaserleuchtung.

Quantus.

Lieber gleich abdanken. Ein Regierender muß niemals nachgeben.

Till.

Goldene Maxime!

Quantus.

Das wäre die verkehrte Welt. Thut er es, so gute Nacht Autorität.

Till.

Freilich. Und am Ende ist die verweigerte Gaserleuchtung nicht der einzige Grund der Unzufriedenheit. Das Sperrgeld, das die Bürger abgeschafft wünschten, und Sie so standhaft fest hielten;

das Trottoir, das Sie die Hauseigenthümer zu legen zwangen — —

Quantus.

War das nicht Alles recht und vernünftig?

Till.

Freilich wohl; aber es griff das edelste Organ des Lebens, den Beutel an; und der Mensch will Recht und Vernunft nur, wenn er sie gratis haben kann.

Quantus.

Lassen wir Vernunft und Recht! Was soll ich jetzt thun?

Till.

Das Gewürm verachten und unbekümmert Ihre ehrenvolle Bahn fortwandeln.

Quantus.

Sehr nobel; aber ich weiß nicht, ich bin an das Verachten des Gewürmes gar nicht gewöhnt: ich habe mich zu viel mit Insectensammeln abgegeben —

Till.

Nun dann mit Klugheit forschen, mit Vorsicht ausweichen. Cäsar fiel, weil er unvorsichtig war; der Tyrann Cromwell war vorsichtig, und blieb Protector von England bis an sein Ende.

Quantus.

Klugheit — Vorsicht — ja. Aber wie?

Till.

Vor allen Dingen müßten wir wohl eine geheime Polizei organisiren: das ist die politische Universalmedicin.

Quantus.

Gut, sehr gut! Aber wen nehmen wir?

Till.

Ich sollte meinen an unsern beiden Polizeidienern hätten wir treffliche Subjecte.

Quantus.

Sie haben Recht. Wir wollen Hand ans Werk legen, und die Kerle geschwind organisiren.

Till (geht an die Mittelthüre und ruft hinaus).

Curtz und Lange, kommt einmal herein!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Curtz und Lange treten ein.

Curtz.

Was sollen wir, Herr Rathsschreiber?

Till.

Ihr sollt organisirt werden, und seyd vor allen Dingen Eures Dienstes entlassen.

Curtz.

I Gott bewahre uns in Gnaden.

Lange.

Da wären wir ja geschlagene Leute.

Quantus.

Es ist nur zum Schein. Ihr sprengt aus, daß ich Euch fortgejagt hätte, und zieht andere Röcke an.

Curtz.

O Jemine, gestrenger Herr. Das wird schwer halten.

Quantus.

Was? ist es denn so schwer, einen andern Rock anzuziehen?

Curtz.

Nein, meiner Seele! es macht sich ganz leicht, wenn man nur einen andern hat. Da liegt der Hund begraben.

Till.

Aha! Ihr seyd also von der großen Secte der Monochlamisten?

Quantus.

Was? von einer Secte? Hole der Teufel alle Secten!

Till.

Besonders diese, die so zahlreich und gefährlich ist: denn das ganze Unglück der Zeit kommt nur davon her, daß die Monochlamisten oder Einröckler, den Polychlamisten oder Vielröcklern zu Leibe wollen. Wenn Ihr keine zweiten Röcke habt, so bleibt in den alten. Uebrigens seyd Ihr jetzt geheime Polizei.

Curtz und Lange.

Schönen Dank!

Till.

Ihr bekommt dafür täglich neun Pfennige Zulage. Die Kämmerei gibt das Geld dazu.

Quantus.

Versteht sich: es ist zum Heile der Stadt.

Curtz.

Was müssen wir denn thun?

Till.

Die Weinstuben, Bierhäuser und Schnapsladen besuchen — —

Lange.

Und trinken?

Till.

Mitunter auch! sonst merkt man, warum Ihr kommt. Die Kämmerei gibt das Geld dazu.

Quantus.

Versteht sich: es ist zum Heile der Stadt.

Till.

Da müßt Ihr nun die Leute beobachten. Ihr, z. B. Curtz, Ihr sehet zu, was die Leute thun.

Curtz.

Recht schön, Herr Rathsschreiber; aber es ist halt schlimm, daß ich nicht gut sehe.

Till.

Thut nichts. Ihr sehet zu, was die Gäste thun, was sie für Gesichter und Bewegungen machen, was sie essen und trinken.

Quantus.

Pah! Essen und Trinken! das beweist nichts.

Till.

Das beweist sehr viel. Wer zum Frühstück ein Beefsteak zu sich nimmt, ist ein Aristocrat; wer eine Cotelette verspeist, ein Demokrat. Wer

Bier oder Portwein trinkt, gehört zur Partei des Widerstandes; wer sich an Burgunder oder gar Chateau-Lafitte hält, ist ein Mann der Bewegung. Nichts, meine ich, muß außer Acht gelassen werden, wo es heißt: „Denk' an Cäsar!"

Quantus.

Sie haben Recht. (zu Curtz) Gebt auf jeden Bissen auf jeden Schluck Achtung.

Till.

Ihr, Lange, horcht auf, was die Leute reden.

Lange.

Sehr gut, Herr Rathsschreiber. Es ist nur ein Unglück, daß ich ein Bischen schwer höre.

Curtz.

Herr Rathsschreiber, wäre es nicht besser, ich tauschte mit meinem Cameraden, weil ich doch schlecht sehe, und er schwer hört.

Till.

Desto besser und kühner werdet Ihr erdichten. Die geheime Polizei kann nicht bestehen ohne Poesie: denn das Bischen Wahrheit in der Welt reicht zu einem stattlichen Berichte nicht hin.

Quantus.

Es wäre doch wohl besser, Curtz hörte und Lange sähe.

Till.

Meinetwegen. Nur fangt es hübsch fein an. Seht, es kommt Alles darauf zu wissen an, was die Leute von dem Herrn Burgemeister denken. Ihr müßt also das Gespräch auf ihn bringen, ihm alles mögliche Schlechte nachreden, und z. B. sagen: der Burgemeister ist ein Schlingel.

Quantus.

Den Teufel auch! So grob brauchen sie es doch nicht zu machen.

Till.

Es kann von Feinheit nicht die Rede seyn, wo es heißt „Denk' an Cäsar!"

Quantus.

Wahr! wahr! Nennt mich einen Erzschlingel.

Curz.

Es soll uns nicht darauf ankommen.

Till.

Habt ferner ein scharfes Auge auf die Fremden.

Quantus.

Was sollten denn Fremde — —?

Till.

Gibt es keine Propaganda? kein Comité directeur?

Quantus.

Propagande! Schrecklich. Gebt mir auf jeden fremden Hund Achtung.

Till.

Und dann erstattet Ihr Bericht über Alles. Jetzt geht, denn jetzt seyd Ihr organisirt.

Curtz.

Sind wir schon? Meiner Seele, ich habe nichts davon gespürt.

Till.

Natürlich; alles Organisiren geschieht ins Geheim. Aber jetzt geht und macht Eure Sachen klug.

Curtz.

I, Herr Rathsschreiber, was werden wir denn nicht? Ich wüßte gar nicht, warum wir sie dumm machen sollten? Klug und dumm ist ja ein Maulaufthun.

(Curtz und Lange gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Quantus und Till.

Quantus.

Ich wünschte doch die Kerle hätten mehr Verstand.

Till.

Das könnte man von dem menschlichen Geschlechte und am Ende von sich selber wünschen.

Quantus.

Ich fürchte, diese geheime Polizei wird uns zu nichts führen.

Till.

Wer weiß? Der Himmel gibt es den Seinen im Schlafe, und Sie werden wohl nicht leugnen, daß die Beiden ein Paar himmlische Kerle sind.

Quantus.

Ehe es ihnen aber der Himmel gibt, kann mich der Satan schon beim Genick haben.

Till.

Freilich, Vorsicht ist vonnöthen.

Quantus.

Recht, Vorsicht, übermenschliche Vorsicht. Ich will in keine Session mehr gehen; ich will den Fuß gar nicht mehr aus dem Hause setzen; ich will keinen Menschen mehr vor mich lassen.

Till.

Das wäre zu viel. Wenn die Verschworenen merken, daß wir die Verschwörung merken, so hüllen sie sich in ein undurchdringliches Dunkel.

Quantus.

Schreckliches Dunkel! Was soll ich aber thun? Bedenken Sie — dreizehn Wunden!

Till.

Drei und zwanzig Wunden!

Quantus.

Unmensch! gönnen Sie mir doch diese Erleichterung.

Till.

Unmöglich. Drei und zwanzig wohl gezählt.

Quantus.

Schauderhaft! Wo sollte ich Platz dazu hernehmen? und was kann ich Anderes dagegen thun, als mich unsichtbar machen?

Till.

Es gibt noch andere Maßregeln. Ich will Ihnen die Geschichte des Königs Dionysius und des Protectors Cromwell zu lesen geben; daraus können Sie lernen, wie sich ein Tyrann verwahren muß.

Quantus.

Ein Tyrann! Barmherziger Himmel! was ist aus mir geworden! warum mußte ich diese schwindelnde Höhe des Consulates erklimmen? O Gott! wenn ich der schönen Zeit gedenke, wo ich als

schuldloser Apotheker in meiner Offizin stand, und durch die Glasthüre hinüber schaute nach den netten Heringsbuden, und mein harmloses Herz nichts begehrte als höchstens einen frischen Hering — —

Till.

O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der ersten Liebe!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Scene: Das Zimmer des vorigen Aufzuges.

Erster Auftritt.

Till kommt mit Curtz und Lange.

Till.

Nur herein! Ihr müßt dem Herrn Burgemeister selbst Bericht erstatten. Ich hoffe, Ihr habt Eure neun Pfennige als redliche Männer verdient, und bringt uns Neuigkeiten vollauf.

Curtz.

Das will ich meinen; einen ganzen Sack voll. Die Leute sind niemals gesprächiger, als wenn es über die hochweise Obrigkeit hergeht. Es ist halt kein Respect mehr in der Menschheit.

Till.

Wißt Ihr, woher das kommt?

Curtz.

Nein, meiner Seele nicht.

Till.

Davon, daß heute nicht gestern ist.

Curtz.

Ih das wäre!

Till.

Ihr könnt mir es glauben: wenn nicht ein Tag dem andern und ein Jahr dem andern Platz gemacht hätte, so könnte der Burgemeister noch auf den Nasen der Bürgerschaft ein Conzert geben.

Curtz.

Man sollte nicht glauben, daß so eine Kleinigkeit so große Dinge thun könnte.

Till.

Warum denn nicht? Alles Große fängt mit Kleinem an, und das größte Ding in der Welt, nämlich die Welt selber, hat mit dem Allerkleinsten, nämlich mit gar nichts, angefangen. Uebrigens ist es nichts Kleines, daß die Zeit vergeht: denn es ist der einzige Grund, warum wir Alle sterben müssen.

Curz.

Meiner Seele! Das ist wahr. Aber freilich, da ist nichts zu thun: die Zeit läßt sich nicht halten.

Titt.

Die Obrigkeit hätte es mit der Zeit machen sollen, wie die Mädchen mit dem Alter; sie hätte bei einem gewissen Jahre z. B. **1731**, stehen bleiben sollen.

Curz.

Das mag den Herrn damals nicht eingefallen seyn.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Quantus kommt von der Rechten.

Quantus.

Aha! Schon hier?

Titt.

Ja, unsere geheime Polizei will über ihre Entdeckungen Bericht erstatten.

Quantus.

Nun, so laßt hören! Was denken die Leute von mir?

Curtz.

Ich denke, nichts Gutes, wenn es nicht etwa Schelme sind, die anders reden, als sie denken.

Quantus.

Also reden sie schlecht von mir.

Curtz.

Das versteht sich. Ich habe Ew. Gestrengen wohl hundertmal einen Schlingel genannt, wie der Herr Rathsschreiber gerathen, aber kein Hund hat sich Ihrer angenommen. Die Einen lachten — —

Lange.

Halt! das ist mein Fach. Ja, die Einen lachten. Die Andern zuckten die Achseln.

Curtz.

Einige sagten: es wäre nichts Neues.

Quantus.

Wie? Nicht einmal etwas Neues.

Curtz.

Nur ein Allereinziger nahm es krumm.

Quantus.

Wer? Wer?

Curtz.

Der versoffene Buchbinder. Er lag im Rinnsteine; ich half ihm auf, und führte ihn heim; und

als ich unterwegs mit meinem Schlingel, nämlich mit Ew. Geſtrengen, herausrückte, ſagte er (im Tone eines Betrunkenen) „Schlingel Du ſelber!“

Quantus.

O der Ehrenmann!

Till.

Dafür iſt er ein Buchbinder: Umgang mit der Literatur verfeinert die Sitten.

Curt.

Deſto gröber machte es der Herr Stadtchirurgus. Als ich ſagte: der Herr Burgemeiſter ſind ein Schlingel ſagte er: „Verſteht ſich, ein Erzſchlingel; aber wir wollen ihn beſchlingeln.“

Till (zu Quantus).

Das heißt — (er macht die Bewegung eines Dolchſtoßes gegen ihn.)

Quantus (zurückfahrend).

Wie? Heißt das beſchlingeln?

Till.

Verſteht ſich: das iſt der ſymboliſch-myſtiſche Sinn.

Quantus.

Schelle! unmöglich! Wie käme das und Schelle zuſammen?

Till.

Mein Verdacht ist gleich auf ihn gefallen: Chirurgen sind blutgierig.

Curtz.

Ja wohl: er hat mir einmal zur Ader gelassen, und seitdem sagt meine Frau immer, ich hätte kein Blut mehr im Leibe.

Quantus.

Wo spracht Ihr denn mit ihm?

Curtz.

Im Weinhause bei Leitgebel. Da saß er —

Lange.

Halt! das ist mein Fach. Ja, da saß er, und aß Carbennade und trank rothen Wein dazu.

Till.

Was für Wein?

Lange.

Das weiß ich nicht.

Quantus.

Hättet Ihr ihn nicht fragen können?

Lange.

Nein: das ist nicht mein Fach.

Curt.

Ich habe ihn gefragt; und er sagte, der Wein hieße so und so; und da ich es nicht glauben wollte, schwor er Stein und Bein. Nachher fragte ich heimlich den Wirth, ob es nicht Schattelsitt wäre, und der schwor auch Stein und Bein, es wäre Schattelsitt.

Till (zu Quantus).

Was habe ich gesagt?

Quantus.

Schrecklich! schrecklich!

Curt.

Und Herr Schelle sprach mit dem Herrn Senator Schwarz und mit dem fremden Herrn.

Quantus.

Mit dem Fremden? Wer ist der Fremde?

Curt.

Der ist — —

Lange.

Halt! das ist mein Fach. Ja. Der ist gestern im schwarzen Rosse angekommen, und hat einen ganzen Kasten voll Pistolen und Säbel und große Messer mitgebracht, und mit ihm ist eine ganze Bande gekommen, und da ist er der Director davon.

Quantus.

Hilf großer Gott! Eine ganze Bande!

Till.

Wovon ſprach Schelle mit ihm?

Curtz.

Ja, ſie redeten von einem andern Herrn — ich denke, er hieß Cäſar — der erſtochen werden ſollte.

Quantus (ſich ſetzend).

Das iſt zu viel; das habe ich nicht geglaubt.

Till (zu Curtz).

Wie heißt der Fremde?

Curtz.

Herr Roller.

Lange.

Und da iſt noch ein anderer Fremder im Lamm eingekehrt, der geht ganz ſchwarz angezogen.

Curtz.

Ja, das iſt ein Herr Kaiſer. Ich ſchlich um ihn herum, als er auf dem Spaziergange mit dem Proviſor aus dem Könige Salomo ſprach; aber ſie redeten ganz ſachte, und ich hörte nur, daß der Schwarze ſagte: Sein Tod iſt mein Glück.

Till (zu Quantus).

Ihr Tod ſein Glück!

Quantus.

Mein Tod? Warum nicht eines Andern?

Till.

Eines Andern? Denk' an Cäsar!

Quantus (schwach).

Denk' an Cäsar! Genug! genug! Geht nur, Leutchen geht! Ich habe genug für heute.

Till.

Aber morgen kommt wieder, und bringt wo möglich noch mehr Entdeckungen.

Curt.

Das wollen wir schon, und sollten wir sie aus der Luft greifen; wir wollen meiner Seele nicht für die liebe lange Weile was Geheimes seyn.

(Er geht mit Lange ab.)

Dritter Auftritt.

Quantus und Till.

Till (für sich).

Haben die Kerle das Alles erfunden, oder ist der Zufall in Person vom Himmel gekommen, um mir Komödie spielen zu helfen?

Quantus
(der bisher in Gedanken vertieft gewesen, sieht auf).

Till!

Till.

Herr Burgemeister?

Quantus.

Alles unter dem Monde ist eitel, hat schon der König Salomo gesagt, und ich bin um so mehr verpflichtet, diesen Spruch zu beherzigen, da ich weiland selbst den König Salomo besessen. Freilich war er nur das Aushängeschild meiner Offizin; aber weil ich sein Bild auf jeder meiner Signaturen sah, und also stündlich an ihn dachte, so sind mir nach und nach die Sprüche Salomonis von allen Büchern des alten Testaments am liebsten geworden: denn — — — Ja, wovon sprachen wir denn?

Till.

Von der Eitelkeit unter dem Monde.

Quantus.

Richtig. Ich bin aus dem Könige Salomo auf das Rathhaus gestiegen, auf die Staffel der Ehre; aber die Ehre ist am Ende von allem Eiteln unter dem Monde das Allereitelste. Denn sagen

Sie, was ist die Ehre? Ist sie ein Gläschen Bitterer, der unsere Eßlust schärft? Nein. Oder ein Stück Käse, worauf der Wein uns besser schmeckt? Nein. Oder ein Mohnsäftchen, wonach man fester und gesünder schläft? Nein. Oder eine hübsche Frau, mit der man sich ergötzen kann? Nein. Wenn sie nun das Alles nicht ist, so frage ich, Freund Till, was ist Gediegenes an ihr?

Till.

Sie ist die Führerin auf dem Wege zu den Sternen; und Sterne sind die Stempel, womit das Glück seine Lieblinge zeichnet, sie gleichsam zu Stempelpapier erhebt, das, besonders wenn es leer ist, nie Gefahr läuft, unwürdig verbraucht zu werden, eine Gefahr, in die auch das schönste aber ungestempelte Velinpapier gerathen kann.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Curt tritt ein.

Curt.

Der Fremde aus dem schwarzen Rosse ist draußen und wünscht Ew. Gestrengen zu sprechen.

Quantus.

Hebe Dich weg, Satan! Fort mit ihm! Sprechen? Den Henker auch! Das könnte ein Gespräch werden, wobei mir Hören und Sehen vergehen könnte. Fort! Ich will ihn nicht sprechen, keinen Menschen, keine Katze.

Till.

Wir waren ja einig, Herr Burgemeister, daß Sie die ganze Welt annehmen wollten, um der Verschwörung desto sicherer auf die Spur zu kommen.

Quantus.

Freilich! freilich! (zu Curtz) Hat er Waffen bei sich?

Curtz.

Außer seinen zwei Fäusten ist mir nichts vorgekommen; aber es sind ein Paar handfeste Fäuste.

Quantus (zu Till).

Hören Sie, handfeste Fäuste!

Till.

Wir haben deren vier, und draußen noch einmal vier als Reserve.

Quantus.

Freilich wohl. (zu Curtz) Laßt den Fremden

kommen; und vergeßt nicht an der Thüre Wache zu halten.

Curß (geht ab).

Till.

Das iſt meine Meinung: Vorſicht, aber keine Furcht.

Quantus.

Ja, Vorſicht. Ich weiß nun auswendig, was Dionyſius und Cromwell gethan haben, und ich hoffe, die Böſewichter ſollen mich nicht erwiſchen. Sehen Sie! (er zieht ein ziemlich langes Meſſer aus dem Buſen) Und unter dem Hemde trage ich Büffelhaut.

Till.

Das nenne ich Vorſicht! Sie ſind zum Tyrannen geboren.

Fünfter Auftritt.

Quantus, Till. Roller tritt ein.

Roller.

Meine Herren, ich habe die Ehre Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen. Wer von Ihnen Beiden?

Till (auf Quantus zeigend).

Der Herr Burgemeiſter.

Roller.

Gehorſamſter Diener!

Quantus.

Ihr Diener, mein Herr. Mit wem habe ich das Vergnügen?

Roller.

Schauſpieldirector Roller. Ich ſchmeichle mir, daß Ihnen mein Name nicht ganz fremd iſt: er iſt hie und da genannt worden, wenn von Darſtellungen großer Charaktere die Rede war.

Till.

Der Name iſt uns wohl bekannt.

Roller.

Sehr gütig.

Till.

Aus Schillers Räubern.

Roller.

Aha — ſo, ſo! Ja, ich glaube, der Name kommt darin vor.

Quantus.

Was ſteht zu Dienſten, mein Herr?

Keller.

Ich wünschte hier eine Reihe Vorstellungen zu geben, und ersuche Sie, als den Chef der hiesigen hochlöblichen Polizei um die Erlaubniß dazu. Der Wirth zum schwarzen Rosse räumt mir den Tanzsaal in seinem Hintergebäude ein, wo ich hoffe den Beifall des kunstliebenden Krähwinkler Publicums nicht zu verfehlen. Meine Gesellschaft, darf ich kühn behaupten, ist eine der vollständigsten und besten, die je auf ein Zwerchfell oder Thränendrüse losgegangen sind; meine Männer haben sich gewaschen und meine Frauen stehen ihren Mann.

Till.

Das ist sehr glücklich und wird empfehlen: denn unsere Damen lieben die Reinlichkeit und unsere Herrn den festen Muth. Mit welchem Meisterstücke würden Sie uns denn zuerst bewirthen?

Keller.

Mit Julius Cäsar.

Quantus (erschreckend).

Was? Julius Cäsar? O verflucht! Seht mir doch! Julius Cäsar — so zur Probe. Nichts da! Ich will keine Mordgeschichten hier — kein böses Beispiel hier — die Mordgeschichten sind aus der Mode.

Keller.

Bitte um Vergebung, der Mord iſt ewig mode, wie alles Rein-menſchliche.

Till.

Sie ſpielen wahrſcheinlich den Julius Cäſar ſelbſt.

Keller.

Verzeihen Sie! Thätigkeit iſt zu ſehr Bedürfniß für mich, als daß ich eine Rolle übernehmen ſollte, die ſchon im dritten Acte zu Ende geht. Auch iſt es nicht mein Fach; ich habe nur Talent für die Tugend, ſtelle daher nur tugendhafte Charaktere dar, wie in dieſem Stücke den Brutus.

Quantus.

O verdammt! Brutus tugendhaft? Der Complottmacher, der Meuchelmörder tugendhaft? Und, Herr, das ſagen Sie mir ins Geſicht?

Keller.

Warum nicht, da ich es beweiſen kann. Iſt es nicht edel, großartig, tugendhaft, wenn er ſagt: (declamirend.)

Wir All' empören uns ob Cäſars Geiſt,
Und in dem Geiſt des Menſchen iſt kein Blut.
O könnten wir erlegen Cäſars Geiſt,
Und Cäſarn nicht zerfleiſchen!

Quantus.

Was? mich zerfleiſchen?

Roller (fortfahrend).

Aber ach!
Für ihn muß Cäſar bluten. (Gegen Till)
Ja, Ihr Freunde,
Ihn (auf Quantus deutend) tödten laßt uns kühn
doch zornig nicht!
Zerlegen als ein götterwürdig Mahl,
Nicht aber ihn zerhacken wie ein Aas
Für Hunde gut.

Quantus
(der ſich allmälig hinter den Tiſch zurück gezogen).

Gehen Sie zum Guckguck, Herr.

Till (ſich die Hände reibend).

Köſtlich! köſtlich!

Roller.

Und ſtrahlt ſeine Tugend nicht hell wie die Sonne, wenn er den Beweggrund ſeiner That kund gibt? (declamirend zu Till)
Römer, bückt,
O bückt Euch! Laßt (auf Quantus deutend) in Cäſars
Blut die Arme
Uns baden bis hinauf zum Ellenbogen!

Die Schwerdter laßt mit seinem Blut uns färben!
Hinaus dann laßt uns schreiten auf den Markt!
Und, schwingend überm Haupt die rothen Waffen,
Verkünden Frieden, Freiheit und Erlösung.

Till (wie oben).

Köstlich! köstlich!

Quantus.

Herr, Mensch, Kobold, oder was Sie sonst sind! nun haben Sie Zeit, daß Sie gehen.

Keller.

Ich begreife nicht — —

Quantus.

Wenn ich nur begreife. Machen Sie, daß Sie fortkommen!

Keller.

Aber die Erlaubniß?

Quantus.

Nichts da! nichts da! Wir brauchen kein Schauspiel: Schauspiele bringen das Volk nur auf Gedanken.

Till.

Und Gedanken sind unersprießlich, weil sie zollfrei sind.

Quantus.

Und gefährlich obendrein.

Till.

Freilich. Das Denken ist eine Art von Müssiggang, und Müssiggang aller Laster Anfang.

Keller.

Soll das Volk kein Vergnügen haben?

Quantus.

Wozu haben wir denn Bären- und Affentanz? Daran kann sich das Volk ergötzen; das ist unverfänglich.

Till.

Und stellt zugleich ein löbliches Beispiel mechanischen Gehorsams auf.

Keller.

O Ihr Musen! bin ich in Algier?

Quantus.

In Tunis und Tripolis dazu. Also gehen Sie! gehen Sie!

Keller.

Nicht von der Stelle bis —

Quantus (schellend).

Das wollen wir sehen. (Curtz und Lange treten ein) Wollen Sie nun?

Kolter (die Beiden betrachtend).

Polizei? Das iſt melodramatiſch und mir ein Gräuel. Ich gehe; aber ich kehre wieder, und ſchrecklicher.

(Er geht ab; Lange folgt ihm.)

Sechſter Auftritt.

Quantus. Till und Curtz.

Quantus.

Das iſt ein verzweifelter Kerl.

Till.

Der ſeinen Cäſar mir nichts dir nichts erſticht, und wer weiß, wie oft ſchon erſtochen hat.

Quantus.

Ja wohl, ja wohl! Ein wahrer Bandit, (zu Curtz) Was wollt Ihr noch?

Curtz.

Ich wollte nur melden, daß der junge ſchwarze Herr aus dem Lamm da iſt, und Ewr. Geſtrengen aufwarten will.

Quantus.

Aufwarten? Gut! Er ſoll auf mich warten in alle Ewigkeit.

Titt.

Sie vergeſſen unſere Abrede.

Quantus.

Es iſt wahr. (zu Curz) Laßt ihn kommen.

Curz (geht ab).

Quantus.

Wenn es nur nicht wieder ſo ein Beſeſſener iſt. Aber, Herr! was wollten Sie auch mit Ihrem „Köſtlich! köſtlich!“ Was war denn Köſtliches daran, daß er ſeine Arme in meinem Blute baden wollte?

Titt.

War es nicht köſtlich, daß er ſeine Bosheit ſo ſelbſt verrieth? den kennen wir nun.

Quantus.

Ja, den kennen wir; (für ſich) den laß' ich ſetzen.

Siebenter Auftritt.

Quantus, Titt. Kaiſer tritt ein.

Kaiſer (ſcheu und verlegen grüßend).

Sie verzeihen gütigſt — daß ich es wage — — daß ich mir die Ehre gebe —

Quantus.

Ihr Diener, mein Herr! Wen habe ich das Vergnügen vor mir zu sehen?

Kaiser.

Ich muß recht sehr um Verzeihung bitten — mein Name ist Kaiser — **candidatus ministerii.**

Quantus.

Was? Ein Candidat des Ministeriums?

Kaiser.

Ich bitte tausendmal um Vergebung, hochgeehrter Herr Burgemeister, wenn ich mich schlecht ausgedrückt. Ich wollte sagen, Candidat der Theologie.

Quantus.

So — so! (für sich) Der ist wohl nicht gefährlich. (laut) Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Candidat?

Kaiser.

Bitte gehorsamst! — Zu viel Ehre —

Till (ihm einen Stuhl hinschiebend).

Ohne Umstände! die Ehre ist zu ertragen, und obendrein sitzend besser.

(Quantus setzt sich, Kaiser nach ihm in die Mitte, Till zur Linken.)

Quantus.

Welchem Umstande verdanke ich das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?

Kaiser.

Bitte ergebenst. (Er steht wieder auf und macht eine tiefe Verbeugung) Ich bin eigentlich gekommen, mich Ihrer Huld und Gewogenheit zu empfehlen, und, wenn ich es wagen dürfte, eine Bitte an Sie zu richten.

(Auf eine stumme Nöthigung von Quantus setzt er sich wieder.)

Quantus.

Und die wäre?

Kaiser.

Ich weiß in der That nicht, ob ich mich erkühnen darf — ob ich nicht den Schein der Unverschämtheit auf mich lade —

Quantus.

Nur zu, Herr Candidat, nur zu!

Kaiser.

Durch den gestern erfolgten Tod des wohlseligen Herrn Budäus ist die Stelle eines hiesigen Rectors und Nachmittagspredigers vacant geworden. Ob ich nun gleich nicht die Verwegenheit besitze, mich eines so wichtigen Amtes für würdig zu ach-

ten; so darf ich doch hoffen, daß, wenn ich durch die Güte und Gunst meines hochverehrten Herrn Burgemeisters diese Stelle erhielte —

Quantus.

Ich verstehe. Sie sind also auch Schulmann?

Kaiser.

Es ist ein schönes erfreuliches Geschäft, gleichsam eine Seelengärtnerei; und — wenn ich mich unterstehen darf es zu sagen — ich arbeite nicht ohne Segen. So habe ich unter andern zwei Knaben, die ich im Lateinischen unterrichte, binnen zwei Jahren so weit gebracht, daß sie ohne Anstoß den Julius Cäsar lesen.

Quantus (wegrückend).

Julius Cäsar?

Kaiser (ihm ein wenig nachrückend).

De bello gallico.

Titl (ebenfalls nachrückend).

Das heißt vom Hahnenkampfe.

Quantus (weiterrückend).

Herr, was sollen Kinder mit solchen Geschichten? Cäsars Ermordung —

Kaiſer (wie oben).

Bitte um Vergebung: die Geſchichte ſeiner Ermordung hat er nicht ſelbſt geſchrieben.

Titi (wie oben).

Es iſt jammerſchade.

Kaiſer.

Ja wohl: denn er war ein eben ſo trefflicher Schriftſteller als Feldherr.

Quantus.

Und doch haben ihn die Böſewichter ermordet.

Kaiſer.

Sein Ehrgeiz, ſeine Herrſchſucht ſtürzten ihn: das gemeine Loos der Tyrannen.

Quantus.

Herr! Cäſar war kein Tyrann.

Kaiſer (eingeſchüchtert).

Wie Sie befehlen.

Quantus.

Seine Mörder waren Schufte, Lumpenkerle.

Kaiſer (aufgeregt).

Da weiß ich denn doch nicht — Männer wie Decius Brutus, Cajus Treboniuſ, Cajus Caſſiuſ, Marcus Brutus —

Quantus.

Schufte, Schufte allzumal, und der Brutus ein Erzschuft.

Kaiser (noch aufgeregter).

Da muß ich bitten: Brutus war ein edler, großer Mann.

Quantus (aufstehend).

Edel? groß?

Till (aufstehend).

Groß? edel?

Kaiser (der auch aufgestanden, entschieden).

Ja, das war er. Seine Mitverschwornen brachten vielleicht ihrem Hasse, ihrer Habsucht, ihrem Ehrgeiz das blutige Opfer; er gab seinen Freund, seinen Wohlthäter für die Freiheit seines Vaterlandes hin. Vielleicht war diese Freiheit unmöglich; aber er glaubte daran. Vielleicht war dieser Glaube Schwärmerei; aber wer nicht für seinen Glauben schwärmt, dem ist er ein todter Glaube. Schwärmerei ist die Frühlingsluft, die im Reiche der Geister die Blumen treibt. Brutus fiel endlich selbst für seine Ueberzeugung, und das Siegel eines großen Lebens ist der Tod für unsern Glauben.

Quantus
(der sich hinter den Tisch zurückgezogen).

Adieu, großes Leben! Verlassen Sie mich!

Kaiser (erschrocken).

Wie? Sollte ich so unglücklich gewesen seyn — —

Quantus.

Nicht doch! Seyn Sie glücklich, mein Herr Candidat!

Till (hinter dem andern Tische).

Schwärmen Sie, mein Herr Candidat!

Quantus.

Nur wo anders, nicht hier.

Kaiser (wie oben).

Nur ein Wort, hochverehrter Herr Burgemeister!

Quantus.

Nicht eine Sylbe, hochverehrter Herr Candidat. Gehen Sie Ihrer Wege! die Stelle ist schon verfagt. Wir brauchen keine Jacobiner weder zu Vormittags- noch zu Nachmittagspredigern.

Kaiser (wieder gefaßt).

Auch Edelsinn und Großherzigkeit können zu Verirrungen führen, und wenn eine solche Ver-

irrung entſchuldigen, hier Jacobinismus heißt, ſo verzichte ich ohne Schmerz auf meine Hoffnung.

(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Quantus und Till.

Quantus

(hinter dem Tiſche nach einer kurzen Pauſe, während welcher er Kaiſern nachgeſehen).

Till!

Till (hinter dem Tiſche).

Herr Burgemeiſter!

Quantus.

Die Welt iſt keinen Schuß Pulver mehr werth.

Till.

Die Welt ſelber nicht; aber um die Fürſtenthümer in der Welt wird wohl noch eine Weile kanonirt werden.

Quantus.

Ich will ſagen die Welt iſt außer Rand und Band; ſie geht wie eine verroſtete Uhr.

Till.

Ja wohl: man sollte sie einmal zum Ausputzen geben, wenn man nur wüßte, wo der Uhrmacher wohnte.

Quantus.

Welcher Satan ist denn in die Menschen gefahren? Der war noch zehnmal schlimmer als der erste. Kommt daher scheinheilig und voll Demuth, empfiehlt sich jüngferlich zu Gnaden —

Till.

Ein wahrer Wolf in Schafskleidern —

Quantus.

Und beim Licht besehen, ist er Brutus; und will doch Rector und Nachmittagsprediger werden.

Till.

Um unsere christliche Gemeinde und Schuljugend zu brutisiren.

Quantus.

Den kennen wir nun auch; (für sich) den laß ich setzen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Schelle kommt mit ſeinem Barbierzeuge.

Quantus (erſchreckend).

Donnerwetter! Schelle!

Till.

Ah! ſieh da, Schelle!

Schelle.

Ja, der allbekannte Schelle, und ich darf wohl hinzuſetzen: der allbeliebte Schelle. Guten Morgen, mi consule!

Quantus (verdrüßlich).

Ach was! Es heißt nicht einmal mi consule, ſondern mi consul!

Schelle.

Mi consul! Freilich heißt es, mi consul; glauben Sie, ich weiß das nicht? O das habe ich lange vergeſſen; aber mi consule iſt höflicher und ſchmeichelhafter, ſo wie Närrchen höflicher iſt als Narr; und ich ſage gern den Leuten etwas Schmeichelhaftes.

Quantus.

Auf dem Rathhauſe merkt man nichts davon

Schelle.

Das ist eine andere Wurst, mi consule! Im Amte muß man grob seyn, denn von der Grobheit kommt die Autorität, und wenn die Autorität nicht von der Grobheit kommt, will ich ein Karlist seyn.

Till.

Oder ein Carlin.

Schelle.

Einerlei, Freundchen: Carlin ist nur franzö-sisch und Karlist deutsch.

Quantus.

Nun, was bringen Sie mir, Herr Stadt-chirurgus?

Schelle.

Bringen? Nichts. Ich will etwas holen.

Quantus.

Etwas holen?

Schelle.

Ja, Ihren Bart; ich will Sie rasiren.

Till (sich stellend als stutzte er).

So? — Rasiren? Ihr selbst, Freund? das ist ja seltsam.

Quantus (dadurch wirklich stutzig gemacht).

Höchst seltsam — höchst unnatürlich.

Schelle.

Gar nicht. Mein Subject hat gestern einem jungen Journalisten den Schnurrbart abgenommen, und sich die Hand daran verstaucht.

Quantus.

Das muß ein Bart gewesen seyn!

Till.

Ja, unsere Zeit gehört nicht mehr zu den barbarischen Jahrhunderten, die eine unbärtige Jugend hatten, und unsere Kritiker haben Haare, wenn auch nicht auf den Zähnen, doch hart daneben.

Schelle.

Ja, es ist eine bärtige Zeit.

Till.

Und deshalb könnte man sie wieder eine barbarische nennen.

Schelle.

Mit allem Recht. (Er packt sein Rasirzeug auf dem Tische zur Linken aus.)

Till (unterdessen heimlich zu Quantus).

Ich will ihn suchen auszuforschen, denn ich fürchte, er hat nichts Gutes im Sinne. Horchen Sie nur im Nebenzimmer.

Quantus (heimlich).

Forſchen Sie! um Gottes willen, forſchen Sie! (laut) Ich bin gleich wieder hier. (Er geht zur Rechten ab, und erſcheint dann wieder horchend an der Thür.)

Till.

Nun, Freund Schelle, wir haben uns ſeit geſtern nicht geſehen; (ſeine Hand faſſend) ich wünſche Euch von ganzem Herzen Glück.

Schelle
(der ihn immer nicht verſteht, ſich aber ſtellt als ob er ihn verſtände).

Haha — ja ſo — danke, Freundchen, danke!

Till.

Der Riß in des Burgemeiſters Rock hat Euern Sieg nur um einige Tage aufgehalten; in der nächſten Sitzung bleibt Ihr vollkommen Sieger.

Schelle.

Natürlich. Ihr wißt, ich habe manchen Sieg davon getragen.

Till.

Durch Euer Verdienſt erhebt ſich dann unſere Stadt zum Range einer erleuchteten; und der erſte Schritt zu Eurem wahren Ziele iſt gethan. Dann

hoffe ich, werdet Ihr als Freund an mir handeln, und ich empfehle mich im Voraus Eurer Gewogenheit.

Schelle.

Wie so, Freundchen, wie so?

Till.

O Schelle! warum wollt Ihr dem vieljährigen bewährten Freunde gegenüber die Maske vornehmen? Soll ich etwa glauben, es sey Euch nur um die Gaserleuchtung zu thun, die Euch doch offenbar Nachtheil bringt? Je heller die Straßen sind, wenn die Leute aus den Bierhäusern und Weinstuben nach Hause gehen, desto weniger gibt es Schrammen und Beulen, Verrenkungen und Brüche. Warum solltet Ihr dies große Opfer bringen? Aus Patriotismus? Dazu seyd Ihr zu klug.

Schelle.

Eine Gabe des Himmels, Freundchen, eine Gabe Gottes.

Till.

Ihr wißt zu gut, der Patriotismus ist nur die Melodie des Rattenfängers, die er spielt, um Ratten und Mäuse hinter sich her zu locken, ein wahres Hirngespinnst.

Schelle.

Completter Unſinn.

Till.

Ihr ſeyd alſo nicht der Mann, der etwas aus Patriotismus thut.

Schelle.

Pfuy! lieber wollte ich mir mein ſchönes Haar abſchneiden, und eine Perücke tragen.

Till.

Aber Ihr wollt auf die Höhe hinauf.

Schelle.

Ha — ja. — Getroffen, Freundchen! Auf die allerhöchſte Höhe.

Till.

Natürlich. Weg mit Cäſar!

Schelle.

Haha! Ja wohl! Weg mit Cäſar!

Till.

So ein Tyrann!

Schelle.

So ein Erzſchlingel!

Till.

Ihr ſeyd der Mann dazu, ein wahrer Brutus.

Schelle.

Wenn ich nicht einmal ein Brutus wäre, wollte ich mich ja in die Seele hinein schämen. Ich kann so brutal seyn wie irgend Einer.

Till.

Nicht wahr? Das Messer an den Bart, und ritz ratz, weg ist er.

Schelle.

Versteht sich, in zwei oder drei Zügen.

Till.

Und kenne ich Euch recht, so bringt Ihr noch heut das Werk zu Ende.

Schelle.

Noch heute, noch in dieser Stunde.

Quantus

(der bisher an der Thüre gehorcht, und seine Bewegung durch äußere Geberden zu erkennen gegeben, tritt heraus).

Heho! Donnerwetter!

Till

(macht ihm ein Zeichen, daß er schweigen soll).

Schelle.

Haha! mi consule! Nun hergesetzt! (Er setzt einen Stuhl zurecht) Schnell mit dem Barte herunter.

Quantus.

Wirklich? Nichts da! mein Bart ist mir zu lieb; ich will ihn behalten. Ich meine — Sie haben lange nicht mehr rasirt, sind nicht mehr daran gewöhnt, könnten mich kratzen —

Schelle.

Was? habe ich das Rasiren verlernt? Herr Burgemeister, ich hoffe, Sie wissen, daß die Kunst ewig jung bleibt. Wenn ich ein Jahrtausend im Grabe gelegen habe, und der Bart mir bis an die Kniee herabgewachsen ist, will ich mich bei der Auferstehung noch halb im Dusel selbst rasiren.

Quantus.

Sich selbst so viel Sie wollen, nur mich nicht: ich will nicht geschunden seyn.

Schelle.

Geschunden, Herr? Dies Messer hier —

(Er holt ein Rasirmesser vom Tisch.)

Quantus

Haha! mit einem Messer? Seht einmal! Mit einem Messer wollen Sie mich rasiren?

Schelle.

Soll ich es etwa mit einem Besenstiele? Dies Messer ist so scharf, daß ich einem Ochsen mit einem Zuge die Kehle abschneiden wollte.

Quantus.

Allen Ochsen in der Stadt, wenn Sie wollen; nur meine Kehle sollen Sie ungeschoren lassen.

Schelle.

Nein, Herr! zum Teufel, nein. Seit Mittwoch nicht rasirt, und morgen zum Sonntage, zum Sonntage Jubilate ungeschoren? Nein, Herr! Wollen Sie sich beschimpfen, meinetwegen; aber mir sollen Sie keine Schande machen. Nieder gesetzt und her mit der Kehle!

Quantus (sich hinter den Tisch flüchtend).

Gehen Sie zum Guckguck!

Schelle (ihm folgend).

Machen Sie keinen Spaß, **mi consule!**

Quantus

(von der Rechten zur Linken um den Tisch herum laufend).

Hebe dich weg, Satan!

Schelle (ihm folgend).

Ja, ein Satanskerl bin ich immer gewesen.

Quantus (wieder vor dem Tische).

Till, packen Sie den Blutmenschen.

Schelle

(auf ihn losgehend, so daß er ihn zwingt, in die rechte Ecke sich zurück zu ziehen).

Her mit der Kehle!

Quantus

(ſein Meſſer gegen ihn ziehend).

Meuchelmörder!

Schelle

(ſpringt mit vorgehaltenem Raſirmeſſer zurück).

Till

(ſich die Hände reibend, bei Seite).

Braviſſimi!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Scene: Das Zimmer des vorigen Aufzuges. Abend.

Erster Auftritt.

Quantus und Christine. Diese hält einen Haubenkopf, den jener mit Nachtmütze, Halstuch und Schlafrock bekleidet.

Christine.

Aber Jemine! Was wollen Sie denn damit angeben, gestrenger Herr?

Quantus.

Das wirst Du schon sehen; dumm nur, daß es eine Weiberfratze und kein Mannsgesicht ist!

Christine.

Wenn Sie ein Mannsbild haben wollten, hätten Sie einen Perückenstock nehmen sollen.

Quantus.

So! nun sind wir fertig. Jetzt geh und lege den Haubenkopf in mein Bett, und decke ihn zu, als wenn ich es selber wäre.

Christine.

Herr Du meines Lebens! In Ihr Bett? Hahaha!

Quantus.

In mein Bett. Was ist da zu lachen, Närrin? Fort!

Christine.

Hahaha! ein Stück Holz im Bette des Herrn Burgemeisters! (Sie geht zur Rechten ab.)

Quantus.

Dumme Trine! es ist nicht das erstemal. Schon die Prinzessin Michal legte ihren Haubenkopf in Davids Bett an seiner Statt, und wohl bekam es ihm. (Zu sich.)

Zweiter Auftritt.

Quantus und Till.

Quantus (zuſammenfahrend).

Wer da?

Till.

Gut Freund als Rathsſchreiber oder umgekehrt.

Quantus.

Sie ſind es? Wie kommen Sie herein? Thun die Nachtwächter, die ich alle vor dem Hauſe, und die Sergeanten, die ich im Hauſe aufgeſtellt habe, ſo ihre Schuldigkeit? Ich hatte doch befohlen, keinen Hund einzulaſſen.

Till.

Ich habe auch keinen bemerkt. Ich aber mußte herein: denn ich komme in der wichtigſten Angelegenheit, die je in Krähwinkel verhandelt worden iſt. Sie haben den Schauſpieldirector feſtſetzen laſſen?

Quantus.

Verſteht ſich.

Till.

Und den Candidaten?

Quantus.

Versteht sich.

Titt.

Und endlich gar den Stadtchirurgus, den Vorsteher der Stadtverordneten?

Quantus.

Ja, ja, ja!

Titt.

Auf bloße Vermuthung hin, ohne Beweise?

Quantus.

Haben wir nicht Beweis genug? Soll ich etwa warten, bis ich mit drei und zwanzig Wunden da liege?

Titt.

Haben Sie nicht daran gedacht, daß Sie sich der größten Verantwortlichkeit aussetzen? Glauben Sie, die Bürgerschaft wird diese Willkühr ruhig ertragen? Die Stadtverordneten werden die Schmach ihres Vorstehers ungerochen lassen? Es kann ein fürchterliches Unglück geben.

Quantus.

Gibt es denn ein fürchterlicheres Unglück, als wenn die Verschwörung losbricht und Cäsar ermordet wird?

Till.

Sie müſſen die Leute wieder auf freien Fuß ſtellen.

Quantus.

Nimmermehr! Ich will die Paar Nächte, die ich etwa noch zu ſchlafen habe, ruhig ſchlafen.

Till.

Nun, Sie haben ohne mich gehandelt; ſo will ich Ihnen auch meinen Rath nicht aufdringen. Gute Nacht! O! — o! — o!

Quantus.

O? o? o? Bleiben Sie! zum Teufel bleiben Sie und reden Sie! Was meinen Sie. O! o! o!?

Till.

Sie wollen ruhig ſchlafen? Sie werden nicht. Schon in dieſer Nacht, fürchte ich, wird Sturmgeläut und Geheul der Empörung Sie aufſchrecken: denn ſchon herrſcht in der Stadt eine dumpfe Gährung.

Quantus.

Gerechter Gott! Iſt ſie ſehr dumpf?

Till.

So dumpf, daß man ſie gar nicht hört.

Quantus.

Entsetzlich! Reden Sie! Was soll ich thun?

Till.

Mir einen Befehl zur Freilassung der Verhafteten geben, damit ich im Nothfalle Gebrauch davon machen könne. (Er gibt ihm eine Schrift) Hier habe ich ihn schon aufgesetzt: Sie brauchen nur zu unterschreiben.

Quantus.

In Gottes Namen! (Er unterschreibt und gibt die Schrift zurück) Aber nur im Nothfalle.

Till.

Gute Nacht!

Quantus.

Nur im dringendsten Nothfalle.

Till.

Schön gute Nacht! (Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Quantus allein.

Quantus.

Gute Nacht! Wo bringe ich die Nacht zu, daß sie eine gute sey? Wieder in der Rumpel-

kammer, wie die vorige? Nein! auch da war eine Verschwörung wider mich, eine Verschwörung der Ratten und Mäuse. Und es wäre auch unklug: diese Lagerstätte könnte den Feinden schon verrathen seyn. — Ich hatte es ja schon überlegt, wo ich diese Nacht schlafen wollte — — wo war es doch? — — ach ja — richtig! (Er geht und klopft an die Seitenthüre links) Heda, Sabine! Komm auf einen Augenblick heraus, Sabinchen!

Vierter Auftritt.

Quantus. Sabine kommt aus dem Seitenzimmer links.

Sabine.

Sind Sie noch auf, Papa? Was wünschen Sie noch?

Quantus.

Dein unglücklicher Vater hat nicht mehr, wo er sicher sein Haupt hinlege. Du mußt mir erlauben, diese Nacht in Deinem Zimmer zu schlafen.

Sabine.

In meinem Zimmer? Und wo soll ich denn schlafen?

Quantus.

Wo Du willst, im Gastzimmer, in meiner Schreibstube, in der Rumpelkammer — nur Dein Zimmer muß ich haben.

Sabine.

Aber, mein Gott, zu welchem Zwecke?

Quantus.

Fragst Du, unglückseliges, unwissendes Kind? Hast Du nie von Cromwell gelesen, daß er jede Nacht in einem andern Zimmer zubrachte?

Sabine.

Das habe ich wohl gelesen; aber warum wollen Sie ihm nachahmen? Cromwell war ein Tyrann.

Quantus.

Ach Gott! das bin ich ja auch.

Sabine

(die von nun an immer befremdeter und ängstlicher wird)

Sie, lieber Vater?

Quantus.

Ja, höre mich an, Sabinchen, ich will Dir sagen — ich weiß zwar nicht, was ich Dir sagen werde — ich weiß überhaupt nicht mehr, ob ich bin, wer ich bin, wo ich bin; aber es thut nichts

zur Sache: Christum lieb haben ist besser denn Alles wissen — Ja, wovon sprach ich denn, Sabinchen?

Sabine.

Von Tyrannen.

Quantus.

Ja unglückliches Kind, durch Deines Vaters Erhöhung bist Du leider die Tochter eines Tyrannen geworden. Wer auf Recht und Ordnung hält, und das Gemeinwesen nicht wie einen Festochsen Preis gibt, der ist heutzutage ein Tyrann. Darum will ich in Deinem Zimmer schlafen. Wenn die Verschworenen vielleicht diese Nacht einbrechen, so finden sie doch nicht mich, sondern nur mein Bild, Deinen Haubenkopf; und wenn sie ihn auch mit drei und zwanzig Wunden zerfleischen, ich kaufe Dir einen neuen.

Sabine.

Liebster Vater, mich dünkt — Sie sind nicht ganz wohl: ich will den Doctor —

Quantus.

Hebe Dich weg damit!

Sabine.

Sie haben schon lange nicht abergelassen; ich will nach Herrn Schelle —

Quantus.

Unnatürliche Tochter! willst Du mir diesen Bluthund auf den Leib hetzen?

Sabine.

Um Gottes willen, Vater — —

Quantus.

Gut, daß es mir einfällt. Laß Dir morgen früh glühende Nußschaalen machen; Du sollst mir den Bart damit absengen.

Sabine.

Vater!

Quantus.

Nun Mamsell?

Sabine.

Welche Zumuthung!

Quantus.

Hölle und Teufel! ist denn heute Alles, was ich wünsche, Zumuthung? Thut es etwa auch Deiner Ehre Eintrag? Blitz und Hagel! Die königlichen Prinzessinnen von Syrakus haben ihrem Herrn Vater den Bart abgesengt ohne einen Mucks zu thun; und so eine lumpige Burgemeisters Tochter will sich sperren? Willst Du lieber das Messer an Deines Vaters Kehle sehen?

Sabine.

Vater, wenn Sie dieſes Spiel erdacht haben, um mich zu ängſtigen, ſo iſt es hart; hat es Ihnen aber geträumt — —

Quantus.

O verflucht! Geträumt? Denk' an Cäſar! iſt das ein Traum? Drei und zwanzig tödtliche Wunden, ſind die ein Traum? Hat es mir geträumt, daß der Director hier geweſen, der ſeine Arme bis an die Ellbogen in Cäſars Blute baden will, und der Candidat, der Rector zu werden trachtet und den Brutus lobt, und der mörderiſche Schelle, der meine Kehle haben will, und wenn ſie an Ketten hinge? Hat es mir geträumt, daß ſie jetzt alle drei — Gott ſey Dank! — im Stadtgefängniſſe ſitzen, bis ſie Till — leider Gottes! — im Nothfalle frei laſſen muß?

Sabine.

Um Gotteswillen! Im Stadtgefängniſſe! Auch der Candidat ſitzt — —

Quantus.

Sitzt, ſitzt, das Schaf in Wolfskleidern ſitzt. Denk' an Cäſar! nun ich habe an Cäſar gedacht, daß ſie an Cäſar denken werden. Genug! Ich

gehe in Dein Zimmer, verrathe mich nicht! und morgen glühende Nußschaalen, das sage ich Dir. (Er will zur Linken ab.)

Sabine (ihn umarmend und zurückhaltend).

Nein, lieber Vater, ich kann Sie nicht lassen, kann nichts von Allem thun, was Sie verlangen, wenn Sie mir nicht das unselige Räthsel lösen.

Quantus.

Vatermörderin! Denk' an Cäsar!

Sabine.

Was wollen Sie damit? Warum soll ich an Cäsar denken?

Quantus.

Darum; (er gibt ihr den bekannten Zettel) das ist die Warnungsstimme aus den Wolken, die unsichtbare Hand, die an die Mauer schreibt.

Sabine (lesend).

„Denk' an Cäsar!" — (halb für sich). Mein Gott! — Die Hand sollte ich kennen — Ja — gewiß. (laut) Wie kommen Sie zu dem Zettel?

Quantus.

Er steckte in meiner Tasche, warnt mich vor einer Verschwörung, vor Cäsars drei und zwanzig Wunden.

Sabine (für ſich).

Das läßt ſich benutzen. (laut) Lieber Vater, kennen Sie die Hand?

Quantus.

Kennen? daß ich ſie kennte! die Welt gäbe ich darum.

Sabine.

Es wird Sie ſo viel nicht koſten: denn, irre ich nicht, ſo kenne ich die Hand.

Quantus.

Kennſt ſie? Weſſen? weſſen? Rede! ſprich! heraus damit!

Sabine.

Unter einer Bedingung.

Quantus.

Was? Denk' an Cäſar! und Bedingung? Dein leiblicher Vater mit Dolchen geſpickt und Bedingung? Rede, ruchloſes Kind! oder ich mißhandle Dich, ich laſſe Dich auf die Folter ſpannen.

Sabine.

Das hülfe Ihnen nichts; ich würde ſchweigen.

Quantus (heftig ihre Hand faſſend).

Das wollen wir ſehen! Ein Weib und ſchweigen!

Sabine.

Auch ein Weib vermag es, und (pathetisch) ein ſchweigendes Weib iſt fürchterlich.

Quantus (zurückfahrend).

Fürchterlich! Alles um mich her fürchterlich! — Nun ſo rede, hartherziges Fleiſch von meinem Fleiſch!

Sabine.

Wenn ich es herausbringe, wer dieſen Zettel geſchrieben hat, und die ganze dunkle Sache, die Sie für eine Verſchwörung halten, aufkläre; ſo darf ich nach Gutdünken über die erledigte Rectorſtelle und über meine Hand verfügen.

Quantus.

Hand, Herz und was Du ſonſt noch willſt.

Sabine.

Ihr väterliches Wort darauf!

(Indem ihr Quantus die Hand reicht, hört man den Nachtwächter blaſen.)

Quantus (erſchreckend).

Rebellion! Rebellion! (er will fort)

Sabine (ihn haltend)

Nicht doch! Es iſt der Nachtwächter.

Quantus (ſich losreißend).

Verſchwörung! Empörung!

(Er ſtürzt zur Linken ab.)

Sabine (den Zettel betrachtend).

Meine Vermuthung täuſcht mich nicht; die Hand iſt unverkennbar. Wie aber Alles zuſammenhängt — da iſt es finſtere Nacht. Wer weiß, welche ungereimte Dinge die erſchreckte Einbildungskraft meines Vaters verknüpft hat? Und darum der arme Kaiſer im Gefängniſſe? — Aber wie fange ich es nun an? — Till — ja Till muß helfen — er ſoll ſie ja frei laſſen. Vielleicht hat der Bokhafte auch die Hand im Spiele gehabt; und ſo will ich die Schelmerei austreiben durch den Oberſten der Schelmerei.

(Sie geht ab.)

Verwandlung.

Scene: Das Stadtgefängniß. Abend.

Fünfter Auftritt.

Till eine lange Kette tragend, Flint und Roller, als Maurer gekleidet und mit dem gehörigen Handwerkszeuge versehen, treten ein.

Till

(die Kette auf die Erde werfend).

Der Mensch ist ein Vielfraß; an allem übernimmt er sich. Dieser Spaß hätte noch acht Tage dauern können, wenn der tolle Burgemeister nicht mit seinen übereilten Verhaftungen dem Fasse den Boden ausgeschlagen hätte. Nun wollen wir wenigstens zum Schlusse unser Zwerchfell mit diesem Zwischenspiel bewirthen.

Flint.

Ich hoffe unser Zwerchfell soll zufrieden seyn. Hahaha!

Till.

Hoffe ich auch. Der Candidat wollte zwar Sprünge machen, denn meine Fabel kam ihm doch zu kraus vor; aber endlich ließ ihn seine Unerfahrenheit dennoch in die Schlinge fallen.

Roller.

Und ich, sehe ich nicht aus wie ein Altmeister

des Maurergewerks? und ſind meine Requiſiten nicht in blühendem Zuſtande? Dies Coſtüm iſt aus dem vermauerten Fenſter, dies Handwerkszeug aus dem Maurer, und die Kette dort aus der Jungfrau von Orleans.

Flint.

Schön, daß Sie ſo gefällig auf unſern Scherz eingehen.

Roller.

Der ächte Tragöde iſt auch der ächte Komiker.

Flint.

Allerdings; aber der Unwille über Ihre thörichte Verhaftung — —

Roller.

O, mein Verehrter, unſer Einer iſt mit ſolchem Spiele des Lebens vertraut. Wie oft bin ich nicht verhaftet, in Ketten geworfen, zum Tode verurtheilt, ja ſelbſt hingerichtet worden! der Menſch gewöhnt ſich an Alles.

Till.

Ja wohl; ſonſt wäre es auch unbegreiflich, wie Thee- und Kaffeegeſellſchaften laſſen zu hohen Jahren kommen.

Roller.

Aber ſagen Sie mir, iſt es denn hier zu

Lande gebräuchlich, Verrückte zu Burgemeistern zu machen?

Flint.

Ab und zu: denn, wie der Winter die Annehmlichkeiten des Sommers fühlbarer macht, so verschafft die Verrücktheit eines Burgemeisters der Weisheit seines Nachfolgers desto mehr Anerkennung.

Keller.

Bravo! das ist eine ächt humoristische Handlungsweise.

Till.

Das mag sie wohl nicht seyn, sonst gäbe es oben und unten mehr Humor in der Welt; aber klug ist sie: denn, wie Sie eben bemerkten, die Menschen sind Gewohnheitsthiere; wenn sie also zu lange mit Weisheit regiert würden, könnten sie am Ende auf den tollen Einfall gerathen, es müßte so seyn.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Curtz tritt ein; Kaiser folgt.

Curtz.

Herr Rathsschreiber, hier ist der Herr Candi-

dat, und hier ein Brief von der Mamsell Burgemeisterin an Sie. (Er gibt ihm ein Billet.)

Kaiser (für sich).

Von meiner süßen Quanta.

Curz.

Das Mädchen hat Sie aufsuchen müssen und wartet auf Antwort.

Till

(nachdem er flüchtig gelesen zu Curz).

Sagt dem Mädchen, wir werden kommen.

Curz.

Schön; wir werden kommen. (Er geht ab.)

Till.

Herr Candidat, kennen Sie die Tochter des Herrn Burgemeisters?

Kaiser.

O ja — das heißt eigentlich — nur wenig oder gar nicht — ich habe sie in Schönau bei ihrem Herrn Onkel gesehen —

Till.

Das muß wohl seyn, denn sie wünscht dringend, Sie noch diesen Abend, oder besser gesagt, denn es ist zehn Uhr vorbei, noch diese Nacht zu sehen.

Kaiser.

O mit Freuden — —

Tilt.

Das glaube ich wohl. Es ist eine fromme Zeit, wo die Damen sich sogar in der Nacht nach geistlichem Zuspruch sehnen, und Sie als Theologe müssen dieser frommen Richtung unserer Zeit Vorschub thun. Ich werde das Vergnügen haben, Sie zu begleiten.

Kaiser.

Ich bin also frei?

Flint.

Das sind Sie. Ein Irrthum hat Ihre Verhaftung veranlaßt, und der Herr Burgemeister bittet um Verzeihung wegen der Unruhe, die er Ihnen verursacht.

Kaiser.

Keineswegs; ich bin ganz ruhig gewesen: ich war mir ja bewußt, daß es nur ein Irrthum seyn konnte. **Hic murus aheneus esto, nil conscire sibi.**

Tilt.

Et nulla pallescere culpa.

Keller.

Haha! aus Racine's Phädra.

Kaiſer.

Aus Horaz, wenn Sie erlauben.

Roller.

Ganz recht; ich beſinne mich: aus Corneille's Horaziern.

Till.

Meiſter Maurer, Ihr verſteigt Euch gewaltig.

Kaiſer.

Wollen wir nicht gehen, wenn es Ihnen gefällig iſt?

Till.

Noch einen Augenblick, Herr Candidat. Sie wollten uns ja den Dienſt leiſten, der Ihnen vollen Anſpruch auf die Rectorſtelle geben ſollte.

Kaiſer.

Es iſt wahr. Wo haben Sie den unglücklichen Klingel?

Roller.

Ja wohl unglücklich. Ein ſo berühmter Clavierſpieler und Componiſt!

Kaiſer (zu Till).

Wir wurden unterbrochen. Er ward alſo überführt, das Haupt einer weitverbreiteten Verſchwörung geweſen zu ſeyn —

Titt.

Die blutige Umwälzungen beabsichtigte —

Kaiser.

Und zum Tode verdammt?

Flint.

Ja wohl; aber das Urtheil ist dahin gemildert worden, daß der Musikus Klingel, mit Ketten belastet, in einen Kerker gebracht und dessen Thüre vermauert werden soll.

Kaiser.

Es ist doch ein seltsames Urtheil.

Titt.

Hier ist der Meister, der den Kerker zumauern wird. Sey es nun, daß dieses Schicksal ihn wirklich um den Verstand gebracht, oder daß er durch vorgespiegelten Irrsinn ihm zu entgehen glaubt, kurz unser Malefikant ist oder stellt sich verrückt. Er behauptet, er sey der hiesige Stadtchirurgus Schelle, ein sehr achtenswerther, gesetzter Mann, dessen Bekanntschaft Sie wohl später machen werden; er sey verhaftet worden, weil er die Gaserleuchtung einführen wollen, was der wirkliche Stadtchirurgus in der That beabsichtigt, oder weil er den Burgemeister habe rasiren wollen, und

derlei Thorheiten mehr. Da er nun noch dieſe Nacht eingemauert wird, alſo, wenn auch fortlebend, doch vom Leben ſcheidet, ſo wäre es wohl wünſchenswerth, daß er vorher zur Erkenntniß gebracht würde. Unſer Superintendent und andere wackere Geiſtliche der Nachbarſchaft haben es umſonſt verſucht; und der Herr Burgemeiſter, der dieſen Morgen Ihr Rednertalent bewundert hat, wünſcht nun dringend, daß Sie den Verſuch machen möchten.

Kaiſer.

Die Aufgabe überſteigt zweifelsohne meine Kräfte, iſt aber von der Art, daß die Pflicht mir verbietet, ſie zurück zu weiſen. Ich werde mein Möglichſtes thun; führen Sie mich zu dem Maleficanten.

Till (ihm einen Schlüſſel gebend).

Hier iſt der Schlüſſel zu ſeinem Gefängniſſe; laſſen Sie ihn nur heraus. Wir ziehen uns indeſſen zurück, kehren aber bald wieder, um ihn abzuholen.

(Er geht mit Flint und Roller, der aber ſein Handwerkszeug ablegt und da läßt, ab.)

(Kaiſer ſchließt die Thüre zur Rechten auf.)

Siebenter Auftritt.

Kaiſer und Schelle. Später die Vorigen und ein Stockmeiſter.

Schelle
(aus der Seitenthür zur Rechten hervorſtürzend).

Bin ich dem dumpfigen Kerker entſtiegen? hält ſie mich nicht mehr, die traurige Gruft?

Kaiſer.

Kommen Sie zu ſich! Sie ſchwärmen.

Schelle.

Ja, Herr, wie ein junger Bienenſtock. Fort! fort aus dem verfluchten Rattenneſte, wo ich Jahre lang eingeſperrt geſeſſen habe.

Kaiſer.

Es werden wohl nur Monate geweſen ſeyn.

Schelle
(der nach der Mittelthüre gerannt iſt, und ſie verſchloſſen gefunden hat).

Was? Zu? Schließen Sie auf! ſchnell! ſchnell! Ich bin frei; ich will keine Secunde mehr bleiben. Schließen Sie auf!

Kaiſer.

Armer Mann, es thut mir weh, Sie aus

Ihrem Irrthum reißen zu müssen. Sie sind nicht frei.

Schelle.

Was? nicht frei? noch nicht frei? Satan von einem Burgemeister! Aber, Herr, warum haben Sie mich heraus gelassen, wenn ich nicht frei bin? Donnerwetter, Herr, was suchen Sie hier? Bringen Sie mir vielleicht etwas zu essen? Geben Sie her! Ich habe keinen Bissen in den Mund genommen, seit ich hier in dem verfluchten Loche sitze.

Kaiser.

Wie? keinen Bissen in der langen Zeit Ihres Prozesses?

Schelle.

Nicht einen Scrupel Apothekergewicht; und ich wäre schon Hungers gestorben, wenn ich nicht zum Glück einen zweipfündigen Beefsteak im Leibe gehabt hätte, als die vermaledeiten Kerle mich packten.

Kaiser (für sich).

Er ist doch wohl in der That verwirrt. (laut) Lassen wir das jetzt bei Seite! ziehen Sie jetzt Ihren Geist von allem Irdischen ab!

Schelle.

Den Henker auch! Ich will lieber mein Irdisches von allem Geiste abziehen; dabei habe ich mich immer besser befunden.

Kaiser.

Das Gegentheil wird Ihnen jetzt mehr frommen. (Er holt zwei Schemel aus dem Hintergrunde) Nehmen Sie Platz; wir wollen ein ernstes Wort reden.

Schelle.

Ein ernstes Wort hier in der Löwengrube? Da will ich ja lieber Knoblauch mit Pfeffer essen.

Kaiser (sich setzend).

Setzen Sie sich! Ihr künftiges Wohl und Wehe hängt davon ab.

Schelle (erschrocken).

O verdammt! (Er setzt sich schnell) Mit wem habe ich denn die Ehre?

Kaiser.

Ich gehöre dem Stande an, dessen Beruf es ist, Leidende zu trösten, Gebeugte aufzurichten. Möge mir dies bei Ihnen gelingen, besser gelingen, als den würdigen Geistlichen, die es vor mir versucht haben.

Schelle (als ob er ihn verstände).

Hm — hm! (beiseite) Der spricht böhmisch.

(Flint, Till und Keller erscheinen wechselsweise horchend am Schiebfenster in der Thüre.)

Kaiser.

Sie haben Ihr Leben in Harmonien hingebracht —

Schelle.

Behüte! ich bin niemals Mitglied einer Harmonie gewesen. Harmonien und Ressourcen habe ich nie leiden können.

Kaiser.

Warum wollen Sie mir ausweichen? Sie wissen so gut wie ich, daß ich von der Harmonie der Töne rede, die Sie einst Ihren Instrumenten zu entlocken wußten.

Schelle (wie oben).

Ha! so, so. Freilich auf gute Instrumente habe ich immer viel gehalten: gute Instrumente sind die halbe Kunst.

Kaiser.

Sehr richtig bemerkt: denn sie sind die Natur, an der die Freiheit des Künstlers zur Erscheinung kommen soll.

Schelle (wie eben).

Hm — klar wie die Sonne.

Kaiſer.

Durch Ihre Kunſt alſo ſchufen Sie eine Welt —

Schelle (ſich verbeugend).

Bitte recht ſehr!

Kaiſer.

Eine Welt der Harmonie, und das Leben in einer ſolchen Welt, wo kein Mißton iſt, kann nicht ohne Wirkung auf die ſittliche Natur bleiben; es muß eine innere Harmonie hervorbringen, die keine Aufregung des Gemüthes bis zur Empörung ſteigen läßt. So hoffe ich Sie zu finden.

Schelle (wie eben).

Ja — verſteht ſich — ganz ſo — nicht um ein Haar anders.

Kaiſer.

Wenn alſo Ihre Kunſt —

Schelle.

Ich dächte, Herr, das ernſte Wort könnte nun wohl zu Ende ſeyn. Ein andermal und an einem luſtigern Orte wollen wir mehr von meiner Kunſt reden, vom Schröpfen und Aderlaſſen, von

Kanthariden und Blutegeln, vom Scarificiren und Trepaniren.

Kaiſer.

O hinweg mit dieſen wüſten Reden! Sie haben Ihre Maske ſchon fallen laſſen.

Schelle (ſich umſehend).

Daß ich nicht wüßte.

Kaiſer.

Ich aber weiß es, und ſehe klar.

Schelle.

Sie müſſen eine ſehr weite Pupille haben, denn für mich iſt es hier verwünſcht dunkel.

Kaiſer.

Ich ſage Ihnen nun auf den Kopf zu: Sie ſind nicht verrückt.

Schelle.

Nicht verrückt?

Kaiſer.

Nein. Thun Sie, was Sie wollen, ich glaube es nicht.

Schelle.

Das iſt vernünftig von Ihnen; ich glaube es auch nicht.

Kaiſer.

Nun, dann ſchämen Sie ſich dieſer Verſtellung. Wirklicher Wahnſinn wäre ein Unglück, vorgeſpiegelter iſt eine Unwürdigkeit. Und es kann nicht einmal Ihr Schickſal erleichtern, daß Sie Ihren Namen und Ihren Stand verleugnen.

Schelle.

Namen und Stand verleugnen? Das mag ein Anderer thun, aber nicht der Stadtchirurgus Schelle. (Steht auf.)

Kaiſer.

Haha! Sie ſind der Herr Stadtchirurgus Schelle? (Steht auf.)

Schelle.

Aufzuwarten, wie ich leibe und lebe.

Kaiſer.

Und ſind wahrſcheinlich hier im Gefängniſſe, weil Sie die Gaserleuchtung haben einführen oder den Burgemeiſter raſiren wollen.

Schelle.

Wahrſcheinlich: denn der Böſewicht von Burgemeiſter zog ſchon ein Meſſer, um mich zu erſtechen, als ich ihn raſiren wollte.

Kaiſer.

Pfui, Herr! ſchämen Sie ſich der albernen

Erfindung, die auch sogar sündlich ist. Der Herr Stadtchirurgus Schelle ist ein achtenswerther, verdienstvoller Mann —

Schelle (mit einer Verbeugung).

Sehr obligirt.

Kaiser.

Und Sie werfen gewissermaßen Ihre Vergehen auf ihn, indem Sie sich seine Persönlichkeit zueignen.

Schelle.

Kennen Sie den Herrn Stadtchirurgum Schelle?

Kaiser (nach einigem Bedenken).

Ja — allerdings kenne ich ihn.

Schelle.

Sieht er mir nicht sprechend ähnlich?

Kaiser.

Durchaus nicht.

Schelle.

Das thut mir leid für ihn. — Aber für wen halten Sie denn mich?

Kaiser.

Für den Alle Sie halten, für den bekannten Tonsetzer Klingel.

Schelle.

Zum Guckguck mit Ihrer Klingel! Thonſetzer? Was Teufel hat ein approbirter Wundarzt mit einem Töpfer gemein?

Kaiſer.

Seyn Sie nicht thöricht! Ich meine, der bekannte Componiſt und Clavierſpieler.

Schelle.

Clavierſpieler? Nichts Klingel! nichts Clavier! Und wenn alle Potentaten der Erde hier zuſammen kämen, und alle ihre Kanonen mitbrächten, die kaum hier Platz hätten, und ſie auf mich richteten und mich fragten: wer biſt Du? Herr! ich bin nicht der Mann der ſich gegen Kanonen widerſetzlich zeigt; aber ich könnte doch nichts Anderes ſagen, als daß ich der Stadtchirurgus Schelle bin.

Kaiſer.

Seltſam! höchſt ſeltſam! Wahnwitzig ſind Sie nicht.

Schelle.

Nein.

Kaiſer.

Liſt und Erfindung ſehen Ihnen auch nicht ähnlich.

Schelle.

Nein, nein, um Gottes willen! Ich habe in meinem Leben nichts erfunden, nicht einmal das Pulver.

Kaiser.

Es bleibt nur Eins übrig, der Traum. In einem Zustande der Gespanntheit und Anregung, wie der Ihrige ohne Zweifel ist, können Träume wohl so lebhaft seyn, daß sie die Wirklichkeit in den Hintergrund zurückdrängen —

Schelle

(sich nach dem Hintergrunde umsehend).

So?

Kaiser.

Und sich an deren Stelle setzen. So hat es Ihnen wahrscheinlich nur geträumt, daß Sie ein Anderer wären, und die Ideenverbindung zwischen Klingel und Schelle hat Sie auf den Stadtchirurgus geführt.

Schelle.

Was? nur geträumt, daß ich von Kindesbeinen an Schelle gewesen bin? nur geträumt, daß ich Dorfbader war, bei einem Liebeshandel als Schleichhändler aufgegriffen wurde, deswegen meine Badstube verkaufte, unters Militär ging, qua

Compagniechirurgus von einem animalischen Junker als Zeitgeist eingefangen wurde, durch einen verfluchten Nasenstüber eine schwere Frau auf den Hals bekam, die mich zwang den Abschied zu nehmen, und nun selbst Gott sey Dank! den bekannten Abschied ohne Rangerhöhung genommen hat? Alles nur geträumt?

Kaiser.

Davon bin ich nun überzeugt. Sagen Sie selbst! Könnte wohl alles das Ungereimte, was Sie jetzt hergezählt, einem Menschen in der Wirklichkeit begegnen?

Schelle.

Nein, meiner Seele! es kann nicht; es ist zu toll.

Kaiser.

Und eben so, was Ihnen jetzt widerfahren ist. Wenn Sie der Chirurgus Schelle und Vorsteher der Stadtverordneten wären, wie durfte der Burgemeister sich unterstehen, Sie verhaften zu lassen, weil Sie die Gaserleuchtung vorgeschlagen oder ihn haben rasiren wollen? Müßte er nicht fürchten, zur Rechenschaft gezogen, seines Amtes entsetzt; noch obendrein gestraft zu werden?

Schelle.

Wahr! wahr! Guter Gott! wäre ich denn wirklich nicht Schelle, der bekannte Benjamin Schelle? Sollte ich scheiden von der freundlichen Gewohnheit, Schelle zu seyn? Nein! ich komme nicht los von ihm; er ist zu liebenswürdig; er hält mich fest in seinen zärtlichen Armen. Ist denn Niemand hier, der mir sagen könnte, ob ich Schelle bin? Es haben mich doch so viel Menschen gekannt in meinem Glück und Glanz. (zum Parterre) Bin ich Schelle? — Alles still und stumm. O Welt des Undanks! nun ich im Unglück bin, habe ich keine Freunde mehr; nun ich elend bin, will mich Niemand mehr kennen. (Er weint.)

Kaiser (für sich).

Unglaubliche Gewalt eines Traumes! (zu Schelle) Trachten Sie lieber, sich selbst wieder zu erkennen, der wirklichen Begebenheiten Ihres Lebens sich zu erinnern.

Schelle.

Herzlich gern, wenn ich nur wüßte, was mir begegnet ist.

Kaiser.

Sie waren als Virtuos und Componist geschätzt, als Mensch geachtet; aber leider als Künstler mit einer zu feurigen Phantasie begabt.

Schelle.

So? war ich?

Kaiser.

Mit dieser erfaßten Sie das Prinzip unserer Zeit leider in seiner thörichten Uebertreibung, das Prinzip der Bewegung.

Schelle.

Ja, freilich, freilich! die verwünschte Bewegung!

Kaiser.

Sie stellten sich an die Spitze einer Verschwörung —

Schelle.

Ih, so soll mich ja!

Kaiser.

Verblendet von der Herrlichkeit des Zieles, übersahen Sie die Schlechtigkeit der Mittel: Sie wollten Umwälzungen, blutige Umwälzungen.

Schelle.

Wollte ich? O ich ruchloser Clavierspieler!

Kaiser.

Sie wurden entdeckt, vor Gericht gestellt, überwiesen und zum Tode verdammt.

Schelle.

Was? Nein — ich kann nicht hinein in den Clavierspieler; er widersteht mir.

Kaiser.

Aber der gnädige Landesvater hat das Urtheil gemildert: Sie werden jetzt nur in Ketten gelegt, und in ein Gefängniß eingemauert.

Schelle.

Herr, Sie sind verrückt.

Kaiser.

Sehen Sie hier die Ketten, die Ihrer warten; und der Maurer, der Ihr Gefängniß zumauern soll, war eben hier; sehen Sie dort sein Handwerkszeug.

Schelle (außer sich).

Ketten? zumauern? Ich will nicht — ich kann nicht. Alles in der Welt lieber. Lieber noch einmal Schleichhändler, noch einmal Zeitgeist — lieber duelliren! ja, ich will mir noch einmal ein Weib anschießen lassen; nur das nicht.

Kaiser.

Schämen Sie sich dieser kindischen Verzweiflung.

Schelle.

Ich schäme mich nicht. Ihr sollt werden wie die Kinder. Verzweiflung ist jetzt mein einziger Trost. Eingemauert! Es wird kein Ofen darin seyn, und ich werde vor Frost sterben; sie werden mich im Finstern lassen, und ich werde vor Angst sterben; sie werden mir nur Wasser und Brot geben, und ich werde an Indigestionen sterben.

Kaiser.

Fassen Sie sich! Jemehr Ihr Leib geängstigt seyn wird, desto mehr bedarf Ihr Geist des Trostes.

Schelle.

Was hilft mir der Trost des Geistes, wenn der Leib trostlos ist? Der Leib geht über Alles; der Leib ist das A und das O. Ich bin Chirurgus, ich kenne nur den Leib. Was hat ein Chirurgus mit dem Geiste zu schaffen? (Kaisern umklammernd) Helfen Sie mir! helfen Sie mir fort! Lassen Sie mich nicht einmauern! Ich will Ihnen auch alle Ihre Zähne umsonst ausreissen.

(Man hört draussen starkes Geräusch.)

Kaiser.

Fassen Sie sich, Unglücklicher! Ich höre kommen; wahrscheinlich holt man Sie schon nach Ihrer letzten Behausung.

Schelle.

Letzten? Ich will nichts Letztes. Mich holen? Kein Teufel soll mich holen. (Er ergreift einen der beiden Schemel.)

(Flint, Till, Roller, Curtz und ein Stockmeister treten ein).

Schelle

(mit dem Schemel auf sie losgehend).

Banditen! Räuber! Mörder! Platz oder Ihr habt gelebt!

(Er rennt den Stockmeister zu Boden und über ihn weg hinaus. Till, Roller und Curtz lachen; der Stockmeister schreit; Kaiser steht bestürzt da, und der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Scene: Ein kleineres Zimmer im Hause des Burgemeisters. Im Hintergrunde in einer Nische ein Bett mit Vorhängen; zur Rechten die Thüre, zur Linken ein Fenster. Abend.

Erster Auftritt.

Quantus allein, mit Zusammenknüpfen langer Leinwandstreifen beschäftigt. Später Sabine und Till außerhalb.

Quantus.

Sabina wird zwar aus der Haut fahren, daß ich ihr Betttuch zerschnitten habe; aber Noth bricht Eisen, und was ist ein Betttuch gegen Eisen? und

was ist die Noth gegen „Denk' an Cäsar?" (Nachdem er den letzten Streifen angeknüpft) So — das wird lang genug seyn. (Er geht ans Fenster und befestigt die Leinwand an das Fensterkreuz) Nun lasse ich mich im Nothfall ins Buttermilchgäßchen hinunter, — dann ist es über den Markt durch das Quarkgäßchen nur ein Katzensprung bis zum Thore; bin ich einmal vor dem Thore, so bin ich bald in meinem Garten, und da sollen sie mich gewiß nicht finden. (Es wird an die Thüre gepocht) Hei! hei! da haben sie mich am Ende schon gefunden.

(Er eilt erschrocken zum Fenster zurück, von dem er sich entfernt hatte.)

Sabine (außerhalb).

Sind Sie noch auf, Papa?

Quantus.

Nein; ich schlafe schon.

Sabine.

Nun, so wachen und machen Sie auf; ich muß Ihnen durchaus etwas sagen.

Quantus.

Sage es mir durch die Thüre. (Er nähert sich der Thüre.)

Sabine.

Unmöglich, Papa. Es ist zu wichtig; es geht nicht durch.

Quantus.

Gut, ich will aufmachen; aber sey ein frommes Kind! lege alle Waffen von Dir, Stecknadeln und Alles!

Sabine.

Ja, doch, ja; machen Sie nur auf!

Quantus

(an die Thüre gehend um aufzumachen).

Aber bist Du auch allein?

Sabine.

Nur Herr Till ist bei mir.

Till (außerhalb).

Ja, Herr Burgemeister, machen Sie auf: wir bringen Ihnen gute Nachricht.

Quantus (öffnet die Thüre).

Zweiter Auftritt.

Quantus. Sabine, Till und Kaiser treten ein.

Quantus (Kaisern erblickend).

Brutus! (Er läuft erschrocken nach dem Fenster) Unnatürliches Kind, führst Du selbst die Mörder — —

Sabine (die ihm nachgeeilt, ihn haltend).

Nicht doch, Papa! ich bringe Ihnen vielmehr die Lösung des Räthsels, das Sie so ängstigt. Hier (Kaisern vorführend) ist der Cäsar, an den Sie denken sollten.

Quantus.

Wie so? wie das?

Sabine (ihm den Zettel gebend).

Betrachten Sie doch noch einmal genau die Handschrift! Ist sie Ihnen denn durchaus fremd?

Quantus.

Durchaus fremd.

Sabine.

Wie? Sie erkennen die Hand meines Onkels in Schönau nicht?

Quantus.

Meines Schwagers? (den Zettel nochmals betrachtend) So wahr ich lebe! es ist seine Hand. Aber wie? wozu? warum „Denk' an Cäsar!"

Sabine.

Das mag Ihnen hier Cäsar selbst erklären.

Kaiser.

Sie werden sich gefälligst erinnern, Herr Ver-

gemeiſter, daß Ihr Herr Schwager vor einigen Wochen hier in Krähwinkel war.

Quantus.

Freilich war er.

Kaiſer.

Und daß er bei dieſer Gelegenheit mich, den Candidaten Kaiſer, Ihnen für die wahrſcheinlich bald vacant werdende Rector- und Nachmittagspredigerſtelle gütigſt empfahl.

Quantus.

Candidat Kaiſer — ja, ich erinnre mich.

Kaiſer.

Weil er aber fürchtete, Sie möchten bei Ihren wichtigen Geſchäften eine ſo unwichtige Perſon vergeſſen, ſteckte er Ihnen, wie er mir ſelbſt geſagt, einen Zettel in die Taſche, der Sie an mich erinnern ſollte.

Quantus.

Richtig; ich beſinne mich.

Kaiſer.

Wie er nun ein luſtiger Herr iſt, ſo hat er Cäſar ſtatt Kaiſer geſchrieben. Das gilt im Grunde gleich: denn unſer deutſches Wort Kaiſer iſt das lateiniſche Cäſar, welches die Römer aber nicht

Cäsar sondern Käsar aussprachen, wie aus der Schreibart der gleichzeitigen griechischen Schriftsteller — —

Till.

Mit vieler Weitläuftigkeit bewiesen werden könnte, wenn man in einem fünften Acte Zeit dazu hätte. Ja, Herr Burgemeister, das ist nun die Lösung des schrecklichen Räthsels „Denk' an Cäsar!"

Quantus.

Den Henker auch! Ich glaube es nicht; ich traue Euch nicht; Ihr habt Euch gegen mich verschworen, habt das Alles erfunden.

Alle Drei.

Aber die Handschrift?

Quantus.

Ja — die Handschrift. — Aber Donnerwetter! So viel Lärmen um nichts? Nein! es muß etwas daran seyn. Ich habe mich geängstigt, in der Rumpelkammer geschlafen, den Bart wachsen lassen, meiner Tochter Betttuch zerschnitten, Gott und alle Welt einstecken lassen, und das wäre umsonst? ich sollte nichts davon haben?

Sabine.

Ja doch, Papa: Sie sollen recht viel davon

haben. Mein Wort ist gelöst, also mein Recht gewonnen: Kraft dieses Rechtes stelle ich Ihnen hier (auf Kaisern zeigend) den neuen Rector und Nachmittagsprediger und zugleich Ihren künftigen Schwiegersohn vor.

Quantus.

Halt! Rector und Nachmittagsprediger meinetwegen; aber Schwiegersohn — daraus wird nichts.

Sabina.

Wie? Haben Sie mir nicht versprochen —

Quantus.

Kann seyn; ich weiß nicht, was ich in der Noth versprochen. Ich bin vergeßlicher Natur, das siehst Du an dem verwünschten Zettel; und vergeßliche Naturen haben es an sich, daß sie vergessen, was sie besonders in der Noth versprochen haben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Curz tritt eiligst ein.

Curz.

Herr Burgemeister!

Quantus (erſchreckend).

Donnerwetter!

Curtz.

Nein, kein Donnerwetter, blos Rebellion.

Quantus.

Rebellion? Wo? Wer?

Curtz.

Die Herrn Senators Schwarz, Haber und Gries, und die Stadtverordneten Rettig und Hering ſind bei Leitgebels zum Weine geweſen, und da haben ſie erfahren, daß der Herr Stadtchirurgus im Stockhauſe ſäße, und da ſind noch Andere dazu gekommen, und da haben ſie ſich zuſammen rottirt.

Quantus.

Gott erbarme ſich!

Curtz.

Nein, er hat ſich nicht erbarmt. Sie ſind nach dem Stockhauſe gezogen ſo hart an mir vorbei (er geht ſo dicht an Quantus vorbei, daß er ihn faſt umſtößt) und ſie ſchimpften auf Euer Geſtrengen, daß es eine Luſt war, und ſie wollen den Herrn Stadtchirurgus frei machen, und ſie wollen, ich weiß nicht was; ſie wollen halt Alles.

Quantus.

Alles! Gerechter Gott! Sind ihrer viele?

Curt.

Ei der tausend —

Quantus.

Tausende? Entsetzlich! Haben Sie Spieße und Stangen?

Curt.

Nein.

Quantus.

Fürchterlich! brennende Fackeln?

Curt.

Nein.

Quantus.

Schaudervoll! Ich bin verloren. Das habe ich Euch zu danken, Ihr dreimal verwünschte geheime Polizei.

Curt.

Ih Herr Je! sollen wir nun Schuld seyn? Warum haben Sie uns organisirt?

Quantus (zu Till).

Und Sie auch, Herr, mit Ihrer verfluchten Erklärung des Zettels!

Till.

Ich erklärte, wie ein Philosoph, so gut ich konnte: **ultra posse nemo obligatur.** Lassen Sie

sie doch nach dem Stockhause ziehen! Schelle ist schon frei.

Quantus.

Desto schlimmer! Er wird wüthend seyn, wird ihnen seine Wuth mittheilen, das gibt Wuth zu Wuth, eine wüthende Wuth. Was thue ich? was fange ich an?

Till.

Bewilligen Sie die Gaserleuchtung, so ist gewiß Alles besänftigt. Die Verfügung darüber habe ich schon aufgesetzt.

Quantus.

Es wird nicht hinreichen. Aber gut; gehen Sie den Rebellen entgegen, und werfen Sie ihnen die Verfügung an den Kopf. Sie, Herr Candidat — Sie sollen mein Schwiegersohn werden — treten Sie den Rebellen entgegen, und halten Sie ihnen eine Predigt: Ihr sollt unterthan seyn der Obrigkeit, auch wenn sie keine Gewalt über Euch hat. Du, meine Tochter, stürze Dich den Rebellen entgegen mit aufgelöstem Haare und todtenblassem Antlitz, und rühre sie durch Deine kindliche Verzweiflung. Ihr, Euch, werft Euch in die Rebellen, schimpft und stoßt sie, daß sie ihre Wuth zuvor an Euch erschöpfen! (Er drängt sie Alle nach der Thüre.)

Alle.

Aber — — —

Quantus.

Fort! fort! fort! (Er drängt ſie hinaus und ſchließt ab.)

Vierter Auftritt.

Quantus allein.

Quantus.

War ich denn von einem Kobold beſeſſen? Warum fiel es mir nicht ein: unzeitige Vorſicht iſt der Magnet, der das Unglück anzieht! Meine thörichte Furcht war der Kobold. Aber nun will ich mich faſſen und ruhig überlegen. Was beginne ich? — Ja, ich lege mich ins Bett; da bin ich ſicher: in eines Mädchens Schlafzimmer, an ein jungfräuliches Bett wagen ſie ſich nicht; die meiſten ſind Ehemänner und fürchten ſich vor ihren Weibern. (Er geht an das Bett) Aber — ſie werden mein Haus demoliren; ſie werden mich mit demoliren. — Nein! ich muß fort. (Er nimmt hinter dem Vorhange einen Frauenüberrock und eine Haube hervor, zieht dann den Vorhang zu und verläßt das Bett) Ja, verkleidet will ich

ſuchen meinen Garten zu erreichen. (Während er die genannten Kleidungsſtücke anlegt) O irdiſche Größe, warum begehren wir dich? Um mehr zu ſorgen als die Kleinen, mehr zu fürchten als die Kleinen, mehr zu dulden als die Kleinen, (Er geht und öffnet das Fenſter) und am Ende — (er ſieht hinaus) zum Glück iſt es nicht hoch — (hinausſteigend) und am Ende — wie der kleinſte Kleine zu verſchwinden. (Er verſchwindet.)

Verwandlung.

Scene: Der Markt. Im Hintergrunde eine Pumpe, vor welcher zwei große Feuereimer auf Schleifen ſtehen. Nacht.

Fünfter Auftritt.

Schelle, unſichtbar in dem Eimer rechts. Ein Nachtwächter; dann Quantus; zuletzt Handwerksburſchen.

Nachtwächter
(kommt von der Rechten und geht langſam vor).

Quantus
(kommt im Hintergrunde von der Linken).

Nachtwächter.

Hört, Ihr Herren und laßt Euch sagen —

Quantus

(kriecht, sobald er ihn hört, hinter den Feuereimer zur Linken).

Nachtwächter.

Die Glocke hat elfe geschlagen, und lobet Gott den Herrn! (Er geht dutend zur Linken ab.)

Quantus

(hervorkommend, doch am Feuereimer bleibend).

Der verfluchte Kerl wird die ganze Stadt aus den Federn blasen. Alles verschwört sich wider mich unglückliche Obrigkeit, sogar die Berufstreue. (Er will fort.)

(Man hört in der Ferne zur Rechten das Kranzlied aus dem Freischützen singen.)

Quantus.

Die Rebellen! Gerechter Gott! Wenn sie mich finden, bin ich verloren. Sie singen die Parisienne. Wo verstecke ich mich? (Er greift in den Eimer) Kein Wasser. (Indem er hinein steigt) Grundschlechte Polizei — aber Gott sey Dank dafür. (Er ist hineingestiegen und verschwindet.)

Handwerksburschen

(kommen von der Rechten und geben das genannte Lied singend über die Bühne und zur Linken ab).

Schelle

(aus dem Eimer auftauchend).

Ach! wenn nur eine bekannte Seele vorbei ginge, die ich fragen könnte, ob ich Klingel oder Schelle bin.

Quantus

(der unterdessen auch langsam sich aufgerichtet).

Es war der Jungfernkranz, nicht die Pariſienne. Ich will alles Singen auf den Straßen verbieten.

Schelle

(ſich nach der Linken umſehend).

Teufel! da ſehe ich etwas Weißes. (Er taucht ſchnell unter.)

Quantus

(der ſich nach der Rechten umgeſehen).

Himmel! da war eine Figur. (Er taucht ebenfalls ſchnell unter.)

(Nach einer kurzen Pauſe richten ſie ſich Beide wieder ſehr langſam auf.)

Schelle.

Was ſollte denn Weißes da ſeyn? Es iſt wohl nur mein eigner Schatten geweſen.

Quantus.

Es war wohl nur Einbildung: denn die Figur ſchien mir einen Eſelskopf zu haben.

Schelle.

Der Schatten iſt vielleicht in der Nacht weiß, weil er am Tage ſchwarz iſt.

Quantus.

Und wie käme ein Eſel in den Feuereimer? (Sie ſtrecken Beide den Arm gleichſam um zu unterſuchen; ihre Hände begegnen ſich; Beide ſtoßen einen unterdrückten Schrei aus, und tauchen ſchnell unter.)

Sechſter Auftritt.

Quantus und Schelle in den Eimern. Schwarz, Haber und Gries, Rettig, Hering und andere Stadtverordneten und Bürger kommen, die meiſten mit Handlaternen, von der Rechten. Später der Nachtwächter und andere Bürger.

Schwarz.

Ich denke, Ihr Herren, wir gehen jetzt zu Schellen; er wird wohl daheim ſeyn.

Hering.

Freilich: wo ſollte denn ein honetter Menſch um die Zeit anders ſeyn, als daheim oder im Stockhauſe?

Schwarz.

Wir müssen doch hören, wie es zugegangen ist, daß ihn der Burgemeister hat einsetzen lassen.

Rettig.

Und wenn es nicht mit rechten Dingen zugegangen ist, so schicken wir eine Deputation an den Burgemeister.

Nachtwächter (von der Linken kommend).

Feuer! Feuer! Feuer!

Bürger (schreiend).

Feuer!

Schwarz.

Wo brennt es denn?

Nachtwächter.

Wo Feuer ist. (indem er zur Rechten abgeht) Feuer! Feuer!

Hering.

Meiner Seele! der Mensch hat Recht.

(Bürger mit Handfeuereimern kommen von der Linken, eilen zum Brunnen und pumpen Wasser ein. Die meisten der Anwesenden ziehen sich ebenfalls nach dem Brunnen hin; Andere eilen davon.)

Rettig (unterdessen).

Wir haben doch eine grundschlechte Polizei, daß es alle Nasenlang bei uns brennt.

Haber.

Ihr habt Unrecht, Gevatter: es kann doch nicht auf jedem Schornsteine ein Polizei-Commissär sitzen.

(Die Bürger das eingepumpte Wasser aus den kleinen Feuereimern in die großen gießend; Schelle und Quantus richten sich plötzlich und schreiend auf. Die Nahestehenden fahren erschrocken aus einander.)

Bürger.

Menschen!

Andere.

Gespenster!

Hering.

Herr Gott! das Wasser wird zu Menschen.

Nachtwächter (zurückkommend).

Es brennt nicht; es war blinder Lärm; ein altes Weib hat nur Zunder gebrannt.

(Die Rathsherren und Stadtverordneten haben sich unterdessen um den Feuereimer rechts gedrängt, und beleuchten Schellen mit ihren Laternen.)

Rathsherrn und Stadtverordnete.

Schelle!

Schelle.

Helft mir heraus, Freunde! ich bin naß wie eine gebadete Katze.

(Sie helfen ihm aus dem Eimer. Ein Paar Bürger thun

mit Quantus daſſelbe, bleiben aber mit ihm im Hintergrunde, ſo daß er von den Vordern gedeckt und dem Auge des Zuſchauers entzogen wird.)

Schwarz.

Um des Himmels willen, Schelle —

Schelle.

Schelle? O ſüße Muſik vom Ufer — ich weiß nicht von welchem. O, Leute, Herren, Freunde! ſagt mir, aber ohne Schmeichelei: bin ich wirklich Schelle.

Schwarz.

Was fällt Euch ein? Freilich ſeyd Ihr Schelle.

Haber und Gries.

Wirklich Schelle.

Schelle.

Wirklich der Stadtchirurgus Schelle? Der bekannte Benjamin Schelle vom Schinkenplatze?

Rettig und Hering.

Ihr ſeyd unſer Schelle.

Schelle

Euer Schelle? O Gott ja, Euer Schelle, und Ihr meine Rettige und Heringe. Gott ſey ewig gelobt, daß ich wieder Schelle bin, wieder mein

alter, lieber, treuer Freund! O ich möchte mir um den Hals fallen, wenn ich könnte, um meinen herzigen Schelle recht abzuküssen. Ich möchte Euch Allen um den Hals fallen. Kommt, umarmt mich! Seyd umschlungen Millionen!

(Alle drängen sich zu ihm, daß er in eine unbequeme Lage geräth.)

Schelle.

Halt, Millionen! mäßigt Eure stürmische Liebe! Eine Million Geld ist leichter zu ertragen, als eine Million Liebe.

Schwarz.

Aber sagt mir, Freund Schelle, warum Euch der Burgemeister ins Steckhaus —?

Schelle.

Da kommt Ihr auf den rechten Punkt. Warum? Weil er einen Haken auf mich hat der Gaslerleuchtung wegen. Da komme ich denn heute früh in aller Unschuld zu ihm, und will ihm die Ehre erzeigen ihn persönlich zu rasiren; aber hast du ihn nicht gesehen, zieht er ein Schwert aus der Tasche so lang, und will mich todt stechen; da sage ich denn comme il vous plait, behalten Sie Ihren Bart, und gehe gelassen meiner Wege. Wie ich nun schon im Dunkeln zu Leitgebeln kommen

will, um eine Flasche mit Euch aufzustechen, packen mich vier baumstarke Lümmel und schleppen mich ins Stockhaus. Da sitze ich weiß Gott wie lange in einer Finsterniß, die man mit Händen greifen konnte. Kommt auf einmal ein verwünschter, junger Schwarzrock, sagt, ich stände an der Spitze einer Verschwörung.

Rathsherrn.

Was? eine Verschwörung?

Stadtverordnete.

In unserer frommen Stadt?

Schelle.

Ja stellt Euch vor! eine Verschwörung in Krähwinkel! Und was sagt er weiter? Ich wäre nicht Schelle, sondern der berühmte Musikus Klingel, und sollte in Ketten geschmiedet und eingemauert werden.

Bürger.

Ih verflucht!

Schelle.

Ja, es ist kein Hund; die Kette lag auch schon da. Indem wir nun noch über Klingel und Schelle sehr gelehrt mit einander streiten, kommen Euch wirklich Maurer, Schlosser, Zimmerleute,

Stockknechte, an die zwanzig Kerle, um mich abzuholen. Aber Ihr kennt meine Geistesgegenwart: ich ergreife einen Großvaterstuhl, schlage damit herum wie Simson mit dem Kinnbacken, schlage mich durch die dreißig Kerle durch, sprenge alle Thüren und laufe bis hierher. Keiner von den funfzig Kerlen hat das Herz mir zu folgen; wie ich das sehe, setze ich mich dort, um zu verschnaufen, auf den Feuereimer, da bin ich denn vor Müdigkeit eingeschlafen, und im Schlafe allmälig in den Eimer hineingesunken.

Rettig.

Das sind mir ja verfluchte Geschichten!

Stadtverordnete und Bürger.

Schändliche Geschichten!

Schelle.

Ja wohl: ich bin geschändet, in mir sind die Stadtverordneten geschändet, in den Stadtverordneten die ganze Stadt. Ich fordere Genugthuung und Rache.

Stadtverordnete und Bürger.

Rache! Rache!

Schelle.

Folgt mir, hochherzige Krähwinkler! Wir wollen dem Burgemeister —

Rettig.

Die Fenster einwerfen und das Haus niederreißen. Das ist jetzt volksthümlich.

Schelle.

Und die Quintessenz der Bewegung. Fort! fort!

Stadtverordnete und Bürger.

Vorwärts! vorwärts!

Schwarz.

Halt, liebe Herren und Freunde, halt! Um des Himmels willen keine Gewaltthätigkeit!

Haber.

Sage ich auch. Wir wollen den Burgemeister zur Rechenschaft ziehen; aber es muß Alles in der Ordnung geschehen.

Hering.

Ja wohl: ohne Ordnung geht Alles unordentlich zu, das hat mein seliger Vater schon bemerkt.

Schwarz.

Gewalt ist nicht das Mittel. Wenn der Burgemeister gethan hat, was Freund Schelle sagt, so ist er entweder ein Erztyrann, und dann muß er abgesetzt werden; oder er ist verrückt, und dann muß er kurirt werden.

Schelle.

Kurirt, das ist das Wahre, denn er ist offenbar verrückt. Ich will ihn kuriren, das soll meine Rache seyn, ich will feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln: ich will ihm zur Ader lassen, daß er an mich denken soll. Nein! lieber schröpfen: Schröpfen ist ein Radicalmittel bei Verrückten.

Stadtverordnete und Bürger.

Ja; schröpfen! schröpfen!

Schelle (zu einem Bürger).

Lauft zu mir nach Hause, Nachbar, und sagt meinem Gesellen, er soll alle Schröpfköpfe zusammen packen, die wir haben — es werden hundert und einer seyn — und soll sie zum Burgemeister bringen, oder aufs Rathhaus, oder wo wir sonst sind; er wird uns schon hören.

Bürger (geht zur Rechten ab).

Schelle.

Nun kommt, Freunde! Ihr sollt Zeugen seyn, wie ich den verrückten Quantus zur Vernunft schröpfen will.

Schwarz.

Freund Schelle, laßt es bis morgen.

Schelle.

Heute noch. Er hat mich nicht morgen beſchimpft, ſondern heute.

Stadtverordnete und Bürger.

Heute! Heute!

Schelle.

Recht. Heute noch bekommt er die Schröpfköpfe, hundert und ein Stück, weil er ein Männlein iſt; wenn er ein Fräulein wäre, käme er mit ein und funfzig weg.

Nachtwächter und Bürger (im Hintergrunde).

Ach Herr Je! ach Herr Je!

Schelle und Schwarz.

Was gibt es?

Nachtwächter.

Die Weibsperſon, die im Feuereimer geſteckt hat, iſt der geſtrenge Herr Burgemeiſter.

Alle.

Wa — as?

Quantus (der vorgeführt werden).

Ja, ich bin es, meine lieben, getreuen Krähwinkler, und ich bitte Euch, geht ruhig nach Hauſe; Euere Weiber erwarten Euch mit fürchterlicher Ungeduld. Morgen, oder wann es Euch gefällt, will

ich von Allem Rechenschaft geben; es soll Euch Alles klar werden; ich will Euch in allen Dingen zufrieden stellen.

Schelle.

Hört ihn nicht: er ist ja von Sinnen.

Quantus.

Glaubt ihm nicht: ich bin bei Sinnen wie irgend Einer.

Schelle.

Hahaha! Ein Consul in Weiberkleidern und bei Sinnen? Wer in einen Feuereimer kriecht, ist der nicht complett verrückt?

Stadtverordnete und Bürger.

Complett.

Schelle.

Aufs Rathhaus mit ihm!

Quantus.

Hört mich an!

Schelle.

Nichts! nichts! Fort aufs Rathhaus, da wollen wir ihn schröpfen.

Quantus.

Schelle, seyn Sie kein Unmensch!

Schelle.

Was Unmenſch? Sie haben mein Blut gewollt; jetzt will ich Ihr Blut.

Stadtverordnete und Bürger.

Aufs Rathhaus!

Quantus.

Wenigſtens in mein Haus, wo es bequemer iſt.

Schelle.

Nichts da! aufs Rathhaus! er muß öffentlich geſchröpft werden.

Rettig.

Oeffentlichkeit iſt die Hauptſache.

Hering.

Es muß künftig Alles öffentlich geſchehen, nichts mehr geheim.

Bürger.

Abſolut Alles. Fort! fort! (Sie drängen nach dem Hintergrunde.)

Quantus.

Barmherzigkeit! Ich gebe ja Alles zu, Gaserleuchtung und Alles.

Schelle.

Vorwärts! vorwärts zum Schröpfen!

Bürger.

Zum Schröpfen!

Quantus.

Hülfe! Hülfe!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Sabine von Kaiser geführt, Flint und Titl kommen von der Linken.

Sabine.

Meines Vaters Stimme!

Quantus.

Hilf, Sabina, hilf!

Flint.

Ei! hier geht es ja recht lustig zu! Hahaha!

Sabine.

Um Gott, meine Herren! was wollen Sie mit meinem Vater machen?

Schelle.

Madmoiselle! Wir bemühen uns, seine Wohlthäter zu werden: wir wollen ihn schröpfen, weil er intellectualiter krank ist, wie er durch seine Thaten sattsam bewiesen.

Sabine.

Ich weiß Alles, verehrter Herr Stadtchirurgus; und Sie haben Recht.

Quantus.

Was — Sabine?

Sabine.

Warum wollen wir es verhehlen, mein Vater, daß Sie wirklich einen Anfall hatten? Aber ich, meine Herren, ich war die einzige wiewohl unschuldige Ursache davon, denn ich hatte ihm Schinken mit Fettsäure zum Frühstück gegeben.

Bürger.

Das ist was Anderes.

Stadtverordnete.

Es ist nicht wahr.

Sabine.

Jetzt, nachdem er Medicin genommen, ist er wieder völlig hergestellt; und Sie werden doch dem Gesunden nicht anrechnen, was der Kranke gethan hat.

Quantus.

Das werden meine gefühlvollen Krähwinkler nicht.

Schelle.

Hergestellt? und die Weiberkleider? und der Feuereimer?

Till.

So pflegt der Herr zweimal wöchentlich in der Nacht auszugehen, um sich zu überzeugen, ob die Polizei ihre Pflicht thut.

Rathsherren.

Seht, das ist brav.

Stadtverordnete.

Finten! Finten!

Schelle.

Ich sage schröpfen.

Herkng.

Ja, schröpfen, zur Sicherheit; es kann nicht schaden.

Till.

Der klarste Beweis von der Gesundheit des Herrn Burgemeisters ist diese Acte hier, (er zeigt eine Schrift) worin er Euch die Gaserleuchtung zugesteht.

Stadtverordnete und Bürger.

Haha! hoho!

Schelle.

Was Acte? Wir wollen Blut ſehen.

Stadtverordnete.

Wir wollen die Acte.

Bürger.

Die Acte! die Acte!

Till.

Leuchtet ein Wenig; ich will ſie vorleſen. (Er lieſt:)
„Artikel I. Vom 1. October des laufenden Jahres
„ſoll Krähwinkel wie andere berühmte Städte ver-
„mittelſt Gas erleuchtet werden, ſo oft weder bei
„Tage noch bei Nacht der Mond am Himmel ſteht. —
„Artikel II. Das Licht dieſer Gaserleuchtung ſoll
„als Gemeingut aller Krähwinkler betrachtet wer-
„den, ohne Unterſchied des Ranges und Standes."

Bürger.

Hört! Hört!

Till (leſend).

„Artikel III. Es ſoll daher jedem Krähwink-
„ler frei ſtehen, bei dieſem Lichte in jeder beliebigen
„Stellung zu ſehen und zu machen, was ihm ge-
„fällt und nicht polizeiwidrig iſt; daſſelbe zu be-
„nutzen wie es ihm gut dünkt, es z. B. durch
„Offenlaſſen der Thüren und Fenſterladen in ſeine

„Wohnung zu leiten, es in seine Laterne einzu-
„fangen und sich damit zu leuchten u. s. w."

Hering.

Unschätzbare Freiheit!

Bürger.

Unschätzbar!

Till (lesend).

„Artikel IV. Die Kosten dieser Erleuchtung
„trägt zur Hälfte die Kämmerei.

Bürger.

Hört! hört!

Till.

„Die andere Hälfte wird von der Bürger-
„schaft aufgebracht. (Die Bürger murren) Zu diesem
„Behufe wird eine neue Abgabe aufgelegt werden
„unter dem Namen einer Augensteuer." (Stärkeres Murren) Täuscht mich mein Ohr nicht, so höre ich murren. Sollten die hochgesinnten Krähwinkler sich weigern, für Freiheit und Aufklärung einige Kreuzer auszugeben?

Rettig (gegen die Bürger).

Still da! Ihr seyd hochgesinnt und zahlt!

Till.

„Artikel V. Diese Steuer beträgt für jeden

„Kopf monatlich einen Batzen. Kinder, Dienst-
„boten und Einäugige zahlen die Hälfte. Artikel VI.
„Blinde können von dieser Augensteuer nicht aus-
„geschlossen werden, weil es doch lediglich an ih-
„nen liegt, wenn sie von dem Lichte keinen Ge-
„brauch machen; und da sich nicht bestimmen
„läßt, ob sie, wenn sie nicht blind wären, einäugig
„oder zweiäugig seyn würden, so zahlen sie die
„ganze Steuer. Artikel VII. Ob Eigenthümer
„von Hunden und anderen Thieren auch für diese
„die Augensteuer entrichten sollen, darüber wird
„eine Commission des Magistrates mit den Stadt-
„verordneten drei Monate lang unterhandeln.
„Katzen sind auf jeden Fall frei, weil sie bekannt-
„lich im Finstern sehen." Das ist die Charte. —

Quantus

(dem Sabine die Frauenkleider abgenommen).

Die ich Euch octroyire.

Stadtverordnete.

Was? Octroyiren? Wir wollen nichts Octroyirtes.

Bürger.

Nichts Octroyirtes!

Quantus.

Nein! nein! Ich versprach mich nur; ich

wollte ſagen: die Charte, die Euch vom Anfang der Welt her gehört hat.

Alle.

So iſt es recht.

Schelle.

Ich ſage, nein. Das Sperrgeld muß wenigſtens auch noch abgeſchafft werden.

Quantus (für ſich).

O verwünſcht! ein ſaurer Apfel!

Alle.

Ja, weg mit dem Sperrgelde!

Quantus (für ſich).

Beiß, Quantus, beiß!

Schelle.

Und der alte Bürgerſteig muß hergeſtellt, das Trottoir weggeriſſen werden.

Stadtverordnete und Bürger.

Weg mit dem Trottoir!

Flint.

Das Alles hat der Herr Burgemeiſter ſchon in ſeinem ſtadtväterlichen Herzen beſchloſſen.

Quantus (für ſich).

O Tag des Jammers!

Flint.

Alſo künftig Gaſerleuchtung, kein Sperrgeld mehr, und wieder der gute alte Bürgerſteig.

Stadtverordnete.

O großer Tag!

Bürger.

O Tag der Freiheit!

Rettig.

Man muß mit allen Glocken läuten.

Hering.

Mit mehrern, Gevatter, mit mehrern.

Bürger.

Vivat der Burgemeiſter!

Stadtverordnete.

Vivat Schelle!

Schelle.

Ja, vivat! Aber das iſt unmöglich bei meinem hundsſöttiſchen Schickſale, das mich in jede Teufelei verwickelt, wenn ſie auch hundert Meilen von hier geſchieht. Soll ich alſo hier weiter leben, ſo muß ich mir ein Privilegium ausbitten.

Alle.

Nun? nun?

Schelle.

Was auch geschehen, was ich auch sagen oder thun, was man auch von mir sehen, hören, riechen, schmecken oder fühlen mag, ich muß immer und ohne weitere Untersuchung für unschuldig gehalten werden, und unangetastet bleiben; kurz, meine Person muß unverletzlich seyn.

Quantus.

Das ist gegen alle Gesetze.

Bürger.

Nichts von Privilegien! Wir leiden keine Privilegien.

Schelle.

So? Nun dann will ich mich selbst privilegiren. Ich lege mein Amt nieder, und verlasse auf immer Krähwinkel und mein undankbares Vaterland. Ich will mir einen Winkel der Erde suchen, wo kein Schicksal weht, und ich meine mühselige, aber ich darf wohl sagen, glänzende Laufbahn (seine Stimme wird weinerlich) in Ruhe beschließen kann.

Till.

Recht, Schelle; Ihr sagt wie der große Scipio: **Ingrata patria, non habebis ossa mea.**

Schelle (weinend).

Non (mit dem Tone auf der erſten Sylbe) **hábebis.**

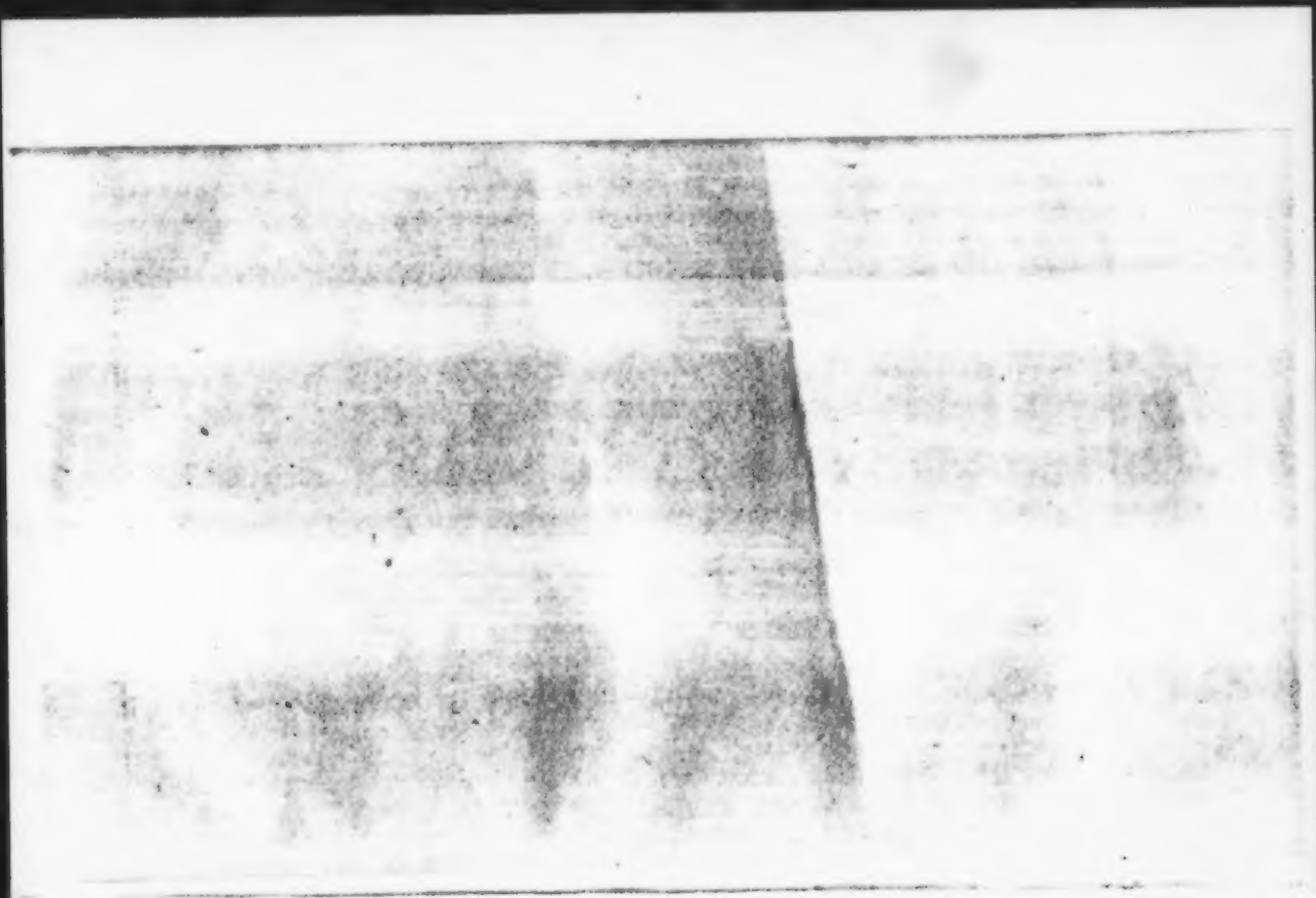
Kaiſer (ſich die Ohren zuhaltend).

Habébis.

Flint.

Hahaha!

(Der Vorhang fällt.)



Erzählungen

von

Ernst Raupach.

Leipzig 1833,
bei Carl Enoblech.

Ex
Biblioth Regia
Berolinensi.

Inhaltsverzeichniß.

Die ſchöne Müllerin . . . . . S. 1.
Der Proſelyt . . . . . — 55.
Die Gründung Moskau's . . . . . — 131.
Die Wanderung . . . . . — 181.
Die Frauen . . . . . — 223.
Die Chriſtnacht . . . . . — 270.

Die ſchöne Müllerin.

1.

Rudolf war der einzige Sohn eines reichen Kaufmanns, der ſich auf ſeine nicht unbeträchtlichen Güter in einer ſchönen Gegend des mittleren Deutſchlands zurück gezogen hatte, als der Sohn eben zwölf Jahr alt geworden war. Hier wuchs nun in der Stille und Einfachheit des Landlebens, und unter der Leitung eines tüchtigen Lehrers, der Knabe zum Jüngling heran, bis er in ſeinem zwanzigſten Jahre die benachbarte Hochſchule bezog. Da der Ort, wo ſich dieſe Anſtalt befand, kaum zu den Mittelſtädten gehörte, ſo hatte Rudolf hier eben ſo wenig wie im väterlichen Hauſe Gelegenheit, dasjenige Leben kennen zu lernen, was die jedesmalige Zeit ausmacht, und blieb auf dieſe Weiſe ungewöhnlich lange in Unkenntniß der Welt und ihres bunten Treibens, aber auch ungewöhnlich lange im Beſitze ſeiner geiſtigen und leiblichen Kräfte.

Rudolf war schon seit einigen Monaten von der Universität in das väterliche Haus zurück gekehrt, und schon bereitete man seine Abreise nach der Hauptstadt vor, wo die vielen und angesehenen Freunde seines Vaters ihm eine ehrenvolle Laufbahn eröffnen und erleichtern sollten, als dieser plötzlich erkrankte, und nach wenig Tagen starb. Die ersten Wochen nach diesem traurigen Ereigniſſe gingen in der Zerstreutheit des Schmerzes hin, die nächsten Monate nahmen die mancherlei Anordnungen weg, die eine bedeutende Verlassenschaft nothwendig macht, und so war der Herbst herangekommen, ehe Rudolf wieder an sich selbst denken konnte. Nun aber nahm er den Plan seines verstorbenen Vaters, dem zufolge er sich nach der Residenz wenden sollte, wieder auf, nur mit der kleinen Abänderung, daß er die ehrenvolle Laufbahn vor der Hand in den Hintergrund schob. Zwar hatte er die Rechte studirt, aber eigentlich nur, um den Wunsch seines Vaters zu erfüllen, der als Geschäftsmann sich ein Leben ohne bestimmtes, handgreifliches Geschäft nicht ohne geheimes Grauen denken konnte. Der eigene Hang zog ihn vorzugsweise zu dem vornehmen dolce far-niente des Dilettantismus in Kunst und Wissenschaft um so mehr, da es ihm an dem wahren Talente dazu, nämlich an Gelde, nicht fehlte.

Rudolf ging alſo nach der Hauptſtadt, um, wie man ſagt, ſich ſelbſt zu leben, oder um ſich dem Studium der ſchwarzen Kunſt unſerer Tage, dem Studium der Welt und der Menſchen, zu widmen, wobei man noch immer wie vor Zeiten das Schickſal des Doktor Fauſt haben kann. Daß ein Neuling, der mit ungeſchmälerter Kraft des Leibes, der Seele und des Beutels an dieſes Studium geht, es mit mehr Eifer, als Vorſicht betreibt, iſt natürlich, und war denn auch bey unſerem Helden der Fall. Alles, was der große Markt des Lebens darbietet, wurde erſt gekoſtet, und dann ausgeſucht, was der Wiederholung würdig ſchien. Zu den mancherley Genüſſen, die ihn durch ihre Neuheit reizten, gehörte auch das Theater. Zwar hatte er es ſchon in ſeiner Kindheit beſucht; allein nach ſo viel Jahren war ihm von dieſem wunderlichen Surrogate des Lebens und Schickſals kaum eine dunkele Erinnerung geblieben. Das Schauſpiel befriedigte ihn nicht: denn es forderte entweder nichts, dann gab es aber auch nichts; oder, wenn es etwas gab, ſo forderte es ungebührlicher Weiſe geiſtige Thätigkeit, von der man ſich doch grade im Theater erholen will, ſelbſt wenn man keine gehabt hat. Bald aber wurde die Oper eröffnet, denn, wie geſagt, der Herbſt war da, und die Sänger und Sängerinnen werden laut, wann uns die Singvögel verlaſſen haben;

wie die Eisblumen an den Fenstern blühen, wann die Wiesen und Gartenblumen verwelkt sind. In der Oper fand Rudolf seine Rechnung, theils weil sie, wie es sich für ein Vergnügen schickt, nur gab und nichts forderte, als höchstens keine Baumwolle in den Ohren, theils weil die Musik grade die Kunst war, in welcher er selbst recht artige Kenntnisse und Fertigkeit erworben hatte.

Die Eröffnung der Oper fiel mit dem ersten Auftreten einer neuen Sängerin zusammen, die, wiewohl eine Deutsche, doch einen italiänischen Namen führte und sich Signora nennen ließ. Die erste Vorstellung war: „die schöne Müllerin;" so hatte es die neue Opernnorne, die Signora gewollt. Sie sang so vortrefflich und spielte mit so viel Gewandtheit und Anmuth, daß die anwesende Jugend außer sich gerieth; denn die Signora war jung und schön. Nachdem die Vorstellung zu Ende, und der Donner des aufgestellten Applaudir-Geschützes nebst dem Jubel des Hervorrufens und Braveschreiens verhallt war, zerstreute sich die entzückte Jugend in die Kaffeehäuser, declamirte den größern Theil ihrer Begeisterung dort aus, und ging dann nach Hause, um das Residium zu verschlafen, einige Rezensenten ausgenommen, die es aufheben, um es am andern Morgen mit ihrem Kaffee zugleich für

dieſes oder jenes Tageblatt aufzuwärmen. Damit war die Sache bis zum Wiedererſcheinen der Signora abgethan. Aber nicht bey unſerm Helden. Als Neuling hatte er noch nicht die Uebung, die Ereigniſſe des Lebens wie Guckkaſtenbilder an ſich vorüber gehen zu laſſen, und dann ſoll es auch eine phyſiologiſche Erfahrung ſeyn, daß die Landluft das Herz friſch erhält, während es von der Stadtluft vertrocknet. Rudolfs Enthuſiasmus für die ſchöne Müllerin bildete ſich ſchon in der erſten Nacht zu einer Leidenſchaft aus, die ihn bewog, ungeſäumt die Bekanntſchaft der Signora und den Zutritt zu ihren Morgen- und Abendſtunden zu ſuchen. Glücklicher Weiſe iſt das bei ſchönen Müllerinnen nicht ſchwierig: mit der Flagge der Bewunderung ſegelt man leicht in dieſen Hafen; ob man ſich darin erhält und befeſtigt, das hängt dann von der Schwere der Anker ab.

Rudolf war in den erſehnten Hafen nicht nur ſehr bald eingelaufen, ſondern er wußte auch bald genug eine feſte Stellung darin einzunehmen. Er war vier und zwanzig Jahr alt und von blühendem Ausſehn; ſeine Perſon machte einen angenehmen Eindruck; ſein Benehmen wie ſeine Unterhaltung zeugte von einer ſorgfältigen Erziehung; in der Kunſt, den Beutel auf eine geſchickte Weiſe manövriren zu laſſen, hatte er ſchon auf der Univerſität einen guten Grund gelegt, und

darum hier in kurzer Zeit reißende Fortschritte gemacht, oder vielmehr er handelte in dieser Beziehung, wie alle junge reiche Leute, aus Instinct; denn der Grundsatz: „Umsonst ist nur der Tod," scheint zu den angeborenen Ideen des Menschen zu gehören. Zu Weihnachten war Rudolf bei der schönen Müllerin schon so weit gekommen, daß er ihr eine Busenschleife und Ohrgehänge im Werthe von etwa zweihundert großen Thalern anbieten durfte; am Sonntage Estomihi willigte sie schon in eine Schlittenfahrt mit ihm nach einem benachbarten Lustorte, wo für sie und einige ihrer Freundinnen von ihm und einigen seiner Freunde ein leckeres Mittagsmahl bestellt worden war; und am Aschermittwoch sah er blaß aus wie ein Büßender, war aber dabei so wahnwitzig vergnügt, wie kaum ein Narr im Irrenhause, der sich einbildet König zu seyn und den die andern Narren, die sich für seine Hofchargen halten, ehrfurchtsvoll umgeben.

Unser Held schwamm in Wonne bis zum Sonntage Quasimodogeniti, und hätte auch länger darin schwimmen können, wenn seine Lebensansichten geläuterter gewesen wären. Er hatte sein Glück auf einen unhaltbaren Grund gebaut, auf die Liebe der schönen Müllerin. Weil er sie liebte, glaubte er mit jugendlichem Leichtsinn, daß sie auch ihn liebe, und erwartete

daher ohne irgend einen zureichenden Grund, nach dem die Leidenſchaft als ſchlechte Logikerin nicht zu fragen pflegt, Treue und Beſtändigkeit von ſeiner Angebeteten. An dem gedachten Sonntage aber wurde das Gewebe aller dieſer Trugſchlüſſe zerriſſen. Die Kammerjungfer der Signora ſtattete ihm in aller Frühe einen Beſuch ab. Ihre Gebieterin hatte ihr Freitags zuvor auf eine etwas handgreifliche Weiſe den Abſchied gegeben, weil ſie ſich unterſtanden hatte, zum Oſtermontage ſeidene Strümpfe und einigen andern Putz von ihr zu borgen, ohne ihr ein Wort davon zu ſagen und dieſe geborgten Sachen beim Tanze etwas, jedoch ohne böſe Abſicht, zu deterioriren. Dieſer Ungerechtigkeit ihrer geweſenen Gebieterin erwähnte aber die edele Zofe gar nicht gegen unſern Helden; ſie begnügte ſich damit ihm zu ſagen, daß die Signora nicht mehr ihre Herrſchaft wäre, ſie alſo keine Verpflichtung mehr gegen dieſelbe hätte, und ſich daher für verbunden hielte, ihm ein Geheimniß zu offenbaren, das ſchon ſeit mehrern Wochen ihr Gewiſſen beſchwerte. Rudolfen war bei dieſer Einleitung nicht wohl zu Muthe, und es wurde ihm auch eben nicht wohler, als er weiter von der gewiſſenhaften Jungfer erfuhr, daß er die Gunſt der ſchönen Müllerin mit dem Verſtande des Theaters theilte. Dieſe Nachricht war zu empfindlich für ihn, um ihr ſogleich Glauben zu

schenken; er behandelte vielmehr die Erzählerin als eine Verleumderin, die aus Rache — denn von ihrer Entlassung hatte er schon gehört — der ehemaligen Gebieterin Böses nachrede; allein sie führte sowohl den Zeugen- als auch den Urkunden-Beweis so gründlich und bündig, daß an keinen Zweifel mehr zu denken war. Dazu kam, daß die Sache keine so große Unwahrscheinlichkeit enthielt: denn der Vorstand des Theaters war ebenfalls ein junger, ganz angenehmer Mann, der, wenn er auch nicht rudolfinische Geschenke machen, doch dem Eigensinn und der Eitelkeit der Signora wichtige Dienste leisten konnte.

Bewaffnet mit jenen Beweisen und jenen Urkunden, die freilich nur aus zerrissenen Billetten bestanden aber doch unwiderleglich waren, ging Rudolf zu der schönen Müllerin, in der Absicht eine höchst tragische Scene zu spielen, aber doch auch mit der stillen Hoffnung, diese Scene werde zur Rechtfertigung der Geliebten und dann zu einer wonnevollen Versöhnung führen. Es kam aber etwas anders. In einer ziemlich langen und pathetischen Rede hielt er der Signora ihre Untreue vor, und belegte seine Anschuldigungen mit den erhaltenen Beweisen. Als er geendigt hatte, verbarg die Beklagte den Anflug von Verlegenheit, dessen sie sich doch nicht erwehren konnte, hinter ein lautes Lachen;

und auf die staunensvolle mehrmals wiederholte Frage Rudolfs, „Du lachst? Du kannst lachen?“ antwortete sie endlich ganz gefaßt: „Nun ja, ich lache über Deine Narrheit. Eifersucht? fi donc, mon ami! Eifersucht ist gut auf dem Theater, denn tragisch oder komisch aufgefaßt, verfehlt sie nie ihre Wirkung; aber in dem wirklichen Leben ist sie das Albernste, was ich kenne, störend und widerwärtig wie ein Landregen bei einer Lustpartbie.“ „Was soll diese Wendung?“ entgegnete Rudolf schon gereizt, „Du entgehst mir nicht.“ „Dir,“ erwiederte die Signora, „Dir will ich auch nicht entgehen, wohl aber dem verdrießlichen Gespräche. Also, mon ami, nichts mehr davon, nie mehr etwas davon!“ Rudolf sah sich durch diese Erwiderung um die gehoffte rührende Versöhnung gebracht: zornig aber doch naiv rief er aus: „Unglückliche! nicht einmal rechtfertigen willst Du Dich?“ Sey es nun, daß die schöne Müllerin die Aufforderung zu einer schnell erfundenen, annehmlichen Lüge, die in Rudolfs Worten lag, nicht bemerkte, oder daß sie es nicht der Mühe werth achtete, ihre Erfindungsgabe anzustrengen, kurz sie antwortete im Tone gereizten Stolzes. „Ich will mich nicht rechtfertigen, weil ich es nicht nöthig habe: ich wüßte nicht, daß Du ein anderes Recht auf meine Person hättest, als das, das Dir etwa die Laune des Au-

gendliches für den Augenblick gegeben hat; ich dulde die Anmaßung nicht, meine Freiheit beschränken zu wollen." Das war für unsern Helden ein unumwundenes Geständniß ihrer Schuld, und, was fast noch schlimmer war, das Verbrechen, das ihm das gröbste aller menschenmöglichen Verbrechen schien, wurde ihm als eine erlaubte Handlung hingestellt. Darüber empört, begann er mit einem: „Ist es möglich?" eine tragische Tirade, die energisch zu werden versprach: aber noch hatte er den Perioden nicht vollendet, als ihn die Signora mit einem lauten Theatergähnen unterbrach. „Du machst mir entsetzlich lange Weile," sagte sie gemäßigter nachgähnend; „ich bitte Dich, geh, oder rede von etwas Anderem." „Ich werde nicht gehen, werde von nichts Anderem reden, und Du sollst hören," sagte er. „Das werde ich bleiben lassen," versetzte sie, ging in das Nebenzimmer, schob den Nachtriegel vor und fing bald nachher auf ihrem Flügel: „Die Liebe, ach! die Liebe, hat mich so weit gebracht," zu spielen an. Hätte unser Held nun seiner Erziehung, überhaupt der Erziehung unserer Tage Ehre machen wollen, die es sich bekanntlich zum Hauptgeschäfte macht, die gefährlichen Gaben Phantasie und Gefühl unter Sandbergen von Wissen zu ersticken; so hätte er jetzt philosophische Betrachtungen über die Natur des Weibes anstellen, und mit dieser Ausbeute

ruhig nachhause geben müssen. Das that er aber leider nicht; vielmehr schäumte er fast vor Wuth, schrie: Betrügerin! Verrätherin! Verworfene! rüttelte heftig an der Thür, und trommelte sogar endlich mit geballten Fäusten daran. Eine Minute lang verhielt sich die Signora ruhig, dann aber öffnete sie unvermuthet, trat wie eine Theaterkönigin, die plötzlich unter Verschworene tritt, auf die Schwelle, und sagte mit Festigkeit und Würde: „Mein Herr, Sie verlassen mich im Augenblicke, oder ich klingele meinen Leuten, und gebrauche mein Hausrecht.“ Rudolf, der als ein Neuling noch nicht wußte, zu welchem Grade von kühnem Heldenmuth sich ein Weib jenseits des großen Salto mortale erheben kann, war so verblüfft über das Hausrecht, daß er weder Gedanken noch Worte mehr finden konnte, sondern still wüthig seinen Hut ergriff, und mit dem Ausrufe: „Elende!“ zur Thüre hinaus stürzte.

Die Lage, in der sich jetzt unser Held befand, weitläuftig zu beschreiben, halten wir für überflüssig; wir verweisen den Leser vielmehr an seine eigene Erinnerung, denn wer hätte sich in seiner Jugend nicht irgend einmal in einer ähnlichen befunden? Es war für ihn eine Zeit der Monologe gekommen, und das Thema derselben war gewöhnlich: Dolch oder Pistole? Treulose oder Nebenbuhler oder Beide? Diese Fragen führten

aber eben so wenig zu einer That, wie Hamlets berühmte Frage, Seyn oder Nichtseyn? Nur so viel stand fest bei ihm, die Verbindung mit der abscheulichen schönen Müllerin sey auf immer zerrissen. Streng untersagte er seinem Bedienten, irgend etwas, es sey Brief oder Paket, von der Signora anzunehmen. Er fürchtete besonders, sie möchte ihm seine zahlreichen Geschenke zurückschicken, und das sollte sie nicht: er wollte sie vielmehr zwingen, dieselben zu behalten gleichsam als schuldigen Sold für ihre Gunst und ewige Mahner an Treulosigkeit, an ihren Verrath. Daher wunderte er sich nicht wenig, als vierzehn Tage vergingen, ohne daß die Treulose auch nur einen Versuch gemacht hätte, diese Geschenke wieder in seine Hände zu bringen: er wußte nicht, daß solche Zurückgabe von Geschenken kindischen Zorn ausdrückt, und daß es weit großartiger ist, dergleichen Geschenke mit Verachtung in dem Schube liegen zu lassen, worein sie der Zufall geworfen hat. Einige in diesem Kleinhandel der Welt erfahrene Freunde gaben ihm darüber Aufschluß, und dieser Aufschluß trug nicht wenig zu der Beruhigung bey, die sich allmälig bei ihm einstellte. Alle Rachegedanken konnte er aber doch nicht aus seiner Seele verbannen. Als ungefähr drei Wochen nach jenem verhängnißvollen Quasimodogeniti „die schöne Müllerin," wiederholt wurde, kaufte er die

bei weitem größere Hälfte der Parterre-Billette, und die Signora wurde feierlich ausgezischt, ausgepfiffen und ausgetrommelt. Damit endigte die Tragödie zwischen ihr und unserem Helden, und es wäre für die Theaterlassen wünschenswerth, daß alle dergleichen in der Bühnenwelt nicht seltene Ereigniſſe ſo endigten.

Als Rudolf von ſeiner Krankheit geneſen war, fühlte er doch, daß dieſe Krankheit ihm den Aufenhalt in der Hauptſtadt verleidet hatte. Er kehrte alſo zu einem früher entworfenen Plane zurück, eine große Reiſe durch Italien, Frankreich, Spanien und England zu unternehmen. Er wollte den Sommer noch im deutſchen Vaterlande, in den anmuthigen Rheingegenden und im ſchönen Schwabenlande zubringen, dann die Schweiz beſuchen, und zu Anfange des Herbſtes nach Italien hinüber ziehen. Raſch, wie es ſeine Natur mit ſich brachte, wurden nun ſeine Angelegenheiten geordnet, ſeine Reiſeanſtalten gemacht, und ſchon gegen das Ende des Wonnemonds verließ er die Reſidenz, wo er den erſten Curſus der Welt- und Menſchenkenntniß vollendet hatte.

2.

An einem brennend heißen Julitage fuhr Rudolf das schöne Remsthal hinab von Gemünd nach Waiblingen. In der Frühe hatte er vom Thale links ausbeugend den durch daran sich knüpfende Erinnerungen merkwürdigen Hohenstaufen besucht, und den weiten, steilen, fast unfahrbaren Weg größtentheils zu Fuße gemacht. So fühlte er sich denn von Aufregung und Hitze erschöpft, als er kurz vor der Mittagsstunde bei einem einzeln stehenden Gasthause anlangte. Die Lage desselben, dicht am Ufer der über große Feldsteine und Felsstücke schäumenden Rems, mit der Aussicht auf eine lange Reihe von Rebenhügeln hinterwärts und zu beiden Seiten, wie auf das jenseitige unten felsichte, oben waldichte Ufer, gefiel ihm so sehr, daß er gern dem Rathe seiner Müdigkeit folgte, und diesen Tag hier auszuruhen beschloß. Anders aber hatte es schon das Schicksal über ihn beschlossen.

Das Gasthaus gewährte nicht nur in sehr annehmlicher Beschaffenheit die Unsumme von Dingen, die wir heutigen Tages zu der Nothdurft und Nahrung des Leibes rechnen; sondern es schloß auch mit einem mäßig starken Schwefelbade eine kleine Gesellschaft von Badegästen in sich, Leute aus den gebildeten Ständen,

die aber nicht reich genug waren, um den Prellereien eines großen Bades die Stirn bieten zu können. Mit einem derselben kehrte Rudolf gegen Sonnenuntergang von einem kurzen Spaziergang zurück. Als sie in die Nähe des Hauses kamen, scholl ihnen aus den offenen Fenstern des Unterstocks eine volle ergreifende Mädchenstimme entgegen, die ein einfaches Lied zum Clavier sang. Ueberrascht fragte Rudolf seinen vorangehenden Begleiter: „Wer singt hier so ausgezeichnet schön?" „Die schöne Müllerin," versetzte jener gleichgültig. „Die schöne Müllerin?" wiederholte Rudolf wie vom Blitz getroffen, denn eine Fluth durch diesen Namen geweckter Erinnerungen fing plötzlich an seine Brust zu bestürmen; „und wer ist denn diese schöne Müllerin?" „Die Cousine unserer jungen Wirthin, die einzige Tochter des Müllers Lorenz, dessen stattlich gebaute Mühle Sie dort unten sehen. Er gilt für den reichsten Mann in der ganzen Gegend, wie seine Tochter für das schönste Mädchen, weßwegen sie auch gewöhnlich nur die schöne Müllerin heißt."

Rudolf, als Freund und Kenner der Musik, war von der Stimme bezaubert, und die Benennung „schöne Müllerin," in der ohnehin schon etwas Mystisches und Magisches für ihr lag, berechtigte seine Phantasie, zu der schönen Stimme einen schönen Mund, zu dem

ſchönen Munde ein ſchönes Geſicht u. ſ. w. zu ſchaffen. Kein Wunder alſo, daß er, im Hauſe angelangt, auf dem Flur verweilte, bis die Sängerin ihr Lied geendet hatte, und dann in das Zimmer trat, wo er ſie finden mußte. Er fand denn auch ein Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren, in voller Blüthe ländlicher Jugend, eine tiefſinnige Schönheit, wo das ſchwarze Auge mehr nach innen als nach außen zu blicken ſcheint, eine ſchlanke, vollkommen ebenmäßige Geſtalt, vornehm ländlich, aber einfach gekleidet. Die Erſcheinung, die gar ſehr und vortheilhaft von ſeinem ſchnell entſtandenen Phantaſiebilde abwich, überraſchte und ergriff ihn ſo ſehr, daß er nur mit Mühe den Lobſpruch herausbrachte, der ihrem Geſange gebührte, und hier als Einleitung zu einer nähern Bekanntſchaft dienen ſollte. Ohne Ziererey dankte ſie für ſein Lob, und erzählte dann in den einfachſten Ausdrücken, wie die Muſik ihre liebſte Erholung ſey, ja ihr über alles gehe, und wie ſie die geringe Fertigkeit, die ſie darin beſitze, dem Cantor des nahgelegenen Fleckens zu danken habe, der ihr lange Zeit Unterricht gegeben habe und noch gebe. Sie ſprach dieß alles zwar nicht im bäueriſchen, aber doch durchaus im Dialekte ihrer Heimath, und das grade gab allem, was ſie ſagte, noch einen größern Reiz: denn wer je in Süddeutſchland gelebt hat, weiß auch, wie

lieblich die Sprache unſerer alten Minneſänger im Munde einer jungen Schwäbin oder Schweizerin klingt. Rudolf ließ nun auch ſein muſikaliſches Licht leuchten, ſang und ſpielte ihr vor, um ſich im voraus zu rechtfertigen, daß er ihr ſeine muſikaliſchen Dienſte anbot; und ſo war, als Mariane — denn ſo hieß die ſchöne Müllerin — ihm gute Nacht ſagte, um nachhauſe zu gehen, die Bekanntſchaft ſchon weit genug gediehen, um die Fortſetzung derſelben als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes erſcheinen zu laſſen.

Daß unſer Held nun nicht, wie er gewollt hatte, am folgenden Morgen weiter reiſete, vielmehr die im nahen Flecken ſchon beſtellten Poſtpferde wieder abbeſtellen ließ, war natürlich. Am Ende war der Zweck ſeiner Reiſe doch nur Schönes aufzuſuchen, und ob er weiterhin Schöneres finden würde, ob hier nicht das Sprüchwort: „ein Sperling in der Hand iſt beſſer als eine Taube auf dem Dache,“ umgekehrt anzuwenden ſeyn dürfte, war die Frage. Wenn er aber einmal blieb und nach Naturgeſetzen bleiben mußte; ſo war es auch vernunftgemäß, den Zweck ſeines Bleibens, nämlich die Annäherung an die ſchöne Müllerin, mit allem Eifer zu verfolgen, und Rudolf war ein ziemlich vernünftiger junger Mann. Mariane beſuchte faſt jeden Abend ihre Muhme, die Wirthin, und natürlich gehörte kaum ein

Achtel der Zeit der Besuchten, alle übrige aber der Musik und dadurch mittelbar dem musikalischen fremden Herrn. Rudolf ließ aus der nahen Hauptstadt Musikalien kommen, Sachen, von denen die schöne Müllerstochter bisher keine Ahnung gehabt hatte, und die sie eben deßwegen nun mit unglaublicher Freude und bei ihrem ausgezeichneten Talente auch mit großer Leichtigkeit lernte und einübte. Die Kunst ist zu vielen Dingen nütze, unter andern auch zur Liebe: wenn sich ein Mann und ein Mädchen in einer Kunst begegnen, so kann man — wenn sie nur nicht Beide gradezu zierend sind oder seyn wollen — darauf rechnen, daß sie sich bald auch in manchen, und endlich in allem Andern begegnen werden. Jemehr Mariane selbst fühlte, daß sie bedeutende Fortschritte mache, deste mehr fühlte sie sich zu dem jungen Manne hingezogen, auf dessen Anregung und unter dessen Leitung es geschah; und der Endpunkt eines solchen Hinziehens oder Hingezogenwerdens ist bekanntlich die Liebe. Dazu kam, daß Rudolf gleich von Anbeginn Marianen liebte, und ihr seine Liebe auf alle mögliche Weise zu erkennen gab, wenn er es auch nicht wagte, davon zu reden, weil er als ein Studirter, d. h. ein Wortmensch, wohl wußte, daß der Mensch immer mehr vor dem Worte erschrickt als vor der Sache. Auch konnte es nicht ohne Wirkung auf Marianen bleiben, daß Rudolf

die Bekanntſchaft ihres Vaters, der dann und wann abends in das Badehaus zum Weine kam, geſucht hatte, und ſie nun eifrig pflegte. Der alte Müller hatte Geſchmack an dem jungen Manne gefunden, und ihn eingeladen ihn zu beſuchen; Rudolf verſäumte es nicht, dieſe Einladung ſo oft wie ſchicklich zu benutzen, und Mariane mußte es ſich trotz ihrer ländlichen Unſchuld doch ſelbſt geſtehen, daß ſeine Beſuche unmöglich ihrem Vater, ſondern nur ihr gelten konnten. So ſtanden nach dem Verlauf von ſechs Wochen Rudolf und die ſchöne Müllerin einander als heimlich Liebende gegenüber, bei denen es nur einer günſtigen Gelegenheit bedarf, um aus der Hülle der Heimlichkeit herauszutreten.

Dieſe Gelegenheit fand ſich, wie ſie ſich zu Allem in der Welt, dem Böſen wie dem Guten, findet, aus dem einfachen Grunde, weil das, wozu ſich keine Gelegenheit findet, eben nichts als nichts iſt. Bei Gelegenheit der neuen Muſikalien hatte Mariane zum erſten Male ausführlich von dem Dinge reden hören, das man Oper nennt. Da ſie niemals ein Theater geſehen hatte, ſo konnte ihr auch Rudolfs Beſchreibung kein deutliches Bild von einer Oper geben; aber grade aus dieſen nur halb verſtandenen Erklärungen, verbunden mit den Bruchſtücken aus Opern, die ſie ſchon kannte, bildete ihre Phantaſie eine Zauberwelt, die einmal zu ſehen bald

einer ihrer beißesten Wünsche ward. Rudolf, dem natürlich nichts mehr am Herzen lag, als die Wünsche seiner Geliebten, brachte es durch kluge Bemühung dahin, daß ihm vergönnt wurde, Marianen und ihre Cousine, die Wirthin, am elften p. Trinitatis in seinem Wagen nach der kaum eine halbe Tagereise entfernten Hauptstadt zu führen, wo, wie man aus dem Wochenblatte wußte, an diesem Tage „der Freischütz" gegeben werden sollte. Der Wind war aber den Tag zuvor Nord-Nord-West gewesen, und solcher Wind bringt immer eine Staupe unter die Theater-Nachtigallen: „der Freischütz wurde also eingetretener Hindernisse wegen nicht gegeben, sondern statt dessen — „die schöne Müllerin." Rudolf erschrack beinahe, als er es las; es kam ihm vor, als wäre dieß Stück sein Schicksalsstück, an das auf eine geheimnißvolle Weise die Ereignisse seines Lebens geknüpft wären. „Nun gut, dachte er endlich, wenn dem so ist, will ich es für einen Wink des Himmels ansehen, daß an dem heutigen Tage mein Schicksal entschieden werden soll; und darum soll es sich entscheiden." Mit diesem Entschlusse führte er am Abend seine Begleiterinnen in das Theater, denn bis dahin hatte er keinen günstigen Augenblick seinen Vorsatz auszuführen, erhaschen können.

So einfach ja fast dürftig die schöne Müllerin

dem Theaterkenner erſcheint, der an den Kampf der Elemente, des Himmels und der Hölle in der großen Oper gewöhnt iſt; ſo reich mit Leben ausgeſtattet, fand die unerfahrene Mariane das Stück; und in dieſes Leben verſenkte ſie ſich ſo gänzlich, daß ſie alles um ſich her, ſogar ihren Geliebten vergaß. Erſt, als er ſie nach Beendigung des Stückes zum Aufbruch ermahnte, bemerkte ſie wieder ſeine Gegenwart. Es war noch nicht ſpät, als man das Theater verließ; die Couſine wollte noch eine Verwandte ihres Mannes beſuchen, die ſie vor dem Theater nicht zuhauſe gefunden hatte; und ſo kehrte Rudolf mit Marianen allein in den Gaſthof zurück. Da war der günſtige Augenblick gekommen. Natürlich wurde das Geſehene der Gegenſtand der Unterhaltung. Rudolf that den erſten Schritt zu ſeinem Ziele durch die Bemerkung, daß die Sängerin, die ſie gehört hatten, eben keine Virtuoſin ſey, und daß Mariane die Arie und das Duett mit Piſtofolus bei weitem beſſer ſinge. Dieſer ſchmeichelhafte Ausſpruch machte einen um ſo freundlichern Eindruck auf Marianen, als ſie ſelbſt ſchon gefühlt hatte, daß ſie wenigſtens anders ſänge, wenn auch ihre unſchuldige Beſcheidenheit ihr den Gedanken, daß ſie beſſer ſänge, nicht verſtattete. Rudolf machte ihr nun eine Stelle des Duettes nahmhaft, die ſie unendlich wahrer und ausdrucksvoller vortrage, als

die Operiſtin; Mariane, aufgeregt wie ſie ſchon war, ſang die Stelle, Rudolf erwiederte als Piſtofolus, und ſo wurde das Duett, mit Beziehung auf ſich ſelbſt, die er dabei deutlich dachte, ſie nur dunkel fühlte, bis zu Ende geſungen. Redend knüpfte dann Rudolf daran die nahe liegende Parallele zwiſchen der ſchönen Müllerin auf der Bühne und der ſchönen Müllerin in der Wirklichkeit, zwiſchen ſich ſelbſt und dem glücklichen Notarius; und an dieſe Parallele wieder eine eben ſo deutliche als feurige Liebeserklärung. Mariane blieb ſtumm in ihrer Angſt; ſie that nichts um ihn zu unterbrechen, aber auch nichts um ihn zu ermuthigen; doch ließ ſie ihm ihre Hand, die er, um eine Redefigur zu verſtärken, ergriffen hatte. Endlich warf er ſich, wie es die Rhetorik der Liebenden mit ſich bringt, zu ihren Füßen, und beſchwor ſie, das Wort zu ſagen, das ihm den Himmel aufthun würde, könne ſie es aber nicht, ihm unumwunden ſein Unglück anzukündigen, damit er wieder hinausziehe in die kalte, freudenloſe Welt, nicht um ſie zu vergeſſen — denn das ſey unmöglich — wohl aber um nicht durch ihren täglichen Anblick eine Gluth zu mehren, die nie geloſcht, ihn zu verzehren drohe. Hätte er auf den Brettern geſtanden, ſo würde ihm wahrſcheinlich der Beifall des Publikums oder wenigſtens der Freibillette geantwortet haben; hier aber antwortete

ihm ein Thränenstrom aus Marianens schönen, dunkeln Augen. Da Thränen in solchem Augenblicke in der Symbolik der Liebe Gegenliebe bedeuten, so fühlte sich Rudolf ermuthigt; und legte aufstehend kühn seinen Arm um die Geliebte. „Darf ich mit Ihrem Vater reden, heißgeliebte Mariane?“ fragte er sanft; „Ja,“ erwiederte sie leise, und wollte auch dieses leise Ja noch durch Andrücken des Mundes an seine Schultern dämpfen; er aber kam ihrem Munde mit dem seinigen entgegen, und daraus machte der Zufall den ersten Kuß.

Rudolf war schon früher entschlossen gewesen, um Marianens Hand zu werben, sobald er ihrer Liebe gewiß wäre. Nicht nur ihre Schönheit und ihr Talent, sondern auch die Einfachheit und Reinheit ihrer Seele, und ihr kluges Walten in dem Hause des Vaters, dem sie allein vorstand, hatten ihn zu diesem Entschlusse gebracht. Daher begab er sich denn am andern Tage zu dem alten Lorenz, und eröffnete ihm, daß er seine treffliche Tochter liebe und hoffen dürfe, ihr nicht ganz gleichgültig zu seyn; wiederholte, was er dem Alten schon gelegentlich und absichtlich von seinen Vermögensumständen mitgetheilt hatte, und schloß mit der Bitte um die väterliche Einwilligung. Der Müller hörte ihn mit dem Ausdruck eines Menschen an, dem etwas, was er eben nicht durchaus mißbilligen kann, doch sehr un-

gelegen kommt; vertagte dann in kurzen Worten die Sache bis zum nächsten Sonntage, dem zwölften p. Trinitatis, und fing ein anderes Gespräch an. Dadurch wollte er Zeit gewinnen mit seiner Tochter diese Angelegenheit zu besprechen. Das that er denn auch schon am folgenden Morgen. Mariane konnte und wollte dem guten Vater nicht verbergen, daß sie eine herzliche Neigung zu Herrn Bergner — dieß war Rudolfs Familienname — gefaßt habe, und daß, wenn sie den Segen des Vaters erhalten könne, sie keinem Manne auf Erden lieber ihre Hand reichen würde. Auf mehrere Einwendungen des Alten erwiederte sie, daß sie sich, wie es einer gehorsamen Tochter zukomme, in seinen Willen fügen werde, aber freilich nicht dafür stehen könne, daß sie den Mann, für den nun einmal ihr Herz sich erklärt habe, jemals vergessen werde. Dabei blieb es.

An gedachtem p. Trinitatis war unserem Helden etwas bänglich zu Muthe, als er nach dem Essen zur Mühle ging. Mariane hatte sich die ganze Woche über nicht ein einziges Mal bei ihrer Cousine sehen lassen; und heute war sie nicht aus der Kirche zurück gekommen, sondern im Flecken bei dem Cantor, ihrem Lehrer, zu Tische geblieben: das schienen ihm böse Zeichen. Der Müller empfing ihn sehr ernst, aber auch sehr höflich, führte ihn in ein entlegenes Stübchen, setzte eine Flasche

19ner nebſt zwei ſchön geſchliffenen Gläſern auf den Tiſch und hob darauf mit einer gewiſſen Feierlichkeit an: „Es war im Jahr unſers Herrn 1527, kurz nach dem Bauernkriege, als Melchior Lorenz dieſe Mühle hier anlegte und erbaute. Unter ſeinem Urenkel Chriſtoph Lorenz wurde im Jahre 1634, einige Wochen nach der Schlacht bei Nördlingen, die Mühle von dem ligiſtiſchen Volke geplündert und in Brand geſteckt, ſo, daß nichts als die leeren Mauern davon übrig blieb. Gedachtem Chriſtoph, der durch den Krieg um all' das Seinige gekommen war, gelang es erſt nach einigen Jahren, die Mühle nothdürftig wieder herzuſtellen; aber ſein Sohn Ulrich, der unterdeſſen bei den Schweden gedient und im Felde ein Stück Geld erworben hatte, baute ſie zur Zeit des weſtphäliſchen Friedens wieder völlig aus. Dieſer Ulrich war der Großvater meines Großvaters, und ich, Melchior Lorenz der vierte — denn alle Lorenze haben immer Melchior, Chriſtoph oder Ulrich geheißen — ich beſitze nun die Mühle im zehnten Gliede. So etwas, lieber Herr Bergner, macht einen Adel, wenn auch keinen Ritteradel, doch einen Mülleradel, und der kann dem Müller wohl eben ſo lieb ſeyn, als dem Ritter ſein Ritteradel. Sie können alſo wohl denken, wie ſehr es mir am Herzen liegt, dieß Stammgut, die Mühle, bei meiner Familie, und

meine Familie bei der Mühle zu erhalten. Da mir der Himmel keinen Sohn geschenkt, so habe ich mir von unserm allergnädigsten Herrn die Erlaubniß gebeten, daß mein künftiger Tochtermann meinen Namen annehmen darf, und diesen Tochtermann hatte ich so zu sagen schon ins Auge gefaßt. Ihr Antrag, lieber Herr Berguer, der uns freilich zur Ehre gereicht, macht mir freilich einen Querstrich durch die Rechnung, denn es wäre unvernünftig, wenn ich verlangen wollte, Sie sollten ein Müller werden und meinen Namen annehmen. Darum sage ich Ihnen ehrlich und offen, ich möchte lieber Nein zu Ihrem Antrage sprechen; aber meine Mariane liebt Sie, und ich habe ein Vaterherz, das vor allem das Glück des Kindes wünscht." Der erfreute Liebhaber wollte hier einige rührende Worte des Dankes und einige Lobsprüche auf das zärtliche Vaterherz einschieben; allein der Müller bat ihn auszuhören, und fuhr fort. „Ich will Ihnen also meine Einwilligung nicht versagen, doch setze ich eine Bedingung fest. Die Liebe zwischen Ihnen und meiner Tochter ist gar schnell gekommen, und hat sich wohl nur aus dem Musieren entsponnen; ferner schickt sich Mariane, wie gut ich sie auch für ihren Stand habe erziehen lassen, doch nicht zu Ihrer Frau. Unter solchen Umständen habe ich es wohl erlebt, daß gar bald die Liebe wieder ge-

gangen iſt, wie ſie gekommen war; und dafür möchte ich meinen Plan nicht aufgeben. Bleiben Sie alſo noch bei uns etwa bis zur Weinleſe, damit Sie und Mariane einander beſſer kennen lernen, dann geben Sie in die Hauptſtadt oder auf Ihre Güter oder auf Reiſen; denken Sie künftigen Sommer noch wie heute, ſo kommen Sie zurück, und wenn dann auch meine Tochter ihre Gedanken nicht geändert hat, ſo will ich ſagen: der Himmel ſegne Euch!" Rudolf konnte dieſer Bedingung des Müllers ſeine Zuſtimmung nicht verſagen; er verließ den Alten mit manchen Redensarten von dem Dankgefühle ſeines Herzens und der Unveränderlichkeit ſeiner Geſinnungen, auf welches letztere Melchior der vierte nichts weiter erwiederte, als: „Die Zeit wird es lehren."

Rudolf verlebte nun die ſchönen Nachſommertage höchſt angenehm, theils im Genuſſe des Beiſammenſeyns mit ſeiner Geliebten, theils in der ſüßen Beſchäftigung, das Feenſchloß ſeiner Zukunft in ſeiner Phantaſie auszubauen. Marianen ſah er faſt täglich entweder bei ihrer Cousine oder in der Mühle, die er nun häufiger beſuchte. Als er eines Morgens wieder hinkam, erfuhr er, daß Mariane zu ihrer Freundin, der Tochter des Oberförſters hinaufgegangen ſey, weil dieſe geſtern nach längerem Aufenthalte in der Stadt zu ihrem Vater zu-

rückgekehrt wäre. Der Müller war ſchon früh in Geſchäften ausgeritten, und da man nicht wußte, wie bald Mariane wiederkommen würde, ſo kehrte Rudolf verdrüßlich um. Er war durch den Garten gekommen, jetzt ging er durch den Hof zurück, und da fand er den Müllerburſchen Kilian mit ſeinen Tauben beſchäftigt, deren er ſehr viele und ſchöne hielt. Dieſer Kilian Lorenz war Andergeſchwiſterkind mit Marianen, ein Rothkopf mit ſtechenden dunkelblauen Augen und einem ſcharfgezeichneten Geſichte, nicht groß aber wohlgebildet und etwa fünf und zwanzig Jahr alt. Rudolf hatte ſich ſchon oft mit ihm unterhalten, denn es mangelte dem Burſchen nicht an Witz, und die Tauben, die Rudolf in ſeiner frühern Zeit auch geliebt hatte, gaben Stoff zur Unterhaltung. So geſchah es auch dießmal, nachdem ſie ſich einen guten Morgen geboten hatten. Plötzlich aber ſprang Kilian von dem Taubengeſpräche ab, und ſagte: „Wie es verlauten will Herr Bergner, darf man ja gratuliren.“ „Wozu?“ fragte Rudolf. „Ja, wenn Sie es nicht wiſſen oder nicht wiſſen wollen, kommt man freilich zu früh. Aber um wieder auf die Tauben zu kommen, ich wüßte nichts auf der Welt, was mir über die Tauben ginge. So hübſch, freundlich und fromm zuſammen iſt doch kein anderes Thier. Freilich iſt es eine ängſtliche Liebhaberey.“ —

„Wie ſo?“ — „Ja, ich meine, Tauben halten wäre das größte Vergnügen, wenn es nur keine Habichte in der Welt gäbe.“ — „Hat Ihnen der Habicht ſchon Tauben entführt?“ — „Mir nicht, aber andern Leuten, und da nimmt man denn ein Exempel daran. Ja, ja, wenn es keine jungen Habichte gäbe!“ — „Jung oder alt, das gilt wohl gleich.“ — „Das iſt ein großer Unterſchied, wiſſen Sie denn das nicht, Herr Bergner? Die alten Habichte begnügen ſich mit Kräben, Dohlen und dergleichen; aber die jungen Habichte, Herr, die jungen ſind ganz verſeſſen auf die Tauben. Ich ſage es Ihnen, wenn Sie jemals wieder Tauben halten, hüten Sie ſich vor den jungen Habichten.“ — In dieſem Augenblicke hörte man die Mühlglocke, und Kilian ſprang mit einem: „Wohl zu leben, Herr Bergner!“ das etwas höhniſch klang, davon.

Im Nachhauſegehen kam Rudolf unwillkührlich wieder auf die Unterhaltung mit Kilian zurück, denn auffallend genug hatte dieſer ſchon vor mehr als acht Tagen ein ähnliches Geſpräch von Habichten mit ihm geführt, und, wie er ſich ſehr wohl entſann, den Anlaß dazu aus der Luft gegriffen. Ohne ſein Zuthun trat dieſe Erinnerung mit dem heutigen Beſuche Marianens bei der Tochter des Oberförſters in Verbindung. Nun fiel ihm ein, daß ja der Oberförſter Habicht heiße, und

einen Sohn habe, den man also den jungen Habicht nennen könne, und daß dieser junge Habicht etwa drei und zwanzig Jahr alt seyn möge und sich in seiner Jagdkleidung recht stattlich ausnehme, ja sogar die Flöte blase. In der Mühle hatte er den jungen Mann zwar nur ein einziges Mal gesehen; aber er wußte, daß der Müller und der Oberförster Herzensfreunde, und die Kinder mit einander aufgewachsen waren, auch sich unter einander noch dutzten. Rudolf glaubte nun den Schlüssel zu den räthselhaften Aeußerungen des Mühlknappen gefunden zu haben; die Eifersucht erwachte in ihm und wuchs um so schneller, je mehr sein Abentheuer mit der Signora schon seinen Glauben an das schöne Geschlecht erschüttert hatte.

Nun waren die schönen Tage in Aranjuez für Rudolf vorüber. Wenn er sich auch in bessern Stunden, wo alles, was zwischen ihm und Marianen geschehen war, die ganze Geschichte ihrer Wechselliebe vom ersten Aufkeimen bis zur endlichen Erklärung vor seiner Phantasie vorüberzog, wenn er sich auch in solchen Stunden sagte: „es ist nicht möglich;“ so ging doch unwillkurlich sein Thun und Treiben fast ausschließlich dahin, Gründe aufzufinden, die seinen einmal gefaßten Verdacht bestätigten, und leider ist es nirgends wahrer als bei der Eifersucht, was geschrieben steht: „Wer da

ſuchet, der wird finden.“ Die zurückgekehrte Freundin, Oberförſters Julchen, beſuchte nun öfters Marianen, und dann kam gewöhnlich ihr Bruder abends nach, um die Schweſter abzuholen. Ein andermal ging Mariane in die Oberförſterwohnung hinauf; und wenn ſich die beiden Freundinnen mit Plaudern verſpätet hatten, ſo, daß es in dem dichten Buchenwald ſchon anfing düſter zu werden, geſchah es wohl, daß der junge Förſter Marianen nach Hauſe, oder wenigſtens bis an den Ausgang des Waldes, begleitete. So oft Julchen Rudolfen bei ihrer Freundin traf, konnte ſie ſich des Lächelns nicht enthalten, und darüber pflegte Mariane verlegen zu werden, denn ſie hatte der Freundin das Geheimniß ihrer Liebe anvertraut. Das alles war gewiß ſehr natürlich; aber die Eiferſucht findet nur das Unnatürliche natürlich: Rudolf ſah in allem, ſogar in Julchens Lächeln, das ihm mit Hohn gemiſcht ſchien, Beweiſe für ſeinen Argwohn. Dabei hing er ſich nun an Kilian, ſuchte auf alle mögliche Weiſe mit ihm ins Geſpräch zu kommen, und ihn auszuforſchen. Dieſer ſchien jedoch ſeine Abſicht zu merken und wich ihm meiſtens durch närriſches Abſpringen aus, nur daß er dann und wann einen wunderlichen Spruch fallen ließ, wie z. B. „wenn auch das Waldvöglein im goldnen Bauer ſitzen könnte, es ſucht doch lieber den Wald,“ oder: „Röslein,

die man jung zuſammen ſpannt, ziehen am beſten mit einander.“

So vergingen ohngefähr drei Wochen. Mariane bemerkte wohl, daß ihr Geliebter dann und wann Anfälle von übler Laune hatte; aber die Liebe trägt alles, die Liebe duldet alles, und zum Dulden gehört auch Schweigen. Sie führte alſo keine Erklärung herbei; und eben ſo wenig that es Rudolf: Dieſer wollte nicht eher reden, als bis er wenigſtens einen unumſtößlichen Beweiß hätte: denn das fühlte er doch, daß die bis jetzt geſammelten nur für eine eiferſüchtige Logik ſchlagend wären. Um ſich dieſen unumſtößlichen zu verſchaffen, wendete er ſich endlich gradezu an Kilian. Es ſey für ihn keinem Zweifel mehr unterworfen, ſagte er, daß Kilian um ein Geheimniß wiſſe, daß ihn, den Sprecher, ſehr nahe angehe, von dem vielleicht das Glück und Unglück ſeines Lebens abhänge; er fordere ihn alſo als ehrlichen Mann und guten Chriſten auf, ihm dieß Geheimniß zu entdecken, und ihn dadurch von einem Abgrunde zurück zu reißen, an dem er fürchten müſſe zu ſtehen. Kilian leugnete den Beſitz eines ſolchen Geheimniſſes keinesweges ab, ſprach aber allerlei Verworrenes von möglichem Irrthum und von der Nothwendigkeit mit Geheimniſſen vorſichtig umzugehen, wie mit Schießgewehr; endlich jedoch, als Rudolf immer

dringender wurde, ſagte er. „Nun ja, Herr Bergner ich weiß ein Geheimniß, daß Sie leider ſehr nahe angeht, und ich fühle wohl, daß ich als ehrlicher Mann und Chriſt verpflichtet bin, es Ihnen zu entdecken, wozu mich übrigens auch die Freundſchaft antreibt, die ich — weiß ich doch ſelbſt kaum — von Anfang an für Sie gehabt habe. Sie können es mir aber auch nicht verdenken, wenn ich mich ſicher zu ſtellen ſuche, und daher eine Bedingung mache.“ — „Ich gebe jede Bedingung ein.“ „Nun gut. Die Sache iſt von der Art, daß, wenn Sie ſich einmal mit ihren eigenen Augen überzeugt haben — und das ſollen Sie — es keiner Erklärung weiter bedarf, weil keine Erklärung mehr helfen kann. Sie geben mir alſo Ihr Ehrenwort, daß Sie dann thun wollen, was Sie thun werden müſſen, ohne mit einer lebendigen Seele eine Sylbe davon zu ſprechen.“ — „Mein heiligſtes Ehrenwort, wenn es ſo iſt.“ — „Es iſt ſo. Mariane und der junge Habicht lieben ſich; ich habe es ſchon lange gemerkt, und ſie nun gar vorigen Sonntag in der Nacht bei einer heimlichen Zuſammenkunft in unſerem Garten belauſcht.“ — „Unmöglich! es iſt ein Irrthum.“ — — „Das kann ſeyn, und ſo denke ich, laſſen wir es dabei bewenden.“ — „Nimmermehr! ich muß Wahrheit haben.“ — „Nun, die ſoll nicht fehlen. Ich habe zwar neulich nicht viel

von ihrem Gespräche verstanden; aber, daß sie zuletzt sagte: „heut über acht Tage," das habe ich deutlich gehört. Uebermorgen ist Sonntag; wenn Sie dann wollen" — " — „Ich will, ich will." — „Gut, ich werde Sie an einen Ort führen, wo Sie alles hören können, was im Garten nicht zu leise gesprochen wird." — Sie verabredeten nun das Nähere dieses nächtlichen Abentheuers, worauf Kilian unsern Helden mit der Bemerkung verließ, daß es wohl gut seyn möchte, seine Abreise vorzubereiten, weil, wenn er einmal gesehen und gehört hätte, wohl seines Bleibens hier nicht mehr seyn würde.

Rudolf zweifelte nicht mehr, daß er betrogen sey; dennoch gelang es ihm, den Sturm der empörten Leidenschaft, der in ihm raſete, vor seinen Umgebungen zu verbergen. Er gab vor, den Sonntag in der Hauptstadt zubringen zu wollen, ließ packen, und reiſete Sonnabend früh, nachdem er wie gewöhnlich die Wochenrechnung bei der Wirthin berichtigt hatte, wirklich ab. Am andern Tage, dem verhängnißvollen Sonntage, kehrte er aus der Hauptstadt in ein Dorf zurück, das etwa eine halbe Stunde von der Mühle entfernt lag, und wo er verabredetermaßen von Kilian durch einen Boten die Nachricht enthielt, daß nach allen Anzeichen die verliebte Zusammenkunft wirklich stattfinden würde. In

seinen Mantel gehüllt und mit einem Paar scharf geladenen Pistolen versehen, wanderte er nach neun Uhr durch die finstere Herbstnacht der Mühle zu, und seine Seele war durch Rachegedanken verfinstert, wie der Himmel durch Wolken. Kaum hatte er die Stelle am Ufer der Rems erreicht, wo er auf Kilian warten sollte, und sich dort abseits vom Wege an einen Baum im Gebüsche gelehnt, so ging auf dem Wege pfeifend ein Mann vorüber, den er am Umriß der Gestalt und am Ton des Pfeifens für den jungen Habicht erkannte. Zwar ging er von der Mühle weg, als kehrte er nachhause zurück; allein es war offenbar, daß er nur hin und her ging, um sich die Zeit zu vertreiben, bis Mariane ihm das Zeichen gäbe: zwar sah ihn der Lauscher nicht wiederkommen; allein es war keinem Zweifel unterworfen, daß er beim Umkehren den Weg höher am Berge eingeschlagen hatte. Und wohl ihm, daß er nicht wiederkam: denn Rudolf war so ziemlich entschlossen, ihn niederzuschießen, wenn er käme. Statt seiner aber erschien bald darauf Kilian, und führte unsern Nachtwandler über die Ueberdachung der Mühlräder in die Mühle und von dort in eine nahe Kammer, deren einziges Fenster in den Garten ging. An diesem hieß ihn Kilian horchen und sich ruhig verhalten; dann entfernte er sich.

Rudolf ſtand in Fieberhitze am Fenſter; alles war ſtill im Hauſe; nur das Rauſchen des Waſſers und das Klappern der Mühle hörbar; dazwiſchen ſchlug oben die ſehr laute Wanduhr des Müllers elfe, als die Hinterthüre des Wohnhauſes knarrte, und etwas Weißes ſich durch den Garten nach dem Pförtchen hin bewegte. Rudolf glaubte an der Bewegung den Gang Marianens zu erkennen; und wer hätte es auch Anders ſeyn können! Bald trat die weiße Geſtalt aus der Finſterniß, in die ſie verſchwunden war, wieder hervor, aber nun ſchien eine dunkele Geſtalt ſich neben ihr zu bewegen. Sie näherten ſich einem Hollunderbuſche, und ſchienen ſich — denn kaum konnte Rudolf die Umriſſe unterſcheiden — auf die Bank unter dem Strauche zu ſetzen; etwa funfzehn Schritte von Rudolfs Standorte. Nun hörte er ſie ſprechen, und erkannte ſogleich Marianens und des jungen Förſters Stimme. „Ach, Wilhelm," ſagte Mariane, „hätteſt Du nur früher geredet! Bemerkteſt Du denn niemals, wie lieb Du mir warſt?" — „Manchmal dachte ich es wohl," erwiederte der Jäger, „aber dann wagte ich es wieder nicht, daran zu glauben. Auch ſcheute ich mich vor Deinem Vater, der ja immer nur einen Müller zum Schwiegerſohne haben wollte. Ich hätte auch wohl jetzt noch nicht geredet, wenn der Bergner nicht dazwiſchen ge-

kommen wäre.“ — „Nun Gott ſey Dank, daß Du noch geredet haſt, ehe es zu ſpät iſt.“ — „Aber was ſoll nun mit Verzuern werden?“ — „Mit dem? Zum Glück hat ihn der Vater auf nächſten Sommer verwieſen; vielleicht kommt er gar nicht wieder; kommt er aber, je nun, ſo findet er uns als Mann und Frau, und reiſet wohin er will in Gottes Namen.“ — Zitternd vor Wuth hatte Rudolf ſchon längſt die Piſtole aus dem Gürtel gezogen; jetzt übermannt von der glühenden Begierde nach Rache, ſpannte er den Hahn, zielte auf die weiße Geſtalt, und drückte los. Die Geſtalt ſchien zuſammen zu ſinken; er hörte einen Schrey, ſtürzte fort aus der Kammer durch die Mühle über das Räderdach, und nach einer halben Stunde hatte er, ohne zu wiſſen wie, ſeinen Wagen erreicht. Raſtlos, von einem innern unheimlichen Drange getrieben, eilte er dem Süden zu; an Nachtruhe war nicht zu denken, kaum ließ er ſich Zeit, die nothwendige Nahrung zu ſich zu nehmen, und nach acht Tagen hatte er den Grenzwall Deutſchlands, die Alpen, hinter ſich.

3.

Weder die Schönheit der Gegenden, die er durchflog, noch die Denkmäler so vieler näherer und fernerer Jahrhunderte, kurz nichts von allem, wovon er sich in der Hoffnung einst so reichen Genuß versprochen hatte, fesselte jetzt auch nur auf Augenblicke Rudolfs Seele; der Gedanke an das Nächstvergangene erfüllte sie ganz und ausschließlich. Er konnte nicht daran zweifeln, Mariane war das Opfer seiner Rache geworden; sie war die Gestalt gewesen, die er hatte sinken sehen, aus ihrem Munde war der dumpfe Schrei gekommen, den er vernommen hatte. Ihre Schuld war groß, aber seine Rache fürchterlich gewesen, fürchterlicher für ihn als für sie. Er hatte sein Gewissen mit einem Morde belastet, hatte einen alten ehrenwerthen Mann seines einzigen Kindes beraubt, hatte sein eignes Lebensglück zerstört: denn wahrscheinlich verfolgte man ihn jetzt schon als Mörder, und wenn es ihm auch gelang, sich den Händen der Gerechtigkeit zu entziehen, so durfte er doch nie wieder den heimathlichen Boden betreten. Dieser letztere Gedanke hatte jetzt noch das Uebergewicht in seinem Innern, und darum eilte er Livorno zu erreichen, wo er sich nach irgend einem fernen Lande einzuschiffen gedachte. In Florenz, wo er die ganze Summe einzog,

auf die ſein Creditbrief lautete, erfuhr er, daß mehrere Schiffe nächſtens von Livorno nach den ioniſchen Inſeln und Griechenland abſegeln würden. Dieß beſtimmte ſeinen Entſchluß, nach Griechenland zu gehen, und ſich dort den für die Freiheit ihres Vaterlandes Kämpfenden anzuſchließen. Ohne in die Heimath zu ſchreiben — denn er wünſchte ſehnlichſt, dort aus dem Gedächtniſſe der Menſchen zu verſchwinden — eilte er nach Livorno, und ſchiffte ſich wenige Tage darauf nach Corfu ein, von wo er bald nachher das kriegbewegte Griechenland erreichte.

Wenn ſchon die Zeit durch ihren bloßen Verluſt im Stande iſt, das geſtörte Gleichgewicht der Seele nach Möglichkeit wieder herzuſtellen; ſo muß dieſe ihre Wirkung ungleich kräftiger und ſicherer ſeyn, wenn ihr die Außendinge zu Hulfe kommen, wie es hier der Fall war. Eine Natur mit einem völlig fremdartigen Gepräge, ein Volksleben mit eben ſo fremdartigen Bewegungen empfing unſern Helden in Griechenland, und zog ihn von ſeinen bittern ſchneidenden Erinnerungen ab. Noch mehr that dieß der Krieg, an dem er Theil nahm: wenn ſchon in jedem Kriege die Gegenwart ſo mächtig auf den Menſchen eindringt, daß Vergangenheit und Zukunft für ihn verſchwinden, wie viel mehr mußte dieß in einem Umwälzungs- und Glaubens-

kriege der Fall seyn. In dem unaufhörlichen und raschen Wechsel des äußern Lebens gewann auch Rudolfs Inneres nach und nach eine andere Gestalt. Zuerst warf sich der schaudervolle Gedanke des Mordes. War auch die sinkende Gestalt Mariane gewesen, war auch der Schrey von ihr gekommen, so war, da Beides auch Folge des Schrecks gewesen seyn konnte, dieß noch kein Beweis, daß er sie getroffen hatte; und hatte er sie auch getroffen, so war doch eine bloße Verwundung immer noch ungleich wahrscheinlicher, als die Tödtung. Später verlor sich dann das bittere Gefühl, von einem geliebten Wesen betrogen worden zu seyn. Die Unerfahrene hatte ihn getäuscht nur, weil sie sich zuerst selbst getäuscht hatte: ihr Liebe bedürftiges Herz hatte die Hoffnung aufgegeben, von dem heimlich-Geliebten, dem jungen Förster, sich wieder geliebt zu sehen, und in dieser Hoffnungslosigkeit, bestochen von der einschmeichelnden Kunst der Töne, sich ihm zugewendet. Sie hatte ihr Wohlgefallen an ihm für Liebe gehalten, und war diesen Irrthum nicht eher inne geworden, als bis der wirklich-Geliebte sich erklärt hatte. Immer blieb es eine bittere Täuschung; allein die Geliebte war doch zu entschuldigen. Oft ging Rudolf in diesem Entschuldigen so weit, daß er die Ereignisse, die ihre Trennung herbei geführt hatten, gänzlich vergaß, und in der Er-

innerung an die schönen Stunden schwelgte, die er vor dem Erwachen seiner Eifersucht mit ihr verlebt hatte. Es kam ihm dabei zu seiner eigenen Verwunderung vor, als liebe er sie noch eben so warm und innig, wie in jenen schönen Stunden.

Anderthalb Jahre waren auf diese Weise vergangen. Rudolf hatte während dieser Zeit durchaus in keiner Verbindung mit der Heimath gestanden, theils weil das Leben in der Nähe ihn zu sehr in Anspruch nahm, als daß er mehr als flüchtig an das Entfernte hätte denken können, theils weil er fürchtete die Bestätigung eines Vorfalls zu erhalten, den er um jeden Preis ungeschehen wünschte. Jetzt aber, wo es in seinem Innern stiller geworden war, wo im Aeußern ihn der Kriegssturm zu beruhigen anfing, weil die kämpfenden Elemente sich erschöpft hatten, und andere vermittelnd dazwischen traten, jetzt erwachte in ihm die Sehnsucht nach der Heimath desto stärker, je länger sie zurück gedrängt worden war. Nachrichten und Aufklärung über die Folgen seines nächtlichen Abenteuers zu erhalten, war ihm nun das dringendste Bedürfniß; allein es widerstand ihm, irgend einem Bekannten in der Heimath, wie es doch nöthig gewesen wäre, sein Geheimniß anzuvertrauen, dadurch vielleicht Marianens Rufe zu schaden, wenn sie noch lebte, und wäre sie

todt, sich selbst einem Dritten als ihren Mörder darzustellen. Er beschloß also, unter dem fremden Namen, den er seit seiner Ankunft in Griechenland führte, selbst nach Deutschland in die Nähe des Schauplatzes seines Glükkes und seiner Unthat zurückzukehren, Nachrichten einzuziehen, und nach der Beschaffenheit derselben seinen künftigen Lebensplan zu ordnen. Er führte diesen Entschluß so rasch es die Umstände erlaubten aus: nachdem er sein Dienstverhältniß aufgelöset hatte, ging er nach Corfu zurück, schiffte sich auf einem österreichischen Fahrzeuge ein, und landete im Anfange des Herbstes, zwey Jahre nachdem er Deutschland verlassen hatte, im Aeußern wie im Innern sehr verändert, zu Triest an.

Rudolf war Willens, sich nur den folgenden Tag noch in Triest aufzuhalten; der Lohnbediente aber, der diesen Vorsatz im höchsten Grade mißbilligte, rühmte ihm, um ihn zu einer Sinnesänderung zu bewegen, mit geläufiger Zunge die vielen Sehenswürdigkeiten der Stadt, unter andern auch die sehr schöne Oper. Auf seine hingeworfene Frage, ob man heute spiele, erfuhr Rudolf, daß man allerdings spiele, aber grade ein minder interessantes, etwas veraltetes Stück, nämlich: „Die schöne Müllerin.“ Er erschrack über diesen Titel so heftig, daß er unstreitig gezittert haben würde, wenn er nicht Soldat gewesen wäre. Wie durch einen Zau-

herschlag traten plötzlich alle Unglücksfälle und Leiden der Vergangenheit wieder vor seine Seele, und es däuchte ihm wahrhaft unheimlich, daß grade dieses Stück, dem er mit Recht den größten Theil jener Leiden zuschreiben konnte, ihm wieder bey seinem ersten Schritt auf deutschen oder wenigstens zu einem deutschen Reiche gehörigen Boden, wie ein Gespenst entgegen trete. Darum war er auch sogleich fest entschlossen, heute die Oper nicht zu besuchen. Allein alle Schicksalstragödien von König Oedipos bis auf die Albaneserin lehren, daß grade zu dem, was sein ihm einmal bestimmtes Schicksal vollenden soll, der Mensch unwiderstehlich hingezogen wird; und so geschah es, daß, als die Stunde gekommen war, Rudolf wie von einer unsichtbaren Macht in die Oper geführt wurde. Schon der Gedanke, daß er nun wieder hören würde, was ihn schon mehr als einmal entzückt und betäubt hatte, doch immer zu seinem Unglück, schon dieser Gedanke regte ihn gewaltig auf; aber wer beschreibt, was in seiner Seele vorging, als er in der schönen Müllerin, die auf dem Theaterzettel Signora Miller hieß, auf den ersten Blick Marianen erkannte. Er wollte anfangs seinen Augen nicht trauen; aber bald legten seine Ohren das gleiche Zeugniß ab: es war ihre Stimme, nur mehr ausgebildet, wie auch ihre Schönheit mehr entfaltet; er erkannte sogar ihre

Ausſprache des Italiäniſchen wieder, denn er ſelbſt hatte ihr ja vormals die erſten Anfangsgründe dieſer Opernſprache beigebracht. Er ſah und hörte wenig oder nichts; „Mariane hier!“ waren die zwei Worte, die er immerwährend in ſich vernahm, und deren unauflösliches Räthſel ihn ausſchlußlich beſchäftigte. Er ſtürmte nach dem erſten Acte hinaus, durchrannte gedankenlos einige Straßen, wie ein junger Bühnendichter, deſſen erſtes Stück am Rande des Abgrunds ſteht, wollte nach Hauſe, nicht in das Theater zurück, und ſtand im zweiten Akte doch wieder an ſeinem Platze ohne recht zu wiſſen, wie er abermals dahin gekommen war. Er ſah und hörte nun etwas mehr: es war und blieb Mariane; und alle erkünſtelte Zweifel wurden vollends niedergeſchlagen, als ſie im letzten Akte ſang: „Die Liebe, ach! die Liebe, hat mich ſo weit gebracht,“ denn das war ſie gewiß, das waren, wenn auch in anderer Sprache, die ſüßen Klänge vom Ufer der Rems.

Die nächſte Nacht gehörte bei unſerm Helden nicht dem Schlafe, ſondern der fruchtloſen Bemühung, das Räthſel der gehabten Erſcheinung zu löſen. Wie kam Mariane an dieſen hundert Meilen von ihrer Heimath gelegenen Ort? Welches Wunder hatte aus der ſchlichten, ſittſamen und reichen Müllerstochter eine Theaterheldin gemacht! Seine raſche That hatte keine Folgen

gehabt, Mariane lebte; aber wie kam es, daß sie ihren geliebten Jäger nicht geheirathet hatte? War die Einwilligung des Vaters nicht zu erhalten gewesen? Hatte sie vielleicht darum das väterliche Haus verlassen? Aber wie hätte sie dann nicht vor allem eine Verbindung geschlossen, derentwegen sie ein so schweres Opfer gebracht? Sollte der junge Förster sie später undankbar verlassen haben? In diesem Labyrinthe von Fragen und Gegenfragen trieb sich Rudolf bis gegen Morgen umher, wurde aber zuletzt darüber mit sich einig, daß er die Lösung des Räthsels nur von Marianen selbst erhalten könne, und beschloß daher, ihr am folgenden Tage einen Besuch abzustatten. Ob dabei mehr im Spiele war, als bloße Neugierde, ist unentschieden, aber nicht glaublich: denn wie hätte er, der so gut wußte, zu welcher Ordnung, Gattung und Art das organische Wesen gehört, das man eine Signora nennt, Lust haben sollen, nochmals mit einer solchen Signora anzubinden?

Als am andern Morgen die schickliche Stunde gekommen war, ließ sich Rudolf von dem Lohnbedienten zur Signora Miller führen, und sich unter seinem angenommenen Namen bei ihr melden. Er hatte das Haus vollkommen ruhig betreten, denn so viel war in jedem Falle gewiß, er hatte keinen Theil an der fal-

samen Gestaltung ihres Schicksals; eben so ruhig schritt er nun in das Zimmer, als die Zofe ihn bat einzutreten. Mariane kam ihm mit ruhiger Artigkeit entgegen; blieb aber plötzlich, von seinem Anblick ergriffen, stehen, starrte ihn einen Augenblick an, wurde bleich und sank mit dem Schrey: „Rudolf!" zwar nicht ohnmächtig, doch besinnungslos in seine Arme. Um seine Fassung war es nun geschehen; nicht minder erschüttert als Mariane, führte er sie zum Sopha, wo Beide stumm neben einander saßen, bis sie sich erholte. „Herr Bergner," — sagte sie dann sehr verlegen, „verzeihen Sie, — die Ueberraschung. — Wir haben uns so lange nicht gesehen. — Wie ist es Ihnen unterdeß gegangen? — Sie haben eine schöne Reise gemacht." — Diese abgebrochenen, nichtssagenden Reden machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf Rudolfen, denn sie waren von einem Strome, wie es schien, unbewußter Thränen begleitet. „O mein Gott!" sagte er endlich — „dieser Empfang! — Sollte ich doch glauben, Ihr Herz nähme noch mehr Antheil an mir, als ich zu erwarten Grund hatte." — „Bergner," erwiederte Mariane, „ich sollte Ihnen kalt antworten, mit der Gleichgültigkeit, die Ihr vormaliges unerklärliches Betragen verdient hat; aber ich will und kann es nicht. Warum sollte ich mich auch schämen besser zu seyn als

Sie, und zu gestehen, daß mein Herz, wie grausam Sie es auch einst zurück gestoßen, doch nie seinen früheren Gefühlen untreu geworden ist.“ Diese Rede Mariannens, die entweder von völliger Unschuld oder vollendeter Verstellungskunst zeugte, führte natürlich zu Erläuterungen, die aber ihrerseits zu nichts führten, bis endlich Rudolf ein ihnen Beiden unbekanntes Geheimniß zu ahnen anfing, und sie bat, ihm mitzutheilen, was sich seit seiner Abreise mit ihr zugetragen hatte. Sie willigte ein, und Folgendes war das Wesentliche ihrer Erzählung.

„Der Schuß in jener Nacht weckte zwar alle Bewohner in der Mühle; da man jedoch weder den Schützen noch irgend eine Spur seines Schusses entdecken konnte, so begnügte man sich damit, diese und die folgende Nacht Wächter auszustellen, und als auch dieß zu keiner Entdeckung führte, beruhigte man sich gänzlich über diesen Vorfall. Einen weit schlimmern und bleibendern Eindruck machte es aber, als Rudolf nach vier oder fünf Tagen noch immer nicht zurückkehrte, als man es endlich wagte, seine Zimmer zu untersuchen, und fand, daß er auch nicht ein Stück seiner Habe zurückgelassen hatte, mithin auf immer abgereist war. Mariane, sich keiner Schuld gegen ihn bewußt, konnte sein Verschwinden nur einer plötzlichen, wahr-

ſcheinlich von einer neuen Leidenſchaft bewirkten Sinnesänderung zuſchreiben; und der Gram, ihr erſter Liebes- ja Lebensgram ergriff ihr ganzes Weſen ſo mächtig, daß er ſie auf das Krankenlager warf. Der Vater, der immer gegen dieſe Verbindung geweſen war, der nun durch einen Abentheurer, für den er jetzt Rudolfen hielt, die Geſundheit und den guten Ruf ſeines einzigen Kindes gefährdet, und ſein häusliches Glück wenigſtens auf lange Zeit geſtört ſah, der Vater wurde, und blieb ſelbſt gegen die wieder geneſene Tochter, die einſt ſeiner Gegenvorſtellungen nicht geachtet hatte, ungewöhnlich finſter und ſtreng. Jede Abweſenheit der Gedanken, jeder Zug des Trübſinns auf ihrem Antlitz, jede Spur von Thränen um ihr Auge zog ihr Vorwürfe von ihm zu; er unterſagte ihr, jemals gegen wen es auch ſey, des Landſtreichers zu erwähnen; ja er gab ihr den Verdacht zu erkennen, daß wohl ihre Ehre das Opfer dieſer thörichten Neigung geworden ſeyn könnte. Das alles drückte den Stachel des Schmerzes immer tiefer in ihre Seele, und dadurch wurde das Verhältniß zu ihrem Vater immer peinlicher. Das Maaß ihres Jammers aber füllte ſich erſt, als er ihr am Neujahrsabende erklärte, er ſey nun ihrer Thorheit müde, die Sache müſſe ein Ende nehmen, und ſie ſolle ſich bereit halten, zu Oſtern ihrem Vetter Kilian die Hand

zu reichen, der nach seinem, des Müllers, Tode die Mühle übernehmen könne; dieß sei schon früher sein Plan gewesen; er habe ihn ihr zu gefallen aufgeben wollen, desto mehr sei sie nun verpflichtet, sich in seinen Willen zu fügen. Mariane stand dem Anscheine nach mit ihrem Vetter ganz gut; heimlich aber hatte sie von jeher eine gewisse Antipathie gegen ihn empfunden, die sie nur darum verbarg, weil sie selbst glaubte, seine rothen Haare trügen die meiste Schuld, und er doch für die Farbe seiner Haare nicht konnte. Sie wendete alles an, Vorstellungen, Bitten, Betheuerungen, Thränen um den Vater von seinem Vorsatze abzubringen: allein sie erlangte nichts weiter damit, als daß er ihr endlich bis zu Pfingsten Bedenkzeit gab, aber auch scharf erklärte, daß, wenn sie sich dann noch sträubte, er sein Vaterrecht gebrauchen, und sie zwingen würde. Kilian ließ nichts, was in seinen Kräften stand, unbenutzt, um seine Liebe dem widerspännstigen Herzen Marianens annehmlich zu machen; da sie aber zu deutlich fühlte, daß sie diese Liebe nie, auch nur im entferntesten Grade erwiedern könne, so waren Kilians Bewerbungen nicht minder peinigend für sie als die Drohungen des Vaters. Der Gedanke, Kilians Frau werden zu müssen, brachte sie bisweilen um alle Besinnung, und auf der andern Seite konnte sie es sich nicht verhehlen, daß es ihr un-

möglich seyn würde, ihrem gefürchteten und geehrten Vater [illegible] Widerstand zu leisten. So von allen Seiten gedrängt kam sie endlich zu dem verzweifelten Entschlusse, das väterliche Haus auf immer zu verlassen. Ihre Freundin, die Tochter des Oberförsters, hatte sich vor einigen Monaten an einen Beamten verheirathet, der drei Meilen jenseits der Hauptstadt wohnte. Die Freundin jetzt zu besuchen, erbat Mariane jetzt von ihrem Vater die Erlaubniß. Sie nahm alles, was sie an Geschmeide und Geld als ihr Eigenthum betrachten durfte, zusammen, und verließ an einem schönen Maimorgen das heimathliche Thal, aber anstatt von der Hauptstadt aus den Weg zu ihrer Freundin einzuschlagen, bestieg sie dort den Eilwagen, und war am andern Morgen schon jenseits der Grenze. Sie hatte schon vor ihrer Flucht, im Einklang mit ihrer vorherrschenden Neigung den Entschluß gefaßt, als Sängerin zum Theater zu gehen. Angestrengte Uebung und der häufige Besuch des Theaters in einer Mittelstadt, wo sie sich den ganzen Sommer über aufhielt, gaben ihr die Fähigkeit und den Muth, ihren Plan auszuführen. Sie wurde bei dem Theater angenommen: als Sängerin übertraf sie alles, was man dort zu hören gewohnt war, und ihre Jugend und Schönheit bedeckte die Mängel ihres Spieles. Sie fand Beifall, spielte den Win-

ter hindurch auf dieser Bühne, und wurde dann durch die Vermittelung eines Reisenden, der sie gehört hatte, nach Triest verschrieben.

Diese Erzählung, die unverkennbar das Gepräge der Aufrichtigkeit an sich trug und doch eine Hauptperson, den jungen Habicht, ganz unerwähnt ließ, bestärkte Rudolfen in seiner Vermuthung, daß die Ursache aller dieser Vorfälle in irgend einem Geheimnisse verborgen liege, um so mehr, da er hörte, welche wichtige Rolle Kilian dabei gespielt hatte. Er erzählte also unumwunden Marianen die ganze Geschichte seiner Eifersucht von dem Tauben- und Habichts-Gespräche an bis zu dem Knall-Effecte in jener Sonntagsnacht. Kaum hatte sie sich von ihrem Staunen erholt, so rief sie: „Ein Streich von Kilian!“ klingelte ihrer Kammerjungfer, und befahl, Kilianen kommen zu lassen. „Ist der hier?“ fragte Rudolf verwundert. „Ja,“ erwiederte sie; „der wunderliche Mensch hat bald nach meiner Flucht die Mühle verlassen, mich ein Jahr lang gesucht, und endlich vor ein Paar Monaten hier gefunden. Er bat mich so flehentlich, als Bedienter bei mir bleiben zu dürfen, daß ich aus Mitleid mit seiner thörigten Leidenschaft ihm seine Bitte gewährte.“ — Kilian erschien in einer seltsamen Art von Livree, die er sich selbst zusammen gesetzt hatte. „O verflucht!“ rief er aus, als er Rudolfs

ansichtig wurde, und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. Man bestürmte ihn nun mit Fragen und Vorwürfen; er aber schwieg hartnäckig, bis Mariane zu ihm sagte: „Auf jeden Fall, Vetter, hast Du schlecht an mir gehandelt; nur gegen ein offenes Geständniß kann ich dir Deine Schlechtigkeit vergeben; sonst verlaß mich und komme mir nie wieder vor die Augen.“ „Ins Teufels Namen,“ sagte er nach einigem Zögern; „mit meinem Bischen Hoffnung ist es ohnehin vorbei. „Nun ja, Muhme, ich liebte Dich damals schon und der Alte hatte mir die Weisung gegeben, mich um Deine Zuneigung zu bewerben, damit die Mühle bei dem Namen und in der Familie Lorenz bliebe. Herr Wergner kam dazwischen, und es war wohl ganz natürlich, daß ich mir ihn vom Leibe zu schaffen suchte: darum erzählte ich ihm die Fabel vom jungen Habicht.“ — „Aber die Zusammenkunft, die Unterredung im Garten?“ fragte Rudolf. Darauf erwiederte Kilian nichts, sondern wiederholte jene Unterredung ungefähr mit denselben Worten und durchaus mit denselben Stimmen. „Diese Gabe alle Stimmen nachzuahmen,“ setzte er dann hinzu, „habe ich immer heimlich gehalten, weil ich mir auf die Weise viel Spaß damit verschaffen, und die Leute necken konnte. In jener Nacht wollte ich sie einmal zu meinem Nutzen gebrau-

chen; aber es wäre beinahe zu meinem großen Schaden gewesen: Sie schossen das Leintuch, das Marianen vorstellte, durch und durch, und hätte ich ein Paar Zoll näher gesessen, so hätten Sie, ohne es zu wissen, Ihrem wahren Nebenbuhler das Lebenslicht ausgeblasen. Wie konnte ich aber auch denken, daß Sie gleich Pistolen mitbringen würden?"

So war denn das Räthsel gelöst; die Liebenden erneuerten den nicht zerrissenen nur unterbrochenen Bund der Herzen; dem Rothkopfe wurde in Betracht seines ehrlichen Geständnisses verziehen; und sobald sich Mariane von ihren Verpflichtungen frei gemacht hatte, traten alle drei die Reise nach Schwaben an. Wie nun bei ihrer Ankunft der alte Müller vor Erstaunen außer sich gewesen, wie er anfangs gezürnt, dann aber verziehen habe, wie er ferner in der Freude über sein wiedergefundenes Kind die Wünsche der Liebenden gewährt, wie diese sich öffentlich verlobt, und dem wunderlichen Kilian statt Marianens Besitz den künftigen Besitz der Mühle zugesichert, wollen wir dem Leser nicht erzählen, sondern lieber zum Schlusse eilen. Rudolf kehrte mit dem ersten Grün von einer Reise auf seine Güter zur Mühle zurück; am zweiten Ostertage wurde er mit Marianen zum ersten Male aufgeboten, und am Sonntage

Misericordias Domini, wo eigentlich alle Hochzeiten gefeiert werden sollten, feierten sie die übrige. Indem Rudolf seiner Mariane Treue schwor, schwor er zugleich sich selbst, nie wieder, wo sie ihm auch vorkommen möchte, „die schöne Müllerin" zu besuchen, denn diese Oper war offenbar sein Schicksalsstück.

Der Proſelyt.

Natur, Glück, und Erziehung ſind die drei wahrhaften Mören, die durch ihre Gaben das Schickſal des Menſchen beſtimmen. Die letzte dieſer Schickſalsgöttinnen iſt unſtreitig die mächtigſte: ihre Begünſtigung kann für die Ungunſt der beiden erſteren wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade entſchädigen; da hingegen die Gaben der erſtern dem Empfänger deſto gefährlicher zu werden pflegen, je reicher ſie ſind, wenn ihm die Erziehung nicht gegeben hat, was ſie allein geben kann, die ſittliche Richtung des Willens, dieſe unerläßliche Bedingung alles Glückes. Der Graf Hohenſtein — dieſer Name iſt der Bequemlichkeit wegen erdichtet und der wahre mir unbekannt geblieben — der Graf Hohenſtein war von der Natur und dem Glücke in gleichem Maaße begünſtigt worden: jene hatte ihn mit männlicher Schönheit und großen Geiſtesgaben ausgeſtattet, dieſes ihn einem Geſchlechte zugetheilt, das in Hinſicht des Ranges und des Reichthums in ſeiner Heimath kein anderes über ſich erkannte, als das herſchende. Die Erzie-

hung aber hatte es nicht vermocht, oder, wahrscheinlicher noch, nicht darauf angelegt, seinen Willen mit dem Entzweck alles menschlichen Seyns in Harmonie zu bringen, und dadurch die zweideutigen Geschenke der Natur und des Glückes in beglückende zu verwandeln; sondern sie war vielmehr durch Entwickelung und Ausschmückung des Geistes die Vollenderin des gefährlichen Werkes geworden, wie es leider bei solchen Verhältnissen nicht ungewöhnlich ist. Schon als er mit ein und zwanzig Jahren von der Akademie heimkehrte, zog er aller Augen auf sich, nicht allein, weil Geburt und Reichthum ihm ein glänzendes Loos und bedeutenden Einfluß auf das öffentliche Leben versprachen, sondern auch, weil seine vielseitigen Kenntnisse und eigenthümlichen Ansichten ihn den Männern, seine schöne Gestalt und treffliche Unterhaltungsgabe den Frauen empfahlen. Reisen bereicherten und entfalteten je mehr und mehr das schon Erworbene, begünstigten aber auch die natürliche Unruhe seines Geistes. Aus der tiefsten Einsamkeit einer Gebirgsgegend stürzte er sich in das Gewühl der geräuschvollsten Hauptstadt, bald schwelgte er wochenlang mit der zügellosen Jugend, bald saß er eben so lange ämsig arbeitend in einer Bibliothek oder auf einem Museum. Er war Maler, Tonkünstler, Dichter, Gelehrter und Philosoph, vor allen aber ein Schönredner, der über Kunst

und Wiſſenſchaft ungleich beſſer ſprach, als er beide handhabte. Doch alle dieſe Beſchäftigungen waren nur flüchtige Liebſchaften, und mit keiner kam es zum dauernden Ehebündniſſe, denn der Menſch wird von einem Gegenſtande nur in dem Grade angezogen, als er Kraft hat, ſich deſſelben zu bemeiſtern und den Genuß zu erſchöpfen, den er gewähren kann.

So blieb bei raſtloſem Treiben doch immer eine gewiſſe Leere in Hohenſteins Innerm, ein Gefühl unbefriedigten Verlangens und Strebens, das ihm oft höchſt peinlich wurde, und ihn veranlaßte, ja zwang, ſich wild auf das Leben zu werfen.

Jetzt nun ſieben und zwanzig Jahr alt, befand ſich der Graf eben auf ſeiner Rückreiſe aus Italien, das er unter dem Namen Sternberg bis nach Agrigent und Syrakus durchzogen war. In Civita Caſtellana das er am erſten Abende nach ſeiner Abreiſe von Rom erreichte, gerieth er mit ſeinem Freunde und immerwährenden Begleiter Hellwig in einen Streit über das Land, das ſie nun bald und wahrſcheinlich auf immer verlaſſen ſollten. Hellwig freute ſich des Schatzes ſchöner Erinnerungen, die er als Ausbeute mit ſich jenſeits der Alpen nähme, und pries Italien als ein Zauberland, das zwo Feen, Natur und Kunſt, wetteifernd geſchmückt hätten. Der Graf war anderer Meinung. Ich

will nicht leugnen, ſagte er, was ganz Europa ſeit Jahrhunderten zugiebt, daß der Himmel Italiens milder und heitrer iſt, als der jenſeits der Berge, daß ſeine Seen, Flüſſe, Waſſerfälle, Gebirge und Meeresküſten reizende Landſchaften bilden, daß ſein Reichthum an Werken der Kunſt es zu einer Fundgrube für den Künſtler und den Kunſtfreund machen. Aber dieß alles ſind Einzelheiten, deren Genuß durch den peinlichen, Wehmuth erregenden Eindruck des Ganzen verkümmert, wo nicht gar vernichtet wird. Italien iſt das Land der Widerſprüche. Die blühende, mit allem Reichthum der Natur geſchmückte Landſchaft wird entſtellt durch die armſeeligen Wohnungen und die noch armſeeligern Geſtalten der Bewohner; in den Städten erſtickt eine Maſſe formloſer, ſchmutziger, verfallender Häuſer die Werke edler Baukunſt; in den großartigen Säulengängen, auf den Marmortreppen der Tempel, in dem prachtvollen Innern derſelben beleidigen zerlumpte Bettler unſer Auge; die heitere Form des Tempels verſpricht dir den heitern Dienſt irgend einer Aphrodite, eines Apollo, und du findeſt den düſtern Todtendienſt des Gekreuzigten; blühende Farben locken dich in die Nähe eines Gemäldes; du hoffeſt die erhebende Schönheit einer Madonne zu erblicken, und ſiehſt vor der entſetzlichen Qual eines Heiligen, den man über Kohlen röſtet, oder mit glühen-

den Zangen zerreißt; gestern hast du andachtsvoll vor einer heiligen Jungfrau oder einem segnenden Christus, wenn nicht leiblich, doch geistig gekniet, und heute erregt eine Venus, eine Leda mit dem Schwane, ein Ganymed mit dem Adler unwillkürlich deine gröbste Sinnlichkeit. So ist das ganze Leben in Italien, dem Fremden nichts als eine Reihe von Widersprüchen und entgegengesetzten Eindrücken, aus deren Kampfe du nur mit Mühe einige Erinnerungen zur Bereicherung deines Gestes zu retten vermagst. So sprach der Graf: allein Hellwig konnte ihm nicht beistimmen. Die Widersprüche im Gebiet der Künste seien, meinte er, Erzeugnisse des betrachtenden Geistes, also den Gegenständen selbst nicht zur Last zu legen. In Hinsicht des Volkes wolle er zwar nicht leugnen, daß es mit der Natur, wie mit der Kunst, im Widerspruche stehe, er entferne jedoch diesen Widerspruch dadurch, daß er sich die gesammte Nation als den Gärtner des reizenden Gartens oder den Thürsteher des großen Kunstpallastes vorstelle, wobei jede Forderung des Einklangs zwischen Gärtner und Garten oder Pförtner und Pallast wegfalle. Uebrigens finde jeder dieser Widersprüche seine Erklärung und mithin seine Entschuldigung in der Lebens- und Glaubensgeschichte des Volkes. Diese Bemerkung Hellwigs richtete das Gespräch auf die oft behandelten Gegenstände, den

Katholicismus und die Hierarchie; Gegenstände, die allezeit die Heftigkeit des Grafen erregten. Auch jetzt verfehlten sie diese Wirkung nicht; mit Feuer sprach er gegen einen Glauben, der dem Laster und der Bosheit durch vorgespiegelte Versöhnung mit dem Ewigen mannichfaltigen Schutz und Schirm darbiete, die Vernunft durch Aberglauben, den Kunstsinn durch Schädelstätten, Henker- und Höllenscenen fessele, gegen eine Anstalt, deren höchster Grundsatz mit der Bestimmung des Menschen in den verderblichsten Widerspruch getreten sei, seit sie, durch Hartnäckigkeit und Beschränktheit der Menschen festgehalten, ihre Zeit überdauert habe. Lebhaft redete er über diese und ähnliche Gegenstände, bis die Glocke, Mitternacht ansagend, die beiden Freunde zum Schlaf ermahnte.

Als am folgenden Morgen der Graf auf dem großen Saale, der in italiänischen Gebäuden allen Zimmern eines Stockwerks gemeinschaftlich zu sein pflegt, sich erging, trat aus einem Gemache eine Frauengestalt, die sogleich die ganze Aufmerksamkeit unseres Reisenden fesselte. Der höchst seltsamen Kleidung nach hätte man sie für eine Nonne halten mögen: ein Schleier bedeckte das Haupt, daß auch nicht eine Locke ihres Haares sichtbar wurde; ein weißes faltenreiches Gewand stieg zum Kinn empor; nur war alles freier und an-

muthiger, denn die gewöhnliche ſteife Kloſtertracht. Wie viel auch die Schleier verhüllten, den vollendeten Bau und die gemeſſene Fülle der Glieder konnten ſie doch nicht gänzlich, den majeſtätiſchen Wuchs durchaus nicht verbergen; und hätten ſie dem Auge alles dieß entzogen, das freigelaſſene Antlitz hätte es völlig ſchadlos gehalten. Es war eine heilige Cäcilia an Schönheit und an Ausdruck des Entzückens und der ſchwärmeriſchen Andacht; die Gluth des großen ſchwarzen Auges ſchien der Wiederſchein vom Glanze des Himmels, den ſie offen ſähe. Auch darin glich ſie der Heiligen, daß die erſte Jugendblüthe, wiewohl ohne Nachtheil für ihre Schönheit, für ſie vorüber war; ſie mochte in der Mitte zwiſchen zwanzig und dreißig ſtehen. Der Graf war von der ungewöhnlichen Erſcheinung zu ſehr überraſcht, um ſogleich zu einer ſchicklichen Anrede hinlänglich gefaßt zu ſeyn: mit einer ſtummen Begrüßung ging das erſte Begegnen vorüber. Erſt als ſie den Balken betreten hatte, fühlte er ſich geſammelt genug, um ihr zu folgen. Signora, redete er ſie an, da das Glück ſchon ſo viel für mich gethan hat, mich unter daſſelbe Dach mit Euch zuſammen zu führen, ſo erlaubt mir ſein Werk zu vollenden und Euere nähere Bekanntſchaft zu ſuchen. Ihr ſeid ſehr genügſam, Signor, verſetzte ſie, wenn Ihr ſchon unſer Zuſammentreffen dem Glück

anrechnet, indeß erlaubt auch mir die Frage, ob Ihr No. 6. bewohnt, denn in diesem Falle sind wir so nahe Nachbaren, als Fremdlinge seyn können. Der Graf bejahte die Frage, und gab in angemessenen Ausdrücken seine Freude über die — Nachbarschaft, deren Glück er freilich in seiner Unwissenheit nicht genossen habe, zu erkennen. Ob diese Nachbarschaft ein Glück ist, erwiederte sie, wage ich nicht zu entscheiden; aber gewiß hat sie etwas von dem Gepräge des sogenannten Glückes; sie ist von kurzer Dauer: denn sehet, Signer, schon bespannt man unsere Wagen, und wird uns bald zum Aufbruch ermahnen. Und doch bedürfte es nur eines gütigen Wortes von Euch, Signora, sagte der Graf, um diese Nachbarschaft, trotz allem Wechsel der Umgebungen, bis zu dem Augenblicke zu verlängern, wo eines von uns seine Heimath erreicht, oder unsere Wege sich nothwendig trennen. Wohl, Signer, versetzte sie, dieß Wort kann ich Euch zugestehen, und ohne Euch durch Güte von meiner Seite irgend eine Verbindlichkeit aufzulegen: denn ich habe Lust, einen Streit mit Euch zu erheben; um so größere Lust, da ich im Voraus des Sieges gewiß seyn darf, wenn Ihr mit ehrlichen Waffen kämpfen wollt. Am liebsten Unterwerfung, sagte der Graf, Kampf nur, wenn es seyn muß, und dann wahrlich nur mit er-

laubten Waffen. In dieſem Augenblicke trat ein Diener zu ihnen, um anzukündigen, daß — alles zur Abreiſe bereit ſey, und ſo mußten ſie ſcheiden.

Die Bekanntſchaft war gemacht, ein näheres Verhältniß eingeleitet. Der Graf hatte bei ſeinem Vorſchlage keine andere Abſicht gehabt, als Zeit zu gewinnen, um dieß etwas räthſelhafte und doch anziehende Weſen genauer kennen zu lernen, und für einen Theil der Reiſe wenigſtens, eine gewiß nicht unangenehme Geſellſchaft anzuwerben. Ueberhaupt hatte er der Liebesabenteuer ſchon zu viele beſtanden, um noch lüſtern danach zu ſeyn, und hier war die Erſcheinung ſo Ehrfurcht gebietend, daß ſie keinen unlautern Gedanken aufkeimen ließ. Jetzt, da er ihre Bereitwilligkeit, ſeinen Vorſchlag anzunehmen geſehn hatte, da es ihn ſogar dünkte, als hätte er dadurch einen ihrer Wünſche erfüllt, jetzt wünſchte er ſich Glück, ihn gethan zu haben, denn dieſer Umſtand erhöhte unglaublich den Reiz, den ihr Schönheit und Seltſamkeit ſchon geliehen hatten. Durch ſeinen Diener, der ſchon Erkundigung eingezogen hatte, erfuhr der Graf, die Fremde ſey eine Signora Regina de Monti aus Reveredo, die von einer Wallfahrt nach Loretto und Rom heimkehre; ob aber dieſe Nachricht mehr Wahrheit enthalte, als die derſelbe Diener verſicherte, dem Begleiter der Dame zum Austauſch dar-

geboten zu haben, daß ſein Herr nämlich der Sohn eines verabſchiedeten Hauptmanns von Sternberg ſei. das war eine andere Frage. Hellwig wenigſtens konnte ſich nicht entſchließen, daran zu glauben, ſondern behauptete, die Fremde ſei irgend eine Kloſterfrau hohen Ranges, die ihre Andacht oder eine Angelegenheit ihres Stiftes oder Ordens nach Rom geführt habe. Dieſe Vermuthung gewann einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit, als bey deren gemeinſchaftlichem Mittagsmahle zu Terni eine andere Frau zum Vorſchein kam, die obgleich älter, doch offenbar eine untergeordnete Rolle ſpielte, und eben ſo wunderſam gekleidet war, wie die ſchöne Regina. Dieſe, die ſich dem Grafen ſchon unter dem oben genannten Namen zu erkennen gegeben, und dagegen ſeinen angenommenen und den wahren ſeines Begleiters erhalten hatte, ſtellte nun den Herren die ältliche Dame als ihre Verwandte vor, die an ihrer Wallfahrt Theil genommen habe. Uebrigens blieb während der Mahlzeit das Geſpräch bei allgemeinen Gegenſtänden, indem man über die Kunſt redend, ſich wechſelſeitig ſeine Anſichten mittheilte.

In Spoleto, wo man übernachten mußte, that die ſchöne Regina den erſten Schritt zu ihrem Ziele, das übrigens Hohenſtein ſchon errathen hatte. Signor, ſagte ſie, als ſie ſich mit dem Grafen allein befand

ich war geſtern Abend Euere gezwungene Zuhörerin; denn nur eine leichte Wand ſchied unſere Gemächer. Ihr ſeid ein bitterer Feind meines Glaubens . . . O Signora, unterbrach ſie Hohenſtein, was ſich auch zur Rechtfertigung meiner Anſichten ſagen ließe, immer muß ich Euch um Verzeihung bitten, daß ich unvorſichtig genug war, gegen einen Glauben in ſeiner eigenen Heimath ſo laut zu ſprechen, daß ich gewiß ſein konnte, meine Rede würde ein frommes Ohr erreichen und beleidigen: o! vergebt . . . . Signer, unterbrach ihn Regina, laßt mich reden. Die Kränkung, ſo ich erfahren, iſt, wie Alles, eine Schickung des Himmels, und jegliches, was er zuläßt oder verhängt, gedeiht zu unſerm oder Anderer Heil und zu ſeiner Ehre. Freilich that mir Eure Rede deſto weher, je geſchickter Ihr derſelben den Anſtrich der Wahrheit zu geben wußtet, und ich würde ihr mein Ohr entzogen haben, wie man jeder Schmähredе thun ſoll, hätte ich nicht vorher und ſelbſt während des heftigen Erguſſes ſo viel Treffliches aus Euerm Munde gehört, — das mir nicht erlaubte, Euch dem großen Haufen derer beizuzählen, die unſern Glauben ſchmähen, weil — er nicht der ihrige iſt. Als ich Euch nun dieſen Morgen ſelbſt erblickte, — überzeugte mich Euer ganzes Weſen noch inniger, daß Ihr keine Feſſel, alſo auch nicht die der Gewohnheit traget, daß Ihr

nicht einer der Vielen ſeid, bei denen die ſogenannte Aufklärung; wäre ſie auch die Wahrheit ſelbſt, doch nichts anders, denn ein Vorurtheil iſt, das ſie unfähig und daher auch unluſtig ſind, zu prüfen, an dem ſie alſo nur darum hangen, weil es ihnen beigebracht worden iſt. Ihr ſeid im Haſſe unſers Glaubens und unſerer Kirche erzogen .... Mit nichten, fiel ihr der Graf ein; wir hegen keinen Haß dieſer Art, und hegten wir ihn: ſo könnte er höchſtens Eure Kirche, nie Euern Glauben treffen. Kirche und Glauben, verſetzte ſie, ſind ſchlechterdings eins und unzertrennlich, nur mit einander, nie einzeln zu denken. Unſer Glaube ſtützt ſich auf die heiligen Urkunden: aber dieſe Urkunden ſind geſchrieben in fremder Sprache, unter dem Einfluſſe fremder Natur und Sitte, ja oft dunkel durch ihre Erhabenheit: ſie bedurfen alſo einer Erklärung. Wer wird nun der Erklärer ſeyn? Entweder Jeder für ſich oder Einer für alle: ein Drittes giebt es nicht. Im erſtern Falle werdet Ihr bald weder Kirche, noch Glauben mehr haben, im letztern erhaltet Ihr den Glauben durch die Macht der Kirche, als der unfehlbaren und einzigen Auslegerin der heiligen Schrift, unfehlbar eben darum, weil ihr allein dieß Recht zuſtehen darf. Aber, Signora, warum muß dieſe Kirche eben monarchiſch ſeyn, warum ſich zur unumſchränkten Herrin nicht nur des

Glaubens, ſondern des ganzen geiſtigen Lebens aufwerfen? fragte Hohenſtein. Ich will Euch, verſetzte ſie, für die monarchiſche Verfaſſung der Kirche nicht die Gründe anführen, die Ihr Proteſtanten zu verwerfen pflegt, ſondern Euch nur mit den Waffen beſtreiten, die Euch für die allein erlaubten gelten, und in deren geſchickte Handhabung Ihr Euern Stolz ſetzt, mit den Waffen der Vernunft. Wie zuſammengeſetzt und verzweigt auch eine Maſchine ſeyn möge, es muß doch ein letztes Rad einen letzten Hebel oder Drücker geben, von dem alle Bewegung ausgehe. Aus wie verſchiedenartigen Schaaren auch ein Heer beſtehe, alle muß zuletzt, ſoll die Wirkung vollkommen ſeyn, ein einziger Wille leiten. Ja könnt Ihr es leugnen, daß mit dem Fortſchreiten der Menſchheit die monarchiſche Verfaſſung immer mehr und mehr vorherrſchend geworden, daß ſie jetzt ſelbſt den Weltweiſen für die beſte gilt, weil ſie nur in ihr hinreichende Bürgſchaft für die Ruhe der Geſellſchaft finden? So ſcheint die Vereinigung unter einer höchſten Einheit ein Geſetz und Bedürfniß unſers Lebens zu ſeyn: warum ſoll die Kirche allein dieß Bedürfniß nicht fühlen, dieſem Geſetz nicht folgen dürfen? Ihr fragt, warum die Kirche ſich des ganzen innern Lebens gebieteriſch bemeiſtere. Gewiß gebt Ihr mir die Nothwendigkeit des Glaubens zu, denn auch Ihr

ſeyd Chriſt;—ſo müßt Ihr auch eingeſtehen, daß die Kirche befugt, ja verpflichtet ſei, dieſen Glauben um jeden Preis aufrecht zu erhalten. — Aber ſo wie die Sinnlichkeit des Menſchen gegen das Pflichtgebot in ihm, ſo lehnt ſich auch ſein Verſtand gegen den Glauben auf: es iſt der Kampf des Irdiſchen gegen das Göttliche.

Wie nun ein treuer Vater die Leidenſchaften ſeines Kindes unter die Herrſchaft des Gewiſſens zu beugen ſucht, ſo beſtrebt ſich die Kirche die geiſtigen Kräfte des Menſchen der Herrſchaft des Glaubens zu unterwerfen. Und warum ſollte ſie dieß nicht, oder was fordert ſie denn ſo Unbilliges? Wenn Euere Vernunft den Satz des Widerſpruches achten und verwerfen muß, was er verwirft: ſollte es denn ſo herabwürdigend für ſie ſeyn, die Ausſprüche der Offenbarung ebenfalls als eine Bedingung oder eine Schranke ihres Denkens anzuerkennen? um ſo eher ſollte ſie dieß, da ſie über die wichtigen Gegenſtände, über welche die Offenbarung uns belehrt, ſelbſt gar keine, oder doch ſehr unbefriedigende Aufſchlüſſe zu geben vermag. — Es wäre dem Grafen allerdings ein Leichtes geweſen, dieſe etwas lockern Schlußreihen auseinander zu ſprengen, allein, Regina war zu ſchön und anziehend, ihm alſo zu viel daran gelegen, ſie nicht einzuſchüchtern, als daß er ei-

nen Streit hätte beginnen ſollen, der, ernſtlich geführt, mit Bitterkeit geendet haben würde. Er begnügte ſich alſo ihr auf die beſcheidenſte Weiſe zu ſagen, daß er wohl des Wahren nicht wenig in ihren Anſichten finde, daß es jedoch ſchwer ſeyn dürfte, ihn vom Gegentheil deſſen zu überzeugen, was ihm mehr denn zwanzig Jahre für Wahrheit gegolten habe. O Signor, ſagte ſie lebhafter, indem ſie aufſtand, warum hanget Ihr ſo feſt an der vielgeprieſenen und doch trügeriſchen Vernunft? Soll ich es Euch ſagen? So wahr ich Euch halte für einen edlen Mann, nur darum, weil Euere Leidenſchaften mit dieſer Vernunft dingen und feilſchen können. Der Glaube hingegen fordert unbedingte Unterwerfung, fordert oft ſchmerzliche Opfer, ohne ſie Euch in Rechnung zu bringen. Und iſt denn Euere Unterwerfung ſo unbedingt, fragte etwas hohniſch der Graf. Ja, ja! rief ſie fröhlich zum Himmel aufblickend, wie ein Kind zum Antlitz der Mutter, ja ich bin freudig und ſeelig in dem Bewußtſein, daß ich meinem Glauben alles und jegliches, ſelbſt mein Leben willig darbringen würde. Sehr ſtolz, Signora, bemerkte der Graf. Nein, nein, ſagte ſie, beide Hände gegen den Buſen drückend, wahrlich kein Stolz, nur Demuth, denn ich weiß ja, daß nur Gottes Gnade dieſe Kraft in mir erzeugt. Indem ſchlug die Uhr der Signora

zehn. Die Stunde ruft mich ab, sagte sie, doch wir sprechen mehr über diesen Gegenstand; und ich hoffe, ja ich habe das freudige Vorgefühl, daß meine Worte fruchtbaren Boden finden werden, daß mich der Herr in seiner Barmherzigkeit zu einem Werkzeug Eures Heiles erkohren hat. Jetzt ruhet wohl, Signor.

Das also? sagte der Graf zu sich selbst, als er in sein Gemach zurück gekehrt war, also das? Bekehren willst Du mich, seltsames Wesen? So kann denn ein Weib keinen Mann sehen, ohne sofort eine Eroberung an ihm machen zu wollen, wo nicht für ihre Reize, so doch für ihre Ansichten oder ihren Glauben? Aber unangenehm ist das Abenteuer auf keinen Fall, denn zu wie viel wunderlichen und deshalb anziehenden Auftritten kann dieser Bekehrungsplan, dieser heilige Eifer nicht Anlaß geben? Nicht lange jedoch hielt Hohenstein diese heitere Ansicht der Sache fest. Es verdroß ihn, daß ein Weib die Meinung fassen konnte, sie würde ihn bekehren, daß sie sich so viel Kraft, und ihm dagegen so wenig zutraute. Wie, Hochmüthige! dachte er, wenn ich das Spiel nun umkehrte! wenn ich, statt daß Du mich zum Heiligen machen willst, Dich zur Sünderin machte? Wenigstens würdest Du dadurch zur Selbsterkenntniß gelangen, und einsehen, auf wie schwachem Grunde Deine eigene Heiligkeit ruht. —

Böſe Gedanken ſind böſe Geiſter, die nach dem Glauben der Vorzeit wohl leicht herbei zu rufen, aber nicht ſo leicht wieder zu bannen waren, und dem leichtſinnigen Beſchwörer nicht ſelten verderblich wurden. Der Graf konnte den Gedanken, bei der ſchönen Regina die Schülerrolle, die ſie ihm zugedacht, in die Rolle des Meiſters zu verwandeln, nicht wieder aus ſeinem innern Leben vertilgen; im Gegentheil wurde er immer mehr und mehr verherrſchend darin, und je größern Spielraum er ihm zugeſtand, deſto herrlicher erſchien er ihm. Daß ſie Schwärmerin war, ließ ſich nicht verkennen; nur in einem überſpannten Geiſte konnte der Gedanke entſtehen, einen Mann, wie den Grafen, der durchaus nichts Phantaſtiſches blicken ließ, und noch obendrein auf einer Reiſe, zu bekehren. Was in ihrem Geſpräche etwa den Anſtrich philoſophiſcher Betrachtung hatte, konnte nicht als Widerlegung dienen, denn es war offenbar entlehnt, wenn auch mit Geiſt in ihr Eigenthum verwandelt. War ſie aber zur Schwärmerei geneigt, ſo konnte er auf das Gelingen ſeines Planes mit Gewißheit rechnen: denn welcher Mann, der das ſchöne Geſchlecht auch nur oberflächlich kennt, wußte nicht, daß eine Schwärmerin allezeit verloren iſt, ſobald ein geiſtreicher Mann, der ſich in ihren Ton zu ſtimmen weiß, ſie zu ſeinem Opfer auserſehen hat? Hell-

wigs Vermuthung, daß Regina irgend einem geiſtlichen Orden angehört, fiel dem Grafen zwar ein, doch dieſer Umſtand, weit entfernt, ihm ein Hinderniß ſeines Vorhabens zu ſcheinen, verlieh dem Abenteuer nur neuen Reiz, und war zugleich ein Bürge des Gelingens mehr. Denn war ſie ein Kind klöſterlicher Einſamkeit, alſo unbekannt mit den Verhältniſſen und dem Gange des äußern Lebens, ſo war ihr Heiligenſtolz um ſo unziemlicher, verdiente um ſo mehr Züchtigung, und der Mangel an Erfahrung ſtellte ſie ungleich mehr dieſer Züchtigung bloß. Dieß ungefähr war der Gang, den Hohenſteins Selbſtgeſpräche nahmen; je mehr er ſich mit dem Abenteuer beſchäftigte, deſto reizender ſchien es ihm: denn war das Ganze nicht eine wahre Dichtung, darſtellend den Kampf des Glaubens mit dem Verſtande? nicht intereſſante Charaktere, Widerſtreit der Geſinnungen und Beſtrebungen, planmäßiges Handeln von beiden Seiten, und endlich aller Wahrſcheinlichkeit nach eine vollkommene Auflöſung, kurz alle nöthigen Beſtandtheile waren verhanden. Unwillkührlich begann er den Plan ſelbſt zu entwerfen, die Schritte zu ordnen, die ihn zum Ziele führen ſollten, und wie es uns bei allen zweideutigen Handlungen geht, ſo war auch — Hohenſtein zu dem Unternehmen entſchloſſen, ehe er einen deutlichen Entſchluß gefaßt hatte. Auf Regina's

Unerfahrenheit viel zu bauen, ſchien ihm, nach dem, was er bis jetzt geſehen hatte, doch nicht ſehr räthlich, und er glaubte ſichrer zu gehen, wenn er vorzüglich ihre Schwärmerei zur Grundlage ſeines Gebäudes machte.

Nach einem wohl durchdachten Plane leitete nun der Graf alle die kleinen Ereigniſſe, die jetzt ſein und Regina's Leben ausmachten; die Tagereiſen wußte er zu verkürzen, den Aufenthalt in großen Städten, wie Fuligno, Perugia und Arezzo, zu verlängern. Seine Unterhaltungen mit Signora wurden dadurch immer häufiger, und auch dieſe lenkte er ſeinem Zwecke gemäß. Sorgfältig vermied er jeden Streit mit Gründen, die den Verſtand Regina's zur Thätigkeit gezwungen und ſie folglich ſelbſt bei kaltem Blute erhalten hätten; überall ſuchte er die Unterhaltung in das Gebiet der Phantaſie zu ſpielen, was ihm um ſo leichter gelang, da dieſes Gebiet ohnehin die Heimath des katholiſchen Glaubens iſt. Hohenſteins Berechnung war ganz richtig; mit Feuer ergriff die Signora jeden Gegenſtand, der ihre erregbare Phantaſie anſprach, und mit wahrer, wenn auch weiblich milder Beredſamkeit verbreitete ſie ſich über Ideen, die ſo ganz ihre Seele erfüllten, ja einen Theil ihres Weſens ausmachten. Die wohlthuende Gluth, in die ſolche Unterredungen ſie ver-

ſetzten, die unverkennbare Wirkung derſelben auf den Grafen, die Aufmerkſamkeit, ja man könnte ſagen, die Andacht, mit der er auf ihre Reden horchte, die Milde und Lauigkeit, mit der er ihr widerſtand, wenn er nicht, gleichſam im Genuſſe, ſie zu hören verſunken, allen Widerſtand vergaß, dieß Alles ſtärkte ihre Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg, und ließ ſie mit immer heißerem Eifer und rückſichtsloſerer Lebhaftigkeit ihren Zweck verfolgen.

Man war in Florenz angekommen, und zwar mit dem Entſchluſſe, dem Aufenthalte in dieſer merkwürdigen Stadt keine beſtimmten, beſonders keine zu engen Grenzen zu ſetzen. Die Signora verließ faſt ihr Gemach nicht, beſonders mied ſie die öffentlichen Oerter, wo Kunſtwerke oder — Denkmäler einen Zuſammenfluß von Menſchen verurſachten. Dieſe Zurückgezogenheit, mitten in einer belebten Stadt und während der ſchönſten, mildeſten Frühlingstage erhob die Vermuthung, daß Regina dem geiſtlichen Stande angehöre, faſt zur Gewißheit; deſto lockender ſchien dem Grafen ſein Abenteuer, deſto rühmlicher der gewünſchte Erfolg. Jeder Abend führte ihn zu ihr zurück; mit einem Bericht von dem, was er den Tag über Denkwürdiges geſehen, begann gewöhnlich das Geſpräch; aber bald ging es auf den Gegenſtand über, auf den beide, wiewohl aus ſehr

abstechenden Gründen, es zu lenken wünschten. Hohenstein kam von dem Anschauen einiger der vorzüglichsten Gemälde ganz erfüllt zurück, und ergoß sich in Lobpreisung derselben gegen die Signora, die er, vom Abendroth beleuchtet und von der milden Frühlingsluft angehaucht, in einer Art von Selbstvergessenheit, am offenen Balkonfenster sitzend fand. Als der Strom seiner Rede ausgebrauset hatte, sagte sie: Auch ich, Signor, habe diese Bilder gesehen, und wie Euch, so haben sie auch mich begeistert; ja ich hatte ein größeres Recht auf diese Begeisterung. Wie so? fragte Hohenstein, — giebt es ein anderes Recht auf die Empfindung, als die Fähigkeit dazu? Ich nenne es ein größeres Recht, erwiederte die Signora, daß meine Bewunderung mit meinen übrigen Gefühlen und Ansichten in vollkommenem Einklange stand. Ihr hingegen verwerft den Glauben, der die Schöpfer dieser Meisterstücke zu ihren Schöpfungen begeistert hat. Der Glaube, Signora, sagte der Graf, begeistert weniger, als er den Stoff der Begeisterung darbietet: wenn er aber auch die Quelle der Begeisterung jener Maler gewesen wäre, so hätte er nichts mehr gethan, als der Glaube Indiens und Griechenlands einst gethan haben. Das also würde ihn nicht schützen, wenn ich ihn verwerfen wollte. Aber thue ich es denn? müßt Ihr ungerecht gegen mich

ſeyn; — weil ich Lehren, an die der Menſch wohl nur dann wahrhaft glaubt, wenn ſie mit ihm aufgewachſen ſind, nicht anzunehmen vermag? Ich bewundere jene Gemälde; aber lehret mich doch, wie ich die Heiligen, die ſie darſtellen, anbeten und für Weſen halten ſoll, die zu meinen Gunſten den Lauf der Natur, das heißt, die Geſetze, ſo der Schöpfer ſeiner — Schöpfung eingeprägt, verändern können. O Signer, erwiederte Regina, was redet Ihr von den Geſetzen der Natur, die Ihr nicht kennt! Hat nicht der Schöpfer aus für uns unerforſchlichen Gründen das Böſe zugelaſſen? und könnt Ihr ſagen, ob nicht dadurch die Ordnung der Natur, die einſt dem Menſchen gewiß nur günſtig war, geſtört worden iſt? Oder wißt Ihr, ob nicht der Menſch ſelbſt durch den Sündenfall ſich in ein feindliches Verhältniß zu der Natur geſtellt hat! Und iſt die nun dem Menſchen angeborene Neigung zur Sünde nicht jetzt auch ein Naturgeſetz, und zwar gewiß auch ein feindſeeliges? Ungewiß alſo, ob die Natur auf ihn, den Schuldbeladenen, noch ſo wirkt, wie ſie einſt nach des Schöpfers urſprünglicher Beſtimmung, auf den Schuldloſen wirkte, überzeugt daneben, daß die natürliche Anlage zur Sünde ihn auf den Weg des Verderbens drängt, iſt der Menſch ein armes, immerdar Schutz und Hulfe bedürfendes Weſen. Und in dieſer ſeiner

Armuth und Blöße wollt Ihr ihn hinstellen in die ungeheure Wüste des Lebens, in unermeßlicher Entfernung von dem Allmächtigen, der allein seine Schwäche zu stützen vermag? O welch ein angstvolles Daseyn, wenn ich hinaus schauen müßte in die Unendlichkeit, die mich trennt von dem ewigen Urquell aller Hülfe, und ich sähe unausgefüllt die unermeßliche Kluft zwischen ihm und mir! Sollte diese Kluft nicht ausgefüllt seyn — durch die Allgegenwart des Schöpfers? fragte gleichsam schüchtern der Graf. Ihr habt Recht, fuhr Regina mit steigendem Feuer fort, wo wäre eine Kluft so unermeßlich, daß der Allgegenwärtige nicht diesseits und jenseits in gleicher Herrlichkeit sich offenbarte? Aber wie soll ich ein Gebilde aus Staub, mich zu ihm, dessen Gedanken Welten sind, so erheben, daß meine Seele ein Vertrauen zu ihm faßte, wie es mein zagendes Herz bedarf! Je tiefer sich meine Knie vor seiner Größe beugen, desto furchtsamer blickt meine Seele zu ihm empor, desto verwegener scheint ihr die Hoffnung, der Unendliche werde sorgen für das Endlichste der Endlichen. Aber jene Heiligen, die einst gleich mir das Pilgerkleid aus Staub getragen, gleich mir den Kampf gekämpft mit den sündigen Neigungen alles Irdischen, gleich mir geweint über die Verkehrtheit des eigenen Herzens, gleich mir aber auch in der Stunde inbrünsti-

gen Gebetes mit Entzücken den Himmel offen gesehen haben, sie sind, wenn auch unendlich über mich erhaben, mir dennoch verwandt, und ihnen kann ich vertrauensvoll und ohne Zagen nahen. Habt Ihr je gefühlt, welch ein überschwenglicher Schatz in fremdem Lande ein Freund, ein Gefährte aus unserm Volke ist? — wie an seiner Seite, obschon er nicht mehr vermag, denn wir, alle Hoffnungen sicherer werden, alle Furcht verschwindet! Habt Ihr dieß je empfunden, so werdet Ihr auch fassen, welch ein Trost im Leben und im Tode die Verehrung der Heiligen ist. Schon hier in allen Aengsten des Lebens senden wir vertrauensvoll unser Gebet zu dem Heiligen, dessen Schutz und Fürsorge man uns schon in der Wiege übergeben, und dieß Vertrauen ist ein mächtiger Schild gegen die Verzweiflung und alle Ungeheuer ihres Gefolges; jenseits, in der furchtbaren Fremde der Ewigkeit, finden wir ihn auch einst wieder als Freund, Führer, Tröster und Fürbitter am Tage des Gerichts. Euere Kirche hat den Menschen ein unschätzbares Gut, einen süßen Trost geraubt, daß sie ihnen den Glauben an die Heiligen genommen: o! könnten meine Worte Euch dieses Gut wiedergeben! Ach! Signora, erwiederte der Graf mit dem Tone der Rührung, Ihr überredet das arme, sich immer nach einem unbekannten Gute sehnende Herz;

doch der ruhige Verstand ist schwerer zu überzeugen. Da faßte Regina seine Hand mit ihren beiden und, indem sie zum ersten Male ihm einen vertraulichern Namen gab, sagte sie: O mein theurer Freund, laßt den Verstand, diesen Gotteslengner von Anbeginn, die Geschäfte des schmutzigen Lebens treiben. Die Räume der Erde mag er messen und sie gangbar machen; die Zeit mag er berechnen und dadurch die Frohnarbeit unseres armen Geschlechts vertheilen, Schiffahrt und Handel, Ackerbau und Gewerbe mag er verbessern, kurz sorgen mag er für den gebrechlichen Leib, daß ihm wohl sey, bis er den Würmern übergeben wird; aber was hat er mit dem Göttlichen zu schaffen, daß uns nach dem Falle unserer Aeltern nachgeblieben ist, mit der Freundschaft, der Liebe, dem Glauben und ihren Verwandten? Was hat der Verstand je großes gethan? welche Handlung je bewirkt, in der der göttliche Ursprung des Menschen sich offenbart? Ist ein Freund für den Freund gestorben, hat ein Feind den Feind gerettet, hat ein Held für das Vaterland sich in den Tod gestürzt, ist ein Frommer ein Blutzeuge seines Glaubens geworden; so sind sie alle dem Triebe ihres Herzens gefolgt, und aus seinem Reichthum haben sie den Muth geschöpft zur schweren That. O, theurer Freund, laßt mich Euer Herz gewinnen, und leget dem kalten Klüg-

ler Schweigen auf: in das Herz ſenkte der Ewige den Funken ſeiner Herrlichkeit, den er dem Menſchen zugeſtand.

Allmählich war während dieſer Rede Hohenſtein zu ihren Füßen geſunken, und ſeine Lippen ruhten auf ihrer Hand. Jetzt hob er das Haupt zu ihr empor, und mit Begeiſterung in Blick und Ton rief er aus: O edle — Freundin, welch ein Glück, daß Ihr ein Engel des Lichtes ſeid, und nur das Heilige wollt: wäret Ihr ein Geiſt der Finſterniß, Ihr brächtet die Nacht des Verderbens über das ganze jetzige Geſchlecht. Dann ſtand er auf, und wie aus einem Traume erwachend, ſagte er: Die ſchönen Klänge ſind verhallt; meine Seele iſt freudig und beſtürzt: ruhet wohl, verehrte Freundin, und laßt auch mich Ruhe ſuchen. Er küßte nochmals ihre Hand, und verließ das Gemach.

Wohin ſolche Unterredungen mit ſolchem Ausgange zuletzt nothwendig führen mußten, würde wohl keinem auch nur wenig geübten Beobachter entgangen ſeyn; nur der von ſchwärmeriſchem Glaubenseifer verblendeten Regina konnte es verborgen bleiben. Die Rolle, die der Graf ihr gegenüber ſpielte, hatte ihre Hoffnung, ihn überzuführen in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche, bis zur Gewißheit geſteigert, und dieſe Gewißheit der Luſt an ihrem Unternehmen bis zur Freude-

trunkenheit erhöht. Wie wir nun den Gegenſtand unſerer Sorgfalt lieb gewinnen, wie dieſe Liebe mit der Hoffnung auf den gewünſchten Erfolg unſerer Mühe zu ſteigen pflegt, ſo war auch längſt ſchon in Regina's Herzen, ihr freilich unbewußt, Liebe zu dem Grafen erwacht, und hatte von ſeiner ſcheinbaren Hingebung, die den Glanz des Verdienſtes annahm, vielleicht auch von ſeinen gewinnenden körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften genährt, weit um ſich gegriffen in ihrer Seele. Angſt und Schrecken, Abſcheu vor ſich ſelbſt würden ſich der frommen Schwärmerin bemächtigt haben, hätte ſie die wahre Natur ihrer Empfindungen erkannt. Allein dieß war in ihrer Stellung unmöglich: wäre ſie auch in Hinſicht des Verhältniſſes der beiden Geſchlechter erfahrener geweſen, als ſie war, nimmer hätte ſie ihr Gefühl für den Grafen für etwas Anderes, als für Freude über die Fortſchritte ihres gottſeligen Werkes, für Sehnſucht nach der Vollendung deſſelben, halten können. Dem Grafen, dem eine reiche Welterfahrung zu Gebote ſtand, entging natürlich die Verfaſſung ihres Innern nicht, und dieſe Kenntniß gab ihm eines Theils höhern Muth, alſo auch größere Sicherheit im Handeln, andern Theils bot ſie ihm neue Waffen zur Beſiegung ſeines erkohrnen Opfers dar.

Nach und nach wurden von nun an alle Glau

[illegible], welche die katholische Kirche von der [illegible] [illegible] unterscheiden; auf dieselbe Weise besprochen. [illegible] Farbe der Unterhaltung, dieselbe Nachgiebigkeit [illegible] Seiten des Grafen, dieselbe Verblendung und Selbstvergessenheit Regina's führten stets denselben leidenschaftlichen Ausgang herbei, oder vielmehr einen noch leidenschaftlichern, weil nichts in der Welt auf irgend einer Stufe stehen bleibt. Am heftigsten entzündete sich der Streit zwischen ihnen, als sie auf die Lehre von der Beichte und der Vergebung der Sünden kamen. Absichtlich, weil er einen entscheidenden Schritt thun wollte, redete Hohenstein mit ungewöhnlicher Schärfe [illegible] den Mißbrauch, den die Priesterschaft von der Beichte zur Erwerbung einer unumschränkten Herrschaft über die Gemüther gemacht hätte, und seine ausgebreitete Kenntniß der Geschichte leistete ihm dabei treffliche Dienste. Außer sich, einen Ton zu vernehmen, an den sie nicht mehr gewöhnt war, und der ihre Hoffnung, — wenn nicht zu vernichten, doch weit zurück zu setzen schien, bot Regina Alles auf, um jetzt durch einen vollkommenen Sieg der immer wieder auflebenden Hyder des Unglaubens den Todesstoß zu geben. Wie viel giebt es wohl der Menschen, sagte sie endlich, deren Leben frei ist, ich sage nicht von Sünden, denn das darf sich keiner rühmen unter der Sonne, sondern nur

von grauen Verbrechen, womit ein Augenblick [illegible] fremder Leidenschaft oder unbewachter Neigung oft auch des besten Menschen Wandel befleckt. Nehmt nun einem solchen Unglücklichen den Glauben an Beichte und Vergebung der Sünden, welch unermeßliches Elend hat dann eine einzige unselige Stunde über ihn gebracht. Des begehrenswerthesten Trostes im Unglück, sein gequältes Herz ausschütten zu können vor einem treuen, verschwiegenen Freunde, aus dessen theilnehmenden Worten Linderung für die Gegenwart, Hoffnung und Rath für die Zukunft, und ach! das Nöthigste von allen, wieder Vertrauen zu sich selbst zu schöpfen, dieser Trost ist ihm geraubt. Wie auch die Wunde glüht in seiner Brust, er muß mitten unter Menschen, wie in einer ausgestorbenen Wüste, stumm seine Schmerzen tragen. Doch nicht Allein der Friede des irdischen Lebens, verloren ist auch das Heil der Ewigkeit. Was wird, was soll der Elende thun, der um sich und vor sich, so weit sein geistiges Auge sieht, nichts, denn Qualen und Schrecken erblickt? Entweder um sich zu betäuben, stürzt er sich in den Strom des Lasters, der ihn weit Verbrechen zu Verbrechen fortreißt, oder ist seine Seele zu sanft und gut dazu, so überläßt er sich der Verzweiflung, und sucht, von dieser Betrügerin berathen, durch Selbstmord seine Erlösung. In jedem Falle ist dann sein ewiges

Heil verlieren, das ihm der Glaube an die Kraft der Beichte, und die Erlaſſung der Sünden würde gerettet haben. Wem alſo kann dieſer Glaube gleichgültig ſeyn? Nur dem vollkommen Schuldloſen und dem vollendeten Böſewicht, und weil der erſte nicht zu finden iſt unter der Sonne, nur dem Letztern, der hier und dort nichts mehr zu verlieren hat. Hier ſchwieg Regina, und betrachtete einige Augenblicke den Grafen, der in tiefes Nachdenken verſunken ſchien und ebenfalls ſchwieg. Zu leidenſchaftlich, um abzuwarten, daß er das Schweigen bräche, ſagte nach einer kurzen Pauſe Regina: Ihr ſchweigt, mein Freund? wollt Ihr mir dadurch andeuten, daß Ihr nicht meiner Meinung ſeyd? Verehrte Freundin, erwiederte der Graf mit dem Tone erzwungener Sanftmuth. Ihr habt mir nur die Wahl gelaſſen, entweder Euerer Meinung zu ſeyn, oder von Euch für einen vollendeten Böſewicht gehalten zu werden: fordert eine ſo enge und ſchwierige Wahl nicht einiges Nachdenken? Habe ich Euch beleidigt, theuerer Freund, ſagte ſie, hat mein Eifer für die Wahrheit die Mäßigung vergeſſen, die gerade der Wahrheit ſo wohl anſteht: o ſo vergebt mir! vergebt mir, wiederholte ſie, und bot ihm wie zur Verſöhnung die Hand. Mit Wärme ergriff Hohenſtein das dargebotene Unterpfand und es an ſeine Bruſt drückend ſagte er: Ihr bedürft meiner Ver-

gebung nie, niemals, werthe Freundin; aber nun zürnet auch Ihr mir nicht, wenn ich einmal offenherzig über unser Verhältniß mit Euch spreche. Was könnte ich eifriger wünschen! versetzte Regina. Ihr habt, fuhr Hohenstein fort, eine heftige Gährung in meiner Seele bewirkt; was fest stand, wollte wankend werden, was sonst als flüchtiges Meteor vorüber zog, sich zur bleibenden Masse gestalten. Diesen Zustand konnte ich nicht dauern lassen, und ich habe heute in einer ruhigen Stunde mein Inneres geprüft. So lange ich bei Euch bin, fühle ich mich, wie von einem Zauber besiegt, das zu glauben gezwungen, was Ihr mir als Wahrheit darstellt: Alles, was Ihr sagt, scheint mir lichtvoll und nirgends sehe ich einen dunkeln Fleck des Zweifels. Bin ich aber fern von Euch, so erlischt nach und nach der Glanz der Wahrheit, mit dem Ihr Eure Lehren bekleidet, und meine vorigen Ansichten, die Ihr in den Schatten gestellt, treten wieder an das Licht zurück. Es ist also nicht die innere Wahrheit und Gewichtigkeit Euerer Glaubenslehren, die meine Seele hinüberzieht zu Euch; Ihr seid es selbst, es ist der harmonische Klang Eurer Stimme, die Verklärung Eures Antlitzes, wenn Ihr begeistert Eueres Glaubens Hoheit verkündigt, der beseeligende Blick Eueres Auges, der wie die göttliche Taube aus dem offenen Himmel zu

mir unbegreiflich, kurz es ist Euer ganzes Wesen, das zugleich irdisch schön und himmlisch heilig alle Saiten der Menschenseele berührt. Mir unbewußt hat sich Liebe zu Euch meines Herzens bemeistert, und diese Liebe macht mich willig zum Glauben: ich könnte andächtsvoll zur Madonne oder einer andern Heiligen beten, weil ich sie unter Euerer Gestalt mir denken darf. Ich war Euch dieß Geständniß schuldig, um eine Täuschung zu enden, in der wir beide befangen waren, um Euch zu keinem falschen Urtheil über mich Anlaß zu geben, wenn ich jetzt — Gott weiß mit wie schmerzlichen Gefühlen — mich von Euch trenne.

Dieses seltsam scheinende Bekenntniß des Grafen war das Ergebniß einer nicht unklugen Berechnung. Entweder Regina hielt seine Liebe für eine Selbsttäuschung, in die er gefallen, um die siegende Kraft ihres Glaubens nicht anzuerkennen, und bot dann Alles auf, um seinen Unglauben aus diesem letzten Bollwerke zu vertreiben, oder sie nahm sie, minder schwärmerisch, als weiblich, für Wahrheit, und erblickte dann in ihr ein wirksames Mittel mehr zu ihrem Zwecke. In jedem Falle erlangte der Graf das Recht, von seiner Liebe zu sprechen, im Geiste eines Liebenden zu handeln, was ihm bei dem Seelenzustande Regina's, schnell seinem Ziele zuführen mußte. Daß sie durch diese Entdeckung

bewogen, ihr Vorhaben aufgeben sollte, war von allen Unwahrscheinlichkeiten die unwahrscheinlichste. Dennoch war Hohenstein einen Augenblick zweifelhaft, ob nicht eben dieß zur Wahrheit werden würde, so überrascht und bestürzt schien Regina. Doch es war auch nur ein Augenblick. Theuerer Freund, sagte sie dann gefaßt, wenn auch noch mit etwas zitternder Stimme, in welch seltsamen Irrthum hat Euch Euer Unglaube geführt! Wenn der Klang meiner Stimme, wenn Euch der Ausdruck meines Antlitzes, der Blick meines Auges, wenn Euch mit einem Wort mein äußeres Wesen wohlgefällt, so ist es ja nur der Spiegel meines Innern, das erfüllt ist von Gott und seinem Worte. Es ist die Gnade des Allmächtigen, die an mir, als dem erlesenen Werkzeuge Eueres Heiles, offenbar wirkt und mir den Glanz der Verklärung leiht, der Euch rührt. Weil aber Euer ungläubiger Verstand solche Wirkung und Offenbarung der Gnade Gottes leugnet, so schreibt er sich selbst täuschend, dem Irdischen zu, was doch nur dem Göttlichen angehöret. Und dieser Irrthum sollte uns trennen? O mein sehr theuerer Freund, wenn Ihr auch nicht glaubt, daß Ihr Euer Heil von Euch stoßt, so bedenket wenigstens, daß Ihr mir, der Ihr Freundschaftsrechte zugestanden, einen großen Schmerz hinterlassen würdet. O laßt mich von Euerem Herzen nicht

ten, das nicht hart seyn kann, was mir der kalte lieblose Verstand unbarmherzig zu verweigern droht. O Madonna, rief Hohenstein zu ihren Füßen stürzend, und das Haupt auf ihre Kniee beugend, laßt mich meine Schaam verbergen, daß ich aufgehört habe, ein Mann zu seyn, daß ich ein willenloses Wesen, meine Knechtschaft fühlend, und dennoch glücklich, hier zu Euern Füßen liege. Sanft hob Regina sein Haupt empor und sagte: O warum wolltet Ihr Euch schämen, mein edler sanfter Freund? es ist ja nicht das irdische Weib, das Euch unterjocht, es ist der Himmel, der Euch mit sanfter Gewalt zu sich ziehet. Wie erschöpft und also halb unbewußt schlang er seinen Arm um ihre Schultern und lehnte das Haupt an ihren Busen, und deutlich fühlte er ihres Herzens beflügelten Schlag, den er besser, denn sie zu deuten wußte. Sein sehnender Blick, der zu ihrem Auge empor stieg, zog unwillkührlich, als wäre es ein Zauber, ihr Haupt herab, um seine Stirn zu küssen, und als auch ihr Mund, statt der Stirn seinen Lippen begegnete, war sie doch nicht mehr Meisterin ihrer Bewegung. Allmählich löste nun Hohenstein die Lage wieder auf, in welche Regina's wahre und seine erdichtete Begeisterung sie beide versetzt hatte, um die Getäuschte von der Gefahrlosigkeit solcher Auftritte zu überzeugen, was ihm auch auf das vollkommenste gelang.

Der eigentlich entscheidende Schritt war nun gethan: das trauliche Verhältniß eines Geliebten zur Geliebten war, ohne ihren Verdacht zu erregen, zwischen beiden festgestellt. Regina von dem heftigsten Wunsche getrieben, sein endliches Ja zu erhalten, und Alles aufbietend, um es herbei zu führen, setzte immer mehr jegliche Rücksicht aus den Augen: der Graf ward immer nachgiebiger, sprach meist so, als stehe der Entschluß, den katholischen Glauben anzunehmen, schon fest in seiner Seele; nur das Ja ließ er sich nicht entreißen, um Regina's Verlangen noch mehr zu steigern.

Immer ungezwungener ward dadurch ihr Umgang: das vertrauliche Du verdrängte zuweilen in ihrer Unterhaltung die minder freundlichen Anreden, die süßen, aber trüglichen Namen Bruder und Schwester wurden oft in den Augenblicken des wärmern zärtlichen Gespräches gehört. Als sie einst am Abend im einsamen Gartenhause, das eine unendlich reiche Frühlingslandschaft umgab, mit einander saßen, und jene schmeichelnden Namen sich schon oft unter ihre Worte gemischt hatten, sagte auf einmal von seinem Gegenstande ablenkend, der Graf: Wollte Gott, meine traute Freundin, ich wäre, wenigstens in geistlicher Hinsicht, Dein Bruder, ich wäre geboren und erzogen in Deinem Glauben, so wäre ich dieses Kampfes überhoben, der sich jede Stunde erneut,

und wo die Aussicht auf den Sieg immer ungewisser sind, je länger und heftiger man streitet. Ueber diese Aeußerung, die die Erfüllung ihres heißesten Wunsches wieder ins Unbestimmte hinaus zu rücken schien, höchst erstaunt, ja erschrocken, sagte Regina: Wie soll ich das mir deuten, mein theuerer Freund? schien es doch seit vielen Tagen, als wäret Ihr Eueres Sieges gewiß, als dürfte ich nur die Arme öffnen, um meinen Bruder im Glauben zu umfangen. Ach! erwiederte Hohenstein, wer kann in so kurzer Zeit einen Bau ermessen, an dem funfzehn Jahrhunderte gearbeitet haben, ich meine den Glauben Euerer Kirche? bei jedem Schritte vorwärts stößt man auf neue Schwierigkeiten, neue Zweifel. Ich habe heute ein Gemälde gesehen, welches das Fegefeuer darstellte! Himmel, welche gesunde Vernunft kann sich zu diesem Glauben verstehen? Je unerwarteter Regina'n die abermaligen Zweifel ihres Schützers kamen, mit desto größerem Feuer vertheidigte sie nun die angefochtene Glaubenslehre. Wollt Ihr etwa, sagte sie endlich, was so vielen frommen und erleuchteten Männern so vieler Jahre für eine Wahrheit gegolten hat, darum verwerfen, weil der Haufe, den nur das Grobsinnliche rührt, sich diese Wahrheit in robe, das feinere Gefühl beleidigende Bilder eingekleidet hat? Laßt dem Volke seine sinnlichen Vorstellungen und haltet Euch

an die geiſtige Lehre der Kirche: erblicket mit ihr in dem Fegefeuer nichts Anderes, als einen Ort oder vielmehr ein Daſeyn der Reinigung nach dieſem irdiſchen Leben. Und ſollte ſich Euere Vernunft anlehnen gegen eine ſolche Lehre? — Geben nicht ſelbſt Euere Weiſen zu, daß Rückkehr zur unendlichen Gottheit das Ziel alles endlichen Daſeyns iſt? und geſtehen ſie nicht dennoch ein, daß der unmittelbare Uebergang aus dieſem halb thieriſchen mit allen Schwächen der Sinnlichkeit behafteten Leben in ein rein geiſtiges Seyn in Gott des ungeheuren Abſtandes wegen nicht gedenkbar ſei. Es bedarf alſo eines vermittelnden Daſeyns, wo der Menſch die Schlacken der Erde, die er von hier mitgenommen, abwerfen, und ſich ſo zu einem höhern fleckenloſen Leben vorbereiten könne. Was aber könnte dieß Mitteldaſeyn Anders in ſich ſchließen, als tiefe Reue über die Sünden, mit den die Seele ſich hier befleckt, als ſchmerzliche Sehnſucht nach der Seeligkeit in Gott, deren Wonne wir dann in minderer Entfernung auch inniger verempfinden werden? Iſt aber ſolches der Inhalt dieſes Lebens, ſo gilt es wohl mit Recht für einen Zuſtand des Leidens, ja der Qual, und ihn bezeichnet unſere Kirche mit dem Namen des Fegefeuers. Was alſo thut der Glaube Anderes, als daß er die Lücke ausfüllt, welche die irdiſche Weisheit zwar erkennt, aber

nicht auszufüllen vermag? Und, o mein theuerer Freund, wie unendlich wichtig iſt es für uns, daß dieſe Lücke nicht unausgefüllt bleibe. Wenn ein Glied in der Kette, wenn gleichſam die Brücke fehlt über den Strom, der das irdiſche Leben trennt von dem ewigen, o wie ſchwankend wird dann unſere Hoffnung, das Jenſeits jemals zu erreichen. Wie, mein ſüßer Freund, die Ausſicht auf die Seeligkeit des Paradieſes, die Ausſicht die uns — ſtärkt in unſern Leiden, tröſtet bei jeglichem Verluſte, Kraft giebt in der Angſt des Todes, dieſe Ausſicht ſoll ungewiß werden, einem Wähnen, einem Vermuthen gleich? Wenn das feindſeelige Leben Dich beſtiehlt um Alles, was Deines Herzens Pulſe fröhlich macht, wenn Verrath der Menſchen, Tücke des Schickſals, Tod der Geliebten, Deine Seele zermalmt, willſt Du der hereinbrechenden Verzweiflung nichts entgegen ſetzen, als ein dunkles froſtiges Vielleicht? bedarfſt Du am Grabe eines Freundes, eines Bruders, einer Gattin, nicht der Gewißheit des Wiederſehens! O ich möchte nicht leben, ich möchte nicht lieben, ohne dieſe Gewißheit! Dank dem Ewigen und ſeinem Worte, ich weiß, ich weiß, wo ich mich reinigen werde von den Flecken dieſer Erde, weiß, daß ich gereinigt leben ſoll im Paradieſe, daß ich im ſchmerz- und wolkenloſen Seyn der Ewigkeit wieder finden werde, was ich hier geliebt. O

mein Bruder, welch ein Augenblick des heiligſten Entzückens, wenn ich aus dem Glanze der Himmel zum ſchweſterlichen Empfange Dir einſt die Arme entgegen ſtreckte! Im Feuer der Rede breitete ſie die Arme aus, und wie hingeriſſen, warf ſich der Graf an ihre Bruſt. O Regina coeli! Königin des Himmels! rief er aus, nimm Deinen Gläubigen hin, heilige ihn durch Deine Heiligkeit, daß er einſt mit Dir im Paradieſe ſei. Je weniger die anfänglichen Aeußerungen Hohenſteins einen ſolchen Ausgang ahnen ließen, deſto größer war die freudige Beſtürzung Regina's. Die Thränen des Entzückens benetzten in Strömen ihre Wangen; die Einſamkeit, die Dämmerung der Frühlingsluft begünſtigte die ungewöhnliche Bewegung ihrer Seele, ſie lag an Hohenſteins Bruſt und das gewaltige Pochen ſeines Herzens erhöhte den Schlag des ihrigen; ſeine Küſſe brannten auf ihren Lippen, und wie ein Kind, das nie Wein genoß, ſich am erſten Tropfen berauſcht, ſo ward ſie trunken von dieſen Küſſen; einer ihr fremden Gewalt hingegeben unterlag ſie dieſer, und bald erwachte ſie entheiligt aus dem irdiſchſten der Träume. In ſtummer Verzweiflung verhüllt in ihr Gewand blieb die unglückliche Regina unbeweglich, wie eine Leiche, als fürchtete ſie, der geringſte Laut, die leiſeſte Bewegung müßte die Erde erregen, ſich aufzuthun, und ſie zu verſchlingen.

Als aber Hohenstein zuletzt und ziemlich außer Fassung ungeschickter Weise begann, ihr mit süßen Worten zuzureden, hob sie sich langsam empor, faßte mit der Gewalt des Krampfes seine Schulter und sagte: Bei einem Heiligen, das ich verrathen habe, bei dem Fluch der Erde und dem Gericht des Himmels, die meiner harren, verlaßt mich jetzt, wenn Ihr nicht meine Vernichtung wollt. Diese Beschwörung, in einem Tone gesprochen, der ein zurückgehaltenes unendlich Furchtbareres ahnen ließ, erfüllte den Grafen mit einem seltsamen Schauder, und ohne ein Wort der Erwiederung verließ er das Gemach.

Als Hohenstein auf seinem Zimmer sich wieder hinlänglich gesammelt hatte, um den Zustand seines Innern zu übersehen, fand er die Befriedigung nicht, die er sich von diesem Siege versprochen hatte; theils weil der Richterspruch seines Gewissens ihn unbedingt verdammte, theils weil Regina ein zu anziehendes Wesen war, um sein Herz kalt zu lassen. Um diese unangenehme Empfindung zu verscheuchen, um sich gewissermaaßen selbst über sein Gefühl zu täuschen, stimmte er bei sich selbst ein Triumphlied an: daß diese eingebildete Heilige sich gewiß nicht mehr einfallen lassen werde, jemanden bekehren zu wollen, daß ihre Anmaßung und ihr Stolz diese Demüthigung wohl verdient habe, daß

man wünschen müsse, es möchte aller Bekehrungssucht eine so angemessene Züchtigung zu Theil werden, und dergleichen mehr. Allein seine Rednerkünste wollten dießmal wenig verfangen, Herz und Gewissen blieben unbestechlich; und es war nichts, als ein neuer Versuch, der Sache die gewünschte Ansicht mit Gewalt abzugewinnen, als er seinem Freunde das Abenteuer den Hauptzügen nach unter Scherzen und Lachen mittheilte. Arme Regina, sagte Hellwig, sie hat ihren höchstens unklugen Eifer mit der Ruhe ihres ganzen Lebens bezahlt. Dir, Hohenstein, kann ich zu diesem Siege nicht Glück wünschen: es ist eine alltägliche Wahrheit, daß auch der innigste Glaube, die lauterste Frömmigkeit, den Menschen nicht der Menschheit und ihren Schwächen entnimmt, und ich behaupte, Regina war viel zu demüthig, um sich frei von allen Schwächen der Erde zu glauben, wenn sie auch in schuldloser Unerfahrenheit nicht an die dachte, durch die sie gefallen ist. Und welch grasliches Bild hast Du der mit dem Leben wenig Vertrauten von dem Menschen, von den Nichtkatholiken gegeben. Der Graf, unwillig über diese Bemerkungen, die er doch nicht zu bestreiten wußte, brach das Gespräch ab, und die beiden Freunde schieden bald von einander.

Als nach einer ziemlich unruhigen Nacht der Graf

ſpät am folgenden Morgen erwachte, übergab ihm der Kammerdiener einen Brief, mit dem Zuſatze, daß die Signora de Monti nach Mitternacht abgereiſet ſei, und dieß an den Herrn von Sternberg hinterlaſſen habe. Haſtig, mit leiſem Zittern, erbrach der Graf das Schreiben, nachdem der Kammerdiener ſich entfernt hatte, und las folgendes:

Ich bin unſäglich elend; grenzenlos, wenn die Ahnung, die meine Seele durchblitzt, wahr iſt, daß von Euerer Seite Alles nur Spiel, Larve, Verrath geweſen. Ueberzeugt mich, zur Linderung meiner namenloſen Schmerzen, eines Beſſern, kommt nach Roveredo, Euer Wort zu löſen; legt Euer Glaubensbekenntniß in die Hand des ehrwürdigen Ambroſius ab, dann ſehn wir uns noch einmal wieder auf dieſer Erde. Kommt! kommt! ſieben Tage werde ich Euerer harren.

Regina.

Je unangenehmer dieſe Zeilen auf Hohenſtein wirkten, deſto mehr war er bemüht, die entgegengeſetzte Stimmung mit Gewalt in ſich hervor zu rufen. Nach einigen Augenblicken des Kampfes mit ſich ſelbſt rief er lant lachend: attendez-moi sous l'orme, vous m'attendrez longtems, und zerriß den Brief, als wäre damit auch das Andenken an die verrathene Regina vertilgt.

Von nun an erst bekümmerte sich Hohenstein ernstlich um die Genüsse, die das in aller Hinsicht reiche Florenz darbieten konnte; denn wie sehr er sich auch sträubte, es sich einzugestehen, so war es doch wahr, daß er der Zerstreuung bedurfte. Aber die Zerstreuung ist wie der Schlaf; sie fliehet den, der ihre Hülfe sucht, und leistet sie dem, der ihrer wohl entbehren könnte. Ein Widerwille gegen das Leben in Italien schlich sich allmählich bei ihm ein, und brachte ihn zu dem Entschlusse, dieses Land auf immer zu verlassen, und auf dem östlichen Wege, über Ferrara, Padua und Treviso nach Deutschland zurück zu kehren. Vierzehn Tage später als Regina ging er von Florenz ab; doch schon in Bologna änderte er seinen Reiseplan, und wandte sich nach Verona. Von hier sandte er seinen Begleiter nach dem unfernen Roveredo, um Erkundigung über Regina einzuziehen, und verwies ihn im Nothfalle an den Pater Ambrosius. Hellwig sparte keine Mühe, um seinem Freunde zu willfahren, aber Niemand in Roveredo wollte etwas von einer Signora Regina de Monti wissen. Nothgedrungen suchte er also den Pater Ambrosius auf, und bat ihn um die gewünschte Belehrung. Wohl kenne ich, sagte der Greis, die unglückliche Regina, aber ehe ich mit Euch von ihr spreche, muß ich wissen, welches Recht Ihr habt, nach ihr zu fragen.

Seyd Ihr ein Abgesandter des Signor Sternberg? denn selbst seyd Ihr es nicht. Hellwig konnte sich nicht entschließen, den ehrwürdigen Greis mit einer ohnehin wohl zwecklosen Unwahrheit zu hintergehen, sondern bejahte die Frage. Wohl, versetzte der Greis, so kehret zu Eurem Freunde zurück und sagt ihm, er möge selbst kommen und sein Wort lösen, dann werde ihm das Schicksal der Verrathenen kein Geheimniß bleiben. Da der Geistliche jede weitere Erklärung verweigerte, so mußte Hellwig mit der gegebenen zu seinem Freunde zurückkehren. Wohl, sagte der Graf, sie hat mich betrogen, ich habe sie wieder betrogen, und so ist unsere Rechnung geschlossen. Am andern Morgen setzte er über Vicenza und Treviso seine Reise nach Deutschland fort. —

Zwei Jahre waren vergangen: der Graf war durch den Tod seines Vaters der reichste Majoratsherr seines Vaterlandes geworden, und hatte am Hofe desselben bereits eine Stelle eingenommen, auf die seine Geburt, sein Vermögen, und seine persönlichen Eigenschaften ihm ein Recht verliehen. Eine neu betretene Laufbahn ändert meist auch die Richtung des Geistes; so fing auch Hohenstein an, seinen künstlerischen und wissenschaftlichen

Beſtrebungen zu entſagen, und vom Ehrgeiz berathen, ſich ein neues Ziel zu ſtecken, deſſen Erreichung ihm Alles, was ſich ſeinen Blicken darbot, zu verbürgen ſchien. All ſein Streben bezog ſich nun auf ſeine Stellung im Staate, und er entwarf keinen Plan mehr, der nicht zur Endabſicht gehabt hätte, ihn um eine Stufe dem Throne näher zu bringen. Zu dieſem neuen Syſtem gehörte auch eine angemeſſene Verbindung, weil erſt dann der Mann in der großen Welt mitzählt, wenn er ein Haus zu machen beginnt, was doch dem Unverheiratheten nicht füglich möglich iſt. Der Graf ſah ſich alſo im Kreiſe der edlen Jungfrauen, die den Hof und die Reſidenz ſchmückten, nach einer Gattin um, und ſeine Wahl fiel auf die Baronin Karoline von * * *. Wiewohl die einzige Tochter eines ſehr begüterten und angeſehenen Mannes, der obendrein zu dem erſten Adel des Landes gehörte, war Karoline doch als Mädchen zwei und zwanzig Jahre alt geworden, weil ſie ſich nie hatte entſchließen können, eine höchſt kränkliche Mutter, die an ihre Pflege gewöhnt war, zu verlaſſen. Dieſe Mutter war nun ſeit neun Monden todt, und die Tochter frei. Karolina war keiner Leidenſchaft, nicht einmal einer ſtarken Neigung fähig, denn es fehlte ihr dazu an Phantaſie; allein ſie erſetzte dieſen Mangel, der ſelbſt nicht Allen als ſolcher erſcheint, reichlich durch

einen richtigen und höchst aufgebildeten Verstand, durch große Zartheit des Gefühls und musterhafte Ergebenheit gegen ihre Pflichten, und endlich durch die Ruhe des Gemüths, die des stillen häuslichen Glückes wahre Schöpferin und Erhalterin ist. Dieser innere Friede spiegelte sich auch in Karolinens Zügen, und lieh dem, wenn auch nicht schönen, doch angenehmen Gesichte einen großen Reiz mehr. Dem Grafen entgingen so viel freundliche, Glück versprechende Eigenschaften nicht; er erblickte sie sogar höchst günstig von seiner Eigenliebe beleuchtet, weil ihm Karoline, von den glänzenden Eigenschaften seines Geistes gewonnen, den Vorzug vor allen jungen Männern, die sich ihr zu nähern suchten, einzuräumen schien. Bei dieser gegenseitigen Anerkennung war es natürlich, daß nach und nach eine Zuneigung entstand, die man Liebe nennen mag, wenn man nur dabei nicht an Leidenschaft denkt, und daß, da Jedes in dem Andern einen in Hinsicht der bürgerlichen Vortheile schicklichen Gegenstand seiner Wahl fand, der Bund zwischen ihnen bald geschlossen war.

Schon seit vier Wochen war die Verbindung in der Residenz erklärt, und nach der Rückkehr Hohensteins von einer kleinen Reise, die er auf seine Güter unternommen hatte, sollte auch der Hochzeitstag festgesetzt

werden. Allein den Tag vor seiner Zurückkunft erhielt Karoline folgenden Brief:

„Edles Fräulein, wenn der Graf Hohenstein, Ihr Bräutigam, derselbe ist, der vor zwei Jahren unter dem Namen Sternberg aus Italien zurückkehrte, eine hohe, schlanke Gestalt, starkes dunkelbraunes Haar, das Auge von gleicher Farbe, die Nase gebogen und ein kleines Maal an der linken Seite des Kinns — wenn es derselbe ist, so stehen Sie am Rande des Verderbens, denn Ihre Wahl ist auf einen Geist der Finsterniß gefallen, der das Böse thut aus Lust am Bösen. Eine Elende, die, seit ihr unseeliges Geschick sie mit ihm zusammen führte, ihr Leben in zerreißenden Empfindungen und glühenden Thränen der Reue hinbringt, hält es für ihre Pflicht, Sie zu warnen. Uebergeben Sie ihm inliegende Zeilen, und überzeugen Sie sich durch die Wirkung, die sie auf ihn machen werden, von seiner Sträflichkeit. Wenn Sie meine Warnung verschmähen, so schenke Ihnen der Allmächtige Kraft, die Leiden zu tragen, die Ihrer harren, und der Versuchung zu widerstehen, die Sie umgarnen wird."

Karoline hatte sich nun schon seit mehreren Wochen an die Aussicht auf eine neue Lebensepoche gewöhnt,

von der sie, wenn irgend der Mensch von der Zukunft etwas erwarten darf, das Glück ihres Lebens zu erwarten berechtigt war. Sie hatte in einsamen Stunden das Gemälde ihrer Zukunft ausgemalt, und glaubte sich um so sicherer an dessen Anblick weiden zu dürfen, da sie sich bewußt war, die Farben nicht von der Phantasie geborgt zu haben. Welch ein Schmerz nun auch für die Nichtleidenschaftliche, diesen schönen Hoffnungen, die das Gepräge der Gewißheit trugen, auf einmal entsagen zu müssen. Und entsagen mußte sie doch höchst wahrscheinlich: daß die unbekannte Warnerin von Hohenstein sprach, war nicht zweifelhaft, und der Ton des Ganzen ließ auf der einen Seite keinen Verdacht gegen ihre Wahrhaftigkeit zu, und deutete auf der andern mehr als eine gewöhnliche Jugendverirrung an. Es war also wohl natürlich, daß Karoline den Rest des Abends, und einen Theil der Nacht in Vermuthungen, in Ueberlegungen, wohl auch in Thränen, zubrachte.

Als sie am Morgen erwachte, theilte ihr sogleich die Kammerfrau die Nachricht mit, daß der Graf schon angekommen sei, und fragen lasse, wenn er sie sehen könnte. Sie ließ ihn um zehn Uhr zu sich bitten, und wandte die Zwischenzeit an, sich zu sammeln, und die Spuren der empfundenen Unruhe zu vertilgen. Er kam und fing damit an, ihr liebreiche Vorwürfe zu machen,

daß ſie ihn ſo lange auf das Vergnügen des Wiederſehens habe warten laſſen. Graf, verſetzte ſie, ich habe eine ſchlimme Nacht gehabt, und die Folgen derſelben ſollten nicht auf unſere Zuſammenkunft einwirken. Er wollte das Wort nehmen, aber ſie ließ es nicht zu, ſondern reichte ihm das Billet, das ſie in dem Briefe der Unbekannten gefunden hatte, und ſagte: dieß hat man mir geſtern zur Beſtellung an Sie zugeſandt. Raſch entfaltete Hohenſtein das leicht geſiegelte Blatt und las:

Vergebens habe ich Euerer geharrt in Roveredo;
nun erwarte ich Euch am Throne des Gerichts.

Regina.

Je dichter der Schleier war, womit die Zeit das Bild der unglücklichen Regina in Hohenſteins Seele verhüllt hatte, deſto tiefer und durchgreifender war jetzt ſein Entſetzen, da es plötzlich entſchleiert und als Geiſt der Rache wieder in ſein Bewußtſeyn trat. Todtenbläſſe überzog ſein Antlitz; er wollte reden, doch die Zunge verſagte ihm den gewohnten Dienſt; ſeine Kniee zitterten, ſein Arm vermochte ihn nicht zu ſtützen, ſondern er mußte zu einem Lehnſtuhle ſeine Zuflucht nehmen. Karoline war von dieſen ihr ſelbſt unerwarteten Zeichen ſeiner Schuld heftig ergriffen; ſie bedurfte keiner weitern Ueberzeugung, und da ſie wohl fühlte, daß jetzt jede Unterhaltung eine Quaal, ja eine Unmöglichkeit

seyn würde, so entfernte sie sich in der Stille. Als der Graf wieder zu sich selbst gekommen war, und Karolinens Verschwinden wahrnahm, begriff er auch, daß sein Urtheil gesprochen sei, und verließ das Haus; auch war er nicht mehr erstaunt, als er einige Stunden später einen Brief von Karolinens Vater erhielt, worin ihm dieser mit vieler Artigkeit und Schonung erklärte, daß eine Verbindung zwischen ihm und seiner Tochter unmöglich wäre. Um nicht Zeuge des Aufruhrs zu seyn, den dieser Bruch am Hofe und in der Stadt nothwendig erregen mußte, beschloß der Graf, den Sommer in einem entfernten Bade zuzubringen, und es gelang ihm auch wirklich abzureisen, ehe er noch irgend etwas von seinem Abenteuer vernahm; nur eine Freundin, die bei der beabsichtigten Heirath eine bedeutende Rolle gespielt hatte, gab ihm den sehr zweideutigen Trost mit, daß diese Trennung der edlen Karoline schon manche Thräne gekostet hätte.

Hohenstein verließ die Residenz in einer wahrlich nicht beneidenswerthen Stimmung. Auf der einen Seite hatte er eine Braut verloren, die ihm weder in Hinsicht der Glücksgüter, noch der Geburt, noch der persönlichen Eigenschaften, etwas zu wünschen übrig ließ, an deren Hand er mit Zuversicht das Glück des Lebens zu finden hoffen durfte. Auf der andern Seite

war Regina wieder in ſein Leben getreten, wie der Geiſt einer verſtorbenen Beleidigten, der von jenſeits wiederkehrt, um an dem Beleidiger Rache zu nehmen. Und je weniger er hoffen durfte, dieſen Rachegeiſt zu verſöhnen, deſto weniger durfte er ſich ſchmeicheln, jenen Verluſt zu erſetzen; denn es war mehr als wahrſcheinlich, daß, ſo wie jetzt, auch zum zweiten und dritten Male Regina ſein Glück zerſtören würde. Das Gefühl dieſer höchſt unangenehmen Lage ward dann und wann ſo lebhaft in ihm, daß es ihm Stunden aufrichtiger, aber leider fruchtloſer Reue gab, und daß er, um ſich von dieſer Empfindung der Reue, die ſeinen Stolz aufs äußerſte kränkte, zu befreien, die Beleidigte aufgeſucht haben würde, um ihr zur Genugthuung ſeine Hand anzubieten, wäre er nicht zu feſt von ihrem geiſtlichen Stande überzeugt geweſen. Doch bei einem ſo unruhigen Geiſte kann keine Stimmung, welche Farbe ſie auch tragen möge, von langer Dauer ſeyn. Die Zerſtreuungen des Bades verſtärkten die Kraft der Zeit, und halfen ihm leidlich über die unangenehmſte Periode ſeines Lebens weg. Er kehrte in die Reſidenz zurück, als die Geſchichte ſeiner geſcheiterten Heirath ſchon längſt von andern ähnlichen verdrängt worden war. Je entſchiedener er jeglichen Gedanken an eine eheliche Verbindung unterdrückte, deſto unbedingter gab er ſich den

Entwürfen des Ehrgeizes hin: er lebte nur für die Geschäfte, und seine unermüdliche Thätigkeit, von gründlichen Kenntnissen und einem hellen Geiste unterstützt, erwarb ihm bald das Zutrauen des Fürsten und die Aussicht auf die erste Stelle am Throne.

Abermals waren zwei Jahre verflossen, als ein wichtiges Geschäft mit dem Hofe zu *** eine geheime Sendung dahin nothwendig machte. Der Graf wurde dazu ausersehen, und um das Geheimniß mehr zu sichern, nahm er scheinbar Urlaub zu einer Badereise, und begab sich unter dem Namen eines Freiherrn von Blumenau an den Ort seiner Bestimmung, wo er sich nur dem ersten Minister, mit dem er unterhandeln mußte, zu erkennen gab. Dieser, dem an der Geheimhaltung des Geschäfts nicht minder gelegen war, führte den Grafen, dessen Aufenthalt in der Hauptstadt doch endlich die Neugier und dann die Nachforschung erweckt haben würde, nach seinem nur wenige Meilen entlegenen Schlosse, wo seine Familie den Sommer zubrachte, und trieb die Vorsicht so weit, ihn auch hier nur unter dem erborgten Namen einzuführen. Zur Familie des Ministers gehörte auch seine Nichte, die Gräfin Elisa von ***, die seit ihrem siebenten Jahre, wo sie ihre Mutter verloren hatte, in dem Hause des Oheims erzogen worden war. Ihre Mutter, die einzige Schwe-

ſter des Miniſters und einſt die anerkannt erſte Schönheit des Landes, hatte ihre Ausſichten auf ein glänzendes Loos einer leidenſchaftlichen Liebe zu dem jüngſt verſtorbenen Fürſten geopfert. Drei Töchter waren die Frucht dieſer Liebe geweſen: die älteſte hatte nach dem Tode der Mutter aus Neigung den Schleier genommen und war nun Aebtiſſin zu ***; die zweite war als Braut an den Folgen einer Erkältung geſtorben, und ſo war Eliſa, die jüngſte, jetzt Erbin eines unermeßlichen Vermögens. Zwanzig Jahr alt, in voller Jugendblüthe, ſchön wie die Mutter nach der Behauptung der Miniſterin, war ſie doch noch frei, weil noch keiner der vielen Bewerber ihr Liebe eingeflößt hatte, und ein Geiſt, wie der ihrige, erſt von dieſer Allmächtigen unterjocht ſeyn muß, um zu begreifen, wie man ſich freiwillig die Feſſeln der Ehe anlegen könne. Denn die einzigen bewegenden Kräfte ihres ganzen Lebens waren die Phantaſie und das Gefühl, aber eine Phantaſie, begrenzt durch Gewöhnung an edle Sitte, ein Gefühl, geleitet durch innige Frömmigkeit. Eliſa, gleich leidenſchaftlich geſtimmt für die Natur und für die Kunſt, die letztere ſelbſt, wenn auch nur mit weiblichem Glücke übend, rief mit Macht in dem Grafen wieder den Geſchmack und die herrſchenden Neigungen ſeiner jüngern Jahre hervor. Der Nachmittag war gewöhnlich dem Genuſſe

der romantiſchen Umgegend, der Abend der Ton- oder Dichtkunſt gewidmet; und wie Eliſa den Grafen anzog durch ein reines und lebendiges Auffaſſen des Erhabenen und Gefälligen in der Natur, ſo wie des Schönen in der Kunſt, ſo nahm er ſie ein durch ſeine reiche Erfahrung und ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, die es ihm möglich machten, das Gegenwärtige durch Vergleichung mit dem Entfernten, das Empfundene durch Annäherung an den Gedanken in ein helleres, oft neues Licht zu ſtellen. Dazu kam, daß die bewegliche Phantaſie Eliſa's jedem Tage eine andere Farbe zu geben wußte, und die Bekanntſchaft des Grafen mit allen Kunſtleiſtungen aller Völker und Zeiten es ihren gemeinſchaftlichen Beſchäftigungen nie an neuem Stoff gebrechen ließ. Da es nun zwiſchen gebildeten Menſchen keine ſtärkere Anziehungskraft giebt, als den gleichen Sinn für Natur und Kunſt, ſo wäre es wohl überflüſſig, weitläuftig zu ſchildern, wie nach und nach die Liebe ſich beider Herzen bemächtigte. Es war dieß um ſo natürlicher, da die Entfernung von dem Geräuſche der Welt ſo ſehr die Entſtehung einer leidenſchaftlichen Neigung begünſtigt, da dem Grafen eine Verbindung mit Eliſa'n in jeder Rückſicht wünſchenswerth erſcheinen mußte, und ſie keinen Anſtand finden konnte, einem Manne, den ihr Oheim ſo ausgezeichnet aufge-

nommen, ihr gewiſſermaßen ſelbſt zugeführt hatte, ihre Hand zu reichen.

Kaum hatten die beiden Liebenden Geſtändniß und Gegengeſtändniß ausgetauſcht, als ſich Hohenſtein mit Schrecken an ſeine unſichtbare Verfolgerin Regina erinnerte. Hier war nicht nur — wie bei ſeiner Verbindung mit Karolinen, eine reiche, ſchöne, in jeder Rückſicht ihm zuſagende Braut, hier war eine Geliebte zu verlieren, ein Verluſt, den er ſich um ſo ſchmerzlicher vorſtellte, da er überzeugt war, dieß würde ſeine letzte Liebe ſeyn, da er ſchon nicht mehr gehofft hatte, noch lieben zu können. Hier mußte Alles aufgeboten werden, um Regina's zerſtörenden Einfluß abzuwehren. Als er daher bei dem Miniſter um Eliſens Hand warb, und ihm dieſer in ſchmeichelhaften Ausdrücken ſeine Einwilligung zugeſichert hatte, entdeckte er ihm ſein Abenteuer mit Reginen, ſo weit es ſich nämlich einem Dritten mittheilen ließ, und indem er es in ein gewöhnliches Liebesabenteuer mit einer Italiänerin von Stande verwandelte. Er erzählte ihm hierauf, wie die Rachſucht ſeiner ehemaligen Geliebten ſeine Verbindung mit Karolinen geſtört habe, wie er nicht ohne Grund einen ähnlichen Streich jetzt von ihr fürchte, und er deßhalb wünſchen müſſe, ſeine Verbindung mit Eliſen in aller Stille und unter angenommenem Namen vollziehen zu

dürfen. — Der Minister, der allzuwohl mit Hohensteins Verfassung bekannt war, um irgend etwas zu fürchten, erwiederte lachend, daß es allerdings besser sei, einer Nachricht, die vor der Hochzeit Alles verwirren könnte, einige Wochen später hingegen höchstens einen Tag des Schmollens und eine rührende Verzeihungsscene hervorbrächte, den Weg zu den Ohren der Braut zu versperren, und er sich daher dem Wunsche des Grafen nicht widersetzen wolle. Da die Frauen den Grafen immer nur als den Freiherrn von Blumenau gekannt hatten, so ließ man sie in — diesem Irrthum, und fügte nur hinzu, daß politische Rücksichten den Freiherrn nöthigten, die Hochzeit entweder bis nach Vollendung des Geschäftes, das ihn nach * ** geführt, aufzuschieben, oder sie ganz in der Stille zu feiern. Wäre ich der Bräutigam, setzte der Minister scherzend hinzu, so würde ich mich sogleich meiner Braut zu Füßen werfen, um das Letztere von ihr zu erflehen, denn das Leben ist nicht lang und sicher genug, um sein Glück aufzuschieben! Hohenstein befolgte diesen Rath, und die Ministerin, mit Elisens Empfindungen zu vertraut, um nicht zu wissen, daß des Bräutigams Wunsch auch der ihrige sei, gab ihr durch Zureden Gelegenheit, des Geliebten Bitte mit Anstand zu gewähren. Einige Tage später beschworen beide in der Schloßkapelle den Bund der ewigen Liebe und Treue;

außer dem Prieſter war niemand Zeuge, als Eliſa's Oheim und ſeine Gemahlin. Der Graf genoß die Wonne, die dieſer Tag faſt im Uebermaaß ihm brachte, um ſo inniger, da er mit Recht glaubte, daß die Gefahr, die bisher ihn geſchreckt, nun vorüber wäre.

Drei Monden verlebte Hohenſtein in der Fernweit ſeines neuen Glückes, und ſelten verging ein Tag, wo er ſich nicht einen Thoren geſcholten hätte, daß er dem Glück auf allen möglichen Irrwegen nachgejagt, während es auf der offenen Heerſtraße wandele. Die vollkommenſte Uebereinſtimmung der Gemüther und des Geſchmacks unterſtützte und kräftigte die durch Liebe vermittelte Einigkeit der Herzen; ſo war ihr Leben wahrhaft ein doppeltes Leben, was unſtreitig der ſchönſte Gewinn einer glücklichen Ehe iſt. Es gab nur einen einzigen Punkt, wo dieſer beneidenswerthe Einklang nicht Statt fand, den des Glaubens, denn Eliſa war Katholikin, und wie alle Frauen dieſer Kirche, eifrige Katholikin; da jedoch der Graf ſeit der Begebenheit mit Reginen eine gewiſſe Scheu trug, dieſe Seite zu berühren, ſo wurde wenigſtens kein Mißklang vernehmbar. Dieſem Glücke Hohenſteins ſetzte die Wahrſcheinlichkeit, daß Eliſa bereits die ſchönſte aller Hoffnungen unter ihrem Herzen trage, bald die blühende Krone auf; und der Graf fühlte ſich ſo ſelig in ſeiner gegenwärti-

gen Lage, daß er auf ſeine Laufbahn und alle Entwürfe des Ehrgeizes Verzicht gethan haben würde, hätte ihm nicht der Miniſter unaufhörlich gepredigt, daß man keinem Gefühle, wie befriedigend es auch ſeyn möge, irgend einen Vortheil aufopfern müſſe, der damit beſtehen kann, weil alles Gefühl vergänglich und die Reue dann unvermeidlich ſei.

Das Geſchäft des Grafen war beendigt, ſeine Rückkehr nothwendig geworden. Mit dem Bericht über die gelungene Unterhandlung an ſeinen Hof ſandte er auch die Nachricht von ſeiner Verheirathung in die Hauptſtadt, und ließ Alles zum Empfange ſeiner Gemahlin bereiten: er ſelbſt aber rüſtete ſich zur Abreiſe, und kündigte ſie ſeiner Gattin und ihren Verwandten an. Eliſa äußerte den Wunſch, noch einmal ihre Schweſter, die Aebtiſſin, zu beſuchen, ehe ſie ihr Vaterland verließe, weil ſie ſonſt, bei der Kränklichkeit dieſer verehrten Schweſter, wohl kein Wiederſehen mehr hoffen dürfte. Hohenſtein fand dieſen Wunſch ſo gerecht, daß er ohne Bedenken darein willigte, über *** zu reiſen. Eliſa theilte ſogleich dieſe Nachricht ihrer Schweſter mit, meldete ihr nun erſt ihre Verbindung mit dem Baron von Blumenau. Denn immer noch wußte ſie den wahren Stand und Namen ihres Mannes nicht: eine ihm ſelbſt unbewußte Furcht hielt ihn von der Entdeckung

dieſes Geheimniſſes ab, an dem faſt ſein gegenwärtiges Glück zu hangen ſchien. Erſt am Abend vor der Abreiſe wurden die Frauen damit bekannt gemacht, was zu einem ſcherzhaften Hader zwiſchen den beiden Ehepaaren Anlaß gab. Am folgenden Morgen trennte man ſich unter vielen Seegenswünſchen und Dankſagungen, und nicht ohne Thränen auf Seiten der Frauen.

Am dritten Tage erreichten ſie °°°. Die Aebtiſſin hatte in dem einzigen Gaſthofe des Städchens Befehl gegeben, ſie ſogleich von der Ankunft ihrer Schweſter zu benachrichtigen, weil ſie das erſte Wiederſehen nicht in den düſtern Mauern ihres Kloſters feiern wollte. Kaum war eine Viertelſtunde vergangen, ſo trat, von einer Schweſter begleitet die Aebtiſſin in Eliſa's Zimmer, eine hohe Geſtalt, bleich und abgezehrt, mit allen Spuren einer gewaltſam zerſtörten Schönheit. Eliſa flog an die Bruſt der Verehrten, und benetzte ſie mit Thränen der Freude über das Wiederſehen, und des Schmerzes über das Leiden, das ihr ganzes Weſen ausdrückte. Unterdeſſen kam der Graf herbei; Eliſa hörte ihn, verließ die Umarmung der Schweſter, faßte ihn bei der Hand, und ſagte zur Aebtiſſin: — Mein Mann, der Graf Hohenſtein. Dieſe warf einen Blick auf ihn; der letzte Hauch der Lebensfarbe entfloh von ihren Wangen, und mit dem zerreißenden Ausrufe: O furchtbares

Gerin. sank sie bewußtlos in die Arme ihrer Schweſter. Gerechter Gott, Regina! ſchrie der Graf, der nun auch die Sinkende näher ins Auge gefaßt hatte, und ſtürzte neben ihr ſinnlos zu Boden. Auf einen durchdringenden Schrei Eliſa's eilte die zurückgebliebene Begleiterin der Aebtiſſin herbei; es war ihre Vertraute, Schweſter Felicitas, die einſt auch in Italien ihre Reiſegefährtin geweſen war. Ein Blick auf den Grafen erklärte ihr das Geſchehene. Fort von hier, ſagte ſie, um aller Heiligen willen, fort, daß die Unglückliche nicht wieder zu dieſem Anblick erwache. Eliſens Kammerfrau half ihr die Ohnmächtige in den Wagen zurückbringen; die junge Gräfin ſelbſt, von dieſem räthſelhaften Auftritte betäubt, — folgte ihnen unbewußt, ſetzte ſich zu der Schweſter in den Wagen, half der Begleiterin ſie ins Leben zurückrufen, und kam mit ins Kloſter.

Hier unterbrechen wir auf einige Augenblicke den Gang der Erzählung, um dem Leſer eine Aufklärung zu geben, die wir ihm bis jetzt ſchuldig geblieben ſind. Maria Regina, Gräfin von ***, hatte bald nach dem Tode ihrer Mutter, neunzehn Jahr alt, aus Neigung zu geiſtigen Beſchäftigungen und einem beſchaulichen Leben den Schleier in dem reichen Stifte zu *** genommen. Als Tochter des regierenden Fürſten war ſie für Nachfolgerin der damaligen Aebtiſſin beſtimmt; al-

lein als dieſe kaum zwei Jahre nach Regina's Einkleidung ſtarb, lehnte die junge Ordensſchweſter aus Demuth eine Würde ab, auf welche ſie noch kein Recht erworben zu haben glaubte. Sechs Jahre ſpäter trat derſelbe Fall wieder ein, und nun gab Regina dem Willen ihres Vaters, und den vereinten Bitten der Kloſterfrauen Gehör, und nahm die Würde einer Aebtiſſin an. Sie begab ſich ſelbſt nach Rom, um von dem heiligen Vater die Beſtätigung und den kräftigſten Seegen zu erbitten, den die Erde gewähren kann; und auf der Rückreiſe führte ſie ein unſeeliges Geſchick mit Hohenſtein zuſammen. Man denke ſich eine ſchwärmeriſche Anhängerin des römiſchen Kirchenglaubens, mit dem überſpannteſten Begriffe von der Heiligkeit ihres Standes und der einſtigen Vergeltung des unverletzten Gelübdes, gefallen, da ſie zu einem Range erhoben war, wo ſie Andern als Beiſpiel der Reinheit und Heiligung vorleuchten ſollte, gefallen, da ſie eben die Weihe zu dieſem — wichtigen Amte von dem Statthalter Chriſti auf Erden empfangen hatte, man denke ſich dieß, und man wird begreifen, welche Zerrüttung die unglückliche Begebenheit zu Florenz in Regina's Seele hervor bringen mußte. Ohne den Beiſtand der treuen Felicitas, der ſie jenes Ereigniß weder verhehlen wollte, noch konnte, und die ihrer Beſchützerin, denn das war ſie

der Verfolgern unter der Herrschaft der vorigen Aebtissin gewesen, unbedingt ergeben war, würde diese Zerrüttung vielleicht mit Wahnsinn geendigt haben. Fest entschlossen, sich einer Würde zu entkleiden, die sie geschändet hätte, kam sie in Roveredo an, und theilte dem Pater Ambrosius, nachdem sie diesem Führer ihrer frühern Jugend das Geschehene gebeichtet, auch diesen Entschluß mit. Er aber stellte ihr vor, was ihr schon Felicitas entgegen gesetzt hatte, wie dieß jetzt ohne Entdeckung der wahren oder doch der Wahrheit ähnlichen Ursache unmöglich seyn würde, aus dieser Entdeckung aber ihrem Vater tiefer Gram, und der Sache Gottes mehr Schaden erwachsen dürfte, als wenn eine zwar Gefallene, aber aufrichtig Bereuende, die ihr einmal ertheilte geistliche Würde beibehielte. Sie gab den Vorstellungen des von ihr hoch verehrten Geistlichen nach, und kehrte als Aebtissin in ihr Kloster zurück; aber ihr Leben war von nun an das Leben einer Büßerin, und die Härte, mit der sie ihren Körper behandelte, verbunden mit dem Grame, der ihrer Seele nicht Ruhe ließ, führte sie aus der Blüthe des Lebens reißend dem Grabe zu. Die Ueberzeugung, daß ihr Verführer vom Anfang an nach einem überlegten Plane zu Werke gegangen, brachte sie auf die Vermuthung, daß er ihr auch seinen wahren Namen verschwiegen habe. Der Besuch Hellwigs in

Reverendo brachte den Pater Ambrosius auf die Spur der beiden Reisenden, und die Verfolgung dieser Spur, bei der man weder Mühe, noch Aufwand scheuete, gab endlich die Gewißheit, daß der vorgebliche Sternberg niemand anders sei, als der reiche Graf von Hohenstein. Von nun an verlor ihn Regina nicht wieder aus den Augen, wohl darum, weil sie immer noch hoffte, ihn zur Erfüllung seines Versprechens zu bewegen, denn sie glaubte minder schuldig vor dem Richter des Verborgenen zu stehen, wenn sie um diesen Preis ihm eine Seele gewonnen hätte. So ward es ihr möglich, Karolinen vor ihm zu warnen, was sie für ihre Pflicht hielt. Die letzte heimliche Reise des Grafen entzog ihn endlich ihrer Kunde, und machte es ihr unmöglich, den Dienst, den sie der Fremden geleistet, ihrer Schwester zu leisten. Welch Entsetzen nun, da sie ihren Verderber, den sie für den bösesten aller lebenden Menschen hielt, weil er ihren Glauben nicht nur verachtete, sondern in ihr gleichsam geschändet hatte, da sie diesen als den Gatten ihrer Schwester erblickte, mithin das irdische Glück, wie das ewige Heil dieser Geliebten furchtbar gefährdet sah. Es war einer von den Eindrücken, die das Leben in Gährung setzen, so daß es sein Gefäß, die irdische Hülle sprengt.

Stumm, betrübt bis in den Tod, und von der

fürchterlichſten Ungewißheit gequält, ſaß Eliſa am Lager der von Fieberhitze Glühenden, und ſetzte ſich aus den abgebrochenen Irreden der Kranken ein ſchauervolles Ganze zuſammen. Unfähig, in dieſer Lage länger auszudauern, beſchwor ſie die Schweſter Felicitas, an deren Mitwiſſenſchaft ſie nicht mehr zweifelte, ihr dieſes ſchreckenvolle Räthſel zu löſen; aber die Nonne legte den Finger auf den Mund und wies mit der andern Hand gen Himmel, und ſo mußte Eliſa das Unerträgliche noch länger tragen. Endlich in einem lichten Zwiſchenraume, wo Regina die Umſtehenden wieder erkannte, zog ſie die Schweſter an ihre Bruſt. Unglückliche Geliebte! ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, ich habe Dich nicht retten können — Furchtbar ſind die Gerichte Gottes, aber gerecht — Höre die Sterbende — zerreiß das Band, das Dich an einen Frevler feſſelt — Dich verderben wird hier und dort. Dann ergriff ſie die Hand der Schweſter Felicitas und ſagte: Treue Schweſter — ich nehme nun das Siegel von Deinen Lippen: wann meine Augen geſchloſſen ſind — ſo öffne Deinen Mund, und ſage ihr Alles, was Du weißt. Dann ſagte ſie noch leiſer und ſie inniger an ſich ziehend, zu Eliſen: Verachte — verdamme Deine unglückliche Schweſter nicht — ſchenke ihr Dein Mitleid und bete für ihre Seele. Hier trat der Beichtiger ein, der unterdeß ge-

rufen worden war, und die Frauen mußten sich entfernen. Kaum hatte Regina das Sacrament empfangen, als ihr Bewußtseyn sie abermals und nun auf immer verließ. Elisa und Felicitas faßen auf beiden Seiten ihres Lagers; näher und ferner standen fast alle Schwestern; die tiefe Stille wurde nur dann und wann durch das Schluchzen einer Weinenden, oder den Seufzer einer Betenden unterbrochen. Der Arzt hegte wenig Hoffnung; gegen Mitternacht flog die Leidende krampfhaft auf ihrem Lager in die Höhe, sank im Augenblicke wieder zurück, und war nicht mehr: es schien, als hätte der fliehende Geist die liebgewordene Hülle mit sich empor ziehen wollen, als wäre aber diese, knechtisch unterthan dem Gesetz der Schwere, wieder erdenwärts gesunken. Sie hat vollendet, sagte der Arzt, der ihre Hand ergriffen, nach einigen Augenblicken; requiescant in pace, fügte segnend der Priester hinzu, und das laut ausbrechende Weinen der Versammlung verkündete, daß eine Vielgeliebte geschieden sei.

Als Elisa's Küsse die Augen der Schwester geschlossen hatten, als die dienenden Frauen des Klosters kamen, um den Leichnam zu beschicken, zog Elisa die Schwester Felicitas in ein anderes Gemach, und verlangte von ihr die Erzählung, welche die Vollendete ihr verheißen hatte. Felicitas weigerte sich anfangs und

wollte die Erklärung auf eine Stunde verschieben, wo die Gräfin gefaßter seyn würde: allein der fieberhaft heftige Ton, womit diese darum bat, und endlich zu ihr sagte: „Ehret den Willen der Geschiedenen, sie hat ihr Auge geschlossen, öffnet Euern Mund," überzeugte sie bald, daß hier längere Ungewißheit mehr schaden dürfte, denn die schmerzlichste Gewißheit. Sie theilte ihr also in einfacher Erzählung Alles mit, was sie von den unglücklichen Begegnissen in Italien wußte: indem sie aber als Freundin Alles hervor hob, was zu Reginens Entschuldigung dienen konnte, warf sie, ohne es zu wollen, immer düsterern Schatten auf das Bild des Todten. Die Erzählung war geendigt, und wie Elisa sie fast ohne Zeichen des Lebens angehört hatte, so saß sie jetzt noch stumm und unbeweglich der Nonne gegenüber. Dieser stumme Schmerz erregte die äußerste Furcht der Schwester, und sie gab sich alle ersinnliche Mühe, die Unglückliche zu Worten oder Thränen zu bringen. Lange blieb ihre Mühe vergebens: endlich sagte Elisa mit hohler Stimme: Glücklich sind die Todten, und sank in die Arme der sanften Trösterin. Diese Umarmung überzeugte Felicitas, daß der Körper ihrer jungen Freundin auf dem Punkte stehe, den heftigen Erschütterungen ihrer Seele zu unterliegen. Sogleich ließ sie sie zu Bette bringen, und das Fieber, das schon

nach einigen Stunden Elisen ergriffen hatte, bewies, daß sie sich nicht geirrt. Doch die Natur der Kranken, noch von keinem Leiden, keiner Last des Lebens geschwächt, und jetzt von der Sorgfalt eines erfahrenen Arztes unterstützt, trug bald den Sieg davon, und nach einigen Tagen war die Gefahr vorüber: nur die Hoffnung, die sie unter ihrem Herzen getragen, die aber nun kaum eine Hoffnung mehr heißen konnte, war verloren gegangen. Sobald Elisa wieder zusammenhängend denken konnte, theilte sie dem Beichtiger des Klosters und der Schwester Felicitas, die unterdeß an Regina's Stelle getreten war, den Wunsch mit, hier den Schleier zu nehmen, und bat inständigst, man möchte ihr die Gewißheit, daß dieser Wunsch erfüllt werden könnte, verschaffen, indem sie versicherte, diese Gewißheit würde das kräftigste aller Stärkungsmittel für sie seyn. Durch einen Eilboten berichtete der Beichtiger alles Vorgefallene dem nicht fernen Bischofe, und schon am dritten Tage kam die Antwort des Prälaten, daß die Kirche Elisa's Verbindung mit dem Grafen für keine Ehe anerkenne, sie daher völlige Freiheit habe, über ihre Person zu verfügen, daß sie wohl thun würde, den Schleier zu nehmen, daß er auf ihr Verlangen sie von dem Probejahr entbinden wolle, und übrigens die Genehmigung Sr. Heiligkeit verbürge. Schon acht Tage nach-

der letzte Eliſa das Gelübde ab, das ſie auf immer von der Welt und ihrem wechſelvollen Leben ſchied.

Wir kehren zu dem Grafen zurück. So wie der Froſt, der im Frühling oder Herbſt plötzlich auf milde Witterung folgt, uns ungleich heftiger ergreift, als ein weit höherer Grad deſſelben im Eismonde, wenn wir durch gehörige Uebergänge darauf vorbereitet ſind; ſo iſt auch das Unglück deſto ſchmerzlicher und zerſtörender, je größer das Glück geweſen iſt, das ihm hat weichen müſſen. Es war dem Grafen ergangen, wie Allen, bei denen das Uebermaaß des Genuſſes Gleichgültigkeit gegen das andere Geſchlecht erzeugt hat; er hatte geglaubt, nicht mehr lieben zu können. Dieſe Meinung war vielleicht nicht unrichtig geweſen, als er ſie gefaßt hatte; aber wahrſcheinlich war die Entfernung, in welcher er ſeit der fehlgeſchlagenen Verbindung mit Karolinen von den Frauen gelebt hatte, die Urſache einer Veränderung in dieſer Hinſicht geworden. Wir haben berichtet, daß er eine Leidenſchaft für Eliſen faßte, die er kaum zehn Jahre früher ſo heftig empfunden haben würde; und je mehr dieſe Liebe ihn ſelbſt überraſchte, deſto inniger fühlte er das Glück, das ſie, als ſeine Wünſche Erhörung fanden, ihm gewährte. Dazu ſtand er nun in den Jahren und der bürgerlichen Lage, wo der Menſch ſich nach Mitgenoſſen der ſchon erworbenen

oder zu hoffenden Güter, ſey es des Reichthums oder der Ehre und des Glanzes, nach Gattin und Kindern ſehnt. Vielleicht auch hegte er, wenn er ſie auch nie deutlich gedacht hatte, die Idee, Eliſen zu vergelten, was er an mancher ihrer Schweſtern, am meiſten an der überliſteten Regina, verbrochen hatte, und ſo einen Theil ſeiner Schuld zu tilgen. Es war alſo ganz der Natur gemäß, daß er glaubte, in ſeiner Gattin das wahre und zugleich höchſte Glück des Lebens erworben zu haben. Je inniger dieſer Glaube war, je tiefer er, durch die Empfindungen jeglichen Tages bekräftigt, in das ganze innere Leben eingegriffen hatte, deſto fürchterlicher mußte die Erſcheinung Regina's auf Hohenſtein wirken. Die Verrathene, Entehrte, die er ſo ſchwer beleidigt hatte, als der Menſch den Menſchen beleidigen kann, die ſchon einmal als Rächerin zerſtörend in ſein Leben getreten war, die abzuwehren er alle menſchliche Klugheit aufgeboten hatte, dieſe ſtand nun vor ihm, — und das Schrecklichſte von Allem — als die Schweſter des Weſens, auf deſſen Beſitz er das Glück ſeines Daſeyns gründete. Ihn ſelbſt überfiel ein Schauer, wenn er dieß lebhaft dachte, und um ſo deutlicher fühlte er, daß jedes Weib der Erde, wenn ſie nicht zu den Verworfenen gehört, von dieſer unglücklichen Entwickelung ſeiner böſen That, aufs heftigſte erſchüttert, und

unendlich ſchwer oder nie zu verſöhnen ſeyn würde. Was hatte er nun von Eliſen zu erwarten? Wenn auch in der Gattin die Liebe, verſtärkt durch die Empfindungen der werdenden Mutter, den Sieg über das empörte ſittliche Gefühl davon trüge, konnte er hoffen, daß ihm die ſchwärmeriſchgläubige Katholikin jemals vergeben würde? Es wäre ein thörichter Wahn geweſen: er konnte ſich es nicht verhehlen, daß Eliſa und mit ihr das Heil des Lebens für ihn verloren wäre; daß — überdieß die auffallendſte Begebenheit ihn zum Geſpötte, ja zum Gegenſtande der Verachtung der tauſend Mittelmäßigen machen würde, die ihm ohnehin die reichen Gaben der Natur und des Glücks beneideten.

Dieß waren die Gedanken, die, als der Graf nach kurzer Ohnmacht wieder zu ſich gekommen war, ſeine Seele, wie ein Gift den Körper quälten, und ihn von Sitz zu Sitz, von Gemach zu Gemach trieben. Alle Viertelſtunden fragte er, ob Eliſa noch nicht zurückgekehrt wäre, ein Mal und ein zweites Mal ſchickte er nach dem Kloſter, aber ſeine Boten kehrten zurück, ohne eine befriedigende Antwort erhalten zu haben. Als das Dunkel herein brach, hatte er alle Herrſchaft über ſich ſelbſt verloren, und war unvermögend, ſeine Ungeduld länger zu zähmen. Er begab ſich ſelbſt nach dem Kloſter, allein dem längſt gegebenen Befehle gemäß, wurde

ihm der Eintritt verweigert; sich selbst vergessend wüthete er an der eisernen Pforte, bis die Pförtnerin drohte, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu lassen. Gespornt von allen Quälgeistern, die Raum haben in der Brust des Menschen, irrte er ziellos in der Nacht umher. Es war ein rauher Herbstabend, ein eiskalter Wind strömte von den nahen schon mit Schnee bedeckten Bergen nieder; aber der Graf, wiewohl in der leichtesten Kleidung, fühlte vor innerer Gluth die äußere Kälte nicht. Erst kurz vor Mitternacht kehrte er heim, ohne Hut, den ihm der Sturm entführt, triefend vom Regen, der eben gefallen war, in einem Zustande, daß sein Kammerdiener aufs heftigste erschrak, und ihn halb mit Gewalt zu Bette brachte. Allein das Uebel war geschehen, schon am Morgen lag Hohenstein gefährlich an einer Krankheit darnieder, die der Arzt sogleich für eine Brustentzündung erkannte, und die den Ergriffenen schon am siebenten Tage dem Grabe nahe brachte. Zwar entriß ihn die Anwendung der verzweifeltsten Mittel dem Tode, aber die bis auf den tiefsten Grund erschütterte Natur brauchte lange Zeit, ehe sie wieder an der eigentlichen Herstellung arbeiten konnte; und fast drei Wochen vergingen, ehe dem Genesenden die Erinnerung an das Vergangene zurückkehrte. Kaum aber hatte sich diese wieder eingestellt, als er durchaus Rach-

richten von Elisen verlangte. Der Arzt entdeckte ihm, daß die Gräfin *** verlassen, und sich nach S** in ein Kloster zurück gezogen habe, wohin er ihn selbst, setzte er hinzu, begleiten wolle, sobald es seine Gesundheit erlauben werde. Der Graf beruhigte sich bei dieser Nachricht, und acht Tage später unternahmen beide die gedachte Reise. Als sie in S** angelangt waren, erklärte der Arzt dem Grafen, daß Elisa sich nicht hier befinde, daß er ihn auf ihr dringendes Bitten mit dieser Nachricht getäuscht, daß sie bereits vor vierzehn Tagen den Schleier in ** genommen, und ihm am Abende vor ihrer Einkleidung einen Brief an ihn, den Grafen, übergeben habe. Diesen Brief überreichte er ihm jetzt, und Hohenstein las Folgendes:

„Graf. Wir sind auf ewig geschieden, oder vielmehr, wir waren nie verbunden, denn das Sacrament kann nicht haften an der Sünde, konnte sein Siegel nicht drücken auf eine Verbindung, die durch Ihr Verbrechen selbst eine verbrecherische wurde. Meine unglückliche Schwester hat der Himmel zu sich gerufen, und ich hoffe, er wird sie richten nach seiner Barmherzigkeit: mir hat er die Gnade erzeigt, mich von der Frucht unserer Sünde zu befreien, ehe sie gereift mich der Qual hingab, Abscheu und Liebe zu empfin-

den für daſſelbe Weſen. Morgen nehme ich den Schleier, um bis zu meinem letzten Hauche am Grabe der geliebten Schweſter für ihre Seele zu bitten. Sie nun, löſen Sie das Verſprechen, wodurch Regina betrogen wurde, damit die Vollendete Sie minder ſchwer verklage vor dem Throne des Richters, damit ich, die noch Kämpfende, Ihnen mein zerſtörtes Leben verzeihen könne, damit Sie, der Verbrecher, einſt mit minderer Angſt Ihrer Todesſtunde entgegen ſehen.

Eliſa."

So hatte denn eine Reihe Begebenheiten, erzeugt von einer erſten Sünde, nach beinahe fünf Jahren ihre endliche Auflöſung erreicht, und zwar nach dem Geſetze, daß der Menſch erndten ſoll, was er geſäet hat. Alles, was dem Grafen wünſchenswerth im Leben ſchien, war unwiederbringlich verloren: eine unendliche Ausſicht auf eine reiche Zukunft voll häuslichen Glückes und äuſſeren Glanzes war vernichtet: nichts, als zerſtörte Hoffnungen ſah er vor ſich. Er ließ ſogleich ſeinen Wagen wieder packen, und nachdem er den Arzt höchſt freigebig für ſeine Mühe belohnt hatte, verließ er S** zwei Stunden nach ſeiner Ankunft. Ohne ein Wort zu reden, ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, ohne der Ruhe zu pflegen, reiſete er mehrere Tage, wie es ſchien,

ziellos umher, bis ihn die schlechte Witterung und seine Erschöpfung in einem Flecken des südlichen Schwabens Halt zu machen nöthigte. Hier lebte er geschieden von aller menschlichen Gesellschaft, ja meist in sein Kabinet verschlossen, ohne irgend einen Zeitvertreib, als die düstern Bilder seiner Phantasie. Sein Kammerdiener, ein verständiger und nicht ungebildeter Mann, versuchte es wiederholt, ihn zu irgend einer Zerstreuung zu bewegen; aber seine Ermahnungen wurden immer mit der Frage zurückgewiesen: kannst Du Todte erwecken, und Lebenden das Gedächtniß stehlen? Diese Frage war ein treuer Ausdruck der jetzigen Verfassung seiner Seele: alle seine Vorstellungen, Gefühle und Gedanken bezogen sich entweder auf die unglückliche, wie er nun sagte, von ihm gemordete Regina, oder auf die geliebte verlorene Elisa. Je mehr ihr bitteres Leiden und ihr Opfertod die eine, das entflohene Glück aber und die noch lebendige Liebe die andere in ein gewisses Licht der Verklärung stellte, desto mehr wuchs der Unfriede in seiner Seele. Mit so getrübtem Auge fing er nun an, sein ganzes vergangenes Leben zu überblicken: überall sah er ähnliche Frevel, und die wahrscheinlich zu einem eben so jammervollen, wenn auch ihm unbekannten Ausgange geführt hatten. Diese Erinnerungen, verbunden mit dem Gedanken an die Unmöglichkeit, das Verbrochene wieder

gut zu machen, vermehrten die Gährung in seinem Innern, in welcher, wie es zu geschehen pflegt, die Vernunft nach und nach alle ihre Macht an die Phantasie verlor. Nun stellte diese die Schrecken des Jenseits anfangs als möglich, bald aber als wirklich auf, und flößte ihm so die Sehnsucht ein nach einem Schlaftrunk der Seele, der sie ohne Anstrengung, ohne Schmerz von ihrem Uebel befreite. Sich selbst täuschend durch die Verspiegelungen, daß er Elisens Gram durch die Erfüllung des Versprechens, das er einst ihrer unglücklichen Schwester gethan hatte, mildern wollte, begab er sich gegen das Ende des Frühlings zu dem Pater Ambrosius nach Roveredo, und trat dort feierlich zur katholischen Kirche über. Mit einem Schreiben des Paters an Elisa, wie mit einem Freibriefe versehen, kam er nach ***; die schwärmerische Nonne, hoch erfreut über den Gewinn einer Seele, empfing nebst der Aebtissin Felicitas den Neubekehrten im Sprachzimmer; viele fromme Reden wurden gewechselt; Elisa, oder wie sie nun hieß, Schwester Magdala, sicherte ihm ihre völlige herzliche Vergebung zu, und man schied höchst zufrieden von einander. Diese Auftritte zogen den Grafen immer tiefer in das Nebelreich der Gefühle, aus dem kein Rückweg mehr ist in die klare Welt des thätigen Lebens, und er endigte seine Laufbahn mit dem

Eintritte in das Karthäuserkloster zu D**, wo er sein Leben beschloß.

Ein Greis, der vor vierzig Jahren als Jüngling den gräflichen Mönch, und vorzüglich seinen Freund Hellwig gekannt hatte, theilte mir die Hauptzüge dieser Erzählung mit, als wir einst über den jetzt häufiger als sonst vorkommenden Uebertritt gebildeter Protestanten zur katholischen Kirche sprachen. Er wollte mir damit einen Beleg zu dem Satze geben, den er behauptet hatte, daß innere Zerrüttung, verbunden mit Schwäche und Trägheit der Vernunft und des Willens, die gewöhnliche Ursache solcher Glaubensveränderungen sey.

Die Gründung Moskau's.

I.

Moskau, Moskau mit den goldnen Thürmen,
dieſem Kranz von hellen Sonnenblumen,
und dem Gürtel von Cyanenfluthen,
wer vermählt nach je zweihundert Jahren
Dich dem wilden Element der Flamme,
daß der Menſchen wechſelnde Geſchlechter
ſchaudernd in der glühenden Umarmung
Deines Bräutigams Dich ſterben ſehen?
Wer verdammte Dich zu dem Geſchicke!
Was der Menſch geſä't, das ſoll er erndten:
doch das iſt der Menſchheit Fluch und Segen,
daß nicht jedem ſeine Saaten reifen,
ſondern oft der Enkel, edlen Waizen
oder Schierling erndtet, den die Väter

weislich oder thöricht ausgestreuet.
Der Verrath hat Dich gegründet, Moskau,
schuldlos Blut durch Hinterlist vergossen
war der Kitt zu Deinen ersten Mauern,
und ein Menschenhaupt, vom Beil des Henkers
abgeschlagen, war des Baues Eckstein.
Darum bist Du eine Braut des wilden
Feuergeistes, der, wann Dich der Zeiten
Wunderkräfte zu der alten Schönheit
wieder auferzogen, immer wieder
zur vernichtenden Vermählung kömmt.

Langsam, wie durch ihren Blumengarten,
tief versenkt in liebliche Gedanken,
eine Braut am Hochzeitmorgen wallet,
wallt die helle Fluth der stillen Moskwa
zwischen Hügeln durch die weite Niedrung
und verbindet sich zu ew'ger Liebe
mit den Schwesterfluthen der Reglinna
und der Jausa. Aber wo die Schwestern
sich vereinen zu der langen Pil'grung
nach dem fernen Meere, nach dem blauen,
wohnte der Bojarin Stephan Kutschke,
eines alten edlen Slavenstammes
letzter Sprößling, ein gewalt'ger Jäger,

und in ſeiner Jugend, als die Locken
nächtlich ſchwarz noch, wie die Tannenwaldung
einen hellen See, das Antlitz kränzten,
auch ein hochberühmter Kriegesheld.

Sieben Dörfer lagen an der Moskwa,
der Neglinna und der Jauſa Ufern,
ringsumher die wohlbeſtellten Fluren,
die den Menſchen, und die blum'gen Wieſen,
die des Menſchen treue Helfer nähren;
aber in der Fern umſchloß der Waldung
dunkler Ring das blühende Gefilde.
Und es waren dieſe ſieben Dörfer
wohl bewohnt von ſtarken tapfern Männern
und von kräft'gen Frauen, die alljährlich
gleich dem guten Obſtbaum Früchte trugen.
Aus der ſchlanken Kiefer wohl gezimmert,
reihte Wohnung freundlich ſich an Wohnung,
und in jeglicher gebot ein Vater
über viel und frohe Hausgenoſſen,
ſelbſt noch froh, und von dem kecken Jüngling,
wie die Mutter von der flinken Dirne,
nur durch herbſtlich Blühen unterſchieden.
Keins ermangelte des frohen Muthes,
denn die fette Flur, die dichte Waldung

bot in Fülle, was das Leben fordert;
und was die verſagten, gab die Ferne;
denn die Männer ſchifften auf der Moskwa
nach Kolenna; weiter dann nach Räſan
trug die Oka ſie, ja bis zur Wolga,
bis nach Nowgorod, wohin Bulgaren
und Romanen reiche Güter brachten
aus dem güterreichen Morgenlande.
Dieſe ſieben wohl bewohnten Dörfer
nannten den Bojarin Stephan Kutſchko
ihren Herrn, und freuten ſich der Herrſchaft;
denn er war, wie ſtreng auch mit dem Schlechten,
mild doch mit dem Guten, bei der Arbeit
wohl ein ernſter Mahner, doch am Feſte
mit den Fröhlichen auch gerne fröhlich.
So mit reicher Habe hoch geſegnet,
lebte der Bojarin Stephan Kutſchko
auf dem Hügel hart am Moskwaſtrome;
wo ſich jetzt erhebt das Schloß der Zaaren,
dorten ſtand, aus Eichen ſtark gefüget,
ſein geräumig Haus mit grünen Brettern
rings bekleidet, und gedeckt mit rothen.
Roth und golden war das ſchöne Schnitzwerk,
das ſich außen um die Fenſter rankte;
roth und golden auch, mit Kunſt gedrechſelt,

das Geländer an der eichnen Treppe,
die von außen ſich erhob zur Wohnung:
aber reich bemalt mit bunten Blumen
des Altanes Bruſtwehr und die Laden.
Weit im Viereck dehnte ſich die Wohnung
für die Knecht' und Mägde des Bojarins
und die Stallung für die edlen Roſſe:
und die Mauer, hoch von rothen Steinen
aufgethürmt, umfaßte das Gehöfte.

War nun groß auch des Bojarins Reichthum —
denn ſein Haus barg noch gar viele Schätze,
Gold und Silber, Edelſtein und Stoffe,
wie ſie nur der Fürſten Häuſer bergen —
hielt er höher doch denn alle Güter
ſeines Hauſes Schmuck, die einz'ge Tochter,
die Ulita hieß, die ſchöne Jungfrau.
In der erſten Nacht des Maies hatte
ſie die Mutter einſt zur Welt geboren,
und ſie war die blühendſte der Frauen,
wie der Mai der blühendſte der Monden.
Neunzehnmal nun hatte ſie der Frühling
ſchon erfreut mit Blüthen und mit Düften,
und jedweder, brüderlich ſie liebend,
ſeine Schönheit ihr zurück gelaſſen:

war es Wunder, daß ſie herrlich blühte?
O wie blitzten alle Jünglingsaugen,
wann die Hohe kam in ihrer Schönheit,
wann der Sarafan, der himmelblaue,
mit der goldnen Bort' und Demantknöpfen,
von dem vollen Buſen, den mit Mühe
nur die ſtarken goldnen Spangen hielten,
ſenkrecht niederſtieg zum ſchön gewölbten
ſchmalen Fußblatt, wann das Licht des Halſes
und des Nackens und des runden Armes
durch des feinen Linnens reiche Faltung
wie der Schnee durch lichte Nebel glänzte;
wann die Locken, gleich dem Morgengolde,
auf dem Rücken, auf den Schultern wallten,
unten nur vereint in eine Flechte,
ſo ein roth und golden Band verzierte.
O wie blitzten alle Jünglingsaugen,
wann ſie kam in ſolcher Schönheit Licht!
Doch es blitzten nicht Ulita's Augen;
ſondern, wie wohl oft am ſchwülen Tage
leichter Nebel dämpft den Glanz der Sonne,
ſie beraubend ihrer Strahlenkrone,
ſo verhüllte leiſer Gram das Auge,
Das Cyanenauge der Erblühten:
doch ſie kannte nicht des Grames Quelle.

Oftmals ſaß ſie einſam im Gemache,
ſchaute ſinnend, nichts erſinnend nieder
auf der Moskwa Spiegel, auf die Wieſen,
auf die nahen waldbekränzten Höhen,
in der Ferne Blau, und bange Sehnſucht
füllte dann mit Schmerzen ihren Buſen:
doch ſie kannte nicht der Sehnſucht Quelle.
Thränen glitten von den ſeidnen Wimpern
oftmals auf die Wangen, wie des Morgens
an dem Roſenſtock des Thaues Perlen
von den Blättern auf die Roſen gleiten,
ſo die warme Nacht hat aufgeſchloſſen:
doch ſie kannte nicht der Thränen Quelle.
Ach! der Gram, die Sehnſucht und die Thränen,
waren eines Erdengeiſtes Kinder,
der da will, daß ſich der Erde Schönes
nach der eigenen Zerſtörung ſehnt.

Wohl gewahrte ſeiner ſüßen Tochter
Seufzer, Gram und Thränen der Bojarin
Stephan Kutſchko: denn er war der Jungfrau
ſtets ein treuer Vater, und er wußte
jedes nach der Wahrheit ſich zu deuten.
Feſtlich ward nun oft ſein Haus geſchmücket,
und der Gäſte wurden viel geladen,

bald zum Schmause, bald zur Bärenhetze,
bald zur Jagd und bald zu anderm Jubel,
doch vor allen der Bojaren Söhne,
die sich echten edlen Slavenstammes,
reichen Guts wie der Bojarin rühmten.
Wohl nun sagte freundlich der Bojarin
Stephan Kutschko zu der schönen Tochter:
„Süßes Töchterlein, Ulita, siehe,
sieh, ich zeige Dir die edle Jugend
unsres Volkes, daß Du aus den Wackern
Dir den Mann und mir den Eidam wählest:
denn Dein Gram, Dein Seufzen und Dein Weinen
sagt, daß Du Dich sehnest nach dem Bette,
wie mein Herz sich nach dem Enkel sehnet."
Doch erröthend sprach die schöne Tochter:
„Laß mich also bleiben, Herr und Vater,
ob auch Du Dich sehnest nach dem Enkel,
sehn' ich mich doch nimmer nach dem Bette.
Laß doch meine Seufzer, sie verfliegen;
laß doch meine Thränen, sie verrinnen:
Das ist's nicht, was mir das Herz beweget." —
„Das ist's wohl, was Dir das Herz beweget,"
sagte der Bojarin Stephan Kutschko;
„und deß bin ich froh; ich will noch schauen —
da der Himmel meinen Stamm läßt enden —

welchem andern Stamm die reiche Habe,
so ich lasse, neuen Glanz soll bringen.
Also wähle zum Gemahl Dir, Tochter,
dieser Einen oder einen Andern:
Deine reiche Hand sollst Du verschenken,
ich will's nicht; und wen Dein Herz erkieset,
wird mein Eidam, wenn's kein Normann ist."

Ja, wie werth auch immer der Bojarin
Stephan Kutschko hielt die schöne Tochter,
einem Normann wollt' er sie nicht geben,
sollt' auch Lieb' und Sehnsucht sie verzehren:
denn so haßt der Gläub'ge nicht den Ketzer,
so der Geist der Lüge nicht die Wahrheit,
wie den Normann der Bojarin haßte,
seines Volkes wilden Unterdrücker.
Waren auch zweihundert Jahr verflossen,
seit die Slaven vor den Normannfürsten,
Oleg, Igor und dem wilden Krieger
Swätopolk sich hatten beugen müssen,
immer glimmte noch des Hasses Feuer:
denn viel leichter lassen Elemente,
die einander fliehen, als zwei Völker,
die einander hassen, sich verschmelzen.
Einst wohl hatte dieser Haß geschwiegen

vor dem mächt'gen Geiſt der großen Herrſcher
Wladimirs und Jaroslaws des weiſen,
aber beide waren heimgegangen,
und mit ihnen auch das Glück des Stammes.
Denn die Habſucht, mit des Hayen Rachen,
des Polypen Armen, und des Windſpiels
immer hagerm Wanſte, mit des Vampyrs
dürren Flügeln, hatt' im Hauſe Ruriks
ſich ein Neſt gebaut und ausgebrütet
Ungeheuer, ihrer werth, — die Zwietracht,
den Verrath, die Hinterliſt, die Rachgier
und den Brudermord mit einem Auge
blutig blickend aus der ſchwarzen Stirne.
Nun, vom Stachel dieſer böſen Geiſter
aufgereizt zu blinder Wuth und Wahnſinn,
ſtanden die Warägerfürſten, Brüder
gegen Brüder, auf, in blut'gem Kriege
das zerſtörend, was die Väter ſchufen.
Da nun ſahn die ſlaviſchen Bojaren
ihrer Freiheit Stunde wiederkehren;
konnten ſie das Joch auch nicht zerbrechen,
warfen ſie doch ab den ſcharfen Zügel;
viele wurden wieder ihres Gutes
freie Herrn, nicht dienſtbar dem Erobrer,
und der Haß trat wieder blutig auf.

Freier noch, weil mächt'ger, denn die Meiſten,
lebte der Bojarin Stephan Kutſchko.
Darum aber auch in heiß'rer Feindſchaft
mit den Normannfürſten. Und ſein Nachbar
war der böſe Fürſt von Susdal, Jury,
Wolodimers Sohn, in ew'gem Hader
mit den Brüdern und den Nachbarn allen,
ewig mißvergnügt mit dem Beſitze,
fremden Gutes immerdar begehrend:
und dem Wüthrich gleich, der einer Jungfrau
mit Gewalt entreißt, was ſonſt die Liebe
nur der treuen Gunſtbewerbung ſchenket,
zwang er oft das Schickſal, durch Verbrechen
dienſtbar ihm zu böſem Zweck zu werden.
Oft ſchon ſtreckt' er ſeine Räuberhände
nach dem reichen Erbe des Bojarin
Stephan Kutſchko. Aber der Bojarin
war ein tapfrer Krieger, immer wachſam,
hatte tauſend wohl bewehrte Mannen,
all' ihm treu ergeben bis zum Tode:
darum war ſein Erbe wohl behütet,
und vergebens mühte ſich der Fürſt.

Auf dem Söller ſaß der böſe Jury,
trinkend Meth aus ſeinem goldnen Becher,

doch nicht freundlich, wie die Trinker pflegen,
ſondern finſter, eitel Böſes ſinnend,
wie er ſchaden möchte ſeinen Nachbarn,
meiſtens dem Bojarin Stephan Kutſchko.
Plötzlich ſtieß er den geleerten Becher
auf den eichnen Tiſch mit vollem Lachen,
und hieß rufen ſeiner Söhne jüngſten
Wſewolod, den ſchönſten Jüngling Rußlands
von dem Ladoga bis zu dem Dnjepr.
Bald erſchien der Jüngling vor dem Vater,
und der liſt'ge Fürſt hub an zu reden:
„Wſewlod Juriewitſch, mein Sohn, gieb Achtung,
was der Vater jetzo mit Dir redet,
der es wohl bedacht, und treulich meinet.
Sieh, Du weißt, daß nur ein ſchmales Erbtheil
mir geworden; und wie viel ich immer
mich beſtrebt, die Habe zu vermehren.
Hat es doch dem Himmel nicht gefallen,
mir, was ich begann, gedeihn zu laſſen:
welches Erbtheil kann ich Dir nun geben?
Aber väterlicher, will mich dünken,
als ich jemals an Dir handeln könnte,
hat der gnäd'ge Gott an Dir gehandelt,
da er dieſe Bildung Dir verliehen,
daß Dich keiner mehr mit Deinem Namen,

ſondern nur den ſchönen Fürſten nennet.
Solltest dieſes Gut auf Zinſen legen,
und der reichen Erbin Hand Dir ſuchen,
daß die Schönheit Dir zum Segen würde."
Drauf ſprach Wſewolod zum Vater alſo:
„Weiſe, Herr und Vater, dünkt Dein Rath mich;
aber reiche Dirnen ſind nicht Schwäne,
ſind nicht Rothwild, daß ſie ſchaarenweiſe
ſchwämmen auf den Teichen, oder irrten
in den Forſten, und ein wackrer Schütze
nur den Bogen ſpannen dürft' und ſchießen.
Oder — iſt es etwa Deine Meinung? —
ſoll ich ziehn nach Nowgorod Weliky,
und mir eines reichen Handelsmannes
Tochter wählen, wie man dort ſie findet,
und der Fürſt die Bürgerstochter freien?"
D'rauf erwiedert ihm der liſt'ge Vater:
„Ey! wie redeſt Du ſo thöricht, Knabe,
Wſewlod Juriewitſch? wie ſollt' ich's meinen?
ein gar Andres lieget mir im Sinne.
Kennſt Du den Bojarin Stephan Kutſchko,
dem die ſieben Dörfer an der Moskwa,
der Neglinna, und der Jauſa Ufern
zugehören und die reichen Fluren
und die Forſten, die auf gutem Roſſe

man mit Müh' umritt in zwei Tagen?
Eine Tochter nur iſt ihm geblieben:
Wunder ſagt man mir von ihrer Schönheit,
und ſie erbt dereinſt die volle Habe.
Dieſe, meint' ich, ſollteſt heim Du führen."
Hoch erſtaunend gab der Sohn zur Antwort:
„Seltſam ſprichſt Du heute, Herr und Vater.
Iſt nicht der Bojarin Stephan Kutſchko
Dein geſchworner Feind, wie Du der ſeine?
Bin ich denn der einz'ge Mann auf Erden,
daß er mich, den Sohn des ärgſten Feindes,
ſich zum Tochtermann erkieſen ſollte!"
D'rauf zum Sohne ſprach der Fürſt von Susdal:
„Haſt Du nur die Tochter erſt gewonnen,
ihr in's Herz den Liebesbrand geworfen,
wird der Vater ſich wohl fügen müſſen:
denn wer weiß nicht, welche mächt'ge Herrſchaft
ſolch ein einzig Kind verſteht zu üben
über eines Vaters treue Seele!
Mit dem Roth auf ſeiner Tochter Wangen
wird auch ſeines Haſſes Gluth erlöſchen;
ihre Seufzer werden ihn betäuben,
ihre Thränen ſeinen Groll ertränken,
bis er froh Dich wird als Sohn umarmen.
Zeuch nur hin, doch unter fremdem Namen,

daß im Stillen Du ihr Herz erwerbest;
alles And're wird dann leicht sich fügen."
Also ward's beschlossen zwischen ihnen;
und am dritten Tage schwang sich Wsewlod
Juriewitsch, mit allem wohl gerüstet,
auf sein Roß, und zog mit wenig Knechten
nach der Moskwa grünen Ufern zu.

II.

Lauter Jubel scholl im Thal der Moskwa:
denn der fröhlichen Bewohner Menge
war versammelt auf dem grünen Ufer,
ihrer Kirche Weihefest begehend.
Viel der Gäste waren hergekommen
aus den Nachbardörfern, Handelsfreunde
selbst von Serpuchow und von Kolonna.
Flüchtig rauschten hier der Schaukel Arme
senkrecht kreisend mit den schwanken Sitzen
durch die Luft, in ihren Schwebestühlen
je zwo Mädchen, je zwei rothe Mädchen,
lachend, schäkernd, steigend jetzt, dann sinkend,
wie am Himmelsrund die Zwillingssterne:
und die Welle, die das Rad bewegte,
trieben flink der Mädchen munt're Freier.

Dorten, gleich der Unruh' in dem Seiger,
wogte mit dem Jüngling und dem Mädchen
auf den Beiden Enden hin und wieder
raſch das Schaukelbrett an ſtarken Seilen,
und die beiden auf den Enden ſtehend,
gaben ihm die Schwungkraft, ihre Knie
wechſelsweiſe beugend, wann ſie ſtiegen,
eifernd, wer den andern höher triebe,
und der Menge Jauchzen pries den Sieger.
Weiterhin im dichtgedrängten Kreiſe
ſtand die Schaar der Frauen, bald in trüber,
bald in heit'rer Weiſe, jetzo einzeln,
dann zuſammen ſingend. In des Rundes
inner'm Raume tanzten zwei derſelben,
darzuſtellen nach des Liedes Inhalt,
wie der Jüngling wirbt um die Geliebte
ſie mit wilder Schüchternheit ihn fliehet,
er darüber zürnend ſie zum Scheine
nun verſchmähet, bis in ihrem Buſen
auch die Lieb' erwacht, ſie dann ſich ſehnet,
ihn, verſtohlen zwar, beginnt zu locken,
und zuletzt ſie gleicher Wunſch vereinigt.
Jenſeits an den ſchnell erbauten Tiſchen
ſaß das Männervolk mit allen Gäſten,
bei dem Honigweine, den aus glattem

Holzgeſchirr ſie tranken, ſich beſprechend
über Feldbau, über Zucht des Viehes,
über Stadtgewerb' und über Handel.
Aber zwiſchen dieſen luſt'gen Schanklern,
Trinkern, Sängerinnen, trieben Kinder,
blond gelockt und luſtig nur bekleidet
mit dem rothen Hemd, ihr fröhlich Spiel.

Alſo war das bunte Thal voll Jubel,
als Ulita kam, die ſchöne Herrin,
in Begleitung ihrer treuen Amme.
Schnell erhuben ſich von ihren Sitzen
alle Männer, und, das Haupt entblößend,
riefen ſie: „Ergeh' Dir's wohl, Ulita
Stephanowna, Herrin, ſchönes Mägdlein!"
und am meiſten ehrten ſie die Gäſte,
doch erſtaunt ob ihrer hohen Schönheit.
Keinen Gruß ließ unbemerkt die Jungfrau:
nein, es ward der Lohn, nach dem er ſtrebte,
jeglichem zu Theil, ein holdes Lächeln,
oder auch ein freundlich Wort des Dankes.
Fürder ging Ulita zu den Frauen;
tief verbeugten vor der edlen Herrin
alle ſich und ſprachen: „Ey, Ulita
Stephanowna, Herrentochter, Schönheit,

kömmſt Du anzuhören unſ're Lieder!
kömmſt Du anzuſchauen unſre Tänze?
Ey, daß wir doch beſſer ſingen könnten!
ey, daß wir doch beſſer tanzen könnten!
daß wir unſ're Herrin mehr erfreuten."
Aber freundlich ſagte drauf Ulita:
„Wenn Ihr, Euch zur Freude, ſingt und tanzet,
wüßt' ich beſſeres nicht zu begehren;
denn ich habe Luſt an Eurer Freude."
Alſo ſprach ſie; ſchaut' und hört' ein Weilchen,
ging dann weiter mit der treuen Amme
zu den Schaukeln, wo die Jugend brauſte.
Kaum nun war Ulita hingetreten,
wo die muntre Tochter ihrer Amme
lachend auf dem Schwebebrett ſich wiegte
mit dem jungen Knecht, der um ſie buhlte,
kaum war dort Ulita hingetreten,
da gewahrt' ihr Aug' in ſeinem Umflug
gegenüber einen fremden Jüngling,
hoch und ſchlank gewachſen wie die Tanne,
fürchterlich im Kriege, ſo verſprachen's
ſeiner Augen Blitze, ſeiner Glieder
krafterfüllter Bau, doch mild im Frieden
ſeines Hauſes, dieß verhieß die Sanftmuth,
die mit Lächeln ſeinen Mund umkränzte.

Kurze Locken, ſchwarz und dicht, vom Haupte
niederſteigend und dem Kinn entſprießend,
faßten ein ſein jugendhelles Antlitz,
wie ein Blumenbeet der dunkle Buxbaum.
Von der purpurſeidnen, golddurchwirkten
Schärpe feſtgehalten um die Hüften,
deckte der Kaftan den ſchlanken Jüngling
grün und reich verziert mit Silberborten;
aber roſenfarb' von feinem Linnen
war das Hemde, das die Bruſt verhüllte,
und ſich oben ſchloß mit goldnem Knopfe.

Alſo war der Jüngling, den Ulita
gegenüber ſah; und von dem Anblick
ward ihr Herz bewegt, denn einen ſchönern
meint' ihr Auge nie geſehn zu haben.
Und des Herzens Wallung trieb des Blutes
Roſenwellen in ihr ſchneeig Antlitz,
denn ſie ſah, ob auch nur flüchtig ſchauend,
daß an ihr des Jünglings Blicke hingen,
wie die Bienen an der duft'gen Blüthe.
Schwankend, ob ſie gehn, ob bleiben ſollte,
weggetrieben von der Jungfrau Zagen,
feſt gehalten von der Lieb' Erwachen,
ſtand ſie noch, da hielt die Schaukel inne.

Näher trat heran der ſchöne Jüngling,
ſprach entblößten Hauptes tief ſich neigend
zu der Jungfrau, deren Gluth ſich mehrte:
„Edle Herrin, holde Schönheit, ſage,
willſt Du Freude ſchaffen einem Gaſte?
willſt Du's ihm verzeihn und ihm gewähren,
wenn er Dich zur raſchen Schaukel ladet?“
So der Jüngling; und die Jungfrau wollte
gern erwiedernd das Geſuch verweigern,
doch das Herzblut, nach den Wangen eilend,
ſchloß die Bahn der hellen Silberſtimme.
Schnell geſchäftig aber ſprach die Amme,
die der Herrin Wallung ſchon gewahret:
„Nun, Ulita, nun, mein Seelchen, willſt Du
etwa gar Dich fürchten vor der Schaukel,
die Du meiſterlich doch weißt zu treiben?
gern gefällig ſey Du ſtets dem Gaſte,
denn er lobt dann Fremden Deine Sitte.“
Mit der einen Hand die Schaukel haltend,
hob ſie mit der andern ihre Herrin,
eh' ſie noch vermochte ſich zu ſträuben,
auf das Brett, auf deſſen andres Ende
ſchon geſtiegen war der ſchöne Jüngling;
eilig dann mit einem ſeidnen Tuche
band ſie feſt ihr unterm Knie die Kleider,

daß nicht ſchamlos ſie der Wind erhübe.
Bald nun wogten ſo der ſchöne Jüngling
und die ſchöne Jungfrau in den Lüften,
und die Liebe wogt' in ihrer Bruſt.

Stille ſtand am Ende wohl die Schaukel,
doch nicht ſtille ſtand die junge Liebe,
ſondern größer wurden ſtets und größer
in den Herzen Beider ihre Wellen.
Schon im Schweben ſprach der ſchlanke Jüngling
Wſewlod Juriewitſch — denn dieſer war es —
zu ſich ſelber: „Soll ich jemals freien,
und wie ſollt' ich nicht? auch meine Seele
ſehnt ſich nach der lieblichen Genoſſin —
ſoll ich frei'n, ſo will ich keine freien,
als dieß Mägdlein, aller Schönen Schönſte:
klüger hat der Vater nie gerathen."
So auch hätt' Ulita wohl geſprochen,
wäre nicht der Dirnen erſte Liebe
gleich den Kindern, wenn nicht ſtumm doch wortlos.
Als ſie von der Schaukel nun geſtiegen,
und die Jungfrau, ganz in Purpur glühend,
und in Herzensangſt mit flücht'gen Worten
kaum des Jünglings heißen Dank erwiedert,
ging ſie ſeitwärts mit der treuen Amme.

„Amme, Amme,“ hub ſie an zu reden,
„kennſt Du dieſen Fremdling, gute Mutter?“
„Wie, mein Herzchen, ſollt' ich ihn nicht kennen?“
ſprach die Alte; „hat mir Gott die Zunge
nicht gegeben, daß ich fragen könnte?
Er iſt heut aus Nowgorod Weliki
angelangt, heißt Wſewolod Boriſſitſch,
ein Bojarenſohn, will Roſſe kaufen
hier von unſern Leuten: denn zum Kriege
mit den Heiden rüſten ſich die Seinen.
Hat der ſchöne Jüngling Dir gefallen?
Recht, mein Herzchen, brauchſt Dich nicht zu ſchämen;
kannſt ja doch nicht ewig Dirne bleiben,
und auch Schönheit iſt ja Gottes Gabe.“
Ihr erwiederte darauf Ulita:
„Ey, wie ſprichſt Du doch ſo thöricht, Amme!
wenn auch ſchön iſt die Geſtalt und lieblich,
lauſcht vielleicht ein böſes Herz dahinter.“
Doch die Alte ſprach: „Ey, ſeht, das ſchwatzet!
Wie denn red' ich thöricht? Du biſt thöricht:
niemand ſetzt auf Lumpen goldne Borten,
und der liebe Gott ſoll böſe Seelen
mit ſo freundlicher Geſtalt bekleiden?
Doch was ſteh'n wir hier und plaudern ſeitwärts?
Laß uns wieder hingeh'n: leicht ja denk' ich,

daß Du's wünſcheſt, denn wie alt auch jetzo
Du mich ſiehſt, auch ich bin jung geweſen."
In die Menge miſchten ſie ſich wieder;
doch die Jungfrau mied den ſchönen Jüngling,
der auch ſie beſcheiden nur mit Blicken
zu verfolgen wagte. Zu dem Eidam,
ihrer ältern Tochter Mann, trat Martha —
denn ſo hieß die Amme — zu ihm ſprechend:
„Ey, Petrow, was hör' ich, daß der Fremde,
der wohl mehr denn einen Tag wird bleiben,
noch nicht Herberg' unter Euch genommen?
Geh', und beut Dein Haus ihm an zur Herberg',
iſt's im Dorfe doch der beſten eines,
und dem Gaſt ſoll man das Beſte bieten:
geh', es kann Dir noch zum Glück gereichen."
Alſo that der Eidam, und der Jüngling
nahm bei ihm mit Freuden ſeine Wohnung,
da er hört', es ſey des Hauſes Wirthin
eine Tochter von Ilita's Amme,
denn die ſchien ihm ſeiner Liebe hold.

Abend war's geworden, und die Sonne
ſenkte ſchon ſich hinter jene Hügel,
zwiſchen denen her, von ihr geröthet,
nun der Moskwa Wellen purpurn fließen.

Wiederum an des Gemaches Fenſter
ſaß Ulita, in die Ferne ſchauend,
aber nicht mehr Sehnſuchtsthränen weinend
bei dem Anblick, nicht mehr dunkle Thränen
quellend aus der räthſelhaften Tiefe,
ſondern träumend, ſüße Träume träumend
von dem ſchönen Jüngling, und im Traume
ſeine Stimme hörend, und im Traume
ſeine Worte nach der jungen Liebe
heißem Wunſche deutend, weder Hügel,
noch Gebüſch, noch Strom, noch Sonne ſchauend,
wie auch alles glänzt' im Abendgolde;
denn noch goldner war die Morgenröthe,
die jetzt aufging in der Jungfrau Seele.
Zu dem Eidam ging indeß die Amme,
dort das Herz des Jünglings zu erforſchen;
leicht gewann ſie auch — er wünſcht' es ſelber —
Red' ihm ab, und viel nun ward geſprochen
von des Jünglings vergegebner Heimath,
und dem Kaufe, der ihn hergeführet,
dann von dem Bojarin Stephan Kutſchke
und vom großen Reichthum des Bojarins,
endlich auch von ſeiner ſchönen Tochter.
Und die Alte lobte nun der Jungfrau
Schönheit, Sittſamkeit und Herzensmilde,

gleich dem Kaufmann, der die Waare preiſet,
aber nicht mit lügenhaften Worten.
Starken Glauben ließ der Jüngling blicken,
denn der Glaub' iſt Erſtlingsfrucht der Liebe;
feurigen als ſelbſt die Alte lobte,
ſtimmt er ein in's Lob der holden Schönheit,
und den Sinn der Amme wohl erſpähend,
ſprach er endlich ohne Rückhalt alſo:
„Ja fürwahr! an einem Unglückstage
bin ich ausgereiſt, ſonſt wär' ich nimmer
dieſes Weg's gekommen. Denn wie ſoll ich
nun vergeſſen dieſes ſchönen Mägdleins?
und wie ſoll ich's wagen, ich, ein armer
kaum genannter Jüngling, mich zu ſtellen
in die Zahl der Freier dieſer Holden,
dieſer reichen Tochter Stephan Kutſchke's?"
Dieſer Red' entgegnete die Amme:
„Schöner Herr, wie läſterſt Du die Gaben,
die Dir Gott geſchenket! Was? ein Kriegsmann
und ſo muthlos? Wär' ich Mann, und hätte
mich der Himmel ſo wie Dich gebildet,
freien wollt' ich um die Dirn', und wenn auch
ſelbſt der Griechenzaar ihr Vater wäre.
Sage, ſchöner Herr, doch, wen Du fürchteſt?
Meine Herrin? Ey! des Mädchens Liebe

Liſt durch treue Liebe ſich gewinnen;
oder ihren Vater? ey, der baute
wohl ſein Haus auf's Waſſer, wenn ſie's wünſchte.
Nun recht gut, ich will nichts weiter ſagen;
aber kecker Muth gehört zum Freien."
Alſo ſprach ſie ſehr erwünſcht dem Jüngling,
der nun viel von ſeiner heißen, treuen
Liebe redend, warb um ihren Beiſtand
ſo beweglich, daß ſie unter Thränen
mit dem Handſchlag ihren Dienſt gelobte;
denn nach ächter Redekunſt vergaß er
des Geſchenkes Ueberredung nicht.
Träumend ſaß noch im Gemach die Jungfrau
bei der Abendröthe letztem Schimmer,
da vom Eidam Martha wiederkehrte.
„Willſt Du ſchlafen gehn, Ulita, Herzchen?"
ſprach die Alte leiſe ſie beſchleichend;
und erſchrocken fuhr empor die Jungfrau,
fragte ſtaunend: „iſt es Nacht geworden?"
fing dann ſchweigend an, von ſich zu legen
ihres jungfräulichen Leibes Hüllen;
und geſchäftig half dabei die Amme.
Als ſie nun dem Lager ſich vertrauet,
und ſich eingehüllt in ſeid'ne Decken,
ſetzt an's Bett ſich Martha, ſchlau beginnend:

„Schlaf hübſch wohl, mein Herzchen! laß Dir Süßes,
Angenehmes träumen! Nun, ich denke,
ſüße Träume werden Dir nicht fehlen.
Grüße, Püppchen, grüß' den ſchönen Jüngling,
wenn er Dir im Traum' erſcheinen ſollte.
Aber freilich Träume ſind nur Schäume:
welchen ſüßen Freund der Traum Dir zeiget,
biſt Du doch allein, wenn Du erwacheſt.
Nun Geduld nur, Herzchen, wenn Du wollteſt,
konnte ja der Traum zur Wahrheit werden.
Eben komm' ich her von meiner Tochter,
wo der Jüngling Herberg hat genommen.
Ey, der brennt! kaum hatt' er mich geſehen,
ſo vergaß er alles, kam und hängte
ſich der Klette gleich an mich, und ſchwatzte
nur von Dir, und ward nicht müde,
mir von Deiner Schönheit vorzureden,
gleich als hätt' ich nimmer Dich geſehen.
Wie er auf der Schaukel auf und nieder
ſteigen Dich geſehen, meint er, hab' es
wahrlich ihm gedäucht, als käm' ein Engel
oder eine Heilige zur Erde,
oder flöge wieder auf zum Himmel.
Gottles freilich reden ſolche Knaben;
aber das iſt wahr, ein ſchönes Mägdlein

biſt Du Herzchen. Und was wünd' er ſagen,
wenn er jetzt Dich ſähe! Ja, das weiß ich,
könnt' er hier an meiner Stelle ſitzen,
gerne zahlt' er morgen mit dem Leben."
Alſo ſprach die Amme; doch der Jungfrau
Angſt und Bangen, Zittern, Wünſchen, Sehnen
brach zuletzt hervor in Zornesworte.
„Ey! welch ungewaſchne Reden, Amme,
die ſo wenig für mein Ohr ſich ſchicken
wie für Deinen Mund. Geh', laß mich ſchlafen,
und mit ſolchen Reden komm nicht wieder!"
Und gereizt verſetzte drauf die Amme:
„Sieh doch! ſieh doch! Thörin. Meinſt Du, Schweigen
iſt ſo ſchwer? Mitnichten; ich will ſchweigen
bis zum jüngſten Tage. Hab' ich etwa
jetzt für mich, und nicht für Dich geredet,
undankbares Kind? Nun meinetwegen!
geh nur, kluge Dirne, bis der Vater,
Deines langen Wählens endlich müde,
Dir den Mann erkieſt, mit dem Du lieber
gingſt in's Grab als in die Hochzeitkammer.
Und dem ſchönen Jüngling will ich ſagen,
daß er thöricht eine Thörin liebet."
Und in Thränen löſte ſich Ulita's
flücht'ger Zorn, und ſchnell die Arme ſchlingend

um der Amme Nacken ſprach ſie ſchluchzend:
„Sey nicht böſe, Mütterchen, ich weiß ja
ſelbſt nicht, was ich denke, was ich rede.
Weh', ein Fieber hat mich wohl ergriffen:
denn wie hätt' ich alles ſonſt vergeſſen,
was geſchehn iſt, ſeit wir heimgekehret?
und ich fühl' auch innen heft'ges Glühen."
Lachend aber ſprach zu ihr die Amme:
„Was doch für ein Fieber, thöricht Herzchen?
Nein! das iſt die helle klare Liebe.
Warum haſt Du alles denn vergeſſen?
weil Du nur an ihn gedacht. Nun rede,
hab' ich Recht?" „Wohl haſt Du Recht, Du Gute."
ſprach Ulita mit noch heißern Thränen;
aber ſie zu tröſten ſprach die Amme:
„Nun wozu denn Thränen, liebes Herzchen?
iſt es doch kein Unglück, keine Schande;
laß nur gut ſeyn! ey, es iſt uns allen,
jeglicher zu ihrer Zeit begegnet.
Laß mich machen, alles ſoll ſich fügen,
wie's Dein thöricht Herzchen irgend wünſchet."
Mit dem Kuſſe gute Nacht ihr wünſchend,
ſchied die Amme: bald umfing die Jungfrau
leichter Schlummer, und der ſchöne Jüngling
war der werthen, ſüßen Träume Held.

Früh am andern Morgen ging die Amme
wieder zu dem Eidam, um dem Jüngling
zu verkündigen, was sie geschaffen.
Schlau war ihr Bericht, wie sie der Herrin
Herz erforscht, und ihm geneigt gefunden,
so daß wohl die Neigung, schürte klüglich
man das Feuer, Liebe werden möchte.
Lieblich wie dem Waidmann Schall der Hörner
klang dem Jüngling diese frohe Botschaft.
Mit den goldnen Worten des Geschenkes,
die so mächtig ihr zum Herzen drangen,
bat er sie, sie möcht' es ihm vergönnen,
sich zu sonnen in der Jungfrau Blicken,
Liebesworte selbst mit ihr zu wechseln.
Vieles sprach sie gegen dieß Verlangen;
doch wie stärker seine Bitten wurden,
wurden schwächer ihre Gegenreden,
und zuletzt gelobte sie's dem Jüngling.
Als die Sonne schon am Himmelsberge
wieder abwärts stieg, und der Bojarin
Stephan Kutschko noch mit seinen Gästen
weidlich schmauſt' und zechte, ging Ulita,
wie sie pflegt', in's Thal mit ihrer Amme.
Plötzlich standen sie vor dem Gehöfte,
wo der Amme Tochter innen wohnte.

An der Pforte ſtand die junge Wirthin,
ſprach nach tiefem Gruße zu der Jungfrau:
„Schöne Herrin, wollteſt Du mich kränken
und vorüber gehn an meiner Hütte
ſonder Einkehr? Müßt' ich doch darüber
ſtets mich grämen, und die Nachbarn dächten,
daß ich irgend Deine Huld verſcherzet."
Dringend und unmöglich zu verweigern
ſchien die Bitte dem beſtochnen Herzen,
und die Jungfrau trat in das Gehöfte.
Da ſie nun zur blanken Kammer kamen,
fanden ſie den Jüngling, und Ulita'n
däucht', es ſteig' ihr Herz mit allen Strömen
ſeines Blutes ſiedend in die Wangen.
Stumm war beider Gruß; doch als die Amme
ſchlau mit ihrer Tochter ſich entfernet,
hub er an: „Ulita Stephanowna,
edle Herrin, willſt Du mir vergeben,
daß ich meine Wirthin ſelbſt bewogen,
Dich herein zu laden in die Hütte?
Denn ich könnte wohl, wenn Du's befohleſt,
mich begraben in der Moskwa Fluthen,
oder kämpfen mit zwölf ſtarken Bären,
wo der Tod mir unvermeidlich wäre,
aber fortziehn, ohne Dich zu ſehen,

das allein vermag ich nicht, o Herrin.
Viele ſah' ich ſchon der ſchönen Frauen;
aber keine hat wie Du die Seele
mächtig überredet, daß ich ſterben,
oder, Schönheit, Dich beſitzen müßte.
Sage Du nun ſelber, holde Herrin,
darf ich um die Hand der ſchönen Tochter
bei dem mächtigen Bojarin werben?
und erwürb' ich, wenn er günſtig ſpräche,
mit der Hand auch Deines Herzens Neigung?"
Zitternd hört' Ulita ſeine Rede,
und ſie fand nicht Worte zur Erwied'rung;
aber ſtatt der Worte kamen ſtärk're
Liebeszeugen, Thränen aus den Augen.
Ihre Hand, die wohl den Schwan beſchämte,
leiſen Druckes faſſend, ſprach der Jüngling:
„Zürne nicht, Ulita, ſchönes Mägdlein!
o nicht Schmerzen dacht' ich Dir zu ſchaffen.
Gerne will ich fliehen, kränkt mein Anblick
ſo Dein holdes Auge, daß es bergend
in den Thränenſchleier ſich verhüllet,
ſprich ein Wort, ſo ſiehſt Du nie mich wieder."
Nur noch reicher floß der Strom der Thränen;
doch es fühlt an ſeiner Hand der Jüngling
leichten Druck, und — muthiger umſchlang er,

aber leiſe nur den Leib der Jungfrau;
beugte ſich zu ihr, um ſie zu tröſten.
Wie ein Schiff, das dem Magnetberg nahte,
ward ſein Mund von ihrem angezogen;
eh' ſie's dachten oder wollten, glühte
Mund auf Mund nur einen einz'gen flücht'gen
aber ſeel'gen Augenblick. Ulita
wand darauf ſich aus des Jünglings Armen,
nur die weiße Hand blieb in der ſeinen,
und er ſprach an ſeine Bruſt ſie drückend:
„Sag ein Wort, Du wunderſchöne Herrin,
darf ich werben um die Hand, die ſüße?"
Und ſie ſprach verwirrt zur Erde blickend:
„Warum fragſt Du? willſt durchaus vom Mund
das erzwingen was das Aug' in Thränen
laut genug, wenn thöricht auch, verkündet?"
Abermals umſchlang der ſchöne Jüngling
die Geliebte, zog ſie, ſelbſt entzücket,
wieder in den Wirbel der Entzückung,
bis im Kuſſe ſie zuſammenglühten.
Aber, ſich erholend, rief die Jungfrau
ſchnell die Amm', und gleichſam ſelbſt ſich fliehend,
kehrte ſie zur hohen Wohnung heim.

III.

Zwölfmal hatten Tag und Nacht gewechſelt,
ſeit der Jüngling wieder fortgezogen,
und noch immer heiß auf ihren Lippen,
aber heißer noch im tiefſten Herzen
fühlte ſeinen Feuerkuß Ulita,
fühlt' ihn immer, daß ſie faſt nichts And'res
als den ſchönen Jüngling denken konnte.
Da erſchien vor dem Bojarin Kutſchko
ein Bojar aus Susdal, zu ihm ſprechend:
„Sey gegrüßt, Du trefflicher Bojarin
Stephan Kutſchko! Sieh, ich komm' als Bote
meines Herrn, des edlen Fürſten Jury
Wolodimeritſch von Susdal. Dieſer
grüßt durch meinen Mund und läßt Dir ſagen:"
„„Wackerer Bojarin Stephan Kutſchko,
Wſewlod Juriewitſch, mein jüngſter Knabe,
hat, in Deiner Herrſchaft jüngſt verweilend,
unter fremden Namen dort geſehen
Deine ſchöne, wunderſchöne Tochter,
und ſie hat ſein Herz in Lieb' entzündet,
daß er nun zum Weibe ſie begehret.
Darum laß die langgehegte Feindſchaft

nun vergessen seyn, ich biete willig
Dir die Hand zur ewigen Versöhnung.
Weig're nicht die Tochter meinem Sohne,
dem der Himmel Wohlgestalt verliehen,
dem ich Dmitriew, die schöne Herrschaft,
als ein Erb' auf ew'ge Zeiten gebe." "
„Du nun, trefflicher Bojarin, sage,
was ich ihm zur Antwort soll verkünden."
Doch im Zorn entbrannte der Bojarin,
sprach zum Boten diese heft'gen Worte:
„Freund ist Freund, und Feind ist Feind auf ewig.
Möcht' ich doch fürwahr an Einem Tische
nimmer essen mit dem bösen Jury,
oder schlafen unter einem Dache,
wie viel minder mich mit ihm verschwägern:
Dieses magst Du ihm zur Anwort sagen."
Also schied der Bot', und der Bojarin
ging im Zorne zu der schönen Tochter,
zu erforschen, ob den Normannfürsten
sie gesehn, mit ihm geredet, oder
gar den ihm Verhaßten lieb gewonnen,
denn er wußt', es war ein schöner Jüngling.
Als er wahrhaft alles nun erfahren,
sprach er wild zur weinenden Ulita:
„Nimmermehr, so lange noch mein Auge

wach iſt, ſollſt Du einen Normann freien,
wenn Du auch der Ehr' und Zucht vergeſſen,
und entartet einen Normann liebeſt,
einen Normann und den Sohn des Feindes.
Eher will ich all' mein Gut verſchenken,
als des böſen Jury's Sohn' es laſſen.
Hab' ich Dich nicht väterlich gewarnet,
und mit Recht? Du ſiehſt, als ein Betrüger.
als ein ächter Normann, mit erlog'nem
falſchem Namen iſt er hergeſchlichen:
und den Lügner liebet meine Tochter?"
Alſo zürnt' er, doch da ſprach die Amme:
„Herr, wer iſt denn Schuld an dem Betruge,
wenn nicht Deine Feindſchaft mit dem Vater?
durft' er ſich als Jury's Sohn hier zeigen?
wußt' er nicht, daß Du des Vaters wegen
ihn auch haßteſt, ob Dich wohl der Jüngling
nie mit einem Worte hat beleidigt.
Ja, ich denk', es ſollte Dich erfreuen,
daß die lange Feindſchaft, die doch wahrlich
keinem Chriſten ziemet, durch die Liebe
dieſer Beiden ſo ein End' erreichet."
Doch der Zürnende gebot ihr Schweigen,
und verließ die tiefgebeugte Tochter
mit der harten Weiſung: „Nimmermehr!"

Viel nun weint' am Morgen, weint' am Abend,
von dem Liebesſchmerz gequält, die Jungfrau,
ſelbſt der Amme Troſt nur wenig achtend;
aber wie auch immer trüb' ihr Morgen,
trüb' ihr Abend war, es wurde dennoch
je ein Tag aus Morgen und aus Abend.
So verrann die Zeit, die Schnitterinnen
gingen ſchon zu Felde mit den Sicheln,
und die Blumen hatten abgeblühet.
Abzublühn begannen auch die Roſen
auf Ulita's Wangen, denn die Thränen
ſind nicht Himmelswaſſer, das den Blumen
neue Kraft und höh're Blüthe bringet.
Bangend ſah die Tochter der Bojarin,
die geliebte, blaß und bläſſer werden,
und ſo oft er forſchte, ſprach die Amme:
„Herr, vom Gram wird keine Wange röther,
und ich brauch' es Dir wohl nicht zu ſagen,
welcher Gram Dein Töchterlein beſchweret."
Und zum Zorne ward der Schmerz des Vaters,
daß er ſprach: „Die eigenſinn'ge Dirne!
Stell ich's ihr nicht frei? Sie kann ja wählen
aus dem Heere von Bojarenſohnen,
die von nah' und fern mein Haus beſuchen,
um ſie zu erwerben. Auch den Aermſten

mag ſie wählen, nur nicht dieſen Normann.“
„Aber dieſen Normann liebt ſie eben,“
ſprach die Amme. „Was Bojarenſöhne?
Nimmſt Du auch von Jeglichem das Schönſte,
wirſt Du doch daraus noch keinen Knaben,
wie der Normann iſt, zuſammenſetzen.“
Alſo ſprachen ſie; doch der Bojarin
konnte ſeinen Haß nicht überwinden,
konnte nicht an's Glück der Tochter glauben,
wenn ſie freite den Warägerfürſten;
und als abermals der Fürſt von Suſdal
den Bojaren ſandte, ſeine Werbung
um die ſchöne Jungfrau für den Jüngling
zu erneuen, gab er, wenn auch milder,
und mit ſchwerem Gram im Vaterherzen,
ähnlichen Beſcheid doch dem Geſandten.
Endlich war der Herbſt herangekommen,
hatte ſchon die Stoppel überſponnen,
und mit Gold belegt den Wald der Hügel.
Alle Frühlingskinder neigten, müde
von der Laſt der ſchweren Sommergluthen,
ſchon zum langen Winterſchlaf die Häupter,
und mit ihnen neigte ſich die Jungfrau
zu dem längern, ach! viel längern Schlafe,
dem kein Morgen folgt an dieſer Sonne,

denn ſie war vom ſchweren Gram ermattet.
Und wie bläſſer ihre Wangen wurden
und ihr Auge trüber, wuchs des Vaters
Mitleid und Betrübniß, und ihr Anblick
rührte tief das Herz des alten Kriegers.
Freundlich redt' er oftmals mit der Tochter,
jeden Troſt ihr bietend, wenn ſie dieſem
einz'gen Wunſch entſagte, deß Erfüllung
nichts als Unheil doch gebären würde.
Mit dem Trauerton der Nachtigallen
ſprach ſie dann: „O Herr und Vater, zürne
Deinem Kinde nicht! denn keine Wünſche,
die des Vaters Willen widerſtrebten,
nährt das Herz. Gefallt's Dir zu gebieten
über mein Geſchick, und wär's noch heute,
wie's der Tochter ziemt, werd' ich gehorchen.
Dieſen Gram, den mir der Himmel ſandte,
rechne mir nicht an: ich kann nicht anders.
Schenke Du Geduld nur Deinem Kinde;
denn die Zeit wird alles ja vergleichen."
Dann wohl ſprach die Amme zum Bojarin:
„Freilich, freilich wird's die Zeit vergleichen:
denn was brächte nicht die Zeit in's Gleiche,
da ſie Jedes einſt zur Ruhe bringet!"
Und ein andermal dann ſprach ſie wieder:

„Freilich, [illegible] Du Herr und Vater,
kannſt nach Luſt mit Deinem Kinde ſchalten;
doch bedenk', es iſt die einz'ge Tochter,
und wer möchte Dir für's Ende ſtehen?"
Dann ein anderwal: „Es iſt ein Jammer,
daß ſich wohl die Steine ſelbſt erbarmten.
Sieh nur, ſieh nur, Herr, die Blätter fallen,
weiter ſag' ich nichts; der Himmel walte,
denn in Unſchuld waſch' ich meine Hände."
Alſo ängſtigten der Amme Reden,
und der Jungfrau ſichtliches Verblühen
den bedrängten Vater, den Bojarin,
daß er, als zum dritten Male Jury
den Bojaren mit der Werbung ſandte,
zwar mit ſchwerem, kummervollem Herzen,
doch ſein Kind verhieß dem Fürſtenſohne.
Zu der Tochter ging er dann und ſagte:
„Deinen Wunſch hab' ich gewährt, Ulita,
und zum Weibe Dich dem Mann verheißen,
den Dein Herz vor allen ſich erkoren.
Mög' es ſo der gnäd'ge Gott nun leiten,
daß ob der Erfüllung Du nicht einſtens
mehr der Thränen weinſt, als Du bisher
der Verſagung halber haſt vergoſſen.
Mög' es Gott verhüten! doch ich fürchte

Böſes nur von dieſem Normannfürſten."
Weinend warf die Tochter ſich zur Erde,
netzte ſeinen Fuß mit Dankesthränen;
doch er hob ſie auf an ſeinen Buſen,
küßte ſie, und ſprach: „Der Himmel halte
nur das Unglück fern von Deinem Haupte!"

Laut nun ward's im Hauſe des Bojarin
Stephan Kutſchko, in der Frauen Kammern,
wo ſonſt um die Jungfrau, die hier wohnte,
tiefe Ruh' geherrſcht und tiefes Schweigen.
Truhen, die man ſeit dem Tod der Gattin
Stephan Kutſchko's kaum gelüftet hatte,
knarrten täglich jetzt in ſtarken Angeln.
Denn die Frauen mußten ja beſchicken
bald den Brautſchmuck, bald das Hochzeitbette,
bald die Mitgift ihrer reichen Herrin.
Und im Sorgen, Ordnen und Befehlen,
in der ſtillen Hoffnung künft'gen Glückes,
fand Ulita ihre Roſen wieder.
Wohl erfreute dieß den treuen Vater;
nur in ſeines Herzens Tiefen wollte
noch des Böſen Ahnung nicht verſtummen.
Endlich hatte ſich der Tag genahet,
wo man feiern ſollte das Verlöbniß.

und zur Moskwa zog der Fürſt von Susdal
mit dem Bräutigam und dem Gefolge
von Bojaren und dem Troß der Diener,
feſtlich angethan, von Gold und Silber
ihre Roſſ' und ihre Kleider glänzend.
Freundlich, wie's dem Wirthe ziemt, bezwingend
ſeinen Gram, empfing ſie der Bojarin.
Freundlicher noch war der Fürſt von Susdal,
ſprach, die Hand ihm reichend, zum Bojarin:
„Trefflicher Bojarin, das Vergang'ne
ſey vergeſſen! laß uns Freunde werden;
unſre Herzen ſollen noch ſich finden,
wie der Kinder Herzen ſich gefunden."
Mild und ernſt verſetzte der Bojarin:
„Wenn die Feindſchaft nicht mehr Nahrung findet,
ſtirbt ſie ab, wie jedes Ungenährte:
laß nur, Fürſt, uns Freundesthaten ſäen,
ſo wird auch die Erndte Freundſchaft werden."
Alles war im Prunkgemach bereitet:
im violenblauen Sammtgewande
harrte ſchon der Prieſter, nebſt dem Jüngling,
und die Väter mit den Gäſten allen;
da erſchien die Braut von edlen Frauen
eingeführt, umſtrahlt von Edelſteinen,
aber ſtrahlender in ihrer Schönheit.

Nun begann der Prieſter die Gebete,
Segen zu erflehen von dem Himmel.
Als er dann gefragt die beiden Väter,
ob zu künft'gem Eheband die Kinder
ſie verlobten, und darauf den Jüngling
und die Jungfrau, hieß er Ringe wechſeln,
als ein Zeichen dieſes künft'gen Bandes,
reichte dann das heil'ge Kreuz zum Kuſſe,
Beiden, und den Vätern, und vollendet
war nach rechtem Brauche die Verlobung.
Darauf ward ein reiches Mahl gehalten,
wie's für den begüterten Bojarin
ſich geziemt an ſolchem Ehrentage.
Oben auf dem weiten Söller zechten
froh die Herr'n, im untern Raum die Diener,
aber auf des Hofes Raſenplätzen
des Bojarins treue Mannen alle,
daß der Jubel ſcholl durchs Thal der Moskwa,
bis des Tages letzter Strahl verglomm.

Nacht nun war's, und müde von dem Rauſche,
wie vom Jubel waren alle Häupter
taumelnd in des Schlafes Schooß geſunken.
Aber wach noch ſaß der böſe Jury
in dem Gaſtgemach mit ſeinen Räthen,

nur der Bräut'gam war zur Ruh gegangen,
träumte ſüße Träume von Ulita.
Grinſend ſprach der arge Fürſt von Susdal:
„Wer mir künftig leugnet, daß die Liebe
zaubern kann, den ſcheit' ich einen Lügner,
ſcheit' in's Angeſicht ihn einen Lügner.
Seht, was unſern Waffen nie gelungen,
bis hierher in dieß Gehöft zu dringen,
dazu hat uns endlich eines Knaben,
einer Dirne Liebe leicht geholfen.
Seht, ſo muß man alte Füchſe fangen."
Alſo ſprach er, und durchs Fenſter blickend
ſah er eine Flamme ſich erheben.
„Ha! das Zeichen," rief er, „daß die Unſern
eingebrochen ſind in Kutſchko's Dörfer.
Auf nun, Freunde, rüſtig zu vollenden,
was ſo glücklich wir begonnen haben."
Alſo war es: an die tauſend Krieger
hatt' im Walde tückiſch er verborgen,
auf des Feſtes ſorgenloſen Jubel
ſeine böſen Plane liſtig gründend.
Dieſe nahten dann im Schutz des Waldes
und der Nacht ſich des Gefildes Grenzen,
brachen nun hervor, wie aus den Bergen
eines Stromes Fluth, wann eine Wolke

barſt am Felſen und die Thäler füllte.
Tiefer Schlaf umfing die Mannen Kutſchko's,
denn der Feind, der ſonſt ſie wach gehalten,
ward jetzt Freund und Schwäher des Gebieters:
Wen'ge nur, von Honigwein und Schlummer
doppelt trunken, fanden ihre Waffen,
und ein Leichtes war's, ſie zu beſiegen.
Unterdeß ergriff vom Feuerzeichen
angeſpornt, der böſe Fürſt von Susdal
und mit ihm ſein ganz Geleit die Waffen.
Faſt geräuſchlos wurden des Bojarins
Diener überfallen und ermordet,
denn ſie ſchliefen, nichts von Unheil ahnend.
Tod auch traf die Wächter an den Thoren
des Gehöftes, und von außen drangen
mehr der Feind' in des Bojarins Wohnung.
Zum Gemache Stephan Kutſchko's eilte
blutbegierig Jury mit den Treuſten,
ſprengten auf der Thüre ſchwache Riegel,
und ergriffen ihn, den Weißgelockten,
der vom Lager ahnend aufgeſprungen,
denn die Sorge hielt entfernt den Schlummer.
„Ha, Verräther, endlich doch gefangen!"
ſchrie der wilde Jury. Aber Kutſchko,
ſchnell des Gegners ſchwarzes Werk durchſchauend.

ſprach zum Fürſten: „Du biſt der Verräther,
Du der Schändliche, der ſelbſt das Heil'ge,
Gaſtfreundſchaft und Liebe, ſeiner Mordluſt,
ſeiner ſchnöden Habgier zwingt zu dienen."
Aber grinſend ſprach der böſe Jury:
„Schmähe nur! Du ſchmähſt mich niemals wieder."
und er wandte ſich zu den Bojaren,
ſeinen Treuen, ſprechend: „Sagt, Bojaren,
was verdient nach unſrer Väter Sitte
der Verräther, der ſich ſeinem Fürſten
widerſetzt, Gehorſam ihm verweigernd,
gegen ihn des Aufruhrs Waffen führet?"
Alle brüllten laut: „Er ſterb', er ſterbe!"
„Wohl! ſo führt ihn hin, verſetzte Jury,
daß er den verdienten Lohn empfange."
Alſo zogen ſie den Greis von hinnen,
auf den Söller, wo er ſie bewirthet.
Und er ſprach im Angeſicht des Todes,
ſeine Blicke heiß zum Himmel ſendend:
„Herr! die Rach' iſt Dein, Du wirſt vergelten."
Alſo ſprach er, und die frechen Höhner
heil'ger Gaſtfreundſchaft und würd'gen Alters,
zwangen ihn zu knien auf das Eſtrich,
und das Haupt auf einen Block zu legen.
Ruhig that er's, und mit ſcharfem Beile

ſchlug ein wilder Fürſtenknecht vom Nacken
ihm das Haupt, und die ergrauten Locken
färbte dunkelroth der Strom des Blutes,
als es fallend auf das Eſtrich rollte.
So beſchloß ſein ehrenvolles Leben
der Bojarin unter'm Henkerbeil.

Von dem treuen Knecht dem Schlaf entriſſen,
hörte Wſewolod mit Schreck und Schaudern
ſeines Vaters grauſes Unterfangen,
das er nimmer leiſ' auch nur geahnet.
Schnell ſich waffnend ſtürzt er mit den Dienern,
die vor allen treulich an ihm hingen,
nach der Frauen Kammern, die Geliebte
vor des Vaters Blutgier zu bewahren,
denn er kannte wohl des Fürſten Wildheit
Sieh, da tobten ſchon die Knechte Jury's,
an der Thüre, die ſie ſprengen wollten:
bluten nicht, doch aus der Welt verſchwinden
in des Kloſters Dunkel ſollt' Ulita.
Reißend wie Gewitterſturm vom Himmel
in die Waldung fährt, die mächt'gen Stämme
bricht, entwurzelt, hierher, dorthin ſchleudert,
warf der Fürſt ſich auf des Vaters Schergen,
und bevor ſie noch den Sturm geahnet,

lagen alle blutend schon am Boden.
Krachend von dem Tritt des starken Jünglings
sprang die Thüre; zu der Jungfrau Kammer
eilt' er; die Erschrockne, die vom Aufruhr
schon erwachte, warf sich ihm zu Füßen,
flehte zitternd: „Schone meines Lebens!"
„Komm, Geliebte," rief er, „ich bin schuldlos,
den Verrath ersann mein böser Vater.
Eil', o eile! laß uns fliehn nach Kiew,
da wird uns der Großfürst Schutz gewähren."
Doch gefesselt blieb vom Schreck die Zunge,
blieb erstarrt der Leib: da riß der Jüngling
sie vom Boden in die starken Arme,
trug sie aus der Kammer raschen Schrittes
nach dem Ausgang eilend, und die Blitze
seines Schwerdtes bahnten ihm die Straße.
Fest zur Seite schritten ihm die Treuen,
und er hofft', aus diesem Untergange
das geliebte Mägdlein sich zu retten.
Schon erreichten sie des Hauses Pforte,
da ermannte wieder sich die Jungfrau.
„O mein Vater!" schrie sie, mit der Stärke
der Verzweiflung rang sie aus des Jünglings
Armen sich: „Mein Vater!" schrie sie wieder,
daß der Angstruf gellte durch die Wohnung;

mit gelöſtem Haar und offnem Buſen,
geiſterbleich, mit irren Blicken, eilte
ſie zurück nach ihres Vaters Wohnung,
auf den Söller, wo er jetzt geblutet.
Eine Rieſin, warf die ſtarken Männer
ſie zur Seit', um in den Kreis zu dringen,
ſah den Leichnam des geliebten Vaters,
ſah das Haupt, erſtarrte, ſchrie verzweifelnd:
„Vatermörderin!" und ſank, ergriffen
von des Todes kalter Hand, zu Boden,
daß der Schleier ihrer goldnen Locken
rings des Vaters blut'ges Haupt verhüllte.
Durch den Kreis nun tobt' einher der Jüngling,
ſah die Braut entſeelt, den Greis ermordet,
warf ſich neben der Geliebten Leichnam,
küßt' in wildem Schmerz ihr bleiches Antlitz.
Keiner wagt' es ihm zu nah'n, bis ſelber
er empor ſich hob und ſprach: „Der Thäter
dieſer Thaten iſt nicht mehr mein Vater:
vor dem Himmel und vor Euch entſag' ich
allen Sohnesrechten Sohnespflichten;
und nun ruf' ich Weh' und Fluch dem Mörder!"
Alſo ſprach er und verſchwand, und nimmer
ward in Rußlands Grenzen er geſehn.

So ward Jury Herr der Habe Kutschko's,
baut' ein Städtlein an der Moskwa Ufer:
das ist Moskau mit den goldnen Thürmen,
diesem Kranz von hellen Sonnenblumen;
aber über diesem lichten Kranze
schwebt der finstre Geist der Rache noch.

Die Wanderung.

Einsam in einer Höhle unter dem Angelsterne lebte Ruthna mit ihrem Sohne Reschwend. Hoch wölbte sich die Höhle in dem Berge Tilewed; die Wölbung war aus Sapphir und der Boden aus Smaragd. Ruthna war eine schöne Frau, und schien bestimmt, es ewig zu bleiben, denn was irgend ein Lebenstag an ihr zerstörte, gab ihr der Schlaf, der ihm folgte, zurück; und wie die Sonne aus dem Bade des Oceans, stieg sie jeglichen Morgen aus dem Bade des Schlummers in verjüngter Schönheit. Schön wie die Mutter war auch der Sohn, nur nicht so mild und still, sondern feurig und beweglich wie eine sprudelnde Quelle. Doch hatte bisher die Mutter des Knaben Unruhe leicht zu stillen gewußt durch allerlei Spiel, durch Gesang, durch Mährchen, womit auch wir uns einschläfern, wenn unser Auge des Tages Glanz nicht ertragen kann, oder von ihm schon geblendet ist. Als aber der Knabe her-

angewachsen war, wollte es ihr nicht mehr gelingen, besonders seit er den Dritten kannte, der mit ihnen in der Höhle wohnte. Es war aber dieser Dritte ein Klang, Ruthna's unsichtbarer Gatte, der am Morgen und Abend, bald heiter, bald ernst, aber immer lieblich um ihr Haupt ertönte. Erst als der Knabe zum Jüngling zu reifen begann, fing er an, diesen Klang zu vernehmen; aber nun erfüllte er auch seine Brust mit einem alles überwältigenden Gefühle, das sein ganzes voriges Leben in seinen Fluthen begrub. Die Spiele, die Gesänge, die Mährchen, mit denen die Mutter ihn bisher vergnügt hatte, däuchten ihm nun schaal und unerträglich; sein ganzes inneres Leben war selbst im Traume nichts als Sehnsucht, eine unbezwingliche Sehnsucht nach etwas, das seine Seele nicht denken, seine Zunge nicht nennen konnte. Mutter, sprach er einst zu Ruthna, die seine Unruhe wie sonst besänftigen wollte, Du mühest Dich vergebens, mich wieder zu gewinnen für meine vergangenen Freuden; es ist anders mit mir geworden, ob ich wohl nicht weiß, wodurch. Ich kann mich über nichts mehr freuen, was mir ehemals lieb war; ja, ich kann hier nicht mehr bleiben, gibt es irgendwo eine andere Höhle, als diese, so laß mich hingehen; mich dünkt, dort wird mir besser werden. Zwar weiß ich nicht, wie es auch anderswo besser

mit mir werden ſoll; aber wohl fühle ich, daß hier die Gluth, die meinen Buſen ängſtigt, immer ſtärker, immer ſchmerzlicher werden wird. Gut, ſprach Ruthna, ich ſehe wohl, Deine Zeit iſt da — die Sehnſucht nach Liebe iſt erwacht in Deiner Bruſt, und die läßt ſich freilich nicht beſchwören durch Spiel und Geſang. Du mußt Deine Wanderung beginnen, um das Weſen zu ſuchen, daß dieſe Deine Sehnſucht befriedige; und wenn Du es gefunden haſt, ſo kehre wieder heim zu Deiner Mutter. Bei dieſen Worten faßte ſie die Hand ihres Sohnes, und führte ihn durch eine goldene Thüre, die er nie gekannt hatte, vor die Höhle. Hier wogte ringsum ein roſenfarbenes Meer, das goldene Streifen durchzogen, wann die Häupter ſeiner Wellen ſich brachen. Jenſeits dieſer Fluthen, ſprach Ruthna zu dem Sohne, liegt eine andere Welt, in der Du ſuchen mußt, was Dir mangelt. Vier Könige herrſchen dort, meine Brüder und Deine Oehme: der erſte heißt Regenbogen, und herrſcht über ein Land voll hoher Berge und herrlicher Thäler; den zweiten nennt man Blüthenwald, und ſein Gebiet iſt ein großer Garten voll Blumen und Blüthen; des dritten Name iſt Sonnenglanz, und ſeine Herrſchaft iſt ebenes Land, reich an üppigen Saaten; der vierte endlich heißt Abendſtern, und ſein Reich bringt viel des tröſtenden Weines und des lindernden

Balsams. Versuche sie in der Reihe, wie ich sie genannt habe, und wenn Du bei dem einen nicht findest, was Dein Herz begehrt, so zeuch zu dem andern: bei allen wirst Du eine günstige Aufnahme finden. Aber Mutter, entgegnete Reschmend, wie komme ich über dieses Meer? Siehst Du dort am Ufer, antwortete Ruthna, die große goldfarbene Blume, deren Kelch bequem Dich fassen kann? Setze Dich darein, sie soll Dir als Nachen dienen, und wann Du an jenem Ufer angelangt bist, so stürze sie um, und alsbald wird sie sich in ein geflügelt Roß verwandeln, und Dich dahin tragen, wohin Du wünschest. Darauf führte sie ihn zu der Blume, umarmte ihn, und hieß ihn dann in den Kelch derselben steigen. Fahre wohl, sprach sie, bis wir uns fröhlicher wiedersehen; und mit diesen Worten durchschnitt sie den Stengel der Blume, die nun als goldener Nachen mit Reschmend über die rosigen Wogen glitt.

Glücklich trug der Blumennachen den Jüngling über die bunten Wellen an das jenseitige Ufer, und verwandelt daselbst ward er zum goldfarbigen Flügelrosse, das, schnell die Lüfte durchschneidend wie ein Aar, ihn an den Hof des Königs Regenbogen führte. Das war ein wunderseliger Hof. Das Schloß war nicht aus einem Stoffe, noch von einer Farbe, sondern hier aus Stein, dort aus Holz, da wieder aus gebrannter

Erde. Hier blau, dort grün, anderswo purpurfarben. Und wie der Stoff, war auch die Form wechselreich: hier erhob ſich auf einem felſendicken Erdgeſchoß ein ſchlankes Thürmlein, dort trug ein einz'ger Pfeiler ein weitläuftiges Stockwerk aus Cedernholz gezimmert; hier waren niedrige Gemächer mit hohen Bogenfenſtern, dort hohe gewölbte Säle mit kleinen runden Fenſterlein verſehen: kurz, hätten es auch grillenhafte Kobolde aufgerichtet, oder alle Geſchlechter der Menſchen ſeit Adam her daran gebaut, es hätte nicht bunter, nicht ſeltſamer ſeyn können. Greife, Sphinxe, und andere ähnliche Weſen, die wohl ſonſt bei der ungläubigen Welt für fabelhaft gelten, ſtanden als Wächter an den Pforten, und Phönixe ſaßen ſtatt der Tauben auf den glänzenden Dächern des Schloſſes. Im Hofe beluſtigte ſich des Königs Dienerſchaft mit allerlei munterem Spiel, mit Geſang und Tanz; da ſah man nichts denn eitel Rieſen und Zwerge, und die Rieſen gingen auf Stelzen, die Zwerge aber ruſchten auf den Knieen; und aller Kleidung glänzte mit den ſieben Farben, von denen der König ſeinen Namen führte. Sie trieben ſämmtlich ihre Beluſtigungen mit einer Aemſigkeit, als wäre es ein anbefohlenes Tagewerk, und achteten es nicht groß, als Reſchmend den Hof betrat. Auf ſeine Frage, wo er den König finden könnte, antworteten einige nur mit

Lachen, andere ertheilten ihm den Beſcheid, ſie wüßten es nicht, andere meinten, er wäre überall und nirgends. Endlich bot ſich ein Rieſe ihm zum Führer an, und ſchritt Klaftern weit ausgreifend voran, daß Reſchmend nur mit der höchſten Anſtrengung und keuchend wie ein gejagter Hirſch ihm folgte. Bei jeder Abtheilung des labyrinthiſchen Pallaſtes fragte der Rieſe den Pförtner Greif oder Sphinx, ob der König hier verweile, aber bei jeder ward er an die folgende verwieſen, mit der Verſicherung, daß er ihn dort gewiß finden würde; ſo zogen ſie vergebens herum von Halle zu Halle, und als ihnen endlich eine wunderſchöne Zwergin begegnete, ſetzte ſich gar der Rieſe zu ihr auf den Boden, und fing an, mit ihr zu koſen, ohne ſich weiter um ſeinen Gefährten zu bekümmern. Ein vorüber rutſchender Zwerg nahm ſich endlich Reſchmends an, und verſprach, ihn zu dem Könige zu führen. Langſam, als luſtwandelten zwo Schildkröten am Ufer eines See's, ging nun die Reiſe weiter durch die Hallen des Schloſſes: überall, wo ſie anfragten, war der König geweſen, aber nirgends war er mehr. Endlich fanden ſie doch den ſo lange Geſuchten in einem Gemache, deſſen Boden, Wände und Decke von Kryſtall waren, ſo, daß ſie des Königs Bilder im Kryſtall für den König haltend, ſich dieſen näherten, und erſt nach einiger Zeit ihn ſelbſt

heraus fanden. Der König war ein junger Mann, von ſchlankem Wuchſe, mit unglaublich beweglichen Gliedern, und immer rollendem Blick. Eben war er damit beſchäftigt, allerlei bunte und glänzende Gewänder zu verſuchen, jegliches nach einigen Augenblicken der Betrachtung in dem Kryſtalle rings umher mit einem andern vertauſchend. Als er erfahren hatte, wer Reſchmend wäre, riß er ihn mit Ungeſtüm an ſeine Bruſt. Herzlich willkommen, mein lieber Neffe, rief er, ihn dazwiſchen feurig küſſend, herzlich willkommen! und ihn plötzlich aus ſeinen Armen laſſend fuhr er fort: Seht Ihr dieſe Gewänder? nicht wahr, das heißen Gewänder? alles Nachahmungen der ſchönſten Schmetterlinge! O, ich bitte Euch Neffe, verſucht mir in der Schnelligkeit einige Duzende davon; ſie müſſen Euch prächtig laſſen, denn Ihr ſeyd ein herrlicher Burſch von einem Neffen. Darauf ließ er ihm von den dienenden Rieſen ein Gewand nach dem andern anlegen, und bei jedem Verſuche wandte er ihn nach allen Seiten, und klopfte vor Freuden in die Hände. Unterdeſſen erzählte ihm Reſchmend, was ihm in der Höhle begegnet wäre, wie ſeine Mutter daran erkannt, daß die Zeit der Liebe für ihn gekommen, und ihn deßhalb über das Meer geſandt hätte, um am Hofe ſeines Ohms zu ſuchen, was ſein Herz begehrte. Daran hat Eure Mutter ſehr

klug gethan, Neffe, verſetzte der König; Ihr müßtet ein närriſches Herz haben, wenn Ihr an meinem Hofe nicht finden ſolltet, wornach es ſich ſehnt. Morgen zeige ich Euch meine Flügelroſſe, meine Muſchelwagen, die Paradiesvögel, die ich vorſpanne, wenn ich in der Luft, und die Delphine, wenn ich im Waſſer fahre; meine Masken, meine Juwelen, meine Gärten, wo alle Blumen aus Edelſteinen ſind, will ich Euch zeigen, und ich ſtehe Euch dafür, Ihr findet darunter, was Euer Herz begehrt. Aber was rede ich doch? unterbrach er ſich dann ſelbſt; ſagte nicht Eure Mutter, die Zeit der Liebe ſey für Euch gekommen? Wohl, ich verſtehe: Ihr ſollt wohnen in meinem Wonneſchloſſe, da findet Ihr im Garten, was Ihr ſucht. Und ohne des Neffen Antwort abzuwarten, befahl er den Dienern, ihn dahin zu führen, wohin er geſagt, und beim Glanze unzähliger Fackeln, denn es war ſchon tiefe Nacht, geleiteten die Diener Reſchmenden den Berg hinunter in ein tiefes Thal, wo das Schloß der Wonne lag, und wo er die Nacht in eitel ſüßen Träumen zubrachte, die ſeinen feſten Schlaf nicht einen Augenblick ſtörten.

Als er am andern Morgen aufgeſtanden war, begab er ſich ſogleich in den Garten, auf den der Oheim Regenbogen ſeine Hoffnungen verwieſen hatte, und

was er hier erblickte, übertraf alles Seltsame, das ihm der vorige Tag geboten hatte. Hier und da standen unter andern hohen Bäumen riesenmäßige Eichen, die gar wunderbare Eicheln trugen, denn aus der purpur- und goldgestreiften Schaale ragte keine Eichel, sondern ein schwanenweißer Mädchenleib hervor. Die ganze Stufenfolge weiblicher Schönheit, von der hohen, stolzen Amazone mit der Römernase, bis zum niedlichen Kinde mit dem Stumpfnäschen, alle Farben der seidenen Locken, die uns zu Ringen werden, vom Rabenschwarzen bis zum Silberglänzenden, die ganze Musterkarte weiblicher Augen vom Glühendschwarzen bis zum Sehnsuchtsfeuchten, Himmelblauen, kurz der ganze Reichthum an Gestalten, in denen die Natur die Grundidee weiblichen Reizes dargestellt hat, um unsern launenhaften Geschmack zu befriedigen, boten die Früchte der Wunderbäume dem Beschauenden dar. Entzückt über diesen nie auch nur geträumten Anblick nahte sich Reschmend einem solchen Baume, und die erste Frucht, auf die er sein Auge heftete, sang ihm — ach! mit welcher lieblichen, herzbewegenden Stimme — zu:

Pflücke mich, Süßer! reizet mein Blühen,
Lieblicher Jüngling, reizt es Dich nicht?
Sieh! wie des Himmels Lichter fliehen,
Ach! und die Zeit das Blühende bricht!

Pflücke mich schnell! nicht ungenossen
Laß mich vom kalten Sturme verwehn:
Glühend von meinen Armen umschlossen
Sollst Du in feuriger Wonne vergehn.

Wer, dessen Haare noch nicht grau sind, hätte den Muth gehabt oder die Hartherzigkeit, diese freundliche Einladung auszuschlagen? Reschwend wenigstens hatte keins von beiden. Er legte muthig Hand an's Werk, löste die lockende Frucht von dem Zweige, der sie trug, und half ihr aus der beengenden Schaale, in der sie fast bis an die Brust verborgen war. Wie süß diese kleine Mühe ihm belohnt wurde, weiß jeder, dem es einmal geglückt ist, eine solche Frucht zu brechen. Aber indem er noch kosete mit seiner braunlockigen Beute, zog eine andere, deren Haupt wie eine Goldfrucht aus dem dunkeln Laube glänzte, seinen Blick auf sich. Und kaum hatte er das Auge darauf gerichtet, als sie mit schmelzenden Tönen ihm dieselben Worte zusang. Wie von einem hinreißenden Zauber ergriffen, eilte er zu ihr, und befreite auch sie von den lästigen Banden. Kaum hatte er den Kuß des Dankes von ihr empfangen, als er zurück blickend sah, wie die verlassene Geliebte eben in Dunst zerrann. Es rührte aber sein Herz nicht, wiewohl er einen tiefen Seufzer zu vernehmen glaubte, denn die Gewonnene däuchte ihm unendlich lieblicher

als die Verlorene. Doch auch mit dieſer hatte er kaum wie mit jener die erſten Liebkoſungen gewechſelt, als ſchon eine andere in den Zweigen raſchelnd ſeine Aufmerkſamkeit erregte, und zur Wiederholung deſſelben Auftrittes Anlaß gab; und ſelbſt wieder verlaſſen in Luft zerſtob. Immer ſchneller folgte nun eine der andern; der Wechſel machte ihn immer begieriger auf Veränderungen; bald war ein Baum geleert; er ſuchte und fand einen andern, und daſſelbe Spiel begann von neuem. In den höchſten Wipfel des Baumes ſtieg er mit Gefahr hinauf, um die Früchte, die ihm weit reizender ſchienen als die leicht zu erlangenden, herab zu holen, und auch dieſen mühſam Errungenen ward nicht viel mehr als einige flüchtige Küſſe, denn nun däuchten ihm doch die untern irgend einen Liebrei; zu beſitzen, den er ſchon überſehen. So war der Abend heran gekommen; die letzte Frucht vom zweiten Baume war gepflückt, und Reſchmend, müde vom Brechen der wunderſamen Eicheln, und von ihren Liebkoſungen, verwirrt von dem reißend ſchnellen Wechſel, betäubt von dem Geſange der nach Erloſung Seufzenden, verließ die letzte faſt ungeküßt, und kehrte nach ſeiner Wohnung zurück.

Am folgenden Morgen, als er von einem viel längern Schlafe denn am vorigen erwachte, befragte

er sein Herz, ob es denn nun gefunden habe, wonach es sich so lange und so schmerzlich gesehnt; das Herz antwortete, noch nicht, doch sey das Ersehnte unstreitig hier oder nirgends zu finden. Wie hätte ich es auch schon finden können? sagte er dann bei sich selbst: habe ich doch in dem Ueberflusse das Einzelne kaum gesehen, noch weniger genossen! der Wechsel ist freilich gut, aber zu schnell wird er doch ein Hinderniß des Genusses; heute will ich klüger seyn. Er begab sich abermals in den Garten, und nachdem er wieder einen Baum mit lebendigen Früchten gefunden hatte, umging er ihn prüfend dreimal, sechsmal, neunmal, ehe er sich zu einer Wahl entschließen konnte. Endlich konnte er es einer blondgelockten zarten Gestalt, die so dringend zärtlich bat, und so sehnsüchtig die milchweißen Arme nach ihm ausstreckte, nicht versagen, sie zu brechen. Kaum hatte er sie von der neidisch verhüllenden Schaale befreit, so faßte er sie wie ein Kind in seine Arme, und eilte mit ihr schnell, als trüge er einen Raub davon, in seine Wohnung, damit keine andere Zeit gewönne, seine Blicke zu fesseln. O, wie lieblich dünkte es ihn, mit einer so süßen Gefährtin allein zu seyn in der freundlichen Wohnung! wie ergötzte sie ihn mit Spiel, Gesang und Tanz, und dann wieder mit allerlei heiterm Gespräch von Wunderdingen, die noch nie

ſein Ohr berührt hatten, und wie labend waren ihre Liebkoſungen in den Uebergängen von Spiel zu Tanz, von Tänz zu Geſpräch. Am Abend beſuchte der König Regenbogen ſeinen Neffen, um zu ſehen, ob er gefunden hätte, was ſein Herz begehrte. Wohl hab' ich das, antwortete Reſchmend auf ſeine Frage, und wie ſollte ich es nicht gefunden haben in dieſem Wundergarten, wo ſolche Früchte reifen, wie Ihr hier ſeht. Das dachte ich wohl, verſetzte der König: nun, es iſt mir lieb, Neffe; bleibt ſo lange es Euch gefällt, und, wenn Ihr wollt, könnt Ihr nach mir König werden. Regenbogen entließ ihn, und Reſchmend, deſſen Wohlbefinden der Gedanke, in dem herrlichen Lande einſt Gebieter zu werden, noch geſteigert hatte, begab ſich ganz glücklich mit der Goldgelockten zu Ruhe, und als er nach mancher Liebkoſung in ſüßer Müdigkeit das Auge geſchloſſen hatte, ſchlief er feſt und erquickend bis zum andern Morgen. Kaum erwacht, wollte er ſeine ſchöne Gefährtin mit einem Kuſſe wecken, aber wie erſchrack er, als anſtatt der blühenden Geſtalt ein altes welkes Mütterlein an ſeiner Seite lag, aus deſſen zahnloſem Munde ein nicht allzuwohl duftender, kaum verſtändlicher guter Morgen ihn anwehte. Schnell entſprang er dem Lager, und kaum hatte er ſeinen Abſcheu zu erkennen gegeben, ſo war die Alte auch ſchon

in Luft zerronnen. Das iſt das Beſte bei der Sache, ſagte Reſchmend; ſo fallen einem doch die Verwelkten nicht zur Laſt: der Wechſel iſt am Ende auch vergnüglich, und da hier Ueberfluß an ſolchen Früchten iſt, ſo wüßte ich nicht, warum ich die Verlorene bedauern ſollte. Er ging abermals in den Garten und wählte für heute eine Schöne mit rabenſchwarzen Locken und Augen, denn, dachte er bei ſich ſelbſt, vielleicht ſind dieſe doch dauerhafter als die zarten Blonden. Darin irrte er ſich: ergötzlich war ſie gleich jener den Tag über, ergötzlicher noch am Abend; aber über Nacht war ſie verwelkt. So lebte Reſchmend einen Monden, jeden Tag ſich eine neue Gefährtin ſuchend, um ſie am folgenden Morgen als bejahrtes Mütterchen ſich in Dunſt auflöſen zu ſehen. So lieblich nun auch die Gefährtinnen ſelbſt waren, ſo gefällig ſie ſich bemühten, ihm die Zeit zu verkürzen, und jeden Augenblick mit irgend einer Luſt auszukaufen, ſo viel Reiz auch der beſtändige Wechſel dem Genuß verlieh, ſo ward doch bei der reißend ſchnellen Veränderung dem Jüngling endlich zu Muthe, wie einem, der in einen wirbelnden Strom untertaucht. Die ſtark ergreifende, aber vergängliche Gegenwart ließ weder der Hoffnung noch der Erinnerung Raum, und doch ſind dieß die beiden Sonnen in dem Innern des Menſchen, ohne die es eitel Nacht iſt in dieſer

ohnehin nicht sehr lichtreichen Welt. Reschmend fing allmählig an, die zerstäubenden Gefährtinnen zu bedauern; es kam ihm vor, als würde es ihm lieb seyn, wenn er auch noch den heutigen Tag mit der Geliebten von gestern zubringen könnte, als hätte er ihr noch manches zu sagen, als wünschte er dieß oder jenes von ihr zu hören. Und er versuchte es in der That, verhehlte seinen Abscheu am Morgen, und behielt die veraltete Geliebte den ganzen Tag bei sich. Aber wie schwer lasteten die Stunden auf ihm, gleich drückend schwüler Gewitterluft! Wie war der ganze Tag ein immerwährender Kampf mit dem Reize zum Gähnen! Wie ungeschickt und unzeitig war Alles, was die Alte that, um ihn zu erfreuen! Noch ehe der Abend hereinbrach, mußte er den Versuch, der seine Kräfte überstieg, aufgeben, und sie verschwinden lassen. Er lebte nun wieder einige Tage nach der alten Weise; aber immer fühlbarer ward das innere Mißbehagen, und als er endlich sein Herz abermals erforschte, mußte er sich gestehen, es habe nicht gefunden, was es begehrte, es sehnte sich nach einem Gute, das minder vergänglich sey, an das er Erinnerungen und Hoffnungen knüpfen könne. Mit dieser Entdeckung verlor auch sein jetziges Leben allen Reiz für ihn, er mochte keine Frucht mehr brechen in dem Wundergarten, sondern begab sich zum

Könige und sprach: Oheim, es ist wohl schön und vergnüglich in Eurem Schlosse der Wonne, aber eins fehlt doch seinen Freuden, längere Dauer; Alles ist dort nur auf kurze Stunden angelegt. Mit dem Ausdrucke der höchsten Verwunderung betrachtete ihn der König eine Weile. Nur auf Stunden? sprach er dann; und kann denn etwas ergötzlich seyn, das länger als eine Stunde währt? Mich dünkt, erwiederte Reschmend, und ich wünschte wohl, etwas einen Monden lang zu besitzen, das mir lieb wäre: gibt es hier ein solches, Oheim, so bitte ich Euch darum. Einen Monden lang? rief der König, rücklings wie vor Schrecken in den Sessel sinkend; Schauder ergreift mich, wenn ich daran denke. Nein, mein alberner Neffe, so etwas gibt es, Dank dem Schicksal, in meinem Reiche nicht; also werdet Ihr sehen Euer Glück wo anders suchen müssen. Dazu bin ich auch entschlossen, versetzte der Jüngling, und beurlaube mich hiemit bei Euch. Habt Dank für Eure freundliche Aufnahme und Bewirthung. Nicht Ursach, sagte der König, geht nur Euern thörichten Grillen nach; und das Schicksal bescheere Euch zu Euerer Besserung ein Glück, das ein ganzes Jahr dauere. Damit schieden sie von einander.

Reschmend gab nun seinem Flügelrosse die Weisung, ihn an den Hof seines zweiten Oheims Blüthen-

wald zu tragen, und nach einem kurzen Fluge waren sie dort. Das war abermals ein wundersamer Hof. In der Mitte eines Haines, wo die schönsten Bäume aller Art in voller Blüthe standen, und hier und da schneeweiße Lämmer ohne Hüter weideten, lag ein anmuthiges Dörfchen, von mehreren höchst einfachen, aber reinlichen mit Moos bedeckten Hütten gebildet. Um jede derselben zog sich, von einer grünen Hecke umschlossen, ein Blumengarten, der ebenfalls im Schmucke des Lenzes prangte, und ein spiegelheller Bach war so geleitet, daß er alle diese Gärten wässerte. Diese Hütten bewohnten die Diener des Königs, er selbst eine ähnliche, nur etwas geräumigere, in der Mitte der andern gelegen. Vor der ersten Hütte, auf die Reschmend stieß, spielten mehrere Kinder freundlich und still; der Jüngling, dem es, weil er nirgends ein Schloß erblickte, zweifelhaft wurde, ob auch sein Träger den rechten Weg genommen, fragte die Kinder, ob der König Blüthenwald hier wohne. Freilich, antwortete ein Kleiner, wohnt der gute Blüthenwald hier; aber wer bist Du denn? Ich bin sein Neffe Reschmend, versetzte der Jüngling, und sogleich drängten sich alle Kinder um ihn her, küßten ihm Hände und Kleider, indem sie sagten: sey uns willkommen, Du schöner Neffe des guten Blüthenwalds! Komm, komm! sagte drauf ein Mäd-

chen, das größte von allen, komm', ich will Dich zu ihm führen. Sie gelangten durch einen reichen Blumengarten an die mittlere Hütte, durch die offene Thüre in das Gemach des Königs, das ringsum mit Blumen ausgeziert war. Hier saß auf einem einfachen Holzsitze Blüthenwald in schäferlicher Kleidung, einen Kranz auf dem Haupte, ein Hirtenlied zur Zither singend. Kaum hatte er vernommen, wer Reschmend wäre, und dessen kleine Führerin mit einer Liebkosung entlassen, so schloß er mit Freudenthränen den Neffen an seine Brust, und nachdem er ihn lange in seinen Armen gehalten, und ihn mit Zärtlichkeiten überhäuft hatte, zog er ihn an seine Seite nieder und sprach: Sey mir willkommen, Sohn meiner theuern, innig geliebten Schwester! o, wie süß lächelt mir das Bild der süßen Ruthna aus Deinen Zügen entgegen! Wie schmerzlich, und doch erquickend, mahnt es mich an die Zeit, wo wir noch vereint waren in der düstern Behausung unsers Vaters. Wie lebt sie jetzt, die Gute, Freundliche? Schön, daß Du gekommen bist, und gleichsam zu einem neuen Bande zwischen Bruder und Schwester wirst. Reschmend erzählte dem freundlichen Oheim nun Alles, was er selbst von seiner Mutter wußte, und zuletzt auch von sich selbst, warum Ruthna ihm befohlen, seine Wanderung anzutreten, und was ihm bei seinem ersten Oheim

begegnet wäre! Daran erkenne ich meinen Bruder Regenbogen, sagte Blüthenwald; er ist der älteste von uns, und ward gleich nach Deiner Mutter geboren, aber sein Thun wird ewig kindisch bleiben, wie seine Gestalt immer jugendlich; er fordert von der Zeit nichts weiter, als daß sie vorüber gehe: freilich die einzige Forderung, die man mit der Gewißheit der Gewährung an sie machen kann. Bei mir sollst Du es anders finden: hier ist Alles beständig, ein Tag gleicht dem andern, und alle sind gleich freundlich und reich an stiller Wonne. In der That fand Reschmend, daß sein Oheim die Wahrheit geredet hatte; wie unruhig und ewig wechselnd Alles am Hofe des Königs Regenbogen gewesen, so still und sich immer gleich war Alles hier. Die Diener des Königs waren es nur dem Namen nach, eigentlich hätte man sie seine Freunde, seine Gefährten nennen müssen; sie versammelten sich des Morgens bei ihm, und unterhielten sich von ihren Blumen, von ihren Heerden silberwolliger Lämmer, von ihren aufblühenden Kindern, und der König nahm, wie ein zärtlicher Bruder, an Allem Theil, was die Seinen erfreute. Dann ergötzte man sich unter den Blüthengewölben des Haines mit Saitenspiel, wozu Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen Wechselgesänge von Liebe und Freundschaft, oder von dem Glücke des einfachen, stillen

Lebens sangen. Darauf kehrten die einen in ihre Hütten zurück, die andern zerstreuten sich im Walde, um sich an dem Gedeihen ihrer Heerden zu weiden, und der Abend vereinte sie alle wieder zu gleichen Ergötzlichkeiten bei dem Könige. So verfloß ein Tag gleich dem andern, und dem Jüngling Reschmend gefiel es wohl, wenn er sich auch nach einiger Zeit gestehen mußte, daß er dabei nicht finden würde, was seines Herzens Sehnsucht war: auch verhehlte er dieß seinem Oheim nicht, als ihn dieser darum befragte. Ich verstehe Dich, mein Sohn, sagte Blüthenwald, ihn zärtlich umarmend, und die Mutter hat Recht, daß Deine Stunde gekommen ist. Wohl, ich führe Dich dahin, wo Du finden wirst, was Dein Herz begehret, und bist Du nach einem Jahre noch so glücklich, wie Du es in den ersten Tagen seyn wirst, so kömmst Du wieder mit Deinem Freunde zu uns, wo es Dir dann frei steht, zu Deiner Mutter zurück zu kehren, oder hier zu bleiben und nach mir König zu werden. Blüthenwald führte nun seinen Neffen selbst zu einer fernen Hütte, die einsam und heimlich im schattenreichsten Theile des Waldes lag. Hier, sprach er, sollst Du wohnen: das ist der Ort, wo Du das Glück finden kannst; ob Du es finden wirst, hängt von Dir ab; mehr als die Möglichkeit kann ich Dir nicht geben. Lebe wohl. Bei diesen Worten umarmte er ihn, und überließ ihn dann sich selbst.

Am Ende des Gartens, der die Hütte umschloß, in immerwährender Schattendämmerung, bildete der Bach, der den Garten wässerte, einen ausgebreiteten Wasserspiegel, dessen Ruhe kein Luftzug störte, gleichsam als störte sich der Wind, das Bild der schönen Umgebungen darin zu zerreißen. Mehr als irgend ein Ort in seiner neuen Heimath zogen den Jüngling die blühenden Ufer dieses Wasserspiegels an, und es schien ihm, als wäre die hier wehende Luft ein heilsamer Balsam für die Schmerzen der immer wachsenden Sehnsucht in seiner Brust. Einst lag er am Abend auf dem duftenden Rasen, der den Rand des Wasserbeckens bildete, als die Oberfläche des See's wider ihre Gewohnheit sich zu kräuseln begann, doch so, als käme die Bewegung aus der Tiefe; plötzlich erhob sich ein Strahl von Silberschaum, und als dieser zurück gesunken war in die Fluth, erblickte der Jüngling an dieser Stelle, ach! welch ein wunderschönes Weib. Bis an die alabasternen Hüften nur von ihrem langen braunen goldschimmernden Haare verhüllt, weiterhin bedeckt von einem himmelblauen, mit goldenen Sternen besäeten Gewande, saß sie auf einer Muschel, die eine einzige ausgehöhlte riesige Perle zu seyn schien. Unbekümmert um den Zeugen am Ufer wegte sie auf dem See hin und her, und schien an der sanft kühlenden Luft, die über

ihn floß, und den goldenen Abendlichtern, die ihn umkränzten, sich zu ergötzen und zu laben. Endlich sang sie wie vor sich:

Was ist Leben ohne Liebe?
Ach! ein Himmel ohne Stern,
Ohne Licht, der ewig trübe
Nacht nur zeigte nah und fern:
Das ist Leben ohne Liebe.

Was ist Leben ohne Liebe?
Ach! ein Lenz, wo die Natur
Ohne Schmuck der Blumen bliebe,
Welk und öde Wald und Flur:
Das ist Leben ohne Liebe.

Was ist Leben ohne Liebe?
Ach! ein Hain, wo nie Gesang
Süßer Kehlen sich erhübe,
Stimmend zu des Herzens Klang:
Das ist Leben ohne Liebe.

So wie der letzte Laut dieses Gesanges in der Waldung des Ufers verklang, verschwand auch, zurück tauchend in die Fluth, die holde Sängerin. Nun erst erwachte Reschwend aus dem Traume, mit dem ihn ihre vollblühende Gestalt und der schmerzlich wonnige Ton ihrer Stimme zaubernd gefesselt hatten. Bleibe, Bleibe! himmlisch Wesen, rief er der Verschwindenden nach; aber schon war die Wunderbelde dem Auge entrückt.

Alle Stimmen in dem Busen des Jünglings sagten ihm laut, daß er nun gefunden habe, wornach er sich so lange vergebens gesehnt; und schon der folgende Morgen fand ihn wieder am Ufer des See's, und mit immer steigender Sehnsucht und unermüdlicher Geduld harrte er, bis die Fluth sich wieder kräuselte, bis der Silberstrom wieder empor stieg, und nach seinem Versinken die holde Perlenschifferin sichtbar wurde. Wer Du auch seyst, seliges Wesen, rief, die Arme nach ihr ausstreckend, Reschmend der still dahin Gleitenden zu, wer Du auch seyst, höre mein Flehen: laß einen kurzen Augenblick mich Deine Nähe genießen, nur einmal mich schauen in Dein Auge, das wohl lieblicher glänzt als der Morgenstern, nur einmal ein Wort aus Deinem Munde meine Seele in Wonne versenken: ach! mein ganzes Wesen ist nichts mehr als Sehnsucht nach Dir. So flehte der Jüngling; aber die reizende Schifferin gab nicht Acht auf sein Flehen, sondern begann ihren Gesang, und verschwand, als sie geendet hatte. Eben so ging es auch am dritten Tage; nur inniger, heißer waren die Bitten des Jünglings, aber doch nicht fähig, das Wunderkind zu rühren. Als er nun nach geendigtem Gesange sie wieder untertauchen sah, da verschwand die Welt um ihn her, und verzweifelnd stürzte er mit dem Ausrufe: „Tod oder Liebe," ihr in die

Fluth sich nach. Kaum hatte ihn der Schoos des See's aufgenommen, so fühlte er sich von einem Arm umfangen, und dann sanft hinabgetragen in die Tiefe. Plötzlich hörten die Gewässer auf, sein Haupt zu umspülen, sein Fuß trat auf festen Boden; und als seine Besinnung zurückkehrte, und er sein Auge wieder öffnete, befand er sich in einer krystallnen Grotte, und — o Entzücken! — in den Armen der unaussprechlich schönen Geliebten. Dein Wunsch ist erreicht, lieblicher Freund, sprach sie zu ihm; Du hast mich gewonnen. Worte sagen wenig in der Liebe, Thaten Alles, und Du hast Dein Leben eingesetzt für Deine Liebe, darum bin ich Dein, mit heißer Gegenliebe Dein, so lange Dein Herz für mich schlägt. Komm jetzt, mein süßer Freund, daß ich Dir mein Reich zeige, oder vielmehr von nun an das Deine. Sobald sie nun den übertretenden Strom seines Entzückens und seiner liebkosenden Huldigung hemmen konnte, führte sie den Jüngling durch die krystallnen Grotten in ihre Behausung. Es war dieß aber ein weiter Garten, geschmückt mit Bäumen und Blumen, welche die Erde nicht kennt; hier floß ein Bach von Morgenroth, dort wiegte sich ein See von reinem Aetherblau, aus den Hainen quollen Gesänge, wie niemals die irdische Luft sie auf ihren Schwingen trug, vor denen unsere süßeste Nachtigall verstummt wäre,

vor Schaam. Und auf diesem Allem ruhte eine ewige, warme Frühlingsnacht: unbeweglich stand der Mond am hohen Himmel mit freundlicherem Angesicht und glänzender als der unsrige, unbeweglich um ihn ein unzählbares Heer von Sternen, heller leuchtend als die unsern, süß blickend wie das Auge einer Geliebten. Ob Reschmend glücklich war? wer hätte es nicht seyn sollen, in einem ewig blühenden Gefilde, umweht von einer Luft, die aus Blumendüften und Waldgesang gemischt war, umleuchtet von einer milden, wechsellosen Frühlingsnacht, und ruhend in den Armen oder zu den Füßen, oder wandelnd an der Seite einer Geliebten, die selbst in diesem Lande der Schönheit doch Alles um sich her verdunkelte? Und nicht wie Zauberwerk bestürmten ihn auf einmal alle Liebesgaben der Geliebten, so, daß auf einen Augenblick des bewußtlosen Entzückens eine ekle Sättigung gefolgt wäre, sondern allmählig entfaltete sie ihren Reichthum zu seinem Genusse, allmählig nur zerfloß die Hülle ihrer Jungfräulichkeit vor der schmelzenden Gluth seiner Liebe, so wie die Natur sich nur allmählig ihre Reize durch die glühenden Liebesblicke der Sonne abringen läßt In diesem süßen Kampfe mit der Jungfräulichkeit seiner Geliebten verging dem Jünglinge ein Monden nach unsrer indischen Rechnung — denn in seinem ewigen Frühlinge gab es

seine Zeit — wie eine Stunde voll lieblichen Traums, und dann wieder ein Monden in dem Genusse des errungenen Siegs noch schneller, wenn auch kaum glücklicher. Aber im dritten Monden war es schon sonderbar, daß Reschwend bei den Gesprächen und Gesängen seiner Geliebten, die allezeit von Liebe, von treuer, heißer, ewiger Liebe handelten, dann und wann an die wunderlichen, grillenhaft wechselnden Erzählungen seiner ehemaligen Eintagsgefährtinnen dachte. Nach und nach begann ihm manches zu mißfallen in seiner wechsellosen Frühlingsnacht: erst dünkte ihm der immer an derselben Stelle schwebende, immer mit gleichem Lichte leuchtende Mond und die unveränderliche Gestalt des Sternenfeldes einförmig, eintönig dann und fast betäubend der nie verhallende Gesang des Haines, und drückend die würzige Luft, unerquicklich das tägliche Bad im Bache von Morgenroth oder im See von Aetherblau, unbehaglich selbst die Freiheit von dem leiblichen Bedürfnisse der Speise und des Trankes. O, Du Theure, sprach er einst nach einer süßen Stunde zu seiner Geliebten, viel schöner dünkst Du mir geworden, seit ich Dich zum erstenmal erblickte; o, wie gern sähe ich jetzt Deine Schönheit einmal leuchten am Sonnenlichte droben: ist es möglich, so laß uns auf einen Augenblick dorthin zurück kehren. Erbleichend sank die Geliebte auf das

Ruhebett von Blumen zurück, und Reschmend, es gewahrend, widerrief seinen Wunsch. Doch bald erholte sie sich, und sprach: Mit nichten, mein Freund, ich muß jeden Deiner Wünsche erfüllen, sobald er aus Deiner Brust empor gestiegen ist: also folge mir. Unaufhaltsam schritt sie vorwärts durch den Garten und die krystallnen Grotten, schwang sich mit ihm auf ihren Perlennachen, und die Fluth trug sie empor. Kaum hatte er den Fuß auf das Ufer gesetzt, und wollte die Geliebte einladen, ihm zu folgen, als sie mit dem schmerzlichen Seufzer einer Sterbenden vor seinen Augen zerrann, und der See weithin sich blutig färbte, der leere Perlennachen aber verschlungen ward von der Fluth. Betäubt von dem unerwarteten Ereignisse starrte Reschmend einige Augenblicke bewußtlos in die gerötheten Wogen; aber der Sonne fröhliches Licht, das eben den Wald zu durchbrechen begann, und die kühle Luft des Morgens weckten ihn bald aus seiner Bewußtlosigkeit. Auch Du nichts mehr? rief er; fahre wohl! und begab sich auf den Weg zu seinem Oheim Blüthenwald. Dieser war nicht wenig erstaunt, ihn zu sehen: Wie? nach drei kurzen Monden schon zurück? sprach er, und ließ sich von Reschmend erzählen, was ihm begegnet war. Du warst also nicht mehr glücklich? fragte er ihn dann. Das wohl, erwiederte der Jüngling; aber das ewige

Einerlei wird auch im Glücke läſtig. O, Du Beklagenswerther, verſetzte der König, gibt es denn ein Glück, das nicht unveränderlich und ewig iſt? wie konnte Deine Mutter Dich ſo verwahrloſen? Du wirſt nie glücklich ſeyn. So fängt es mir ſelbſt an zu ſcheinen, ſagte Reſchwend, und am andern Tage ſchied er nach einem wehmüthig zärtlichen Abſchiede von ſeinem Oheim Blüthenwald.

Reſchwend befand ſich nun zum dritten Male auf der Reiſe! und zwar bei weitem minder wohlgemuth und vertrauensvoll als ſonſt, weil die Erfahrung ihn belehrt hatte, wie ſchwer es ſey, zu finden, wornach das Herz ſich ſehnt. Sein Flügelroß war angewieſen, ihn an den Hof ſeines dritten Oheims Sonnenglanz zu bringen; aber nicht ſo eilig war diesmal ſein Flug, denn er richtete ſich nach dem ſtärkern oder geringern Verlangen des Reiters, das Ziel der Wanderung zu erreichen. Endlich gelangten ſie an den Hof des Königs Sonnenglanz, und das war abermals ein ſeltſamer Hof. In einer unüberſehbaren Ebene lag die wohlgebaute Stadt, die einen vollkommenen Kreis bildete, deſſen Mitte ein breiter Strom durchſchnitt. Hunderte von Schiffen und Kähnen trug die Fluth, die durch die weite Ebene ſtill dahin zog dem nahen Meere zu. Am Thore ward Reſchwend um ſeinen Namen, Stand,

Geburtsort, Zweck der Reise, befragt, und ihm ein Führer mitgegeben, damit er, ein Fremder, nicht irre in der weitläuftigen Stadt. Ueberall fand er die höchste Regelmäßigkeit, und die damit verschwisterte Einförmigkeit; alle Gebäude waren nach einem Plane angelegt, alle einander gleich an Höhe, Breite und Farben; nach der Richtschnur waren alle Straßen gezogen, und alle von gleicher Breite. Ueberall vernahm Reschmend das Geräusch des gewerbfleißigen Lebens: hier klang der Hammer, dort kreischte die Feile, weiter sauste das Weberschiff, und klapperte die Mühle; am Ufer des Flusses drängten sich die Handlager des Handels. Seltsam schienen dem Fremdlinge die Menschen in dieser Stadt: sie waren alle wohlgebaut, weder Riesen noch Zwerge, alle mehr oder minder einander ähnlich; ihre Bewegungen aber waren so gleichförmig und abgemessen, und ihre Sprache so eintönig, daß es schien, als wären sie lebendige Uhrwerke; übrigens schienen sie wortkarg zu seyn, weil jeder zu sehr mit dem beschäftigt war, was er eben trieb. Dieß war es, was Reschmend auf seinem Gange zum Schlosse des Königs bemerkte, das im Mittelpunkte der Stadt sich befand. Er traf den Oheim Sonnenglanz in der Mitte seiner versammelten Räthe in einem hohen, weiten, mit mathematischen Zeichnungen verzierten Saale, wohin ihn der König, als er seine

Ankunft erfahren hatte, bescheiden ließ. Er winkte den Eintretenden an seine Seite, und legte ihm durch ein stilles Stillschweigen auf, selbst aber fuhr er fort, den vortragenden Räthen Gehör zu geben. Reschmend verstand wenig von dem, was vorgetragen wurde, nur so viel wurde ihm klar, daß von einem Mittel die Rede war, in den finstern Nächten für das ganze Land den Mondschein vollkommen zu ersetzen. Die Verhandlung schien dem Neffen schon in's Langweilige zu spielen, als zum Glück eine Uhr schlug, und den König bewog, die Sitzung sogleich aufzuheben, obschon der Vortragende eben einen neuen Redesatz begonnen hatte. Als Sonnenglanz mit seinem Neffen allein war, wollte dieser sofort seine Geschichte beginnen; allein der Oheim sagte ernst: seyd willkommen Neffe, aber Alles hat seine Zeit, und führte ihn in einen andern Saal, wo sie sich zum Mahle setzten. Erst nach aufgehobener Tafel war dem Neffen die Erzählung vergönnt, und als er alle Abentheuer seiner Wanderung berichtet hatte, sprach der König: Daran erkenne ich meine Brüder Regenbogen und Blüthenwald. Sie sind beide älter als ich, wiewohl ich der Aeltere scheine: aber es ist in beiden kein Ernst, jener verspielt, dieser verträumt die köstliche Zeit. Ihr sucht, wornach Euer Herz sich sehnt, wohl; aber Alles, was die Natur Euch darbeut, kann wohl Eure Sinne

feſſeln, und dadurch auf einige Zeit Euern Geiſt beſtechen, doch ihn durchaus nicht auf immer befriedigen, weil es nach andern Geſetzen, als die ſeinigen ſind, gebildet iſt. Was ihm wahrhaft Genüge leiſten ſoll, das muß er ſelbſt ſchaffen nach Vorbildern, die er in ſich findet, die alſo ein Theil ſeiner ſelbſt ſind. Seht, alle Einwohner dieſer Stadt ſind mein Werk; ich will Euch die Kunſt lehren, Menſchen zu bilden, dann könnt Ihr Euch die Geliebte ſelbſt ſchaffen, wie Euer Herz ſie begehrt; denn nur eine ſolche kann Eure Sehnſucht dauernd befriedigen. Das dünkte Reſchmend ſehr weiſe geſprochen, und er faßte auf's neue Hoffnung, das lange geſuchte Glück zu finden.

Schon am andern Morgen führte Sonnenglanz den Neffen in ſeine Menſchenbildnerei, und lehrte ihn zuerſt die gröbern Stoffe kennen, aus denen der ſichtbare, und dann die feinern, aus denen der unſichtbare Menſch zuſammengeſetzt iſt; und ging dann über zu den Geſetzen der Miſchung und der Anwendung dieſer verſchiedenen Stoffe, wiewohl dieß Alles nicht das Werk eines Tages, ſondern leicht eines ganzen Monden war. Reſchmend war jedoch ein ſo gelehriger Schüler, daß er in kurzer Zeit die Grundzüge der hohen Bildnerkunſt begriff, und nach einigen Monden nie unterbrochener Bemühung ſchon einen ganz leidlichen Menſchen zuſam-

men ſetzte. Nun aber koſteten ihn die Zauberſprüche und magiſchen Kunſtgriffe, durch die allein jenen Gebilden Leben und Geiſt von des Bildners Geiſt mitgetheilt werden konnte, unſägliche Mühe und Anſtrengung; jedoch auch dieſe Schwierigkeit überwand ſein eifriges Streben, und mit namenloſer Freude ſah er endlich den erſten Menſchen ſeiner Kunſt gleich andern auf der Straße herumwandeln und bei einem Seidenweber in die Lehre geben. Durch fortgeſetzte Uebung geſtärkt in ſeiner Kunſt, verſuchte er nun zum erſten Male eine Geliebte nach dem Wunſche ſeines Herzens. Daß ſie mißlang, war natürlich, denn welcher erſte Verſuch wäre jemals gelungen? Er fand kaum eine Spur ſeines Ideals in dem vollendeten Werke, und erſparte ſich daher die Mühe, ihr Leben einzuflößen. Doch auch hier ward die Wiederholung die Mutter der Meiſterſchaft: immer mehr und mehr näherten ſich ſeine Schöpfungen dem Urbilde, das in ſeinem Innern lebte, bis dieſes zuletzt vollkommen verwirklicht vor ſeinen Blicken ſtand, und er ihm, überzeugt, daß er nichts Vollendeteres hervorbringen könne, Leben und Geiſt mittheilte. Mehr triumphirend über ſeine Kunſt, als wirklich bewegt von Liebe, ſchloß er die in's Leben Getretene an ſeine Bruſt: Sey mir gegrüßt im Leben, rief er, Du lang Erſehnte und nun endlich durch meine Kunſt Gefundene! Welch

glückliche Tage verlebte nun Reschmend mit seiner Geliebten, denn natürlich hatte er ihr, so weit es in seiner Kraft stand, alle Eigenschaften gegeben, die nach seiner Meinung eine Geliebte nöthig hatte, um ihn zu beseligen. Jeden Genuß, den sie ihm gewährte, verdoppelte ihm der Gedanke, daß er so viel Wonne durch eigene Kunstfertigkeit sich bereitet habe; ja oft setzte ihn eine Kleinigkeit in hohes Entzücken, wenn er über dem Plane des Ganzen vergessen hatte, daß er auch diese kleine Schönheit angebracht, und er sie nun plötzlich entdeckte. Aber ach! wenn ein weiser König mit Recht behauptet hat, daß in der Welt Alles eitel sey, so gilt dieß wohl vor allem Andern von dem Selbstbeifalle des Künstlers; denn nichts unter dem Monde altert schneller als die Freude des menschlichen Schöpfers an seinem Werke. Reschmend fing das an zu fühlen, ehe noch die Sonne in ein anderes Himmelshaus übergegangen war. Er kannte nun alle Genüsse, die er in den Armen seiner Geliebten finden konnte, und wer sehnt sich nach dem Bekannten? Jetzt fiel es ihm auf, daß sie stets seine Liebkosungen gerade mit denselben Liebkosungen erwiederte, heiter und trübe, rauh und freundlich mit ihm zugleich war, auf seine Fragen ihm stets dieselbe Antwort gab, die er sich im Geiste schon selbst gegeben hatte, und ihn immer nur von dem un-

terhielt, was er eben selbst dachte; bald war es ihm unmöglich, mit ihr auch nur ein Wort zu wechseln, ohne sich über sein eigenes Echo zu ärgern, und nun betrachtete er auch mit schärfern Blicken ihre Gestalt. Ich habe doch manches versehen, sprach er zu sich selbst, die Stirn ist nicht gewölbt genug, wie viel Geist kann denn wohnen unter einer so flachen Stirn? Die Augen sind zu nahe, und nicht sattsam erhaben; der Mund allzuklein im Verhältnisse zu den übrigen Zügen: ich muß Hand an eine andere legen. Gedacht, gethan: er entließ die bisherige Gefährtin zu den übrigen Bewohnern der Stadt, und fing an, sich eine neue zu verfertigen nach dem Urbilde, das jetzt verbessert seinem Geiste vorschwebte. Da war nun die Stirne gewölbter, die Augen entfernter und erhabener, der Mund ein wenig größer, das Kinn mit einem Grübchen versehen, kurz, die neue Geliebte war mit Allem geschmückt, was seiner Meinung nach der vorigen abging. Aber das Leben — der Geist? das eben war das Unglück: denn als er diese Seite, nachdem er sich acht Tage lang an der andern geweidet hatte, näher betrachtete, fand er abermals, es sey Leben von seinem Leben, und Geist von seinem Geist, und nichts Eigenthümliches in ihr. Bald erfuhr die zweite Geliebte das Schicksal der ersten, und schon minder freudig ging Reschmend zum dritten-

mal an's Werk. Freilich war die Form noch vollkommener als zuvor, denn die Kunſtgewandtheit wuchs mit der Uebung; aber das Innere gelang minder denn jemals, weil des Künſtlers fröhliche Begeiſterung fehlte, und noch ſchneller als die zweite, wurde dieſe dritte Gefährtin aufgegeben. Nach ihrer Entlaſſung dachte Reſchmend bei ſich ſelbſt: Iſt es doch wahrhaftig, als ob ich wieder bei dem Oheim Regenbogen wäre, nur daß mir dort von ſelbſt ohne Mühe in die Arme fiel, was ich mir jetzt mit großer Anſtrengung bereiten und erwerben muß; ich ſehe wohl, es iſt auch hier nichts; auch hier werde ich nicht erlangen, wornach mein Herz ſich ſehnt. Er begab ſich zum Könige, und ſprach: Oheim, ich habe mir drei Gefährtinnen verfertigt, und keine hat mir auf die Dauer gefallen, denn keine war etwas Anderes, als ein Wiederhall oder ein Spiegelbild meines eigenen Weſens, und wenn ich das haben will, bedarf es ſolcher Mühe nicht. Es iſt wohl hübſch, daß der Menſch ſo etwas machen kann; aber für das Herz bedeutet es wenig oder nichts. Ich ſehe, daß ich mein Glück bei Euch nicht finden werde. Thor, verſetzte der Oheim, gibt es denn ein Glück außer dem, das der Menſch ſich ſelbſt ſchafft? O, wie ſchlecht hat meine Schweſter für Eure Bildung geſorgt. Geht, geht, und ſucht Euer eingebildetes Glück, Ihr werdet lange ſuchen,

ehe Ihr es findet. Das glaube ich nun selbst, entgegnete Reschmend; und so schieden sie von einander.

Fast muthlos bestieg Reschmend zum vierten Male sein Flügelroß, und bedeutete es, ihn zu seinem Oheime Abendstern zu führen. Traurig, wie sein Herr, ließ es das Haupt sinken, und durchzog matten Flügelschlages die Luft, so, daß sie erst spät an den Hof des Königs kamen. Das war abermals ein seltsamer Hof. In einer einsamen Gegend, aber von reichen Fruchtgärten und Weinbergen umringt, lag das einfache, aber riesenhohe Schloß des Königs, und nur ein schmaler in den Felsen gehauener Fußweg führte hinauf. Der goldene, aber schwermüthige Herbst ruhte auf der Landschaft; die Erde spann sich schon ein in Marienfäden zu ihrem Verjüngungsschlafe, und deckte sich schon mit rothgoldenem Laube zu. Herbstlich, wie die Gegend, schienen auch ihre Bewohner gestimmt: ernst, wenn auch nicht traurig, und schweigend wandelten sie an einander vorüber, oder trieben ihr Geschäft, gleich den Einsiedlern, die mit ihrem Gruße einander nur an den Tod erinnern. Als Reschmend an dem Thore des Schlosses angelangt war, und sich dort einem Diener zu erkennen gegeben hatte, führte ihn dieser schweigend zu dem Könige, den er auf der höchsten Warte der Burg, in sich versunken, das Auge zum Himmel gerichtet, antraf. Sey

willkommen, Sohn meiner Schweſter, ſprach Abendſtern ernſt und feierlich, als er Reſchmends Namen gehört hatte; was führt Dich zu mir? Der Neffe erzählte ihm, weshalb ihn die Mutter ausgeſandt, und was ihm bei den drei Oheimen begegnet wäre. Daran erkenne ich meine Brüder, ſagte der König nach geendigter Erzählung; Regenbogen iſt leichtſinnig und launiſch, Blütenwald ſchwärmeriſch und träg; aber am meiſten wundere ich mich über meinen Bruder Sonnenglanz, daß er das Eitle ſeines Treibens nicht einſieht. Ob Du bei mir finden wirſt, wornach Dein Herz ſich ſehnet, weiß ich nicht, mein Sohn; aber den Weg zu Deinem Ziele will ich Dir redlich zeigen. Kennſt Du den Berg Tuntuſer? Nein, ſprach Reſchmend. Nun, fuhr der König fort, ſo will ich Dich ſelbſt dahin begleiten; er liegt innerhalb der Gränzen meines Reiches. Sein Inneres iſt reich an Geheimniſſen, und habe ich auch dieſe ſelbſt nicht erforſcht, ſo weiß ich doch, daß in des Berges tiefſter Tiefe diejenige verzaubert ſitzt, die Deines Herzens Sehnſucht ſtillen konnte, und ſtillen wird, wenn Du den beharrenden Muth haſt, Dich bis zu ihrer Behauſung hinab zu graben. Aber es iſt ein beſchwerliches Werk. Laßt es noch ſo mühſelig ſeyn, entgegnete Reſchmend, ich habe Muth, es zu unternehmen, und die Hoffnung wird mir Kraft verleihen.

Schon am andern Morgen traten der Oheim und der Neffe die Reise nach dem Berge Tuntufer an. Anfangs zogen sie durch fruchtbares Land zwischen Rebenhügeln und Obsthainen hin, aber nach und nach ward die Gegend rauher, und zuletzt ganz wüstes Gebirge, in dessen Mitte das Ziel ihrer Wallfahrt lag, das sie nicht ohne große Beschwerlichkeiten erreichten. Dieß ist der Berg, der Dein Glück einschließt, sprach Abendstern, und das Dunkel wird Dir zeigen, wo Du Dein Werk beginnen sollst, denn die Stelle wird einen Schimmer von sich geben. Alle nöthigen Werkzeuge lasse ich da; die Richtung, in der Du graben mußt, wird Dir derselbe Schimmer anzeigen; nur hüte Dich, ihn mit einem andern zu verwechseln, der es versuchen wird, Dich irre zu führen; lebe wohl, und vor Allem, harre aus. So sprach der König, und schied von seinem Neffen. Als die Nacht hereingebrochen war, fand Reschmend bald die leuchtende Stelle, wo er die Bahn zu seinem Glücke sich öffnen sollte. Muthig und ohne Zaudern begann er die ungewohnte Arbeit, und wie hart auch der Boden war, so hatte er sich doch vor Tags Anbruch schon so tief hinein gegraben, daß kein Licht von oben den leitenden Schimmer verdunkelte. Desto mehr hatte er bald mit den Verführern zu kämpfen, die ihn von der rechten Bahn zu entfernen suchten: oft sah er vor sich und

hinter ſich, auf dieſer und auf jener Seite einen Schimmer am Boden, und wußte nicht mehr, wohin er ſein Werkzeug richten ſollte, beſonders da die trügeriſchen Sterne gewöhnlich heller glänzten, als der einzig Wahrhaftige. Aber er lernte ſie doch unterſcheiden: denn dieſer leuchtete mit ſchneeweißem Lichte, während dem Glanze jener ein röthlicher Schimmer beigemiſcht war. Unermüdet arbeitete Reſchmend, und gönnte ſich nur ſo viel Ruhe, als durchaus erforderlich war, um die verlorenen Kräfte wieder zu erſetzen, unabläſſig trieb und förderte der Hoffnungsvolle ſein Werk zwölf Monden hindurch; ſchon hatte die ununterbrochene Anſtrengung ſeine Wange gebleicht, und die Fülle der Jugend abgeſtreift von ſeinen Gliedern; ſchon fing er an, zu zweifeln, ob die Kraft auch ausreichen würde bis an's Ziel, als er einſt plötzlich, nachdem er eine Felſenlage mit unſäglicher Mühe durchbrochen hatte, in die Tiefe ſank. Er gelangte in ein Gewölbe, das von einem Glanze erleuchtet wurde, der aus ſeinen Mauern ſtrömte; am äußerſten Ende des Gewölbes erblickte Reſchmend eine eherne Pforte, deren Flügel aufſprangen, ſobald er mit ſeinem Beile daran ſchlug. Beſeligt durch den feſten Glauben, daß er endlich den Preis ſo unſäglicher Mühe gewonnen habe, trat er in eine weite Halle, wo das Licht in Blumenformen aus den ſaphirenen Wänden

wuchs. Im Hintergrunde saß auf einem krystallnen Throne eine dicht verschleierte weibliche Gestalt, Reschmend eilte dahin, warf sich ihr zu Füßen, und sprach: Nimm Deinen Knecht, Erhabene, an. Die hohe, majestätische Gestalt, umflossen von einem silbergrauen Gewande, erhob sich von dem Throne, reichte ihm die Hand und sprach: Sey mir gesegnet, treuer Jüngling. O, Entzücken! ihre Stimme glich dem Klange, der einst Reschmends Sehnsucht zuerst in der Behausung seiner Mutter erregt hatte, und hier ihm die gewisse Befriedigung derselben zu weissagen schien. In seliger Freude umarmte der Jüngling der Erhabenen Kniee, und als sie ihn aufheben wollte, rief er wonnetrunken: o, laß mich, laß mich! es ruht sich süßer zu Deinen Füßen, als an Andrer hochwallendem Busen: ach, daß ich hoffen dürfte, Du seyst die lang Ersehnte. Ich bin es, sprach sie sanft, und liebe Dich seit jenem Tage, wo Du anfingst, die Bahn zu brechen zu meiner tiefen Wohnung. Außer sich über diese beseligenden Worte sprang der Entbrannte auf, und wollte sie in seine Arme schließen; aber sie drängte ihn zurück, und ihre majestätische Haltung hieß seine Leidenschaft schweigen: o, Geliebte, Geliebte! flehte er dann, laß mich wenigstens Dein Antlitz schauen, das gewiß leuchtet wie die Königin der Sonnen. Mit nichten, geliebter Freund,

ſprach die Verſchleierte; hier darf ich Dir nichts ſeyn, denn Führerin, erſt, wenn wir die Höhle der großen Wiegenkinder, genannt Bragim, durchwandert ſind, iſt es mir vergönnt, Dir zu thun, wie die Geliebte dem Geliebten thut. Wo iſt dieſe Höhle? fragte Reſchmend haſtig. Weit von hier, ſprach die Verhüllte, am Ende der Welt. O, laß uns eilen, rief der Verlangende, warum auch die Dauer eines Seufzers verlieren? Willſt Du nicht ausruhen? fragte ſie: Nein, nein! entgegnete Reſchmend, keine Ruhe, bis an Deiner Bruſt. Beide traten nun ihre Wanderung an. Rauh war der unterirdiſche Weg und finſter; nur das gedämpfte Licht, das ein auf dem Haupte der Verhüllten glänzender Demant durch den Schleier ſandte, erleuchtete ſparſam ihren Pfad. Viele, viele Monden lang wandelten ſie nach unſerer irdiſchen Zeit; oft waren die Kräfte des Jünglings erſchöpft, und ſeine Füße wollten ihm den ferneren Dienſt verſagen; dann ſprach die erhabene Führerin: Muth, Muth! mein theuerer Freund, wenn Du mich liebſt, wie ich Dich liebe; und der unnennbar ſüße Klang ſchloß ein Himmelreich voll Seligkeit in ſeinem Herzen auf, und verjüngte alſo ſeine Kraft. Endlich, als auch ſchon die Worte der Geliebten ihre Wirkung zu verlieren begannen, erreichten ſie die Höhle Bragim. Mit Mühe ſchleppte ſich Reſchmend über die

Brücke vor dem Eingange, und im Strome unter derſelben ſah er mit Schaudern — ſein Bild; das Bild eines Greiſes mit verfallenem Antlitz und ſchneeweißen, dünnen Locken. Sie traten in die Höhle, tiefe Nacht war rings umher; und ein einziger Mondſtrahl fiel von oben hinein, und in dieſem Strahle ſaß Ruthna, und breitete dem Sohne die Arme entgegen. Reſchmend erkannte ſie, konnte aber vor Ermattung nichts weiter ſagen, als: Ach, meine Mutter! ſank in ihren Schoos und entſchlief. Möge er ſanft ruhen, der müde Wanderer! — und das Mährchen hat hier ſein Ende erreicht!

Die Frauen.

1.

Die verwittwete Marcheſe Torelli erwartete ungeduldig die Zurückkunft ihres Bruders, des Grafen Lujano. Er bewarb ſich um die Hand der erſten Schönheit von Florenz, der zwei und zwanzigjährigen Roſaura Baldi, und war eben hingegangen, um ſein Urtheil zu vernehmen. In die Ungeduld der Marcheſe miſchte ſich die ſchadenfrohe Hoffnung, er werde abgewieſen werden; das wünſchte ſie, wiewohl ſie ihren Bruder liebte. Endlich erſchien er, und in der heftigſten Bewegung. „Nun?“ fragte lauernd die Marcheſe. — „Alles vergebens, ich bin abgewieſen.“ — „Das erwartete ich von der ſtolzen Heiligen. Und was nun?“ — „Sterben, wenn ich ſie nicht beſitzen kann. Nie widerſtand mir ein Weib, und dieſe, die ich glühender als je eine liebe, ſollte die erſte ſeyn? Dann beſſer, nicht mehr leben.“ — „O über Euch Männer, die Ihr in kopfloſe

Verzweiflung fällt, wenn ein Maulwurfshügel Euren Weg unterbricht! Das angelernte, einseitige Handwerk wißt Ihr auszuüben; aber das Leben zu beherrschen, den Lauf der Dinge nach eignem Willen zu lenken, das ist für Euch mehr als schwarze Kunst.“ — „Verstehst Du diese Kunst, so gieb Rath.“ — „Du sollst sie haben, die schöne Betschwester, wenn Du mich gewähren lässest, und ohne Weigerung thust, was ich Dir vorschreibe.“ — „Alles! alles! Handle für mich, Schwester, ich will Dein gehorsames Werkzeug seyn. Rosaura oder Tod!“ — So war der Vertrag zwischen Bruder und Schwester geschlossen, und die Marchese fing nun an, ihren schon den Hauptzügen nach entworfenen Plan auszubilden.

Rosaura, die jüngste Tochter der vor etwa einem Jahre verstorbenen Oberhofmeisterin, war eines von jenen Wesen, die sich in dieses Erdenleben nur verirrt zu haben scheinen, weil ihnen die Fähigkeit mangelt, sich in das Getriebe der Welt theilnehmend einzureihen. Schon als Kind hatte sie sich von den Spielen ihrer Geschwister und anderer Kinder zurückgezogen, wie sie nun als Jungfrau sich der Gesellschaft entzog. Es war von jeher ihr Wunsch gewesen, der Welt völlig zu entsagen und den Schleier zu nehmen; der Mutter Wille aber legte ihr die Verpflichtung auf, diesen Schritt

nicht eher, als nach dem zurückgelegten fünf und zwanzigsten Jahre zu thun. Unterdessen liebte sie das stille Seelenleben, dessen Triebfedern und Zwecke nur der innern Welt angehören; und trat sie in die äußere, so war es doch nur in die Kreise derselben, wo jenes Seelenleben Nahrung fand: Andachtsübungen, Lesen geistlicher Schriften, Austheilung von Almosen, Besuchung und Pflege der Kranken, und strenges, prüfendes Nachdenken über sich selbst, waren ihre Beschäftigungen. Ihr einziger Umgang war die regierende Großherzogin, mit der ihre Stellung als Ehrenfräulein, das fast gleiche Alter und die ähnliche Gemüthsverfassung sie bis zur Freundschaft verbunden hatte. Die Fürstin, wiewohl ein Paar Jahre älter, sah in Rosaura eine voraus geschrittene Pilgerin auf dem Wege des Heiles, und ehrte sie als treue Rathgeberin in den Vorkommenheiten ihres innern Lebens. Auch in der Welt genoß Rosaura die Achtung, die ihr reiner Wandel und ihre Tugenden verdienten, ja vielleicht noch mehr als Beides sie verdient: denn nichts unterjocht die Menschen leichter, als eine hervorstechende Einseitigkeit; und ein heißer, von Gewittern unterbrochener Sommertag, der Kraft und Leben über die Natur ausgießt, dünkt uns minder schön als ein wolkenloser Herbsttag, der mit seiner Klarheit doch eigentlich nur der Natur zu Grabe leuchtet.

Der Tod von Rosaura's Mutter machte die Wahl einer neuen Oberhofmeisterin nöthig; der Großherzog schlug seiner Gemahlin die verwittwete Marchese Torelli zu dieser Stelle vor, und die Großherzogin zog ihre Freundin darüber zu Rathe. Alle Menschen von verschiedener Richtung sind unduldsam; das liegt in der Natur, und ist eigentlich nichts Anderes als der ehrenwerthe Eifer für erkannte Wahrheit, der aber, wenn die Demuth daneben fehlt — und diese ist leider, weil sie die höchste, auch die seltenste aller Tugenden — leicht das Maaß überschreitet, und in seiner größten Verirrung nur allzuoft als das Gespenst erscheint, das wir Fanatismus nennen. Diese Unduldsamkeit war auch Rosauren's Fehler. Wie sie sich selbst streng richtete, so, und vielleicht noch strenger, richtete sie auch Andere; wie sie vor dem bloßen Gedanken an einen, auch nur den leisesten, Fehltritt zurückschauderte, so war ihr auch bei Andern die geringste Abweichung von dem Wege der strengen Sittlichkeit hinreichend, um den Stab über sie zu brechen. Der Ruf der Marchese Torelli war nicht schlecht, aber auch, besonders hinsichtlich ihrer früheren Lebensjahre, nicht makellos; genug für Rosauren, um der Großherzogin die Ernennung derselben zur Oberhofmeisterin zu widerrathen, und die Wahl auf eine andere, geistlose, aber unbescholtene Frau aus dem höheren Adel zu lenken.

Fürſten ſind ſelten verſchwiegen, weil ihnen der Werth dieſer Tugend verborgen iſt, weil ſie in ihrer Unbekanntſchaft mit dem Leben es nicht ahnen, daß ein einziges, unbedachtſam wiedergeſagtes Wort das Glück eines Menſchen zerſtören kann. So erfuhr auch die Marcheſe gar bald, daß ihr die Stelle, für die ſie ſich eignete und die ſie wünſchte, nur durch Roſaura's Dazwiſchentreten entgangen war. Die Zurückſetzung kränkte ſie um ſo empfindlicher, da man allgemein wußte, daß der Großherzog ſie vorgeſchlagen hatte, mithin in der Verwerfung von Seiten der Fürſtin zugleich ein über ſie ausgeſprochenes Verdammungsurtheil finden mußte. Sie ſchwor Roſauren Rache, und war eine um ſo gefährlichere Feindin, da ſie nicht zu den heftigen, ſondern zu den kalt berechnenden, aber eben darum ihren Zweck unerſchütterlich verfolgenden Menſchen gehörte. Der Zweck der Marcheſe war nicht etwa, Roſauren zu kränken, ihr Gram zu bereiten, ſondern ihr Lebensglück zu untergraben, ſie zu verderben; und auch nicht den kleinſten Umſtand, der dieſem Zwecke förderlich ſeyn konnte, ließ ihr Haß von dieſem Augenblicke an unbenutzt.

Roſaura war nach dem Tode ihrer Mutter zu ihrer ältern Schweſter, der Gräfin Adorni gezogen, die, wiewohl erſt dreißig alt, doch ſchon ſeit mehrern Jahren Wittwe war, und einen der geräumigſten Paläſte von

Florens bewohnte. Nur die Unmöglichkeit, als Fräulein allein zu bleiben, und der Mangel eines andern schicklichen Aufenthaltes hatten Rosauren zu diesem Schritte vermocht: denn es ließ sich nichts Verschiedeneres denken, als die beiden Schwestern. Die Gräfin gehörte zu den Menschen, die bei einem lebhaften Geiste und regem Gefühle jeden Gegenstand mit Leidenschaft ergreifen und daher bald abnutzen; die heute ihren Wünschen ein großes Opfer bringen, und morgen nicht mehr fassen, wie sie es haben bringen können; die bei jedem neuen Gegenstande fest glauben, endlich das Ziel aller ihrer Wünsche erreicht zu haben, und einen Mond später über diesen festen Glauben selbst lachen, deren Lebensbasis also die Zeit mit ihrem Wechsel ist, und die ihre Kraft weniger anwenden, als verbrauchen. Wesen solcher Art finden ihr Element in dem bunten, rauschenden Treiben der Gesellschaft, und dieß war auch der Fall bei der Gräfin. Ihr Pallast gehörte zu den großen Tummelplätzen des geselligen Lebens, und sie fühlte sich desto glücklicher, je lauter und bewegter dieses Leben war, und wenn es bei ihr verstummte, so war es gewiß nur, weil sie dem Strome desselben auf irgend einen andern Tummelplatz gefolgt war. In welchem Wirbel von Zerstreuungen aber auch die Gräfin lebte, so hatte sie sich doch niemals etwas zu Schulden kom-

men lassen, das ihren guten Ruf beeinträchtigt hätte: die Leitung und das Beispiel einer würdigen Mutter hatten sie früh auf den rechten Weg geführt, und eine, wenn auch nur kurze, doch glückliche Ehe sie darauf erhalten.

Die beiden Schwestern liebten sich, und liebten sich recht sehr; allein Uebereinstimmung war bei ihrer durchaus verschiedenen Gemüthsart nicht möglich. Die Gräfin sah in Rosauren eine überspannte Schwärmerin; Rosaura fand die Lebensweise der Gräfin eines vernünftigen Wesens unwürdig. Dieser Mangel an Uebereinstimmung trat natürlich schärfer hervor, seit sie Beide unter einem Dache lebten: denn nun kam es oft zu Erklärungen, die, wenn auch nicht ihre schwesterliche Liebe, doch das gegenseitige Wohlgefallen an einander schmälerten. Jede glaubte Recht zu haben; die Gräfin um so mehr, da sie bei ihrer Denkungsart duldsam war, und daher allzeit milder zu Werke ging, als die unduldsamere, strengere Rosaura. Die Marchese, mit der Gräfin durch Freundschaft eng verbunden, ließ es sich angelegen seyn, das ohnehin nicht erfreuliche Verhältniß der beiden Schwestern, theils durch den Beifall, den sie dem Verfahren der Gräfin zollte, theils durch den Spott, in den sie sich ergoß, wenn sich ihre Freundin, wie sie sagte, von den Klostergrillen der

Schweſter [illegible] ließ, mehr und mehr zu verſchlimmern. So kränkte ſie wenigſtens ihre Feindin, bis ſich eine Gelegenheit fände, ſie zu verderben. Dieſe Gelegenheit fand ſich nur allzu bald.

Der Graf von Lujano, jüngerer Bruder der Marcheſe, kam aus Frankreich von dem Hofe des damals noch unfrommen Ludwigs des vierzehnten zurück. Eine männlich ſchöne Geſtalt, ſeine feinen Sitten, ſeine geiſtreiche Unterhaltung, verbunden mit dem Glanze ſeiner Erſcheinung, den ihm groſſer Reichthum möglich machte, hatten ihm auf dem Felde der Liebe ſo viel Siege verſchafft, daß er ſich für unüberwindlich hielt. Er ſah Roſaura, und wurde von ihrer ausgezeichneten Schönheit gefeſſelt. Vergebens unterhielt man ihn überall von Roſaura's bekannter Strenge und Abneigung gegen die Männer, vergebens vorphezeiten ihm ſeine Bekannten eine Niederlage: das erregte nur ſeine Eitelkeit, und dieſe erhitzte Eitelkeit ſteigerte ſeine Neigung zur Leidenſchaft, während auf der andern Seite die Marcheſe unabläſſig bemüht war, die Gluth zu ſchüren. Der Graf warb um Roſaura, und wie ſehr auch dieſe, die ſich ſchon vor jedem Antrage der Art geſichert glaubte, darüber ſtaunte, ſo war ſie doch keinen Augenblick um die Anwort verlegen. Sie würde jeden Mann abgewieſen haben, um wie viel mehr den Gra-

fen, dem der Ruf liebenswürdiger Sittenlosigkeit schon vorausgegangen war. Damit war es aber nicht abgethan. Die Marchese wußte die Gräfin für diese Verbindung zu gewinnen, die nach der gewöhnlichen Ansicht im höchsten Grade vortheilhaft für Rosauren war. Der Antrag wurde also durch die Vermittelung der Gräfin wiederholt, und diese Wiederholung führte zu einer Unterredung der beiden Schwestern, wo die lange zurückgehaltene Mißstimmung sich in Bitterkeiten entlud, und Rosaura endlich erklärte, daß, wenn die Gräfin jemals wieder dieses Vorschlages erwähne, und sie länger fürchten müsse, in diesem Hause der Marchese und ihrem Bruder zu begegnen, sie eine andere Freistatt suchen und auf den Umgang der Schwester verzichten müsse. Damit trennten sich die Schwestern; Rosaura betrübt, daß sie nur durch ein so scharfes Mittel sich vor dem widerwärtigen Antrage habe sichern können, die Gräfin höchst erzürnt über die schroffen Drohungen, womit die Schwester ihren gut gemeinten Rath erwiedert hatte. Wenige Stunden später erschien der Graf bei ihr, und empfing ein abermaliges Verwerfungsurtheil. Verzweifelnd über das Mißlingen eines Planes, dessen Gelingen ihm Leidenschaft und Eitelkeit zugleich nicht nur wünschenswerth, sondern nothwendig machten, kehrte er, von einem tollen Entwurfe zum andern über-

springend, nach Hause zurück, wo, wie wir zu Anfange gesehen haben, seine Schwester ihn empfing und tröstete. Denn sie, die Marchese, war entschlossen, alles zu wagen, um diese Verbindung zu Stande zu bringen: sie wußte, die Ehe mit einem so ausschweifenden Manne, wie ihr Bruder war, würde für ein Wesen, wie Rosaura, die Hölle auf Erden seyn.

2.

An einem Frühlingsabende, den aber die scharf wehende Tramontana zu einem Winterabende machte, kehrte Rosaura schon in der Dämmerung aus der Vesper zurück. Im Hofe des Pallastes, auf den Stufen, die zu ihrem Eingange führten, fand sie ein altes Mütterchen sitzen, von der Last der Jahre gekrümmt und von der Kälte zusammen gezogen. Ihre Kleidung war nicht zerrissen, wohl aber ärmlich aus allerlei Stücken abgenutzten Zeuges zusammengesetzt, und für die Jahreszeit so leicht, daß dem Beschauer ein Fröstеln dabei ankam; neben ihr lag ein Krückenstock. Rosaura, für die jeder Arme und Hülfsbedürftige ein Gegenstand der Aufmerksamkeit war, blieb bei der Alten stehen: „Was

machſt Du hier, gutes Mütterchen?" redete ſie ſie freundlich an. — „Ich wärme mich." — „Hier in der kalten Abendluft?" — „Ey ja wohl; hier iſt es warm, hier kann mir die unbarmherzige Tramontana nichts anhaben." — „Warum gehſt Du nicht nach Hauſe?" — „Wohin ſollte ich denn gehen?" — „Wo wohnſt Du denn?" — „Wo es Gott gefällt." — „Haſt Du denn keine Wohnung?" — „Wer wird mir eine Wohnung ſchenken? Eſſen und Trinken wohl, auch ein abgetragenes Röcklein, aber eine Wohnung — das iſt zu viel." — „Aber wo bringſt Du denn die Nächte zu, arme Alte?" — „In einem Kloſter, oder in einem großen Hauſe unter der Treppe, oder wo es ſonſt iſt. Ach! Madonna, wenn nur die Tramontana nicht wäre; die hat gar kein Mitleid mit uns Armen." — „Gerechter Gott!" rief die tief bewegte Roſaura; „warum haſt Du Dich nicht früher an mich gewendet? Komm, folge mir! es ſoll für Dich geſorgt werden." — Sie half nun der Alten aufſtehen, gab ihr ſelbſt den Krückenſtock, und unterſtützte ſie auf der andern Seite, indem ſie mit ihr die Treppe hinan ſchritt.

In dem gegenüber ſtehenden Flügel des Pallaſtes waren die Gräfin und die Marcheſe, die ſich eben zum Beſuche bei ihr befand, Zeuginnen dieſes Auftritts. „Sieh," ſagte die Marcheſe, als Roſaura mit der Alten

sich in's Gespräch einließ, „da hat Deine fromme Schwester wieder einmal ihre Lieblingsunterhaltung gefunden.“ Die Gräfin sah hinüber, und noch sehr bitter gegen die Schwester gestimmt, ging sie auf den sarkastischen Ton der Marchese ein. „Eine Bettlerin!“ sagte sie. „Freilich, was kann es auf der Welt Interessanteres geben als eine Bettlerin? Meine gottseelige Schwester fühlt einen sympathetischen Zug zu Allem, was bettelt.“ — Du hast Recht, versetzte die Marchese lachend, und ich glaube wahrhaftig, meinem Bruder steht bloß sein Reichthum im Wege: wäre er ein Bettler, so hätte er Gnade vor ihren Augen gefunden.“ — „Vielleicht auch, wenn er ein Krüppel wäre,“ setzte die Gräfin ebenfalls lachend hinzu. „Beim Himmel!“ rief plötzlich die Marchese aus, indem sie wieder hinüber blickte, als Rosaura mit der Alten eben die Stufen hinauf ging, „beim Himmel, das ist nicht der Gang einer alten Frau — nein, nimmermehr — man sollte schwören, es wäre ein verkleideter Mann.“ — „Träumst Du?“ sagte die erstaunte Gräfin. — „Mit nichten, sieh nur hin! sieh nur!“ Vergebens sah die Gräfin hin; um einen so feinen Unterschied zu bemerken, war die Dämmerung schon zu weit vorgerückt. Die Marchese blieb aber so fest bei ihrer Behauptung, und wußte die Scene, die in dieser Voraussetzung nothwendig erfolgen mußte, so

ergötzlich darzustellen, daß endlich die Gräfin nicht ohne Schadenfreude einwilligte, sie hinüber zu Rosauren zu begleiten, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob ihre Freundin Recht hätte, und in diesem Falle sich an Rosaura's Bestürzung zu weiden.

Rosaura war unterdessen mit der Alten in ihrem Schlafgemache angekommen. „Nun rede," sagte sie, „wer bist Du, arme Frau, und was kann ich für Dich thun?" — „Wenn ich das sagen soll, Madonna," erwiederte Jene, „so muß ich Euch zuvor ein wichtiges Geheimniß entdecken. Sind wir auch sicher hier?" — „Durchaus sicher." — „Wer weiß?" sagte die Alte; „und mein Geheimniß ist gar zu wichtig." Damit schlich sie zur Thüre, sah hinaus, schloß die Thüre dann wieder und schob den Riegel vor. Rosaura lächelte mitleidig zu diesen Vorkehrungen, denn sie glaubte darin den Blödsinn des Alters zu erkennen. „Nun sind wir sicher," sagte die Alte zurückkehrend, „und nun sollt Ihr mein Geheimniß erfahren." Bei diesen Worten verschwand die Kopfbedeckung und das graue Haar der Alten, und zu Rosaura's Füßen lag der Graf von Lujano. Rosaura, von dieser Erscheinung überwältigt, sank fast besinnungslos in den nahen Sessel. „Himmlische Rosaura," sagte der Graf, „verzeihet meiner glühenden Liebe dieses unwürdige Mittel, zu Euch zu drin-

gen. Ihr habt mir jede Unterredung grausam versagt, habt mich verworfen, ohne mich gehört zu haben, und mich so durch Eure Härte zu diesem Wagestück der Verzweiflung gezwungen. Rosaura war unterdessen zu sich gekommen; ihr tiefer Unwille gab ihr Kraft. „Abscheulicher Heuchler," sagte sie, „der sich nicht entblödet, die Heiligenlarve des Elends zu borgen, um seine frechen Anschläge auszuführen." — Aber der Graf ließ sie nicht weiter reden: „Zürnet, Madonna," unterbrach er sie, „Euer Zorn ist gerecht, und mit Demuth Eure Vorwürfe zu hören, ziemet mir. Aber Gerechtigkeit ist nicht die höchste Tugend der Heiligen, zu denen Ihr gehört; das ist die Milde, die Gnade. O, so laßt auch Eure Milde dem gerechten Zorne Schranken setzen" — — Hier wurde er durch ein lautes Klopfen an der Thüre unterbrochen, und bald hörte man die Gräfin laut ihre Schwester bei Namen rufen. Der Graf sprang schnell auf, als ob diese Ueberraschung ihn verwirrte, und während Rosaura zur Thüre eilte, um zu öffnen, verbarg er sich hinter einen seidenen Vorhang, der eine Nische deckte.

Die Gräfin und die Marchese traten ein. „Eingeschlossen?" sagte die Erstere. „Was hast Du denn so Wichtiges mit der anziehenden Bettlerin vor, die wir Dich vor der Thüre aufraffen sahen? Wo ist sie?"

Die Marchese hatte unterdessen den abgeworfenen Kopfputz des Grafen aufgehoben. „Sie kann nicht weit seyn," sagte sie lachend, „denn hier ist ihr Kopf, und sie wird doch nicht ohne Kopf davon gegangen seyn?" Dabei sah sie sich im Zimmer um, und da sich kein anderer möglicher Versteck zeigte, als der Vorhang, ging sie darauf zu, und zog bald den Grafen hervor. Sie spielte bei dem Anblicke ihres Bruders die Erstaunte, Ueberraschte; die Gräfin war es wirklich. Der Graf stellte sich verlegen und verwirrt; er gab die Rolle des ertappten Liebhabers höchst natürlich, suchte sogar in einigen abgebrochenen Phrasen Rosaura's Unschuld zu beweisen; zog sich aber, als würde er inne, daß ihm der Versuch vor so scharfsichtigen Richterinnen nicht gelingen könne, beschämt zurück und verließ das Gemach, von dem Spotte und den scheinbar ernsten Vorwürfen seiner Schwester begleitet. Dieß alles wurde so täuschend ausgeführt, daß die Gräfin selbst einen Augenblick lang an Rosaura's Unschuld zweifelte, und ganz ernsthaft fragte: „Was soll ich von Dir denken, Schwester!" Rosaura, die bisher theils vor Schaam und Unwillen, theils vor dem lauten Reden der Andern nicht hatte zum Worte kommen können, ließ nun ihrem empörten Gefühle freien Lauf gegen das unwürdige, verächtliche, freche Betragen des Grafen. „Mich dünkt,"

unterbrach endlich die Marchese ihre bittern Aeußerungen, „mich dünkt, liebes Fräulein, Ihr thut der Sache doch zu viel, weil Ihr die Welt nicht kennt, also auch nicht wißt, wozu die Verzweiflung einen Liebenden führen kann. Freilich muß Euch das tolle Unternehmen meines Bruders erschreckt haben, denn ein zum Himmel gerichtetes Gemüth wie das Eure ist auf solche irdische Abentheuer nicht eingerichtet, und es ist daher kein Wunder, wenn es damit nicht umzugehen weiß, und dabei außer Fassung geräth. Doch, liebe Gräfin, mich dünkt, Deine gute Schwester ist sehr angegriffen, und es wäre wohl christlich von uns, ihr Ruhe zu gönnen. Schlafet wohl, liebes Fräulein! nehmt Euch den Vorfall nicht weiter zu Herzen! der Mensch muß Vieles lernen im Leben.“ Damit verließ sie das Gemach, und die Gräfin folgte ihr.

Rosaura war von diesem Vorfalle in der That so ergriffen, daß sie acht Tage lang das Zimmer hüten mußte: ihre Krankheit war aber lediglich die Folge des Schrecks und der feindlichen Aufregung aller ihrer Empfindungen: denn daß diese Begebenheit ihr zum Nachtheile ausgelegt werden, und einen Schatten auf ihren Ruf werfen könnte, davon hatte sie keine Ahnung. Die Gräfin war bei ihrer genauern Bekanntschaft mit der Welt zweifelhaft, ob sie sich über diesen Vorfall ärgern,

oder darüber lachen sollte, ließ sich aber endlich von der Laune und Heiterkeit, womit ihre Freundin die Sache behandelte, hinreißen, dieselbe ebenfalls von der scherzhaften Seite zu nehmen. Die Heiterkeit der Marchese war um so gewinnender, weil sie aus der Freude über einen gelungenen Plan entsprang: denn daß sie die Anstifterin des ganzen Vorfalls war, daß der Graf nur auf ihre Anweisung gethan hatte, was er gethan hatte, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Sie hatte berechnet, daß dieses Abentheuer, gehörig ausgelegt und verbreitet, nothwendig Rosauren um ihren guten Ruf bringen müßte, daß dieser Verlust ein Wesen von der Denkungs- und Empfindungsart ihrer Feindin zur Verzweiflung bringen, und sie dann wohl mit Freuden nach der Hand des Grafen, als dem einzigen Rettungs- oder besser Deckungsmittel ihrer Ehre greifen würde: und dann stand sie selbst am Ziele. Die Hauptsache war gelungen, was noch zu thun blieb, hatte keine Schwierigkeiten: es kam nur darauf an, den Vorfall zu verbreiten und als eine von Rosauren selbst dem Grafen bewilligte Zusammenkunft darzustellen; und was ist leichter, als auf die Unschuld den Schein der Schuld zu werfen?

5.

An demselben Abende war ein groſser Theil der vornehmen Welt bei der Oberhofmeisterin versammelt, wo sich ein berühmter Improvisater hören und bewundern ließ. Auch die Marchese fuhr dahin, und benutzte den ersten schicklichen Augenblick, um einer Freundin, auf deren Schwatzhaftigkeit sie sich verlassen konnte, das eben verlebte Abentheuer auf eine Weise mitzutheilen, die darin nichts Anderes als ein gewöhnliches Liebesabentheuer erblicken ließ. Die Marchese hatte richtig gerechnet: nach einer Stunde war die ganze Gesellschaft von dieser Neuigkeit unterrichtet, und schon am folgenden Tage war sie das allgemeine Gespräch in den vornehmen Kreisen: denn je unwahrscheinlicher bei Rosaura's bekanntem Charakter die Begebenheit war, desto eifriger bemühte sich jedes, die Sache als wundervoll zu verbreiten. Und fast nirgends erhob sich ein Zweifel an der Wahrheit der Erzählung: die Männer glaubten überhaupt nicht an Weibertugend, und die Frauen hatten nur mit geheimen Widerwillen an die strenge Tugend Rosaura's geglaubt, ja manche erfuhren nicht ohne freudiges Erstaunen, daß die hochgepriesene Rosaura nicht besser, und nicht einmal so gut, als sie selber sey. Was dem Gerüchte noch mehr Glauben verschaffte, war

auf der einen Seite die Unpäßlichkeit Rosaura's, auf der andern der Ruf des Grafen, der als ein ausschweifender und in solchen Abentheuern bewanderter Mann bekannt war, und endlich sein Benehmen. Schon an dem erwähnten Abende ließ er sich, obwohl eingeladen, bei der Oberhofmeisterin nicht blicken, gleichsam als hielten Schaam und böses Gewissen ihn zurück. Auch die folgenden Tage besuchte er nur die Kreise, wo er am vertrautesten war. Spielte eine Frau auf sein Abentheuer an, so schien er verlegen zu werden, stellte sich, als verstehe er die Anspielung nicht, und fing absichtlich ein anderes Gespräch an; that es ein Mann, so bat er sich eine Erklärung aus, und zwar mit so scharfen Worten, daß er auf ein Duell hinzuweisen schien, ganz wie ein Ritter, der die Ehre seiner Dame, die er unglücklicher Weise selbst ausgesetzt hat, wäre es auch mit seinem Blute, wieder herstellen will. So galt es denn schon am dritten Tage für eine ausgemachte Wahrheit, daß die fromme und strenge Rosaura Baldi eine kleine Heuchlerin sey, daß sie ihrem Liebhaber, dem Grafen, eine nächtliche Zusammenkunft gestattet habe, aber zum Unglück dabei überrascht worden sey.

Rosaura selbst erfuhr nichts von dem beschimpfenden Gerüchte, das auf ihre Rechnung am Hofe und in der Stadt umher ging. Noch hütete sie das Zim-

mer und nehm keinen andern Besuch an, als den ihres Beichtvaters, der, ein stiller Klostergeistlicher, nichts von dem Treiben der großen Welt erfuhr. Wohl aber kam dieß Gerücht der Gräfin zu Ohren, und erschütterte ihre leidenschaftliche Seele. Sie war zu vertraut mit dem Leben der Gesellschaft, um nicht sogleich vorauszusehen, welchen Nachtheil und Gram diese falsche Darstellung des unglücklichen Ereignisses ihrer Schwester bringen konnte, die sie trotz ihrer Mißhelligkeiten herzlich liebte und aufrichtig achtete. Sie machte sich nun selbst bittere Vorwürfe darüber, daß sie die Sache nicht sogleich ernsthaft genommen, und ihrer Schwester zu Maaßregeln gerathen habe, die jeder Verläumdung hätten vorbeugen können, die es aber nun zu spät schien zu ergreifen. Sie bemühte sich eifrig, die allgemeine vorgefaßte Meinung zu bekämpfen; sie erzählte ihren Freunden den wahren Verlauf; aber je leidenschaftlicher sie dieß that, desto weniger fand sie Glauben: man lächelte und gab ihr zu verstehen, daß sie als Schwester Recht habe, der Sache diese Wendung zu geben; daß man aber den wahren Hergang aus einer unpartheiischern Quelle schon besser kenne. Sie forderte die Marchese auf, die Wahrheit ihrer Erzählung zu bezeugen; diese that es mit der größten Bereitwilligkeit, aber doch in der Art, daß der Zuhörer glauben mußte, sie lege aus Gefälligkeit für

ihre Freundin ein falſches Zeugniß ab. Den Vorwurf, den dieſe ihr darüber machte, daß ſie den Vorfall nicht verſchwiegen habe, lehnte die Marcheſe durch die Bemerkung ab, daß ſie ja Beide die Sache als einen luſtigen, tollen Streich ihres Bruders betrachtet, und nicht geahnet hätten, welche Auslegung die verläumderiſche Welt davon machen würde. Die Gräfin veranſtaltete eine Zuſammenkunft mit dem Grafen, überhäufte ihn mit gerechten Vorwürfen, und drang leidenſchaftlich in ihn, ſein Unrecht wieder gut zu machen. Der Graf bekannte demüthig ſeine Schuld, und wie er ſich verpflichtet fühle, Roſauren jede mögliche Genugthuung dafür anzubieten. „Aber," ſetzte er dann hinzu, „worin ſoll dieſe Genugthuung beſtehen? worin muß ſie beſtehen, um nicht ihr Ziel zu verfehlen? Soll ich den wahren Verlauf dieſes unglückſeeligen Wageſtücks der Welt vor Augen legen? Ich bin bereit, es zu thun, wo und wie Ihr wollt. Aber wird man nicht glauben, ich nehme aus Großmuth alle Schuld auf mich, um Eure Schweſter vor böſer Nachrede zu ſchützen? Soll ich Jeden, der es wagt, die lügenhafte Erzählung zu wiederholen, zum Kampfe auf Tod und Leben fordern? Auch dazu bin ich bereit, bis ich ſelbſt das Leben auf der Wahlſtatt laſſe. Aber wird man nicht glauben, daß ich mein Leben auf das Spiel ſetze, um

Rosaura's Ehre zu retten? Es giebt nur ein einziges zuverlässiges Mittel, dieses boshafte Gerede auf immer niederzuschlagen, die Verbindung, die jetzt der glühendste Wunsch meines Herzens ist, und dann das Glück meines Lebens seyn würde." Wie aufgeregt, ja gereizt auch die Gräfin war, so fühlte sie doch die Wahrheit dieser Bemerkungen; auf der andern Seite fühlte sie aber auch, daß es jetzt, nachdem der Graf Rosauren so schwer und frech beleidigt hatte, weniger als jemals möglich seyn würde, diese zur Annahme seiner Hand zu bewegen. So blieb die Gräfin rathlos zwischen zwei Unmöglichkeiten stehen, und sann vergebens auf ein Auskunftsmittel, bis der Lauf der Dinge ein unerwartetes herbei führte.

Die Marchese verfolgte unterdessen rastlos ihren Plan, und that alles, was sie ihrem endlichen Ziele näher bringen konnte. Sie besuchte die Oberhofmeisterin, und brachte, ohne daß die beschränkte Frau es bemerkte, das Gespräch auf den Gegenstand, der in diesen Tagen der allgemeine Stoff der Unterhaltung war. Bitter tadelte sie das Betragen ihres Bruders, und konnte nicht begreifen, wie die Welt einen Theil seiner Schuld auf Rosaura werfen könne, die doch stets für ein Muster streng sittlicher Führung gegolten habe, wiewohl es leider nicht an Beispielen fehle, daß auch

ſolche geſtrauchelt ſeyen. „Saget mir doch, fragte ſie endlich, wie hat Ihre Hoheit, unſere Großherzogin, dieſe Nachricht aufgenommen?“ — „Die Großherzogin? Ich glaube gar nicht, daß Ihre Hoheit davon unterrichtet iſt.“ — „Es gefällt Euch zu ſcherzen: wie wäre das möglich?“ — „Es iſt ſo. Warum ſcheint es Euch unmöglich.“ — „Unmöglich eben nicht; aber weil doch Roſaura als Ehrenfräulein unter Eurer Aufſicht ſteht, ſo glaubte ich, Ihr hättet —.“ „Meint Ihr,“ unterbrach ſie ſchon ängſtlich werdend die Oberhofmeiſterin, „meint Ihr, daß es meine Pflicht ſey, Ihre Hoheit davon in Kenntniß zu ſetzen?“ — „Es würde mir nicht geziemen, erwiederte die Marcheſe, Euch über die Pflichten Eures Amtes aufklären zu wollen; nur ſo viel iſt gewiß, daß ich an Eurer Stelle es um ſo mehr für meine Pflicht halten würde, als Roſaura in einem ſo ausgezeichneten Grade die Gunſt der nur allzu gütigen Fürſtin beſitzt, und Ihre Hoheit allein die Macht hat, dieſen unglücklichen Handel zu beendigen, und das gegebene Aergerniß vergeſſen zu machen.“ „Wie könnte das geſchehen?“ — „Wenn Ihre Hoheit ſchleunige Vermählung zwiſchen Roſauren und meinem Bruder anbefohle.“ — „Ihr habt Recht; ich will es überlegen,“ ſchloß die Oberhofmeiſterin, um nicht den Schein zu haben, als ließe ſie ſich durch die Marcheſe beſtimmen.

Sobald aber diese sie verlassen hatte, verlor sie keine Zeit mit Ueberlegung, sondern begab sich früher als gewöhnlich zur Großherzogin, hinterbrachte ihr die Neuigkeit, wie sie in den gesellschaftlichen Kreisen umlief, und wies zum Schluß auf die Nothwendigkeit einer baldigen Vermählung Rosaura's mit dem Grafen hin.

Je mehr die Fürstin Resauren geliebt und geachtet hatte, desto schmerzlicher war es für sie, an eine solche Verirrung derselben glauben zu sollen, desto weniger war sie geneigt, leichthin daran zu glauben. Sie wendete sich vielmehr an diejenigen ihrer Umgebungen, denen sie die meiste Wahrhaftigkeit zutraute; aber immer hörte sie zu ihrem Erstaunen bis auf die geringsten Einzelnheiten dieselbe Erzählung. Auch damit begnügte sie sich noch nicht, sondern beschloß, die Gräfin zu sich kommen zu lassen, da eine Erklärung mit Resauren selbst zu peinlich gewesen wäre, auch am Ende zu keinem sichern Ergebnisse geführt hätte. Die Gräfin hatte sich eben entschlossen, zu thun, was sie bereute, nicht sogleich gethan zu haben, nämlich an den Großherzog zu schreiben und einer wahrhaftigen Darstellung des Vorfalls die Bitte um Bestrafung des Grafen anzuschließen, als sie nach Hofe berufen wurde. Die Großherzogin forderte eine der Wahrheit getreue Erzählung; die Gräfin gehorchte; und zu ihrer Betrübniß vernahm auch hier

die Fürstin denselben Bericht, nur mit dem Unterschiede, daß die Gräfin entschieden die Unschuld ihrer Schwester behauptete, während die andern Berichterstatter dieselbe zweifelhaft gelassen hatten. Die Fürstin machte darauf der Erzählerin bemerklich, daß es, gäbe man die Unschuld Rosaura's zu, ganz unbegreiflich wäre, wie sie so grob hätte getäuscht werden können, warum die Thüre verschlossen und der Graf versteckt gewesen wäre, weßhalb Rosaura nicht sogleich bei ihr oder ihrem Gemahl Klage über des Grafen ehrenrührige Frechheit geführt hätte. Was die Gräfin darauf erwiedern konnte, befriedigte die Fürstin nicht, obgleich jene alles erschöpfte, was der glühende Wunsch, ihre arme Schwester zu rechtfertigen, ihr eingab. Endlich an der Möglichkeit verzweifelnd, die Fürstin durch Gründe zu überzeugen, warf sie sich ihr zu Füßen, und beschwor sie bei allen Heiligen und der Hoffnung auf die Ewigkeit, ihr Glauben zu schenken, nur dieses eine Mal die Ueberzeugung eines aufrichtigen Herzens für einen Grund gelten zu lassen. Dazu aber war die Fürstin, streng von Charakter wie Rosaura, nicht geneigt. „Stehet auf, Gräfin!" sagte sie. „Der leidenschaftliche Eifer, womit Ihr die Sache Eurer Schwester führt, ist lobenswerth; mich aber kann er nicht bestimmen. Das könnte nur der strenge Beweis, daß Rosaura dem Grafen die mas-

kirte Zusammenkunft nicht bewilligt hat. Dieser Beweis ist nicht zu führen: Rosaura wird nichts zu ihrem Nachtheile gestehen, der Graf darf es als Mann von Ehre nicht. So glaubt die Welt an die Schuld Eurer Schwester; das öffentliche Aergerniß ist gegeben; und ich muß thun, was von mir mehr als von jeder andern Frau die äußere Ehre fordert. Rosaura ist aus meinem Dienste entlassen; ich befehle ihr, unverzüglich dem Grafen von Lujano ihre Hand zu reichen, und dann, wenigstens auf ein Jahr, Florenz zu meiden." — „Das heißt sie tödten, gnädigste Frau," sagte die Gräfin, in Thränen ausbrechend. — „Wenn nicht alles an ihr Heuchelei ist," versetzte die Fürstin," so wird sie, schuldig oder unschuldig, sich in die Nothwendigkeit ergeben. Gehabt Euch wohl!"

Mit Verzweiflung im Herzen fuhr die Gräfin nach Hause; sie sah das Schicksal ihrer armen schuldlosen Schwester furchtbar entschieden: der mildeste Ausweg war ihr Eintritt in das Kloster. Dieser aber schien ihr bei ihrer Denkungsart natürlich um vieles schlimmer, als der andere, von der Fürstin vorgezeichnete. Nach langer fruchtloser Berathung mit sich selbst, entschloß sie sich zu dem Versuche, die Schwester für diesen zu gewinnen, und begab sich in dieser Absicht zu der Kranken. Sie wollte ihr die Verbindung mit dem Grafen

anfangs nur als einen Wunsch der Großherzogin darstellen; aber kaum hatte sie seinen Namen genannt und das Wort „Verbindung“ ausgesprochen, als Rosaura mit ungewohnter Heftigkeit und Schärfe sich die Fortsetzung dieses Gespräches verbat, und dabei eine Aufregung blicken ließ, die sogleich die Gräfin bewog, von jeder weitern Erklärung abzustehen, und, was ihr nicht einmal ohne Mühe gelang, die Gereizte durch das Vorgeben, sie habe nur einem flüchtigen Einfalle Worte geliehen, wieder zu beruhigen. Mit dem stillen Vorsatze, sobald Rosaura völlig hergestellt wäre, ihren Versuch zu erneuern, verließ sie nach einiger Zeit die Kranke, und fand bei der Rückkehr in ihre Gemächer einen Boten aus Arezzo. Dort lebte eine nahe Verwandte, die liebste ihrer Jugendgespielinnen, die vertrauteste ihrer Freundinnen; und diese war jetzt plötzlich, und, wie man meldete, gefährlich erkrankt, und wünschte sehnlichst, die Gräfin noch einmal zu sehen. Die Gefahr, und noch mehr der Wunsch ihrer geliebten Freundin, gab den Gedanken und Gefühlen der leidenschaftlichen Frau plötzlich eine andere Richtung. Nach Arezzo zu eilen, schien ihr nun das Nothwendigste, Dringendste, um so mehr, da sie den Zustand ihrer Freundin nicht für so bedenklich hielt, und daher auf keine lange Abwesenheit rechnete, für die Schwester aber in den näch-

sten Tagen nichts Wesentliches thun zu können glaubte. Die Vorbereitungen zur Reise wurden nach schnell gefaßtem Entschlusse noch denselben Abend gemacht; und am andern Morgen noch vor Tagesanbruch verließ sie Florenz.

4.

Am dritten Tage nach der Abreise der Gräfin — es war der neunte nach jenem unglücklichen Abende — fiel der Geburtstag der Großherzogin ein, an dem ihr, der Sitte gemäß, alle Frauen der höhern Kreise vor dem Hochamte ihre Glückwünsche darzubringen pflegten. Rosaura, obwohl immer noch leidend, konnte es doch nicht über sich gewinnen, das Wiegenfest ihrer gütigen und geliebten Herrin vorüber gehen zu lassen, ohne sich derselben zu nahen und ihr Wünsche auszudrücken, die vielleicht in keinem Herzen aufrichtiger und wärmer für sie lebten. Sie fuhr also zur bestimmten Stunde nach dem Pallaste, und wollte damit als Genesene wieder in die Pflichten ihres Amtes eintreten. Eine große Anzahl von Frauen war schon in dem gewöhnlichen Vorsaale versammelt, als Rosaura eintrat. Erstaunen, ja bei den Zarteren leiser Schreck, malte sich

bei ihrem Erscheinen auf den Gesichtern; die Unterhaltung, noch sehr laut, als Rosaura die Schwelle überschritt, verlor sich in ein dumpfes Murmeln, Zischeln und Flüstern; und so oft eine Andere eintrat, gingen ihr gleich einige Freundinnen entgegen, um sie in das Geheimniß einzuweihen, das wie Gewitterschwüle auf der Versammlung lag. Rosaura versuchte es einige Male, mit der oder jener Bekannten ein Gespräch anzuknüpfen; allein sie schien in der kurzen Zeit ihrer Krankheit Allen fremd geworden zu seyn, und eine stumme Verbeugung, wobei nur die Höflichsten die Lippen bewegten, als wollten sie reden, war die einzige Antwort, die sie erhalten konnte: unverkennbar war alles bemüht, sich von ihr zurück zu ziehen. Es entging zwar Rosauren nicht, daß ihr Erscheinen die Ursache der allgemeinen und seltsamen Verstimmung war; aber wie es dieß seyn konnte, wußte sie anfangs nicht zu enträthseln: denn sie glaubte, so gut wie irgend Eine, ja mehr als die Meisten, hier an ihrem Platze zu seyn. Jedoch war das Betragen der Gesellschaft zu auffallend, um das Nachdenken darüber aufzugeben, und sich mit einem „Wer weiß?" zu beruhigen. Nun stieg zum ersten Male der Gedanke in ihr auf, daß man den Vorfall mit dem Grafen zu ihrem Nachtheile gedeutet haben könnte; allein sie nahm alle Kräfte ihrer Seele

zusammen, um diesen flüchtigen Argwohn nieder zu kämpfen, und ihre Fassung zu behalten, die sie jeden Augenblick zu verlassen drohte. Es gelang ihr so ziemlich; aber noch leidend wie sie war, hatte sie doch der Gedanke tief erschüttert und in eine Stimmung versetzt, wo der geringste Anstoß hinreicht, die mühsam errungene Fassung zu zerstören.

Die Flügelthüren des anstoßenden Gemaches öffneten sich endlich, und die Oberhofmeisterin trat heraus, um die versammelten Frauen in den Audienzsaal einzuladen. Die Würdeträgerin erblaßte, als sie Rosaura's ansichtig wurde; das erste Wort der Einladung erstarb auf ihrer Zunge. Stumm und rathlos blieb sie stehen; denn daß ein entlassenes, in Ungnade gefallenes Hoffräulein doch bei Hofe erschien, besonders an einem so feierlichen Tage erschien, das war ein Fall, auf den sie nicht vorbereitet seyn konnte, weil sie ihn auch nicht einmal geahnet hatte. Ihre Verwirrung war um so größer, da alle Augen auf sie gerichtet waren, denn sie war das Orakel, von dem man die Lösung dieses Räthsels erwartete. Doch, wie betroffen und rathlos sie auch war, die Umstände geboten ihr, zu handeln. Sie trat einen Schritt auf Rosaura zu und sagte: „Ich bin erstaunt, Fräulein, Euch hier zu sehen.“ — „Erstaunt darüber, Signora, daß ich meine Pflicht erfüllen will?“ —

„Ich wüßte nicht, daß Ihr Pflichten hier zu erfüllen hättet.“ — „Wie meint Ihr das? Ihr wüßtet nicht, daß ich die Ehre habe, in Ihrer Hoheit Dienſt zu ſtehen?“ — „Und Ihr wüßtet nicht, daß Ihr dieſes Dienſtes entlaſſen ſeyd? Eure Frau Schweſter hätte Euch nicht davon unterrichtet?“ — „Entlaſſen?“ ſtammelte erbleichend Roſaura. — „Nun ja,“ erwiederte die Oberhofmeiſterin, um dem peinlichen Auftritte eine ſchonendere Wendung zu geben, „Ihre Hoheit hat die Gnade gehabt, Euch die Entlaſſung zu bewilligen, um die Ihr ſelbſt gebeten habt: Ihr ſeid alſo, wie Ihr gewünſcht, jeder Pflicht bei Hofe entbunden.“ — Roſaura war vermöge ihres Charakters nicht geeignet, auf eine ſolche Wendung einzugehen, am wenigſten in dieſem Augenblicke, wo ſie ſchon alle Faſſung, ja faſt alle Beſinnung verloren hatte. Ganz dem empörten Gefühle ſich überlaſſend, ſagte ſie heftig: „Ich habe nicht um Entlaſſung gebeten; ich bin nicht entlaſſen; es iſt nicht wahr.“ — Dieſe ſcharfe, unziemliche Aeußerung fuhr wie ein elektriſcher Schlag durch die ganze Verſammlung; man hörte etwas, das ein Schrei geworden wäre, wenn ſich die Scene nicht am Hofe zugetragen hätte. Die Oberhofmeiſterin erholte ſich zuerſt. „Wahrlich,“ ſagte ſie in gereiztem Tone, „es iſt wohl das erſte Mal, daß ſo höfliche Worte in dieſen Sälen an

eine Oberhofmeiſterin gerichtet werden!“ und dann ſich zu Roſaura wendend, ſetzte ſie hinzu: „Fragt Euer Gewiſſen! es wird Euch am beſten belehren, ob das, was ich ſage, nicht wahr ſeyn muß.“ — „Mein Gewiſſen iſt rein vor Gott und Menſchen,“ ſagte Roſaura. — Die Oberhofmeiſterin war empört über die Frechheit, die ſie bei ihrer vorgefaßten Meinung in dieſer Verſicherung finden mußte, und wollte dem ärgerlichen Auftritte ein Ende machen. „Ich bin nicht Euer Beichtiger,“ ſagte ſie; „aber als Oberhofmeiſterin muß ich Euch bitten und erwahnen, ohne Widerrede einen Ort zu verlaſſen, wo Ihr keinerlei Recht habt, noch jemals mehr haben werdet zu verweilen.“ — „Ich werde ihn nicht verlaſſen, bis ich meine gnädige Herrin geſehen habe.“ — „Die Herrin will Euch nicht ſehen; ſie hat Euch nicht nur vom Hofe, ſie hat Euch aus Florenz verbannt.“ — „Verbannt? Warum?“ — „Gebt, und fordert keine Erklärung, die Euch, habt Ihr nicht alle Schaam verlernt, vernichten müßte.“ — Auf's Aeußerſte getrieben, glühend im Zorne der gekränkten Unſchuld, trat Roſaura der Oberhofmeiſterin näher. „Wenn Ihr eine Frau von Ehre, und nicht eine tückiſche Verleumderin, oder vielmehr das gedankenloſe Sprachrohr der ſchändlichſten Verleumdung ſeyd, ſo redet offen! Ich habe keine Art von Erklärung

zu ſcheuen.“ — Erbittert vergaß nun auch die Oberhofmeiſterin ihre Würde und Zeit und Ort. „Nun denn,“ rief ſie, „wenn Ihr Euch ſelbſt nicht ſchent, warum ſollte ich Euch ſchonen? Eine Perſon, die vor der Welt ſtrenge Tugend und Frömmigkeit heuchelt, im Geheimen aber in der Dämmerung Masken aufnimmt, und ſich mit ihnen verſchließt, eine ſolche Perſon iſt unwürdig, irgend einer Frau von Ehre, geſchweige denn einer erhabnen Fürſtin zu nahen.“ Damit gab ſie den anweſenden Frauen ein Zeichen, ihr zu folgen, und verließ mit ihnen den Saal, um ſie zur Audienz zu führen.

Starr und bleich, wie ein Marmorbild, war Roſaura mitten im Saale ſtehen geblieben; alle Gedanken und Gefühle hatten in dieſem furchtbaren Augenblicke in ihr aufgehört; und ſie kam nicht eher wieder zu ſich, als bis die Thüre ſich hinter der letzten der Frauen ſchloß. Ihre erſte Bewegung nach dem Erwachen aus der Vernichtung war, derſelben Thüre zuzueilen, um ſich mit Gewalt in die Nähe der Fürſtin zu drängen, und ſie um Gehör anzuflehen. Plötzlich aber gab ſie dieſen Vorſatz auf, kehrte mit dem Ausrufe: „Verworfen!“ um, und ſtürzte zur andern Thüre hinaus, die Treppe hinab, ihrem Wagen zu. Die Bedienten, über das Ausſehen ihrer Gebieterin erſchrocken, glaubten, ſie ſey auf's neue erkrankt, halfen ihr ſchnell in den Wa-

gen, und befahlen dem Kutscher, nach Hause zu eilen. Erst auf dem Platze Sancta-Maria-Novella wurde Rosaura gewahr, wo sie sich befand; als sie aber ihren Pallast erblickte, kam er ihr vor wie ein Kerker, in den sie als Verbrecherin geführt werden solle, wo man sie verhöhnen werde wegen des Brandmaales auf ihrer Stirne, und geängstigt von diesem wachen Traume, befahl sie, in's Freie zu fahren. Bald gelangte man durch das nahe Thor an das Ufer des Arno, wo lange Baumgänge freundliche Wiesen durchkreuzen. Rosaura konnte bald nicht mehr ausdauern in dem beschränkten Raume des Wagens; sie stieg aus, gab den Bedienten ein stummes Zeichen, zurück zu bleiben, und vertiefte sich in das Gebüsch, das die Ufer des Stromes bekränzt.

Wenn eine Begebenheit, wie wir eben erzählt haben, schon ein leichtsinniges Weib tödlich verwunden könnte, wie viel mehr mußte dieß der Fall bei der zum Tiefsinne geneigten, jetzt obenein noch leidenden und im Punkte der Ehre so unerbittlich strengen Rosaura seyn. Jetzt erst, einsam am Ufer hin und her gehend, von keinem Menschenantlitz, keiner Menschenstimme mehr erschreckt, gelangte sie zum vollen Bewußtseyn des schrecklichen Ereignisses. Sie war beschimpft und entehrt vor der Welt, und hatte kein Mittel, sich von dem schändenden Verdachte zu reinigen, als Betheuerungen, denen

niemand glaubte. Ihre Fürstin, ihre Freundin, die mehr als jede Andere ihr Herz kannte, hatte sie als eine sittenlose Heuchlerin verdammt und verstoßen, sie dadurch gebrandmarkt und den Hohn der Welt gerechtfertigt. Wohin sollte sie fliehen, um ihre Schmach zu verbergen? An welchem Orte der Erde war es möglich, mit dem Bewußtseyn zu leben, daß sie an irgend einem andern für eine Verworfene gelte? Das Kloster? Sollte sie durch die Flucht in ein Kloster sich selbst vor der Welt schuldig bekennen? Sollte sie die heiligen Mauern zu einem Versteck vor der Schande mißbrauchen? Sollte ihr ernster Aufschwung zu dem Ewigen nur für Zerknirschung der Reue gelten, und sie selbst unter den geweihten Jungfrauen umher schleichen als eine Büßende, die es nicht wagt, die Augen zu erheben aus Furcht, den verachtungsvollen Blicken der unbescholtenen Schwestern zu begegnen? Dieß alles ging an Rosaura's Geiste vorüber, nicht in klaren Gedanken, sondern vielmehr in halbdunkeln Bildern, die um so mächtiger wirken, weil ihre Gestalten ohne scharfe Begrenzung sind, und ihr Hintergrund eine unendliche Nacht ist. Die Seelenstimmung der Unglücklichen wurde von Augenblick zu Augenblick schrecklicher; immer heftiger und heißer wogte das Blut zum Herzen und zum Haupte, immer dunkler wurde es vor ihren Augen; und kein

befreundetes Wesen stand neben ihr, an dessen Brust sie das Fieber der Verzweiflung hätte überstehen können. Sie faßte das Haupt mit beiden Händen, sie rieb sich die Stirn, wie Einer, der eben erwacht, die Schatten eines bösen Traumes vollends verscheuchen will; aber im Umkehren erblickte sie die Palläste von Florenz, von der hellen Vormittagssonne beleuchtet — es war kein Traum gewesen. — „Warum das der Unschuldigen?“ rief sie, — „Oder was habe ich verbrochen? was habe ich gesündigt?“ — „Ich habe nichts gesündigt.“ — Und den verzweiflungsvollen Blick nach oben richtend, sagte sie fast mit Hohn im Antlitz: „Der Himmel ist schön blau, aber es ist kein Gott darin.“ Mit diesen Worten stürzte sie sich, was sie vielleicht den Augenblick selbst nicht geahnet hatte, in die Fluth des Arno.

Ein Fährmann, der tiefer unten am Strome Fußgänger überzusetzen pflegte, war Zeuge ihres Falles. Mit aller Macht der Ruder trieb er seinen Kahn den Fluß herauf, um sie einzunehmen, wenn sie wieder über dem Wasser erschiene, und dabei rief er laut um Hülfe. Es gelang ihm wirklich, die wieder auftauchende Rosaura zu erreichen und in seinen Kahn zu ziehen, als eben ihre Diener, auf seinen Hülferuf herbei eilend, am Ufer erschienen. Bald wurde nun die Leblose an's Land und in den Wagen gebracht, und man eilte so schnell

wie möglich nach der Stadt zurück. Mehrere Aerzte wurden herbei gerufen; nichts blieb unversucht, sie in's Leben zurück zu rufen, allein alles war umsonst: sie hatte geendet; das erhitzte Blut war plötzlich erstarrt in dem kalten Elemente.

Eben hatten die Aerzte diesen Ausspruch gethan, als ein Bote von der Großherzogin erschien und Rosauren zu ihr beschied. Die Oberhofmeisterin hatte ihr über den Vorfall im Versammlungssaale Bericht erstattet, und das Benehmen Rosaura's, das nur der vollendeten Schaamlosigkeit oder dem Bewußtseyn der Unschuld zugeschrieben werden konnte, hatte die Fürstin auf den Gedanken gebracht, daß die Angeklagte doch wohl schuldlos seyn könne, und durch diesen Gedanken zu dem Entschlusse, sie selbst zu hören. Leider kam auch hier, wie so oft im Leben, die gute Regung zu spät. Rosaura's Tod verbreitete Schrecken in dem Kreise, dem sie angehört hatte; denn niemand zweifelte im Stillen daran, daß sie selbst in der Verzweiflung ihrem Leben ein Ende gemacht habe, wiewohl man öffentlich ihren Tod allgemein einem Unfalle zuschrieb. Die bei weitem größere Zahl derer, die noch vor vier und zwanzig Stunden sie mit allem Eifer der Schadenfreude verleumdet hatten, hielten ihr jetzt Lobreden, und verdammten jeden Zweifel an ihrer Tugend um so eifriger, da

die Fürstin den tiefen Schmerz über den Verlust ihrer Freundin nicht verbarg, und laut ihre Ueberzeugung von der Unschuld der Vollendeten und die Reue über ihr eigenes verschnelles Urtheil aussprach. O, wie glücklich wäre das Daseyn des Menschen, wenn man dem Lebenden auch nur ein Zehntheil der Gerechtigkeit wiederfahren ließe, die man dem Todten so willig zugesteht!

5.

Ein Verwandter der Gräfin war wenige Stunden nach dem unglücklichen Ereignisse nach Arezzo abgereiset, um sie davon mit mehr Schonung, als ein Brief es vermag, zu unterrichten. Er fand sie schon zur Abreise für den folgenden Tag bereitet, denn die Gefahr, wenn auch nicht die Krankheit ihrer Freundin war vorüber. Die vorbereitende Nachricht, daß das Uebelbefinden ihrer Schwester plötzlich eine bedenkliche Wendung genommen habe, bestimmte sie, ihre Abreise noch um einige Stunden zu beschleunigen. Plötzlich aber wurde der Gedanke in ihr lebendig, daß Rosaura todt seyn müsse, weil man sich sonst begnügt haben würde, ihr zu schreiben, oder einen gewöhnlichen Boten zu senden. Mit allem Ungestüm ihres Charakters drang sie nun in den Verwandten,

ihr die Wahrheit zu entdecken, und schwur, als er ausweichend antwortete, nicht eher Arezzo zu verlassen, als bis sie alles wisse, so daß er es endlich für das Gerathenste hielt, ihr den Tod der Schwester einzugestehen. Die Furcht, ihre kranke Freundin zu erschrecken, gab ihr eine Fassung, die sie wohl nie aus eigenem Antriebe errungen hätte; nur an der Heftigkeit, womit sie die Reiseanstalten betrieb, gewahrte man die Aufregung ihres Innern. Kaum aber lagen die Mauern von Arezzo hinter ihr, so überließ sie sich ihrem Schmerz und ihrer Verzweiflung; und als dieser erste Sturm ausgetobt hatte, forderte sie von ihrem Begleiter die Mittheilung aller Umstände, die dem Tode der geliebten Schwester voran gegangen waren, und ihn begleitet hatten. Sie erfuhr nun die ganze jammervolle Geschichte, wie ein schönes, stilles Leben so gräßlich in den Qualen der Verzweiflung geendet hatte. Es giebt einen Schmerz von solcher Gewalt, daß er die geistigen Kräfte des Menschen lähmt, wie der Schlagfluß die physischen, und auf diese Weise den Geist zu einer freilich verderblichen Ruhe zwingt. Dieß war auch jetzt die Lage der Gräfin: sie ließ keine Klage laut werden, sie vergeß keine Thräne; und als ihre Seele aus dieser Erstarrung erwachte, bemächtigte sich ein Gedanke derselben, der ihren Kräften eine andere Richtung gab. Sie hatte auf ihrer Hinreise und in Arezzo selbst

die Vorfälle der letztern Tage genauer überdacht, und war als eine welterfahrene Frau auf die Vermuthung gerathen, daß alles nach einem wohl überlegten Plane geschehen sey, um eine Verbindung zu erzwingen, die Rosaura so entschieden zurückgewiesen hatte. Jetzt, wo sie vernahm, daß die Oberhofmeisterin auf den Rath der Marchese die Fürstin von dem vermeinten Vergehen Rosaura's unterrichtet hatte, woraus die Erstere nun kein Geheimniß mehr machte, jetzt wurde diese Vermuthung für die Gräfin Gewißheit. Ihr Zorn auf das verrätherische Geschwisterpaar war um so glühender, da man sie selbst in den tückischen Plan gegen das Glück und die Ehre ihrer Schwester verwickelt, ja zur Mitschuldigen an deren Tode gemacht hatte. Racheplane durchkreuzten ihre Seele, während sich kein Zug ihres Gesichts veränderte. Der Begleiter wollte diese Ruhe, die ihn besorgt machte, durch Gespräch unterbrechen; aber sie blieb stumm. Erst als man, vom letzten Berge nieder steigend, Florenz erblickte, sagte sie laut für sich: „Ich will büßen, aber sie sollen es auch."

Als sie ihren Pallast bei Sancta-Maria-Novella erricht hatte, begab sie sich in den Saal, wo auf einem Trauergerüste im reich verzierten Sarge Rosaura's Leiche stand, die nach einer Stunde in die Gruft ihrer Ahnen gebracht werden sollte. Im einfach weißen Gewande,

den weißen Rosenkranz im schwarzen Haare, lag die Entschlafene auf ihren seidenen Kissen; der Tod hatte den Jammer und die Verzweiflung der letzten Stunden verwischt, und wieder die sonstige Ruhe über das Antlitz ausgegossen. Die Gräfin bestieg das Gerüst, kniete neben den Sarg, warf sich schluchzend an die kalte Brust der Schwestern, küßte den auf ewig geschlossenen Mund, und benetzte die bleiche Wange mit ihren Thränen. Dazwischen betete sie für die Seele der Verstorbenen, daß Gott nicht mit ihr in's Gericht gehen möge wegen der letzten That der Verzweiflung, daß er sie ihr verzebe um ihres frommen Lebens willen. „Vergieb auch Du mir," sagte sie endlich gleichsam der Leiche in's Ohr, „vergieb mir meinen Leichtsinn, der Deinen Jammer bereiten half! vergieb mir um meiner herzlichen Liebe, meines brennenden Schmerzes willen! Schlafe ruhig; ich will dich rächen." Sie küßte die Entschlafene noch einmal auf die Stirn, verließ dann das Trauergerüst und den Saal, und verschloß sich in ihr Gemach, während sich unten schon Priester, Mönche und geistliche Brüderschaften mit Kreuzen, Fahnen und Kerzen versammelten, um Rosauren zu ihrer letzten Ruhestätte zu geleiten.

Jenseits der Kirche Maria-Novella, da, wo man nach St. Lorenzo zugeht, stand der Pallast des Grafen

von Lujano, den außer ihm auch seine Schwester bewohnte. Beide waren um diese Zeit im Kabinette der Marchese in einer unerfreulichen Unterredung begriffen. Der Graf hatte vor einigen Stunden den Befehl erhalten, binnen drei Tagen Florenz zu verlassen, und ohne ausdrückliche Erlaubniß nicht wiederzukehren. Diese Weisung hatte die Aufregung gesteigert, in der er sich seit Rosaura's Tode befand: denn wie fast alle ausschweifenden Menschen war er, nicht wie es gewöhnlich heißt, ein Mann von gutem Herzen, sondern nur einer von den Reizbaren und Schwachen, die im Augenblicke wo ein Unfall, eine schlimme Wendung ihrer Thorheiten sie niederschlägt, ihre schlechten Handlungen bereuen, und sie vielleicht morgen schon wiederholen. Jetzt hatte der Graf, durch Rosaura's unglückliches Ende erschüttert, Stunden der Reue. Voll von diesem Gefühle theilte er jetzt seiner Schwester den Befehl mit, der ihn aus Florenz verbannte, und setzte dann hinzu: „Ich habe es verdient, ich habe mehr verdient, als dieß, wiewohl ich nie geglaubt, ja nie geahnet habe, daß es so weit kommen könnte." — „Der Ausgang war doch denkbar," sagte die Marchese — „Ich habe ihn nicht gedacht; nimmer hätte ich sonst gethan, was ich gethan. O! wie ungünstig, wie ungerecht sie auch gegen mich verfuhr, sie war doch ein herrliches Wesen. Wie der

Schwan im spiegelhellen See, wie die Sonne im reinen, blauen Aether, schwebte ihre schöne Seele im Elemente der Tugend und Frömmigkeit!" — „Sie war eine Schlange, die trotz dieser Tugend und Frömmigkeit recht giftig zu verwunden wußte." — „Das spricht der Frauenneid aus Dir, oder das Bedürfniß, vor Dir selbst unsern Frevel zu entschuldigen." — „Meinen Antheil an diesem sogenannten Frevel kann ich leicht unentschuldigt lassen. Ich entwarf einen Plan, wie Du ein heiß ersehntes Ziel erreichen konntest; Du nahmst ihn an, Du führtest ihn aus. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge mußte er zu der gewünschten Verbindung führen — —" — „Das ist Dein Vergehen. Der Lauf der Dinge ist nicht wie der Gang der Natur unabänderlich nothwendig, er gestaltet sich nach den abweichenden Charakteren der Menschen. Ich kannte Rosaura's Charakter nicht; Du kanntest ihn; Du mußtest wissen, daß bei einer solchen Gemüthsart ein Plan wie der Deinige nicht ohne die äußerste Gefahr anzuwenden wäre. Aber ich fürchte, das Aeußerste war Dir das Erwünschteste." — „So entrichtest Du mir den Dank, den Du mir schuldig bist!" — „O still! laß mich nicht nennen, was ich Dir schuldig bin!" — In diesem Augenblicke trat ein Diener ein, und meldete, daß eine Dame den Grafen zu sprechen wünsche; dieser verließ

alſo ſeine Schweſter, und kehrte in ſeine Wohnung zurück.

Erſtaunt, die Dame nicht zu ſehen, die ihn ſprechen wollte, durchwanderte der Graf alle ſeine Gemächer; erſt im letzten, entfernteſten fand er ſie: es war die Gräfin im düſtern Trauerkleide. Verlegen und verwirrt, ja nicht ohne Bangigkeit begrüßte er ſie. „Graf,“ hob ſie an, „ſo eben bin ich zurückgekehrt, und habe meine Schweſter als Leiche gefunden; meine Roſau[illegible] iſt todt, und Ihr ſeid ihr Mörder.“ — „Mörder?“ wiederholte zuſammenſchreckend der Graf. — „Ich habe,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ich habe eine unendliche, nie abzubüßende Schuld auf mich geladen; aber Mörder — —.“ — „Mörder,“ ſagte die Gräfin mit gewichtigem und entſchiedenem Tone: „denn nicht in der Gluth der Leidenſchaft, nicht nach dem blinden Triebe des Augenblickes habt Ihr gehandelt, ſondern nach einem wohl überlegten Plane. Ihr wolltet meine Schweſter entehren, um durch dieſe Entehrung ſie zu zwingen, Euch ihre Hand zu reichen.“ — „Wie könnt Ihr —?“ „Wie ich es wiſſen kann? Habt Ihr vergeſſen, Graf, daß die Wände Ohren haben und die Steine ſchreien? Habt Ihr den Muth, es abzuleugnen?“ — Wie furchtbar auch der Inhalt dieſes Geſpräches war, die Gräfin führte es mit ſo viel Ruhe in Ton und Geberde, daß

der Graf getäuſcht wurde, und ſich überredete, es ſey eine Verſöhnung mit ihr möglich, die ihm, ohne daß er ſelbſt wußte warum, wünſchenswerth erſchien; ihn däuchte, es hieße ſich mit der beleidigten Verſtorbenen verſöhnen, wenn er ſich mit ihrer Schweſter verſöhnte. „O, höret mich, Gräfin!“ ſagte er. „Ihr wißt, wie glühend ich Eure ſchöne, edle Schweſter liebte, und wie grauſam ſie mich behandelte, wie ſie mir jede Möglichkeit benahm, um ihr Herz zu werben und ihr die Aufrichtigkeit des meinen zu beweiſen. Ich verſuchte es, die unſelige Leidenſchaft in meiner Bruſt zu bekämpfen; aber bald ward ich inne, daß ich in dieſem Kampfe keinen Sieg zu hoffen hätte. Welch ein anderes Rettungsmittel blieb mir übrig —?“ — „In Wahrheit, keines,“ unterbrach ihn die Gräfin ſehr gelaſſen, „keines, als den unglücklichen Plan zu befolgen“ — „Und wäre es geweſen —“ hob der Graf wieder an. — „Es iſt geweſen,“ fiel die Gräfin mit dem Tone des losbrechenden Grimmes ein, und ſtieß ihm den bis jetzt verborgen gehaltenen Dolch in den Hals, ehe er durch irgend eine Wendung dem Streiche auszuweichen vermochte. Mit einem Schrei, und von ſeinem Blute überſtrömt, ſank er auf das nahe Ruhebett; ſie aber tauchte den Dolch zweimal in das Herz des Wehrloſen, daß er den Geiſt aufgab. Dann hob ſie die blutige Waffe zum

Himmel, indem sie ausrief: „Rosaura, Du bist gerächt;“ und schritt der Thüre zu. In demselben Augenblicke trat die Marchese ein, die wegen des Besuches der fremden Dame eine ihr selbst unerklärliche Bangigkeit überfallen und hieher geführt hatte. Ein tödlicher Schreck bemächtigte sich ihrer bei dem Anblicke der Gräfin und des in Blut schwimmenden Bruders; sie wollte fliehen; aber die Gräfin faßte sie mit der Stärke des Ingrimms und riß sie in das Gemach zurück. „Stirb auch Du, Mordgehülfin!“ sagte sie mit neu entbrannter Wuth; die Marchese stürzte zu ihren Füßen und schrie: „Erbarme Dich!“ aber die Rächerin hob den Dolch zu dem tödlichen Streiche. Da ertönte der erste Schlag des Grabgeläutes für Rosaura; die Gräfin fuhr zusammen, ließ den Dolch sinken, stieß mit einem Fußtritte die Marchese zu Boden, indem sie ihr zurief: „Lebe, Elende!“ und verließ schnell das Gemach.

Zwei Tage nach Rosauren wurde der Graf in derselben Kirche beigesetzt, denn auch seiner Ahnen Gruft befand sich dort. Die Marchese verfiel in eine schwere Krankheit, in der furchtbare Schreckbilder der Phantasie sie quälten. Bald nahte sich ihr Bruder von Blut triefend und wollte sie in seine Arme schließen; bald faßte Rosaura sie bei den Haaren, um sie in den Arno zu schleppen; bald trat die Gräfin vor sie, und zückte den

blutigen Stahl auf ihre Bruſt. Dieſe grauſen Bilder verließen auch die Geneſene nicht ganz; ſie verfiel darüber in Tiefſinn, und beſchloß etwa ein Jahr ſpäter ihr Leben in einem Kloſter. Auch die Gräfin ſoll, nach einer langen, beſchwerlichen Pilgerfahrt zu einem Gnadenorte, in einem einſamen Kloſter der Abbruzzen ihre Tage geendigt haben: in Florenz wenigſtens wurde ſie nicht wieder geſehen.

Die Christnacht.

1.

Am 21sten p. Trinitatis saß Nachmittags Jakob, der Sohn des reichen Brauers von Modelsdorf, bei dem noch reicheren Müller Reinhold zu Adelsdorf. Beide rauchten Tabak aus kurzen, im gothischen Style gedrechselten Pfeifen, wiewohl es dem schwindsüchtigen Müller einige Mühe kostete. Es half aber nichts, denn dieses Rauchen gehörte zum ländlichen, auch wohl zum städtischen Anstande des Jahres 1755. Eben so brachten die beiden Raucher nur dem Anstande ein Opfer, wenn sie eine Stunde lang von nichts, als von der Viehmast überhaupt, und der Mast des Schwarzviehes insbesondere sprachen, während eigentlich von einem Ehebündnisse zwischen Jakob und Marierosen, der einzigen Tochter des Müllers, die Rede seyn sollte.

Endlich klopfte Jakob seine Pfeife an der Ofenecke aus, und der Müller legte die seinige bei Seite.

„Meiſter Reinhold," hob Jakob an, „Ihr wißt wohl, weßwegen ich gekommen bin, und ſo denke ich, redtn wir mit Gott von unſerer Sache."

„Nur zu, Jakob!" verſetzte der Müller; „wenn ich auch nicht verſtehe, wozu noch viel Redens nöthig iſt. Dein Vater und ich ſind einig; und meine Marierose gefällt Dir, und ſo iſt nichts weiter übrig, als daß ſie Dir das Jawort giebt."

„Danach bin ich heute nicht gekommen," verſetzte Jakob; „ſonſt hätte ich meinen Vater mitgebracht oder einen andern Zeugen. Daß der Freier allein käme, um ſich das Jawort zu holen, das hätte wohl noch kein Menſch erlebt."

„Da haſt Du Recht. Nun, ſo ſage es heraus, warum Du gekommen biſt."

„Ihr ſagt, daß Ihr und der Vater einig ſeyd; das iſt ſchon recht gut, denn ſonſt dürfte ich ja gar nicht an Euere Tochter denken. Daß mir Jungfer Marierose gefällt, das will nicht viel bedeuten, denn ſeit ich ihretwegen zu Euch herauf in die Kirche komme, ſehe ich alle Sonntage, wie die jungen Burſche auf dem Kirchhofe ſtehen und warten, bis ſie aus der Kirche kommt, und wie freundlich alle ſie grüßen und ihr Platz machen, wenn ſie vorbeigeht. Daß ſie mir gefällt,

das ist also gar keine Sache; aber ob ich ihr gefalle, das ist was Anderes."

„Freilich gefällst Du ihr, Jakob: sie kennt ihren Katechismus, und wird Ja sagen, weil ich es haben will, und damit Holla! Die Liebe kommt nach."

„Nein, Meister Reinhold, nicht Holla. Meine Muhme in Alzenau wurde auch nicht gefragt, und ihr Vater meinte auch, die Liebe würde nachkommen; es ist aber nun schon drei Jahre her, und sie ist noch nicht gekommen; es ist nichts als Unfrieden im Hause."

„Sage es heraus," unterbrach ihn der ungeduldige Müller, „was Du eigentlich willst!"

„Ich habe Euere Schwester, die Schulzin, gebeten," erwiederte gelassen Jakob, „ein wenig herunter zu kommen, und sie sitzt schon oben in der Kammer bei Euerer Tochter. Wenn Ihr es nun zufrieden wäret, so möchte ich hinaufgehen, und ein paar Worte mit Jungfer Mariereſen reden."

„Da siehst Du!" eiferte der Müller, der nur mit Mühe seine Entrüstung bekämpfte; „das kommt davon, daß Dich der Vater hat in der Stadt lernen lassen. Ja, die jungen Stadtlaffen schwänzeln erst um die Mädchen herum, die sie freien wollen, und verdrehen ihnen den Kopf mit allerlei lügenhaften Redensarten; aber was kommt dabei heraus? Eigensinnige, störrische

Weiber, die dem Manne das Heft aus den Händen winden. Sagte mir nicht neulich der junge Bäcker Lehmann, als wir einen recht hübschen Handel schon abschließen wollten, er müßte doch erst seine Frau fragen? Sapperment! Ein Weib fragen! Das ist die reine verkehrte Welt, wie sie hier an der Thüre abgemalt ist."

Hier zwang der Husten den Müller, einzuhalten. Der ruhige Jakob wiederholte sein Gesuch, und beharrte so fest darauf, daß der Alte, dem die Heirath sehr am Herzen lag, endlich nachgab.

Als Jakob die Schulzin und ihre Nichte gebührlich begrüßt, und, von beiden genöthigt, auf dem himmelblauen, rothgeränderten Schemel Platz genommen hatte, hob er nach einer kurzen Pause an: „Liebste Jungfer Marierose, es wird Ihr wohl nicht unbekannt seyn, daß unsere Väter wünschen, wir möchten ein christliches Ehepaar werden, wenn es anders Gottes Wille wäre. Der liebe Himmel hat Ihr eine so hübsche Bildung gegeben, und Sie ist von Kindesbeinen an ein so fleißiges und braves Mädchen gewesen, daß Sie sich wohl selber nicht verwundern wird, wenn ich es auch wünsche, und mit fröhlichem Herzen Ja dazu gesagt habe. Der Vater will mir unterdessen die Brauerei in Alzenau pachten. Der Pacht ist nicht hoch, die

Nahrung iſt gut, und das Gehöft im Stande. Das iſt Alles recht hübſch; aber die Hauptſache bleibt doch immer, was Sie dazu meint: und darum, verehrliche Jungfer, wollte ich Sie fragen, wenn es auch ſonſt nicht Sitte und Brauch iſt."

Mariereſe, ſchon von ihrer Baſe auf dieſes Geſpräch vorbereitet, zögerte mit der Antwort nicht. „Lieber Meiſter," ſagte ſie, „Er wird doch nicht ſo ſchlecht von mir denken und glauben, ich würde mich meines Vaters Willen widerſetzen!"

„Bewahre mich Gott!" verſetzte Jakob: „wenn ich ſo ſchlecht von einem Mädchen dächte, würde ich gewiß nicht mit ihr in den heiligen Eheſtand treten wollen. Davon, liebſte Jungfer, wollte ich alſo nicht reden; ſondern wiſſen wollte ich, ob Sie mich denn auch ſo eigentlich leiden kann."

„Ich denke," erwiederte das Mädchen, „ich bin Ihm niemals den Dank auf ſeinen Gruß ſchuldig geblieben, und ich habe Ihn immer herzlich willkommen geheißen, wenn Er zu uns gekommen iſt."

„Ja, liebſte Jungfer," entgegnete Jakob, „Sie iſt immer mit mir geweſen, wie ein ehrbares Mädchen ſeyn ſoll; aber das meine ich auch nicht. Sieht Sie, Jungfer, ich denke, man muß einander recht von Herzen lieb haben, wenn man bis an's Ende friedſam zuſammen

leben, einander alle Fehler übersehen, und alles Kreuz und Leiden, das etwa der liebe Gott schicken könnte, geduldig mit einander tragen soll. Da wollte ich Sie denn ehrlich fragen, und ich hoffe, Sie wird mir eben so ehrlich antworten — ob Sie wohl ein Herz zu mir haben könnte, wie ich zu Ihr?"

Nicht ohne Rührung antwortete Marierose: „Es fällt einem Mädchen wohl schwer, lieber Meister, über so was mit einem Mannsbilde zu reden; aber weil Er so redlich gegen mich ist, will ich es auch gegen Ihn seyn. Wenn der Vater darauf besteht, daß ich Ihm meine Hand gebe, so werde ich mich nicht sträuben, wie eine ungerathene Dirne. Ich weiß ja auch, Er ist ein braver Mann, Sein Weib wird es gewiß gut haben; und mir, hoffe ich, wird der liebe Gott helfen, daß ich meine Schuldigkeit als Seine Ehewirthin thun und Ihn zufrieden stellen werde. Aber das Herz, lieber Meister, das, weiß Er wohl, läßt sich nichts vorschreiben; auch des Vaters Gebot kann es nicht zwingen; es steht allein in Gottes Hand."

Das Mädchen schwieg, der junge Mann auch. Dieses ängstliche Schweigen zu unterbrechen, sagte die Schulzin: „Lieber Jakob, Ihr habt selber gewollt, daß Marierose ehrlich mit Euch reden sollte; nun müßt Ihr es auch nicht für ungut nehmen....."

„Das thue ich auch nicht," unterbrach sie Jakob aufstehend, „vielmehr weiß ich es der Jungfer Dank; besser vorher, als nachher. Aber sieht Sie, Frau Schulzin, man kann sich doch nicht sogleich darein finden, wenn man es auch halb und halb vorher gewußt hat. Ja, das habe ich freilich, denn es kommt Alles in der Leute Mäuler. Nun, lebe Sie gesund, Jungfer," fuhr er, Mariereſens Hand schüttelnd, fort, „nichts für ungut! Wenn es wahr iſt, was ich gehört habe, so kann ich es Ihr nicht verdenken, denn es iſt ein wackerer Bursche, wenn er auch arm iſt; aber Gott helfe Ihr. Sie wird einen schweren Stand haben." Hierauf nahm er auch Abschied von der Schulzin, und ging.

„Meiſter Reinhold," sagte er unten zum Müller, „ich danke Euch für Euern guten Willen; aber Gottes Wille iſt es nicht. Euere Tochter will Ja sagen, wenn Ihr es so haben wollt; aber sie hat kein Herz für mich."

„Blitz und Hagel!" schrie der Müller, „ich will sie beherzen!" und damit wollte er zur Thüre hinaus.

„Ihr wollt Eure Tochter schelten," sagte Jakob ihn zurückhaltend, „und sie hat es doch wahrhaftig nicht verdient. Sie will Euch ja gehorchen: was könnt Ihr mehr verlangen?"

„Nun, so soll sie auch gehorchen," rief der Mül-

ler, „und Euch noch heute das Jawort geben, wenn auch Euer Vater nicht hier ist.“

„Laßt es gut seyn, Meister Reinhold,“ versetzte Jakob. „Es thut mir recht Leid, aber die Sache ist aus, rein aus. Sie kann mich nicht lieb haben, und das ist Gottes Fingerzeig: denn ich denke, wenn es heißt: was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden; so muß es auch umgekehrt heißen: der Mensch soll nicht zusammenfügen, was Gott geschieden hat. Nichts für ungut, Meister Reinhold! Wir bleiben deßwegen doch Freunde. Gott behüte Euch!“

Kaum hatte Jakob das Haus verlassen, so suchte der erzürnte Müller seine Tochter: aber wohlweislich hatte die Schulzin ihre Nichte mit sich nach Hause genommen, und sie dadurch dem ersten Ausbruche des väterlichen Zornes entzogen.

Wer war denn aber der wackere Bursche, von dem Jakob meinte, Marierose habe ihm ihr Herz geschenkt? Es war Konrad Brünig, der Sohn eines armen Webers im Dorfe. Der Vater hatte zuletzt, weil es mit der Weberei nicht mehr recht gehen wollte, sich den Dorfmusikanten zugesellt, denn er spielte die Geige. Diese Kunst brachte er auch, so weit er sie selbst besaß, seinem Sohne bei; und Konrad lernte noch dazu von dem Schulmeister, der sich seiner annahm, die Flöte blasen.

Ein Muſikant ſollte aber der Burſche nach des Vaters Willen nicht werden, und er ſelbſt wollte es auch nicht: denn es ſchien ihm erſchrecklich, Sonntags den ganzen Nachmittag und Abend bis über Mitternacht hinaus in der heißen, mit Menſchen angefüllten Schenkſtube zu ſitzen und aufzuſpielen. Sobald er daher eingeſegnet war, that ihn der Vater zu Meiſter Reinholden in die Lehre. Fünf Jahre blieb er in deſſen Hauſe, erſt als Lehrling, ſpäter als Knappe; dann trat er ſeine Wanderſchaft an, um ſich, wie ſein Vater ſagte, etwas in der Welt zu verſuchen. Die Trennung von ſeinem Lehrherrn wurde ihm nicht ſchwer, denn er war dem geizigen und barſchen Manne nicht ſonderlich zugethan; aber der Abſchied von ſeinen Aeltern und von Marterosen, die damals gerade vierzehn Jahre alt war und beten ging, war nicht ohne Thränen.

Als Konrad nach drei Jahren von ſeiner Wanderſchaft heimkehrte, fand er ſeinen Vater nicht mehr. Das Häuschen mit dem kleinen Garten und die etwaigen Erſparniſſe des Verſtorbenen überließ er ſeiner auch ſchon funfzigjährigen Mutter. Er ſelbſt trat wieder in die Dienſte ſeines alten Brodherrn, der eben einen Knappen brauchte, und ſich keinen beſſern wünſchte, als den thätigen und ſtillen Konrad, der wenig Neigung zur Geſelligkeit, alſo auch wenig Verſuchung hatte,

ſich auf den Kirmeſſen und in den Wirthshäuſern herumzutreiben. Der Grund, warum der junge Menſch ſich wieder zu einem Manne vermiethete, der ihm gar nicht gefiel, mochte wohl ſo tief in ſeinem Herzen verſteckt liegen, daß er ihn ſelbſt nicht kannte. Konrad war in aller Hinſicht ein tüchtiger und dabei hübſcher Burſche; wenn er auch nicht gern hinging, wo es viel Lärmen gab, ſo war er doch zu Hauſe munter und luſtig, und ſpaßte gern; die Flöte blies er jetzt ſo, daß ſogar der Schulmeiſter ihn höchlich lobte. Marierose war nun achtzehn Jahr alt geworden, und wann der Frühling da iſt, will die Blume blühen, und der Vogel ſein Neſt bauen.

Konrad und Marieröschen betrugen ſich anfangs wieder, wie ſonſt gegen einander: ſie wechſelten ein paar freundliche Worte, wenn ſie einander begegneten; ſie ſcherzten und neckten ſich, wenn ſie mehr Zeit hatten; und häufig bat ſie ihn, ihr zum Feierabend ein Lied auf der Flöte vorzuſpielen, was freilich nicht in der Nähe der Wohnſtube geſchehen durfte, weil der Müller das Gedudele, wie er ſagte, nicht leiden konnte. Aber je länger, deſto mehr zog ſich die Dirne zurück; Begegnungen kamen ſelten mehr vor, zu längerem Beiſammenſeyn wollte ſich faſt gar keine Gelegenheit mehr finden, und traf es ſich auch einmal, ſo ging es ſehr

still dabei her, denn dem Burschen wollte kein Scherz mehr gelingen. Um ein Lied auf der Flöte wurde er auch nicht mehr gebeten; desto fleißiger aber spielte er für sich selbst, wann er draußen auf der Ueberdachung der Mühlräder saß. Marieröschen war gewöhnlich, im Garten versteckt, seine Zuhörerin, und selten verließ sie den Garten ohne Thränen, denn Konrad spielte jetzt fast immer geistliche oder andere traurige Lieder. Besonders rührte es sie, als er anfing, jeden Abend, sobald sie ihr Licht ausgelöscht hatte, ihrem Kammerfenster so nahe, wie möglich, die Melodie: „Nun ruhen alle Wälder," zu spielen. Kurz, sie betrugen sich Beide wie angehende Liebesleute.

Damals war die Liebe noch viel schüchterner und schritt also viel langsamer und unmerklicher vorwärts, als heut zu Tage; dafür aber hatte sie auch Zeit, in den Herzen, die sich ihr ergaben, recht tief einzuwurzeln. So geschah es auch hier: die Liebe der jungen Leute wurde von Tage zu Tage inniger und fester, und doch entging sie durch ihre Schüchternheit dem alten Reinhold. Sie wäre ihm auch vielleicht noch länger unbekannt geblieben, wenn nicht, wie leider oft im Leben, das Glück zum Verräther an ihr geworden wäre. Es war zwischen den Liebenden zu einer Erklärung gekommen, die, wenn auch nur aus Händedrücken und ein-

zelnen Worten bestehend, doch Jedem von ihnen die freudige Gewißheit gab, geliebt zu seyn. Die Veränderung, die diese Erklärung in dem ganzen Thun und Wesen der jungen Leute hervorbrachte, flößte dem Müller den ersten Verdacht ein; er beobachtete sie nun unabläßig, und wurde, ohne daß sie es ahnen konnten, Zeuge ihres Versprechens ewiger Treue, und des ersten Kusses, mit dem sie dieses Versprechen besiegelten. Wie wüthend auch den Müller der Gedanke an einen armen Schwiegersohn machte, so sah er doch ein, daß es das Klügste sey, die Sache in der Stille abzuthun. Er begnügte sich also damit, Konraden ohne Weiteres den Dienst aufzukündigen; seiner Tochter aber sagte er, was er gesehen habe, und daß er sie als eine lüderliche Dirne aus dem Hause werfen wolle, wenn sie je wieder mit dem Burschen allein spräche. Konrad verließ an Weihnachten seinen Dienst, und zog nach Probsthain zur verwittweten Müllerin. Welche Mühe sich aber auch der alte Reinhold gab, die Sache geheim zu halten, und wie verschwiegen auch die Liebenden waren, so kamen die Seherinnen der Spinnstuben doch bald der Wahrheit auf die Spur, und das Gerücht gelangte unter andern auch zu Jakobs Ohren, wie wir gesehen haben.

2.

„Kind," ſagte die Schulzin am Sonntage vor dem erſten Advent zu ihrer Nichte, „Kind, wo will das hinaus? Du wirſt von Tage zu Tage bläſſer, und Deine Augen werden immer hohler. Das iſt der Gram, der pure Gram, und der iſt eine böſe Krankheit; es kann ſchlimm ablaufen, Kind, wenn Du Dich nicht zuſammennimmſt."

„Ich bete und arbeite," erwiederte das Mädchen; „was kann ich mehr thun, liebe Baſe?"

„Dir die Sache aus dem Sinne ſchlagen, da einmal durch nichts daraus werden kann. Ich denke, Du kennſt Deinen Vater, er würde Dich — Gott verzeihe mir die Sünde — lieber im Sarge ſehen, als Dich dem armen Konrad geben."

„Ach! Habe ich ihn denn darum gebeten? Hat er denn eine Klage von mir gehört, oder eine Thräne geſehen? Habe ich nicht Jakoben ſtillſchweigend heirathen wollen? Konnte ich dafür, daß er mich fragte, ob ich ihn lieb hätte? Oder ſollte ich ihn belügen?"

„Behüte Gott! Nein, es kann Dir kein Menſch was vorwerfen: Du biſt ein gutes Kind. Aber was hilft uns das, wenn Dich der Gram auf die Bahre ſtreckt? Und denke doch, was für eine entſetzliche

Sünde es iſt, wenn der Menſch ſein Leben ſelber abkürzt."

„Lieber Gott! Thue ich denn das? Ich denke den ganzen Tag über nicht dreimal an Konraden, und wenn es geſchieht, und es wird mir dabei warm um das Herz, ſo nehme ich geſchwind eine ſchwere Arbeit vor, und mache mich ſo von den Gedanken los. Aber des Abends, wenn ich mein Licht auslöſche, und es bleibt Alles ſtill — dann freilich — ich denke immer, wenn nur Jemand „Nun ruhen alle Wälder" oder „Wer nur den lieben Gott läßt walten" oder ſonſt ein geiſtlich Lied ſpielen wollte, ſo würde ich ſchlafen können. Jetzt aber wache ich oft bis der Hahn kräht, und je länger ich wache, deſto ängſtlicher wird mir zu Muthe, oder wenn ich auch endlich einſchlafe, ſo drückt mich der Alp, und ich wache matter auf, als ich einſchlafe. Daher mag es wohl kommen, daß ich bläſſer werde. Aber was ſoll ich machen? Kann ich ihn denn vergeſſen? Und wenn ich es auch könnte, wäre es nicht undankbar von mir?"

„Je nun, es käme darauf an. Wenn er, ich will nur ſo ſagen, Dich vergäße?"

„Nein! nein!"

„Möglich wäre es doch, und man könnte es ihm nicht einmal verdenken. Daß es mit Euch Beiden

nichts werden kann, weiß er ſo gut, wie wir. Wenn er nun eine gute Gelegenheit fände, ſich einzuthun, und es wäre ein Weibsbild, das er leiden konnte, wenn er ſie auch nicht gerade ſo liebte, wie Dich; ſollte er da nicht lieber zugreifen, als ſein Leben lang ein armer Mühlknappe bleiben? Denn ſiehſt Du . . . . . ."

„Baſe," unterbrach ſie das Mädchen, ihr heftig die Hand drückend, „ſagt es nur gerade heraus, er iſt mir untreu geworden; nicht?"

„Nun," erwiederte die Schulzin, „Du biſt ja ein geſcheidtes Mädchen, und ſo iſt es doch wohl beſſer, Du erfährſt es, ob ich gleich ſchon viele Male hin und her überlegt habe, ob ich es Dir ſagen ſollte. Es heißt, Konrad wird die verwittwete Müllerin heirathen, bei der er dient, und die Leute in Probſthain ſprechen davon, wie von einer ausgemachten Sache. Ich habe die Müllerin vor zwölf Jahren einmal bei Stephan Gründlers Hochzeit in Ullersdorf geſehen, denn ſie war da Brautjungfer. Ein hübſches Mädchen war es, das mußte ihr der Neid laſſen. Jetzt iſt ſie freilich wohl dreißig, aber was thut es? Konrad iſt auch ſchon fünf und zwanzig, und der Unterſchied iſt am Ende ſo groß nicht. Eine tüchtige Wirthin ſoll ſie ſeyn, und in ſehr guten Umſtänden; Kinder hat ſie nicht; bei der großen

Wirthschaft kann sie ohne Mann nicht bestehen; und so denke ich, ist es ganz natürlich."

Die Schulzin hätte noch lange so fortreden können, Marierose würde sie nicht unterbrochen haben: denn sie hörte ihr gar nicht mehr zu, seit sie die Hauptsache wußte. Jetzt, da die Base schwieg, sagte das Mädchen: „Gott segne seinen Hausstand!" und dabei rollten große Thränen, die sich in ihren Augen gesammelt hatten, die Wangen herab. Sie nahm bald darauf Abschied von der Schulzin; und diese ließ sie auch gehen; denn sie wußte aus eigener Erfahrung, daß in solchen Fällen für ein Mädchen nichts wohlthätiger sey, als sich in der Stille ausweinen zu können.

Das that denn auch Marierose, sobald sie Abends in ihrer Kammer allein war. Während ihre Thränen rannen, schwankte ihr Herz hin und her zwischen Zorn und Liebe, zwischen Tadel und Billigung des Geliebten. Daß Konrad die Wittwe heirathete, war ja so natürlich, daß man es hätte voraus sagen können; sie selbst kannte mehrere Beispiele solcher Ehen, und es waren lauter glückliche. Aber doch, versprochene Treue soll nicht wanken, soll jeder Versuchung widerstehen. Freilich hatte sie auch dem reichen Brauerssohne ihre Hand geben wollen; aber das war etwas ganz Anderes: sie hatte einen Vater, dem sie unterthan seyn mußte, nach

dem vierten Gebote. Aber wie, wenn ſich Konrad mit der Wittwe verſprochen hätte aus Verzweiflung über des alten Reinholds unbeugſamen Starrſinn? Oder gar, weil er gehört und geglaubt, ſie würde Jakoben heirathen? Wie dann? Wie dann? So wogten ihre Gedanken hin und her, und das Herz ward ihr immer ſchwerer, der Gedanke mochte den Geliebten anklagen oder vertheidigen.

„Gott wird helfen," ſagte ſie, als ihre Thränen verſiegt, und ihr Kopf vom Weinen wüſt geworden war; und um ſich zu entkleiden, löſchte ſie ihre Lampe aus. Kaum war das Licht verſchwunden, ſo erklang vom Berge herab die Melodie: „Wer mir den lieben Gott läßt walten." „Konrad!" jauchzte das Mädchen; aber ſogleich faltete ſie die Hände und ſang mit leiſer Stimme das Lied mit, bis die Flöte verſtummte. Dann trat ſie behutſam an das Kammerfenſter, ob ſie nicht vielleicht den Geliebten entdeckte, denn der Mond ſchien hell, und Brünigs Häuschen ſtand auf dem Berge, der ſich hinter der Mühle erhob. Sie hatte ſich nicht geirrt; auf der Bank neben der Hausthüre ſeiner Mutter ſaß Konrad in ſeinen grauen Mantel gehüllt. „Er iſt es," ſagte Marierose, „er iſt da! Wie konnte ich auch glauben, er wäre mir untreu geworden? Freilich," fuhr ſie nach einem Weilchen fort, indem ſie vom Fen-

ſier zurücktrat, „freilich könnte er gekommen ſeyn, um der Mutter ſeine Verlobung mit der Müllerin zu wiſſen zu thun — Nein! nein!“ ſagte ſie dann zuverſichtlich, „dann würde er nicht blaſen; ſo liebloſ könnte er nicht ſeyn, wenn er mich auch aufgegeben hätte.“ Mit dieſem Troſte legte ſie ſich nieder, und wenn ſie auch den Schlaf nicht ſogleich fand, ſo war er doch deſto erquickender, als ſie ihn gefunden hatte.

Die alte Brünig kam von einer Nachbarin heim, bei der ſie zum Lichten geweſen war, und wunderte ſich nicht wenig, ihren Sohn auf der Bank vor dem Hauſe zu finden. Ihre gehäuften Fragen entbanden ihn der Antwort ſo lange, bis ſie mit einander im Stübchen ſaßen und die Lampe angezündet war. „Ey, mein Himmel,“ ſagte nun die Alte, „was iſt Dir denn begegnet, Konrad, daß Du ſo ſtumm biſt? Sage mir doch, wo kommſt Du her?“

„Wo werde ich herkommen, Mutter! Von Probſtbain. Ich habe meinen Dienſt verlaſſen.“

„Verlaſſen?“ wiederholte die Mutter und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. „O Herr Jemine! ſo ſage doch, warum! Dachte ich doch nicht anders, als Du kämeſt, mich zur Hochzeit, oder wenigſtens zur Verlobung zu bitten.“

„Zu was für einer Verlobung, Mutter?“

"Ey, zu Deiner Verlobung mit der Müllerin."

„Warum nicht gar!" erwiederte Konrad ärgerlich. „Wer hat Euch denn das in den Kopf geſetzt?"

„Ach, Du Hannswurſt!" verſetzte die Alte zwiſchen Lachen und Aerger. „In den Kopf geſetzt! Seit acht Tagen iſt das ganze Dorf voll daron; und die Leute reden nicht umſonſt. Und ich will Dir mehr ſagen. Die Müllerin ſelbſt hat mit ihrer Gevatterin, der Probſthainer Schulmeiſterin, daron geredet. Die iſt verwichenen Sonntag mit unſerer Schulmeiſterin auf einem Gevatterſchmauſe zuſammen geweſen, und hat ſich recht genau nach Dir erkundigt. Nun, die Schulmeiſterin hat denn alles Liebe und Gute von Dir geſagt, aber keine Sylbe von Marienroſen, denn ſie hat gleich gemerkt, wo es hinaus wollte. Dann hat ſie die Probſthainer auf's Gewiſſen getrieben, warum ſie ſo genau nach Dir fragte, und darauf hat ſie ihr im Vertrauen Alles erzählt; unſere Schulmeiſterin hat es wieder der Schulzin, ſo wie mir, und noch ein paar Andern vertraut, und ſo iſt es ausgekommen."

„Gut," ſagte Konrad nach einigem Beſinnen, „da Ihr ſchon ſo viel daron wißt, ſo ſollt Ihr Alles wiſſen. Aber ich bitte Euch, laßt es nicht weiterkommen, ſondern verſichert die Leute, es wäre an der ganzen Sache nichts geweſen."

„Aber es iſt doch was daran geweſen?“

„Nun ja doch, ja. Ich merkte gleich nach der Aerndte, daß die Meiſterin anfing, mich in allen Züchten und Ehren lieb zu haben. Sie iſt zwar ein rüſtiges Weib und noch recht ſchmuck; iſt dabei arbeitſam und immer freundlich; aber gut ſeyn konnte ich ihr ja nicht, Ihr wißt, warum. Da nun doch nichts daraus werden konnte, ſo wollte ich ihr ſchon zu Michaelis aufſagen; aber dann dachte ich wieder, ich könnte mich wohl irren, und es wäre doch unklug, wenn ich ſo um nichts und wieder nichts den hübſchen Dienſt aufgäbe; ſo blieb es. Die Zuneigung der Meiſterin wurde aber immer ſichtlicher, und ich konnte es nicht über's Herz bringen, unfreundlich mit ihr zu ſeyn. Nun hörte ich vorigen Sonntag, die Schulmeiſterin, die Ein Herz und Eine Seele mit der Müllerin iſt, hätte ein Wort von der Sache fallen laſſen. Da wußte ich nun, es würde Ernſt werden, und ging ſtehenden Fußes nach Harpersdorf: des Wirthes älteſter Sohn iſt auch Müller, und ſitzt jetzt zu Hauſe. Er iſt ein wackerer Burſche, und wir wurden einig, er ſollte auf der Stelle für mich eintreten, wenn ich etwa ſchnell meinen Dienſt verließe. Vorgeſtern Nachmittags kam die Meiſterin zu mir in die Mühle, und war ſo verlegen, daß ſie es kaum herausbringen konnte, die Schulmeiſterin wäre

eben im Stübchen, und wollte ein Wort mit mir sprechen. Ich wußte wohl, was das für ein Wort seyn würde, und dachte, es wäre doch ein Schimpf für eine ehrbare Frau, von einem jungen und armen Burschen, wie ich bin, einen Korb zu kriegen. „Liebe Meisterin," sagte ich also, „ich habe vorher ein Wort mit Ihr zu sprechen. Mir ist schon seit langer Zeit gar nicht recht; ich kann zwar nicht sagen, was mir fehlt; aber ich kann beinah meine Arbeit nicht mehr thun. Ich will Ihr einen andern Knappen, und einen wackern Burschen für mich stellen; und so denke ich, wird sie es wohl nicht für ungut nehmen, wenn ich ehester Tage heimgehe." Die Meisterin wurde blaß, und verließ mich, ohne ein Wort zu sagen: aber nach dem Abendessen fing sie wieder an: „Ist es denn wirklich Euer Ernst, Konrad, daß Ihr mich verlassen wollt? Was habe ich Euch denn zu Leide gethan?" — „Nichts, liebe Meisterin, nichts: Sie ist ja immer so freundlich mit mir gewesen wie eine leibliche Schwester." — „Nun," sagte sie, „wenn das ist, so sollet Ihr mir nicht mit Undank vergelten." — „Es ist kein Undank, Frau Meisterin," gab ich zur Antwort: „wenn Sie es aber dafür nimmt, so muß ich mir es gefallen lassen." — Ich bestand auf meinem Satze; sie mochte wohl merken, wo ich hinaus wollte, und ergab sich endlich dar-

ein. Gestern wurde mit dem Harvereder'ser Alles richtig gemacht; heute ist er angezogen, und ich bin meiner Wege gegangen."

„Konrad! Konrad!" sagte die Mutter, „wirst Du denn in Deinem Leben nicht gescheidt werden? So eine hübsche Versorgung von der Hand zu weisen! Hättest können so leicht aus einem armen Mühlknappen Herr und Meister werden."

„Nein, Mutter, das konnte ich eben nicht. Kann man denn Eine heirathen, wenn man eine Andere lieb hat? Und hätte ich die gute Meisterin nicht betrogen, wenn ich Ja gesagt hätte?"

„Ey, was betrogen! Das ist dummes Zeug, was Ihr junges Volk Euch in den Kopf setzt. Unter hundert Mädchen und Mittfrauen ist kaum eine, die einen Mann kriegt, der nicht schon einer andern gut gewesen wäre. Das vergißt sich. Und was soll es denn werden mit Dir und Mariereſen? Nichts, so lange der alte Geizhals lebt, und der kann noch lange leben, wenn er auch schwindsüchtig ist."

„Das wollen wir dem Himmel überlassen, Mutter."

„Dem Himmel? Ey freilich, dem überlasse ich es auch; wahrhaftig, ich überlasse es dem Himmel. Aber klüger hättest Du gethan, wenn Du wenigstens dort geblieben wärest, bis Du einen andern Dienst gefun-

den hätteſt. Willſt Du nun den ganzen Winter feirig ſitzen!“

„Ich habe meinen Lohn von drei Vierteljahren erſpart, und ich denke, das ſoll hinreichen bis zum Frühjahre, wo es mir gewiß an einem Dienſte nicht fehlen wird.“

„Ach, Du Hanns Dampf! Wer fragt nach Deinem Lohne? Ich habe, Gott ſey Dank, noch immer eine warme Stube gehabt, und bin ſatt geworden; es wird auch für uns Beide reichen.“

„Laßt es gut ſeyn, Mutter, ich weiß ja, wie Ihr es meint. Aber jetzt bin ich müde; gute Nacht!“ Damit ſtand Konrad auf und ging in ſeine Kammer.

Am andern Morgen gieng Marierose freudiger und betrübter als ſonſt in die Kirche: freudiger, weil ſie nun wußte, Konrad ſey ihr treu geblieben, betrübter, weil ſie durch den voreiligen Glauben an ſeine Untreue ihm Unrecht gethan hatte und es ihm doch nicht abbitten konnte: denn ſprechen durfte ſie nicht mit ihm wegen des ſtrengen Verbotes ihres Vaters. Auf dem Kirchhofe ſtand er freilich, und harrte ihres Kommens und ihres Grußes; aber er war umringt von jungen Burſchen, ſeinen ehemaligen Schulkammeraden, und ſo konnte auch nicht einmal durch die Augen ihr liebendes Herz mit ihm reden. Eben ſo ging es, als ſie mit

ihrer Base aus der Kirche kam. Bald gesellte sich die alte Brünig zu den Beiden, und erzählte trotz der Gegenbemühungen der Schulzin, Alles, was zwischen ihrem Sohne und der Müllerin vorgefallen war. Marierose war von dieser Erzählung bis in's Innerste bewegt, und es kam ihr vor, als könnte sie keine Ruhe mehr auf der Welt finden, wenn sie nicht durch ein Wort oder ein Zeichen dem Geliebten zu verstehen gäbe, daß sie ihn noch von ganzem Herzen lieb habe, und ihren ungerechten Verdacht bereue.

Der Abend dämmerte schon, als Marierose von der Schulmeisterin, die jenseits des Flusses wohnte, nach Hause ging. Am Fuße des Steges, der hinüberführte, und zwischen den dicken Linden, die dort standen, trat ihr aus dem Abendnebel Konrad entgegen. Wie von einer äußern, unwiderstehlichen Gewalt ergriffen, faßte das Mädchen seine Hand, und zog sie flüchtig an ihre Brust, eben so flüchtig drückte er einen Kuß auf ihre Lippen, und dann eilten Beide weiter nach verschiedenen Richtungen. Natürlich verband dieser Augenblick und das, was vorhergegangen war, die Herzen der jungen Leute enger, denn je; und ihre Liebe zog so viel Nahrung daraus, daß sie in diesen Tagen mehr wuchs, als sie seit ihrem ersten Aufkeimen gewachsen war.

3.

Die Tage kommen und gehen, unbekümmert, ob sie den Menschen Lust oder Thränen bringen; sie üben ihre Gewalt über Fröhliche und Traurige. So mußten auch die beiden Liebenden einen Tag nach dem andern ertragen, obwohl keiner ihre gesteigerte Sehnsucht stillte, oder auch nur linderte. Einander zu suchen, wagten sie nicht; der Zufall konnte ihnen im Winter nicht besonders günstig seyn; daher sahen sie einander nur selten, und meistens nur von ferne. Konrads Flöte unterhielt noch die einzige beständige Gemeinschaft zwischen ihnen: denn jeden Abend spielte er an seinem offnen Kammerfenster eine geistliche Melodie, gleichsam ein Wiegenlied für das geliebte Mädchen. Dieß Wiegenlied war aber nicht mehr wirksam, wie sonst: die Hoffnungslosigkeit hatte Marierosens Sehnsucht in Gram verwandelt; der Gram löste sich häufig in Thränen auf, und nicht selten fand die Mitternacht sie noch wachend und weinend.

Als ihr die Base, der die Spuren der halb durchweinten Nächte nicht entgingen, darüber Vorstellungen und mütterlich liebreiche Vorwürfe machte, sagte Marierose: „Laßt es nur gut seyn, liebe Base! Ihr seht ja,

es geht ein Tag nach dem andern hin, und so werden sie alle hingehen bis an's Ende."

„Wie meinst Du das, mein Kind?"

„Nun, ich habe immer gehört und auch geglaubt, daß der liebe Gott Keinem mehr auferlegt, als er tragen kann; und so wird er ja auch mich ausspannen zu rechter Zeit."

„Das ist freilich wahr; aber daran sollte eine junge Dirne von zwanzig Jahren gar nicht denken. Diese Zeit ist, will es Gott, ziemlich weit."

„Nein! nein!" rief Marierose sich vergessend, „nahe! sehr nahe!"

„Was sagst Du da, Unglückskind? Wie kannst Du das wissen? Sprich, woher kommen Dir die bösen Gedanken? Sey aufrichtig mit mir, meine Tochter! Du hast mich recht erschreckt, und ich habe Dich doch immer lieb gehabt wie eine leibliche Mutter."

„Ja, das habt Ihr," sagte mit Thränen Marierose, die nun wohl fühlte, daß sie schon zu viel gesagt hatte, um ihr Geheimniß länger bewahren zu können. „Ich will es Euch wohl sagen, gute Base; es muß ja doch bald an den Tag kommen. Voriges Frühjahr — ich war gerade einmal recht traurig — da habe ich den Kuckuck gefragt, wie viel Jahre ich noch leben

würde; er hat nur zweimal gerufen, und das letzte Mal so schwach, daß ich es kaum hören konnte."

„Albernes Ding! An solch Zeug zu glauben! Hat der Herr Pfarrer nicht neulich scharf genug gegen die Tagewähler und Zeichendeuter gepredigt? Hat er nicht gesagt, der liebe Gott werde seinen Willen gewiß nicht dem unvernünftigen Vieh offenbaren, da er ihn vor dem vernünftigen Menschen verbirgt? Oder willst Du klüger seyn, als der Herr Pfarrer?"

„Ach nein! Aber man weiß doch viele Beispiele, wo es zugetroffen hat. Und wäre es denn nicht recht gut? Der Vater will durchaus, ich soll den Konrad vergessen; ich möchte ihm gern gehorchen; aber ich kann den Konrad nicht vergessen, ich kann nicht."

Ihre Thränen fingen an, häufiger zu fließen. „Laß nur gut seyn, Kind," tröstete die Schulzin; „dem lieben Gott ist kein Ding unmöglich, und er hilft oft wunderlich und gerade, wenn man es am wenigsten denkt. Sey nur getrost! Es kann ja noch Alles gut werden."

Wie aber auch die Schulzin tröstete, das Mädchen ging doch trostlos von ihr, und sie selbst war nicht minder trostlos, denn im Stillen glaubte sie eben so, wie ihre Nichte, an die prophetische Natur des Kuckucks, und, selbst kinderlos, hatte sie das Mädchen immer als

eine Tochter betrachtet und geliebt. Deßhalb nahm sie sich vor, nächsten Tages mit dem Müller ernstlich von der Sache zu reden.

In Konrads Innerem sah es ganz anders aus. Das Herz eines Mannes wird nicht so leicht vom Gram überwältigt, denn seine kühnere Phantasie sucht und findet bald irgend eine Hoffnung, die dem Grame wehrt oder mindestens die Waage hält. Als Konrad gleich den ersten Sonntag nach seiner Rückkehr den Müller in der Kirche sah, fand er ihn dem Aussehen nach weit schlechter, als er ihn vor elf Monaten verlassen hatte. Diese Bemerkung, die, so oft er den Müller sah, sich auf's Neue bestätigte, führte bald den Gedanken herbei, daß es der alte Reinhold wohl nicht lange mehr machen werde, und Marierose dann thun könne, was ihr Herz wünsche. Der Gedanke nun drängte sich so oft und so unwiderstehlich in Konrads Seele vor, bis er zur festen Hoffnung wurde; und der Liebende pflegte dieser Hoffnung desto sorgfältiger, je mehr sie seinen Liebesgram linderte. Der Schulmeister aber, sein ehemaliger Gönner, zu dem er immer noch großes Zutrauen hatte, wollte diese Hoffnung gar nicht billigen. „Siehst Du, mein Sohn," sagte er, „auf eines Menschen Tod warten ist an und für sich wohl keine Sünde, denn es ist der Weltlauf so, daß wir meistens Ei-

nur auf des Andern Tod warten müssen, und ich selbst habe auf den meines Vorgängers gewartet, als ich noch sein Adjunctus war. Aber eine gefährliche Sache bleibt es immer. Wenn man auf eines Menschen Tod wartet, so hält es schwer, demselben, was doch Christenpflicht ist, ein langes Leben zu wünschen: thut man nun solches nicht, so ist es eine Unterlassungssünde. Dann aber geschieht es auch leicht, daß man dem, auf dessen Tod man wartet, sogar den Tod wünscht; und das ist, wie Du wohl weißt, eine Begehungssünde. Endlich ist auch eine solche Hoffnung gar betrüglich. Daß der Müller an der Abzehrung leidet, ist keinem Zweifel unterworfen; aber ich habe selbst einen Vetter gehabt, der schon im vierzigsten Jahre schwindsüchtig war, und doch drei und sechzig alt wurde. Doch setzen wir auch den Fall, daß besagter Müller nur noch ein halbes Jahr zu leben habe; so kann unter der Zeit immer noch ein Freier kommen, den die Tochter aus schuldigem Gehorsam des Vaters nehmen muß. Es wäre demnach wohl in alle Wege besser, mein Sohn, wenn Du Dein Dichten und Trachten wo andershin richtetest." Konrad vermochte es zwar nicht, diese Einwürfe seines alten Lehrers zu widerlegen, aber, weit entfernt, ihn auf andere Gedanken zu bringen, machten sie seine Hoffnung nur ungeduldiger. So oft er an Marierosen

dachte, dachte er auch an das wahrſcheinlich nahe Ende ihres Vaters. „Freilich,“ ſetzte er immer hinzu: „Ich will ihm den Tod nicht wünſchen, aber, wenn es der liebe Gott ſo fügt, wer kann dawider?“ Aber dieſer Zuſatz war doch nichts mehr und nichts weniger, als eine Heuchelei gegen ſich ſelbſt.

„Bruder,“ ſagte die Schulzin zum Müller, „die Sache mit Deiner Tochter fängt mir an, bedenklich zu werden: ſie zehrt ſich augenſcheinlich ab, und es wäre doch entſetzlich, wenn ſie der Gram in ihren ſchönſten Jahren wegraffte.“

„Narrenspoſſen! Unkraut verdirbt nicht — und vollends vor Liebe — das wäre was Neues!“

War nichts Neues: man hat der Beiſpiele. Erinnere Du Dich noch an Fleiſchers Suſe in Seifersdorf, die wir doch Beide in unſerer Jugend recht gut gekannt haben? Wenn es nun mit Marieroſen eben ſo ginge?“

„Wäre auch kein großer Schade — ein ſo ungerathenes Ding, das ſich ſein Glück verſchlagen hat, weil ihr Herz an einem Bettler hängt.“

„Bruder, verſündige Dich nicht! Unſer Herrgott könnte Dich ſtrafen, und Dir das einzige Kind wegnehmen. Ach! Hätte mir nur der Himmel eine Tochter geſchenkt! Möchte ſie doch heirathen, wen ſie wollte,

wenn es nur ein ehrlicher und ordentlicher Burſche wäre, wie der Konrad.“ Ueberlege es doch ja recht, Bruder, ehe es zu ſpät iſt. Du gehſt nun ſchon ſtark auf die Sechzig los, und biſt kränklich.“ . . . . . .

„Das iſt nicht wahr! Ich bin geſund, ich bin nie geſünder geweſen, als jetzt. Ich ſehe es wohl, ich ſehe es, Ihr wartet auf meinen Tod: aber, Ihr macht die Rechnung ohne den Wirth, ſo wahr ich lebe, Ihr ſollt Euch gewaltig ſchneiden.“

„Nein, Bruder Chriſtoph, der Himmel ſchenke Dir ein langes Leben! Aber wir ſind Alle ſterblich; auch an Dich wird die Reihe kommen, und Du kannſt nichts mit von hinnen nehmen“. . . . . .

„Nichts — gar nichts — es iſt wahr; und weil es wahr iſt, wollte ich lieber, ich wäre gar nicht auf die Welt gekommen. Schlimm genug, daß ich nichts mitnehmen kann; aber einem Bettler mein mühſam Erworbenes in den Rachen werfen, das wäre noch ſchlimmer. Ich will keinen Schwiegerſohn, der mich des Tages zwanzigmal angafft, um zu ſehen, ob ich nicht eine Runzel mehr gekriegt habe oder gelber geworden bin, und der ſeine Freude nicht verbergen kann, wenn ich einmal huſte, kurz, der es nicht erwarten kann, mich auf der Bahre zu ſehen.“

„Das wäre ein grundschlechter Mensch, und also würde er dasselbe thun, wenn er auch reich wäre.“

„Nein! Der Reiche wird die Zeit erwarten, denn er hat Geld, und ist an Geld gewöhnt.“

„Dann wird er es Dir auch nicht danken, wenn er es einmal von Dir kriegt.“

„Er soll es mir auch nicht danken. Was habe ich von seinem Dank, wenn ich in der Erde liege? Und wenn er es mir dankt, so geschieht es doch nur in der Freude seines Herzens über das Geld, und ich will mich nicht mein Leben lang im Schweiße meines Angesichtes geplackt haben, um einem steinfremden Menschen Freude zu machen.“

Um ihrem Bruder zu beweisen, daß Konrad nicht des Geldes wegen um Marierosen freite, erzählte sie ihm die Begebenheit mit der Müllerswittwe in Probsthain.

„O, der Dummkopf! der verrückte Narr!“ rief der Müller, „hätte sich so warm setzen können, und hat nicht gewollt! Es ist erlogen; es giebt wohl recht dumme Menschen, aber so dumme nicht. Wenn es wahr ist, so ist er ein Taugenichts, der Geld und Gut nicht zu schätzen versteht. Und dem sollte ich meine Tochter geben? Daß er in drei Jahren durchbrächte, was ich in dreißig mühselig zusammengebracht habe, es verschleu-

dente, durch die Gurgel jagte, sein Weib sitzen ließe, in die Stadt liefe, in Weinhäuser, zu liederlichen Frauenzimmern? Nimmermehr! Ich will ein Ende machen. Wenn ich das Gepfeife des Tagediebes noch einmal höre, so bringe ich meine ungerathene Tochter nach Goldberg zur Muhme; da wird sie schon Jesum Christum erkennen lernen. Und nun gehe Du in Gottes Namen Deiner Wege; ich will nichts mehr davon hören."

Die Schulzin ging betrübter weg, als sie gekommen war. Die Drohung des Bruders hatte sie sehr erschreckt: denn sie wußte, daß die arme Marieröse bei der bösen Muhme und ihren Närrinnen von Töchtern die Hölle auf Erden haben würde. Sie besuchte also im Vorbeigehen die alte Brünig, erzählte ihr, was vorgefallen war, und ließ den abwesenden Konrad durch die Mutter bitten, sein Flötenblasen einzustellen, wenn er nicht der Geliebten noch mehr Kummer machen wollte, als sie schon hätte.

„O, der abscheuliche alte Neidhard!" rief Konrad aus, als sich die Mutter ihres Auftrags entledigt hatte. „Will er uns auch diesen Trost nicht gönnen? Habe ich denn etwa Gassenhauer geblasen? Waren es nicht lauter Gotteslieder?"

„Ja wohl," redete die Mutter dazwischen, „lauter

erbauliche Melodien. Aber der alte Geizhals fragt nichts nach Gott und nach Menschen."

„Ich kann es auch bleiben lassen," sagte Konrad mit verbissenem Grimme, und schleuderte die Flöte, die er eben in der Hand hatte, mit solcher Gewalt gegen die Thürpfoste, daß sie in Stücken sprang. Die erschrockene Alte schmähte heftig; er aber las ruhig die Stücke zusammen, indem er sagte: „die ist hin, und der graue Satan wird auch nicht ewig leben." Damit ging er zur Thüre hinaus.

Den Berg hinab, das Dorf entlang schlich Konrad in der beginnenden Abenddämmerung, ohne eigentlich zu wissen, wohin er wollte, denn seine Seele war heftig bewegt. Endlich kehrte er wieder um, und trat in die Schenke. Niemand war da, als der Todtengräber, der nach vollendetem Tagewerk sich hier gütlich that. Redseelig, wie er war, ließ er sich in dem Gespräche, das er mit dem Wirthe angeknüpft hatte, durch Konrads Eintritt nicht stören: „Gevatter," sagte er zu dem Wirthe, „das versteht Ihr nicht; aber wir, die wir der Kirche dienen, wir wissen, wie und warum."

„Nun gut, Gevatter," versetzte der Wirth, „wenn Ihr es wißt, so könnt Ihr es ja unser Einem erklären."

„Euch erklären? Davor behüte Euch Gott! Ihr seyd kein Kirchendiener, Euer Gehirnkasten ist nicht ein-

gerichtet für solche Dinge. Man soll auch überhaupt von dergleichen nicht viel, am wenigsten jetzt in der heiligen Zeit, sprechen. Aber so viel will ich Euch sagen, in der heiligen Zeit haben auch die Seelen gleichsam Feiertage, und können allein umhergehen, wenn die Leiber schlafen; so ist es auch mit den Todten, und sogar mit den bösen Geistern; deßhalb, sage ich, spuckt es in dieser Zeit mehr, als sonst."

„Aber der Herr Pfarrer predigte doch neulich" . . . . . .

„Laßt den Pfarrer predigen, laßt ihn predigen; aber hört den Todtengräber. Der Pfarrer liegt auf dem Ohre und schläft; ich handthiere oft des Nachts auf dem Kirchhofe, wenn der Arbeit zu viel wird. Ich sage nichts weiter; aber der Todtengräber hat die Geister weg, darum gehört auch ein starkes Gemüth dazu. Nur so viel will ich sagen. Geht nur in nächster Christnacht um zwölf Uhr hin, und stellt Euch an die große Kirchthüre. Da werdet Ihr Alle kommen sehn, die künftiges Jahr daran glauben müssen, Männer und Weiber, schwarz, nur die Weiber mit dem weißen Leichentuche darüber, jedes mit einem Lichte. Wann sie drin sind in der Kirche, ist sie ganz erleuchtet; aber mit dem ersten Hahnenschrei ist Alles verschwunden."

„Habt Ihr das schon einmal mit angesehen?“ fragte Konrad den Todtengräber.

„Behüte der Himmel,“ versetzte dieser, „das wäre sündlicher Vorwitz. Aber die Kirche habe ich erleuchtet gesehen, und daß es so geschieht, weiß jedes Kind.“

Er sprach noch weiter mit dem Wirthe über diesen Gegenstand; aber Konrad trank schnell sein Glas aus, und ging. Es kam ihm vor, als schritte Jemand durch den Nebel hinter ihm drein, und spräche unablässig: Das mußt Du thun, Konrad, das mußt Du thun! Und je schneller er ging, desto deutlicher hörte er diese Stimme. Still und hastig verzehrte er das Abendbrod, und die Mutter hörte diesen Abend kein anderes Wort von ihm, als die gute Nacht, die er ihr früher, als gewöhnlich bot. Die Vorstellungen und Gedanken, die des Todtengräbers Reden in ihm angeregt hatten, bemächtigten sich seiner so ganz und gar, daß er es nicht einmal gewahr wurde, als die Zeit erschien, wo er sonst sein Abendlied zu blasen pflegte, und daß er noch wachte, als die Nacht sich vom Tage schied.

Marierose, durch ihre Base von Allem unterrichtet, wußte, daß die Flöte sich nicht mehr würde hören lassen, ja sie mußte es wünschen; dennoch horchte sie ein Weilchen, als sie das Licht ausgelöscht hatte, auf die gewohnten und ersehnten Klänge; da aber Alles

ſtill blieb, ward ſie ganz troſtlos, und brach in helles Weinen aus. Es ſchien ihr, als hätte ſie bis jetzt immer noch einige Hoffnung gehabt, als ſey aber nun mit dem Verſtummen der Flöte auch der letzte Funke erloſchen.

4.

Seit dieſem Abende war Konrad ein Träumer. In ſich gekehrt ging er umher, und ſprach faſt mit Niemand mehr, geſchweige denn, daß er, wie ſonſt, die Nachbarn beſucht, und ihnen hier und da bei der Arbeit geholfen hätte. Der Gedanke, oder vielmehr ſchon der Wunſch, durch das Wagſtück in der Chriſtnacht zu erfahren, ob ihn nicht endlich das künftige Jahr von ſeinem Widerſacher befreien, und dadurch das einzige Hinderniß ſeines Glückes heben werde, beſchäftigte ihn vom Morgen bis zum Abend. Er konnte nicht begreifen, wie er nicht früher daran gedacht hatte, da ihm ſchon von Kindheit an die Sache bekannt geweſen war. Den Muth, das Wagſtück zu beſtehen, fühlte er in ſich; was die Leute ſagen würden, wenn es ja herauskäme, kümmerte ihn wenig: denn es kam ihm vor, als hätte er durch den Bruch ſeiner Flöte mit der gan-

zen Welt gebrochen, als gingen ihn die Menschen und er die Menschen nichts mehr an. Freilich Marieresse, mit der hatte er nicht gebrochen; was würde sie sagen, wenn es ihr zu Ohren käme? Aber wie sollte es denn? Wer würde sich in der Geisterstunde, und zumal in dieser Nacht, auf den Kirchhof wagen? Und gesetzt auch, so konnte sie es doch höchstens nur für eine sträfliche Neugier halten; daß es ihres Vaters wegen geschehen wäre, wie hätte sie das jemals errathen sollen? Es blieb also nur die einzige Bedenklichkeit, ob es Sünde sey. Aber, dachte er, gießen nicht die Mädchen an diesem Abende Blei? Spannen sie nicht ungenetzte Fäden vor die Hausthüre? Werfen sie nicht den Schuh hinter sich nach der Thüre zu? Setzen sie nicht in den Ofentopf voll Wasser? Und ist das Alles nicht gerade so viel? Jeder will wissen, was ihm widerfahren wird; aber er stellt es am Ende doch dem lieben Gott anheim, wie er es fügen will. Ich habe dergleichen beim Schulmeister, ja sogar beim Pfarrer thun sehen, aber nie gehört, daß es der Eine oder Andere für sündlich gehalten hätte.

Auf diese Weise hatte Konrad den heiligen Abend herbeigeträumt, ohne zu einem festen Entschlusse gekommen zu seyn. Am andern Morgen besorgte er noch ziemlich gefaßt Alles, was ihm die Mutter an häus-

lichen Verrichtungen auftrug; aber nach dem Essen ergriff ihn eine qualvolle Unruhe, und wuchs mit jeder Viertelstunde, um die der Tag älter wurde. Er konnte bald nicht mehr ausdauern im Hause, noch überhaupt zwischen menschlichen Wohnungen: es trieb ihn hinaus in die offene Flur. Der gelinde Frost schien in Thauwetter übergehen zu wollen, denn eine dichte Wolkendecke verbarg den Himmel, und breite Schneeflocken spielten mehr in der Luft, als daß sie zur Erde herabgefallen wären. Konrad hatte gehofft, es würde ihm im Freien besser werden; aber er war nun nicht im Freien, denn die verdunkelte Luft beschränkte seinen Blick: keiner der Gegenstände, deren Anblick ihn sonst immer ermuthigt hatte, weder der Grädizberg, den er schon in der Kindheit als Wetterpropheten lieb gehabt, noch der Spitzberg, noch das höhere Riesengebirge, war seinem Auge sichtbar. Je mehr in der düsteren Beschränkung seine Spannung sich in Schmerz auflöfete, desto langsamer schritt er durch die öden Felder, und setzte sich endlich am Eingange eines Gebüsches nieder. Rings um ihn herrschte tiefe Stille, Nebel und Schnee verhüllten sein Auge: es kam ihm vor, als wäre er allein auf der Welt; und in der That, der Mensch ist allein, wenn Etwas, das keine Mittheilung verstattet, seine Brust bewegt und quält.

Konrads Gedanken richteten sich auf die Vergangenheit. Heute vor zwei Jahren war ein glücklicher Tag gewesen: da hatte ihm Marierose, als Wirthin des Hauses, ein seidenes Halstuch und eine herrliche Tabakspfeife bescheeren lassen; und dieser Tag war eigentlich der Geburtstag ihrer gegenseitigen Liebe zu nennen. Dann war eine fröhliche Zeit gefolgt, in der die Liebe herangewachsen war, wie ein gesundes rothbackiges Kind. Was für herrliche Ostern hatte er damals gesehen, und noch herrlichere Pfingsten! Welch eine fröhliche Kirmeß, wo er zuerst Marierosen seine Liebe erklärt, und sie die ihrige ihn hatte errathen lassen. Aber dann war das letzte Glück, der erste Kuß, gekommen, und seitdem nichts mehr, als Mißmuth und Gram; und das dreizehn Monden lang. Wie viele Monden konnten nun noch vergehen, ehe es besser würde! Viele noch; vielleicht noch Jahre. Niemand konnte ihm diese schmerzlichen Zweifel benehmen, Niemand, als vielleicht die Geister dieser Nacht.

Durch die Rückkehr seiner Gedanken zu diesem Gegenstande auf's Neue beunruhigt, stand Konrad auf und ging ziellos weiter. Wenn es nun Marierose doch erführe, wie leicht könnte sie dann die Wahrheit errathen, und wie sehr würde sie das kränken! Nichts würde ihn über diese Kränkung der Geliebten trösten,

wenn er, was doch möglich wäre, den Müller nicht [illegible] Und darum sollte er Gott versuchen? Denn daß [illegible] versuchen heiße, konnte er mit allem Verstande [illegible] Gefühle nicht abstreiten. Wie leicht konnte ihn der Himmel für seinen gottlosen Vorwitz strafen und ihn mit einer Erscheinung äffen, die ihn um Sinne und Verstand brächte. Je mehr er diesen Gedanken sich hingab, desto einleuchtender wurde es ihm, daß sein Wunsch nur eine Eingebung des bösen Feindes sey, und desto fester nahm er sich vor, ihm zu widerstehen. Der Schnee hatte aufgehört, und wiewohl es schon zu dämmern begann, sah er doch, daß er sich in der Nähe [illegible] befinde. Um der Versuchung desto sicherer auszuweichen, beschloß er hineinzugehen, und den Abend bei einem Vetter zuzubringen, der vor mehrern Jahren durch eine vortheilhafte Heirath aus einem armen Knechte ein wohlhabender Bauer geworden war.

Man zündete eben Licht an, als Konrad das Dorf erreichte. Der Vetter und seine Ehewirthin empfingen ihn mit Herzlichkeit, und er gab vor, in Löwenberg gewesen zu seyn, um einen Dienst zu suchen, und sich dabei verspätet zu haben. „Nun," sagte der Vetter, „zum Abendessen kommst Du doch daheim nicht mehr zurecht; also bleib hier, iß mit uns, und dann kommst Du immer noch bei guter Zeit nach Hause;

ich denke auch, die Nacht wird hell werden.“ Konrad, der diese Einladung gewünscht hatte, nahm sie bereitwillig an. Das Essen wurde bald gebracht: es bestand in Wurst und Braunkohl, und in Karpfen: auch an schicklichem Getränke fehlte es nicht. Kaum war man damit zu Ende, so ließ sich draußen ein Klingelchen hören. „Das Christkind! Das Christkind!“ sagte die Mutter zu den beiden Aeltesten, einem Knaben und einem Mädchen, „geschwind in die Kammer!“ Die Kleinen flogen der Kammer zu, und wurden eingeschlossen. Nun legten die Aeltern die Christbescheerung aus: zuerst für jedes der beiden Kinder einen Weihnachtsbaum, von einem Fichtenzweige gemacht, durch brennende Wachsstockchen erleuchtet und mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen behangen; dann Spielsachen, für den Knaben ein Steckenpferd von rothem Leder, mit grünem Geschirr, und eine hölzerne kleine Trompete, aber dabei auch das ernste A b c mit vergoldeten Deckeln und dem gewaltigen Hahne auf der letzten Seite; für das Mädchen eine Puppe in Bauerntracht, und einen bunt bemalten Kuckuck; denn Naschwerk, Pfefferkuchen von verschiedener Größe, Soldaten und Frauen, Wickelkinder und Fische vorstellend. Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, und Knecht und Magd mit kurzem, aber herzlichem Danke das Ihrige genommen

hatten, wurden die Kinder ihrer Haft entlassen. Das war eine Freude und ein Jauchzen, ein jubelndes Durchmustern ihrer Geschenke, ein Lobpreisen und dringendes Vorzeigen derselben an alle Gegenwärtigen, um auch von diesen das gewünschte Lob zu hören! Der Knabe versuchte sein Pferd, das er für besser hielt, als den Fuchs des Vaters, und dabei stieß er in die gellende Trompete; das Mädchen ließ den Kuckuck rufen, oder tanzte mit ihrer Puppe in der Stube herum. So dauerte der Jubel wohl eine Stunde lang, bis der Mutter Ermahnung, und da diese nicht gleich gehört wurde, des Vaters durchgreifender Befehl die Kleinen zu Bette trieb.

Konrad hatte an dieser Scene nur den Antheil genommen, den ihm die Kinder abgezwungen, denn er war versunken in die Vorstellung, daß er nun auch bald mit Marierosen einen solchen Abend feiern könnte, wenn ihm das Glück so wohl gewollt hätte, wie dem Vetter. Wirth und Wirthin hatten ihn über der Beschäftigung mit den Kindern fast vergessen; als nun aber diese hinaus gebracht waren, sagte der Bauer: „Nun, Vetter, Du bist ja ganz still geworden: ja freilich, ein Junggesell ist an den Lärm des kleinen Völkchens nicht gewöhnt; aber unser Einem thut er wohl.“ — „Ja,“ erwiederte Konrad, „wem es der Himmel

so gut hat werden lassen!" — „Gewiß," sagte der Vater, „es ist ein gut Ding, Hausvater zu seyn. Du kannst mir's glauben, wenn ich auch noch einmal so viel arbeiten müßte, als ich arbeite, und ich hätte im ganzen langen Jahre keinen Feiertag, als diesen, so sollte es mich doch nicht verdrießen. Das wirst Du selber sehn, thu' es mir nur nach." — „Ja!" sagte Konrad, „wenn das so auf unser Einen ankäme!" „Ach, es ist ja wahr: wir haben uns wohl lange nicht gesehn; aber gehört habe ich es, daß es mit Deiner Liebschaft hapert. Nun freilich, da hilft nichts, als Geduld; es ist ja noch nicht aller Tage Feierabend." Die Wirthin kam zurück; die hölzerne Wanduhr schlug neun; Konrad dankte, für alles genossene Gute, und ging.

Die Nacht war heller geworden, und der Frost stärker; ein kalter Ostwind hatte sich erhoben, und fing an, die Wolkendecke zu lichten, so daß schon der Vollmond, wenn auch noch durch erhellten Nebel, sichtbar wurde. Da Konrad durchaus nicht vor Mitternacht nach Hause kommen wollte, zog er die Heerstraße dem kürzeren Wege vor. Er hatte den Wind, der immer stärker und schneidender wurde, im Gesichte, und wie fest er sich auch in seinen Mantel einwickelte, so fühlte er sich doch so durchfroren und erschöpft, als er bei dem Grädityer Wirthshause anlangte, daß er beschloß, daselbst

[illegible] Der Wirth saß ganz allein am Ofen; Konrad setzte sich zu ihm, forderte ein Glas Branntwein, und dann ein zweites, als er fühlte, wie wohlthätig ihn dieß Getränk erwärme, dem er sonst nicht besonders hold war; ja es kam sogar zu einem dritten, als ihn der Wirth durch das alte Sprüchwort: Aller guten Dinge sind drei, dazu aufmunterte. Er war viel zu sehr in seinem Innern beschäftigt gewesen, um die äußere Zeit zu bemerken. „Wie spät ist es?" fragte er den Wirth, als er das dritte Glas getrunken hatte. — „Das weiß der liebe Gott," versetzte dieser: „was geht es auch mich an? Es wird zu rechter Zeit Morgen werden." — „Habt ihr denn keine Uhr?" — „Da wäre ich wohl ein Narr! daß mir die Bauern an Sonn- und Festtagen aus Furcht vor ihren Weibern davonliefen, wenn sie es zwölfe schlagen hörten, und ich um meinen besten Verdienst käme, wenn sie noch nüchtern gingen!" In diesem Augenblicke kamen Spielleute aus der Stadt, die sich während der Feiertage Etwas auf dem Lande verdienen wollten. Konrad erkundigte sich bei diesen nach der Zeit, und sie meinten, es wäre gegen Mitternacht. Er bezahlte also seine Zeche, und brach auf.

Konrad hatte noch eine Stunde zu gehen; also war gewiß Mitternacht und damit auch die Gefahr vor-

über, wann er nach Hause kam. So war er denn aufs Neue oder vielmehr immer noch in der Wüste des fruchtlosen Hoffens und Harrens: der langweilige Wechsel von leeren Tagen und unruhigen Nächten sollte sie abermals erneuen. Seine Unterlassung fing an ihn zu reuen; die Gründe, die ihn zuerst zu dem Wagestück angetrieben, und es in seinen Augen gerechtfertigt hatten, schienen ihm jetzt unumstößlich, und er schrieb seine Sinnesänderung nun seiner Feigherzigkeit zu. Der Unwille über sich selbst beschleunigte seine Schritte; und er war eine gute halbe Stunde gegangen, als ihn der ihm helfer scheinende Mond den Adelsdorfer Kirchthurm erblicken ließ. Der Weg ins Dorf hinab führte an der Kirchhofmauer vorbei. Er hatte diese kaum erreicht, da schlug die Thurmuhr; er zählte; es war elf. Indem er noch zweifelnd sich bemühte, am Zifferblatt die Stunde zu erkennen, ertönte jenseits auf dem Berge das Wächterhorn; er zählte abermals, es war elf. Da faßte es ihn wie mit Riesengewalt, und ehe sich irgend ein Gedanke in ihm gebildet hatte, stand er innerhalb der Mauer der großen Kirchthüre gegenüber. Die Himmelsdecke hatte sich in einzelne, vorüberziehende Wolken aufgelöst, die dann und wann den Mond verdunkelten; dann aber trat er wieder in aller seiner Klarheit hervor, und die Leichensteine, aufgerichtet und liegend, nahmen wunder-

liche Gestalten all in seinem betrüglichen Lichte. Die hohen, kahlen Linden, deren Aeste und Zweige mit Schnee bedeckt und mit Eiszapfen behangen waren, standen wie riesenhafte Armleuchter an der Kirchhofmauer, und strahlten und blitzten im Mondschein. Aus dem Schallloche des Thurmes, wo sie saß, kreischte dann und wann die Eule herab; aus dem Dorf herauf scholl bald näheres, bald ferneres Hundegeheul; dann herrschte wieder Minuten lang Todtenstille auf und außer dem Felde des Todes, und nur der laute Pendelschlag der Thurmuhr führte die Zeit weiter. Konrad fühlte nur einen vorübergehenden Schauder: seine Seele war zu sehr von Erwartung erfüllt, als daß irgend ein anderes Gefühl hätte Raum darin finden können. Um sich dem scharfen Winde zu entziehen, setzte er sich an die Innenseite eines der hohen abgestuften Strebepfeiler, zwischen denen sich der Haupteingang zur Kirche befand, und, in seinen Mantel gehüllt, harrte er der Dinge, die da kommen sollten.

Schon ziemlich lange hatte Konrad geharrt, da verfinsterte plötzlich eine rabenschwarze Wolke den Mond, und die Erde versank in Nacht; in derselben Minute blieb die Thurmuhr stehen; die Eule verstummte, das Geheul der Hunde schwieg, aber der Wind ward so stark, daß man sein Pfeifen hörte. Wieder nach einer

Weile sprang die Kirchthür auf, und eine hochbrennende Kerze, von Niemand getragen, schwebte hervor der Kirchhofmauer zu. Bei ihrem Lichte nun erblickte der Harrende erst eine Anzahl Männer, schwarz gekleidet, mit leichenblassem Antlitz, mehrere Weiber, bleich, wie die Männer, auch schwarz angethan, wie diese, nur darüber noch in das weiße Leichenhemd der Leidtragenden gehüllt. Jedes hielt eine kleine Kerze in der wachsbleichen Hand, und zündete sie an der großen, umherschwebenden an. Die Kerzen flackerten nicht, trotz des Windes, die Kleider und Gewänder blieben unbewegt trotz seines Wehens; die Schritte der in langer Reihe Nahenden tönten nicht. Je Einer und Einer gingen sie an Konraden vorüber in die Kirche; ihre Züge waren ihm nicht fremd, doch konnte er sich nicht besinnen, wem sie angehörten; nur den letzten erkannte er bestimmt, Reinhold, den Müller. Er wollte vor Entzücken über die fröhliche ihm gewordene Hoffnung aufspringen; aber eine unsichtbare Macht hielt ihn am Boden fest. Die Reihe der Frauen begann; ihr Antlitz war von dem Leichenhemde fast bedeckt; nur der Letzten todtenbleiches Gesicht war unverhüllt; Konrad erkannte sie, es war — seine Geliebte. Er wollte aufschreien in seinem Entsetzen, er fand keine Stimme in der Brust; er wollte sich aufraffen, die Glieder versagten ihm den Dienst. Durch

die offen gebliebene Thüre sah er in die erleuchtete Küche: die nächsten Opfer des Todes saßen unbeweglich in ihren Stühlen, und schienen zu beten. Auf einmal schloß sich krachend die Thüre: der Zauber war gelöst; Konrad sprang auf. Alles war wie vorher: der Mond schien hell, die Thurmuhr ging. In dem Augenblicke wo sie Eins schlug, trat ein Mann, um den Pfeiler herum kommend, vor Konrads es war der Todtengräber mit Schaufel, Spaten und Hacke auf der Schulter; er wollte der folgenden Feiertage wegen die Nacht benützen, um für den alten am Nachmittag gestorbenen Dorfhirten ein Grab zu machen. „Konrad!“ rief der erstaunte Todtengräber aus; aber dieser stürzte fort, ohne ein Wort zu erwidern.

Von dem innern Schrecken getrieben, eilte Konrad über das Wasser, den Berg hinauf nach seinem Hause. Die Mutter hatte, nur in dem alten Sorgenstuhle nickend, auf ihn gewartet. „Herr Jesus!“ rief sie aus, als sie ihm die Thüre geöffnet hatte, „wo bist Du gewesen?“ und die Lampe höher hebend, fuhr sie fort: „Ach Du mein himmlischer Vater! Konrad, Du siehst ja aus, als kämest Du gerades Weges aus dem Grabe! Was ist Dir denn widerfahren?“ — „Nichts, Mutter, gar nichts: gute Nacht!“ antwortete er kurz und schnell, und ging in seine Kammer hinauf. Erst gegen Mor-

gen erlag er der Erschöpfung, und fand einige Erholung, wenn nicht im Schlafe, doch in einer Art von Betäubung. Als er erwachte, hörte er die Glocken, die zur Kirche riefen. „Man läutet ihr zu Grabe, und ich bin Schuld an ihrem Tode!“ sagte er in sich hinein, und die schreckvollen Erinnerungen ließen ihm keine Ruhe mehr. Er kleidete sich an, um wieder hinaus ins Freie zu gehen; aber die Mutter, die seine Erschöpfung merkte, hielt ihn zurück, und sie brachten den heiligen Tag einsam, er als Kranker, sie als Pflegerin, mit einander zu.

5.

Dem Todtengräber war unterdessen sein Geheimniß recht schwer geworden. Daß er es gleich nach vollendeter Arbeit zu Hause seinem Weibe mittheilte, war nur eine geringe Erleichterung. Sobald also nach dem ersten Geläut einige Kirchgänger auf dem Gottesacker erschienen, bildete er sich einen Kreis von Zuhörern, und erzählte, wie und warum er gleich nach dem ersten Hahnenschrei auf den Kirchhof gekommen, wie er Brünigs Konrad an der großen Kirchthüre, und zwar ganz verstört, gefunden, wie, nach seiner schlechten Meinung, der

Bursche keine andere Absicht gehabt, als zu sehen, wer im nächsten Jahre im Kirchspiel sterben würde, wie dieß wahrscheinlicher sey, da er selbst, der Todtengräber, vor einigen Tagen mit ihm über die Sache gesprochen, auch der Schenkwirth bezeugen könne, und wie seine Verschlagenheit und Flucht jedem Vernünftigen beweise, daß er jeder seine Absicht erreicht, und die künftigen Todten gesehen habe. Er hoffe," fügte er hinzu, „ein Esel, geschweige denn jeder seiner guten Freunde und Nachbarn, werde sich leicht denken, wen eigentlich der verwegene Bursche habe sehen wollen. Jeder Freund und Nachbar, jede Freundin und Nachbarin war denn auch wirklich gescheidt, und dachte an den Müller; denn Konrads Liebeshandel war allgemein bekannt, und der geizige Müller wenig beliebt. Die Zuhörer des Todtengräbers verbreiteten nun die Geschichte unter die später Ankommenden; sie war zu schauderhaft, als daß ihr irgendwo ein Zweifel hätte entgegentreten sollen; Konrads und seiner Mutter Abwesenheit, so wie das tiefsinnige Wesen, das man in der letzten Zeit an jenem bemerkt hatte, dienten zur Bestätigung; und schon zu Mittage war kein Kind mehr in der ganzen Kirchfahrt, das nicht um die Geschichte gewußt hätte.

Der Müller hatte, wie gesagt, wenig Freunde, und so erzählten ihm denn zwei Nachbaren mit durchblicken-

der Schadenfreude, was geschehen; ja der dritte, dessen Erzählung Reinhold abwies, sagte ziemlich offenherzig: „Je nun, Meister! Einmal müssen wir Alle daran: heute mir, morgen Dir.“ Der Müller nahm daraus wohl ab, daß es bei Konrads Wegstück vorzüglich auf ihn abgesehen gewesen seyn möge; aber ihn konnte er doch nicht gesehen haben, da er zuverlässig im nächsten Jahre noch nicht sterben werde. Jedoch beschloß er, bei der nächsten Gelegenheit den ruchlosen Burschen scharf ins Auge zu fassen.

Noch an demselben Abende besuchte eine dienstfertige Nachbarin die alte Brünig, und theilte ihr beim Weggehen an der Hausthür noch mit, was die Leute sich erzählten, sie aber natürlich nicht glaube. Die erschrockene Mutter stellte sogleich den Sohn zur Rede; er leugnete es aber: er sey in Neudorf bei dem Heiter gewesen, habe sich dort verspätet, dann verirrt; als er nach Mitternacht bei dem Kirchhof vorbeigegangen, habe er aus bloßer Neugier sehen wollen, ob die Kirche wirklich, wie die Leute glauben, erleuchtet sey, habe aber nichts gesehen, und eben gehen wollen, als der Todtengräber gekommen, vor dem er erschrocken sey. Er fand aber bei der Mutter keinen Glauben; noch weniger fand diese welchen bei den Freundinnen und Nachbarinnen, wenn

für sich gleich des Schutzes wegen stellte, als glaubte [illegible] es [illegible]

Konrad hielt es für nothwendig, den zweiten Feiertag in die Kirche zu gehen, wiewohl ihn bei dem Gedanken an Kirche und Kirchhof ein Schauder überlief. Es entging ihm nicht, wie die bejahrteren Männer, besonders aber die Frauensleute ihm mit Aengstlichkeit zu entweichen suchten, und wenn sie dieß nicht konnten, mehrentheils das Gesicht abwendeten, aus Furcht, in seinen Blicken ihren nahen Tod zu lesen. Selbst die Jüngeren wichen scheu zurück, denn, wenn sie auch nicht mit jenen fürchteten, so kam ihnen ein Mensch, der Geister gesehen hatte, doch unheimlich vor. So allein gelassen, stellte er sich dicht an die Kirchhofpforte, um Marien ihn zu erwarten, sie, wie er sich vorgenommen hatte, recht freundlich zu grüßen, um ihr die Gelegenheit zu bösen Gedanken zu nehmen. Als sie aber eintrat mit der Todtenblässe, die theils von dem früheren Grame, theils von der letzten durchweinten Nacht herrührte, fuhr er vor Schreck überwältigt zurück, und war keines Lautes zu einem Gruße mächtig. Auf eine ähnliche Weise geschah es ihm mit dem Müller, der sich mit Absicht und plötzlich in seinen Heimweg stellte. Der Schreck des fremden Menschen verursachte dem alten Manne einen zehnmal größern Schrecken: er war für ihn bedeu-

send, daß Konrad ihn gesehen habe, und also sein Tod im Laufe des nächsten Jahres unvermeidlich sey.

Konrad verlebte fortan unglückliche Tage. In sein Inneres kam keine Ruhe: immer und überall verfolgte ihn das Gespenst der Geliebten, das ihm jene unglückselige Macht gezeigt hatte, immer peinigte ihn der Gedanke an ihren nahen, unabwendbaren Tod, immer bürdete ihm sein Gefühl die Schuld ihres Todes auf, wie sehr sich auch der Verstand bemühte, ihn zu entschuldigen. Aeußerlich ging es ihm nicht besser: Alle flohen ihn, denn die Reden der Vernünftigeren fanden kein Gehör, und diese Vernünftigeren machten ihm Vorwürfe über seinen sündlichen Vorwitz. Selbst an seiner Mutter wurde er gewahr, daß sie ihn mit einem gewissen Scheu betrachtete, die Augen niederschlug oder wegsah, wann seine Blicke auf sie fielen, und immer einsylbiger mit ihm wurde. Diese unglücklichen Umstände flößten ihm den Gedanken ein, seine Heimath abermals zu verlassen: hatte er doch hier eben so wenig, wie anderswo, irgend eine Hoffnung, seit er wußte, die Geliebte gehe dem Grabe zu.

Marieroſe war nicht glücklicher. Die Todesfurcht ihres Vaters, der nie in gesunden, viel weniger im kranken Zustande, der Ergebung fähig war, ging in Wuth und Ingrimm über. Heftige Ausbrüche erfolgten oft

gehen die [illegible] Tochter: er ſchalt Konraden, einen [illegible] loſen Buben, ſeinen Mörder, ſie ein Rabenkind, das ſeinen leiblichen Vater den Tod wünſche, und vermuthlich den abſcheulichen Taugenichts zu ſeinem verruchten Unternehmen aufgemuntert habe. Marieroſe verantwortete ſich niemals, aber immer ſchmerzlicher ſchwoll ihre Bruſt vor Gram. Ohnehin hatte ſchon Konrads Benehmen, verbunden mit der Wahrſagung des Kuckucks, ſie auf den Gedanken gebracht, Konrad habe auch ſie geſehn; und da ſie ſein Wagſtück für höchſt ſündlich hielt, auch ohne Schauder nicht daran denken konnte, ſo ward nun dem Kampfe der Frömmigkeit und Furcht mit der Liebe [illegible] Platz gegeben.

„Baſe," ſagte ſie am Tage der drei heiligen Könige zu der Schulzin, „wenn Ihr wollt, daß ich noch einmal Ruhe finden ſoll auf dieſer Welt, ſo ſeid ſo gut, und laßt Konraden zu Euch rufen; ich muß durchaus mit ihm reden." Die Baſe war ſehr erfreut, ihrer armen Nichte, der ſie ſonſt nicht zu helfen vermochte, dieſen Dienſt erweiſen zu können; und Nachmittags kamen die jungen Leute bei ihr zuſammen. „Konrad," ſagte das Mädchen, was Du gethan haſt, iſt freilich gottlos, und Du hatteſt mich vergeſſen, als Du hingingſt, Gott zu verſuchen; aber ich hoffe, Du wirſt mir doch noch ehrlich antworten, wenn ich Dich frage: „Haſt

Du meinen Vater gesehen?" Konrad hatte diese Frage erwartet, und sich vorgenommen, es der Geliebten zu gestehen. Das that er; aber kaum hatte er geredet, so trat das Mädchen näher, und mit der Heftigkeit der Angst sagte sie: „Du hast auch mich gesehen." Wie ein Donnerschlag trafen ihn diese Worte, auf die er durchaus nicht vorbereitet war; es schien ihm, als stände nicht die wirkliche Geliebte, sondern wieder ihr Gespenst vor ihm. „Fort! Fort!" rief er zurückfahrend; und dann, sich wenigstens halb besinnend, stürzte er mit dem Ausruf: „Nein, nein, nein!" zur Thüre hinaus. Nachdem sich die beiden Frauensleute von ihrem Schreck erholt hatten, ließ es sich die Schulzin angelegen seyn, ihre Nichte auf andere Gedanken zu bringen; das Mädchen aber achtete nicht darauf, sondern sagte: „Er hat mich gesehen, und der Kuckuck behält Recht."

Konrad sah wohl ein, daß er sich verrathen hatte, und daß es ihm überhaupt nie möglich seyn würde, der Lüge den Schein der Wahrheit zu geben: diese Einsicht reifte seinen Gedanken, die Heimath zu verlassen, zum festen Entschlusse. Am andern Morgen nahm er die beraubte Geige seines Vaters, und die Hälfte seines übrigen Geldes; die andere Hälfte desselben trug er der Mutter hinab. „Nehmt dieß," Mutter," sagte er, „und lebt wohl! Hier ist meines Bleibens nicht mehr; wenn

es einmal beſſer werden ſollte, will ich wiederkommen.“ Die Alte wunderte ſich zwar, machte aber nur ſchwache Verſuche ihn zurückzuhalten, denn ihr ſelbſt fiel mit ſeiner Abreiſe ein ſchwerer Stein vom Herzen. Konrad verließ alſo das Dorf, und geſellte ſich einige Meilen davon zu einer Bande von Spielleuten, bei denen er ſich ſein reichliches Auskommen erwarb; aber innerer Friede war nirgends für ihn zu erwerben, und man nannte ihn, ſeiner Schweigſamkeit wegen, allgemein den ſtummen Muſikanten.

Konrads Entfernung beruhigte den Müller nicht. Sein Uebel hatte durch die Erſchütterungen der letzten Zeit bedeutende Fortſchritte gemacht, und der Glaube an den nahen Tod drängte ſich ihm immer fühlbarer auf. Dieß und die feſte Ueberzeugung, daß Marieroſe den ruchloſen Konrad heirathen würde, ſobald er ſelbſt die Augen zugemacht hätte, ſteigerte ſeinen Haß gegen Beide. Er beſchloß, ſeine Tochter zu enterben. Aber wem ſollte er ſein Vermögen hinterlaſſen! Der Schweſter? Die hatte ſelbſt Kinder, und ſo fiel es am Ende doch wieder an ſeine ungerathene Tochter. Der Muhme in der Stadt? Die hatte er nie leiden können, und die Närrin würde es auf Putz für ihre hochmüthigen Affen von Töchtern verwenden. Den Armen? Die waren ihm ſtets im Grunde der Seele zuwider geweſen. Der Kirche? Da-

bei gewönne nur der Pfarrer und der Schulmeister, die er beide haßte, weil sie nicht bei ihm mahlen ließen, er ihnen aber Opfer und Beichtgeld geben mußte. Niemand dachte er endlich, Niemand soll es haben.

Reinhold hatte nie Geld ausgeliehen, aus Furcht, es zu verlieren; was man ihm hie und da noch schuldig war, zog er emsig ein, und was sich zu Gelde machen ließ, und ihm nicht unentbehrlich war, verkaufte er. Mehrere Nächte brachte er damit zu, diese nicht unbedeutende Summe an verschiedenen sichern Stellen seines Gehöftes zu vergraben. Auch die Mühle bot er zum Verkaufe aus, um den Kaufschilling ebenfalls der Erde anzuvertrauen, die seine einzige Erbin seyn sollte. Allein dieser Plan schlug fehl: die Krankheit, verstärkt durch die Entbehrung des Schlafs und die körperlichen Anstrengungen, warf ihn endlich nieder. Aerztlichen Beistand hatte er immer von sich gewiesen, und wenn er ihn auch jetzt, da die Schwäche des Körpers auch den sonst eisernen Willen ansteckte, sich gefallen ließ, so war es doch zu spät. Fest aber blieb er im Hasse gegen seine unglückliche Tochter; wie kindlich liebend sie ihn auch pflegte; wie oft sie auch mit Thränen ihn um Verzeihung bat, so konnte sie doch nie ein väterliches Wort, vielweniger seinen Segen erlangen; auch das Zureden seiner Schwester, die er immer des Einverständnisses mit

ſeiner Tochter und ihrem Geliebten beſchuldigt hatte, blieb fruchtlos. Er ſtarb in dieſem Widerwillen gegen die Seinigen am Sonntage Judica.

Marierose verließ nun die väterliche Wohnung, und zog zu ihrer Base. Bedurfte ihr Glaube an ihren nahen Tod noch irgend einer Bekräftigung, ſo fand ſie dieſe in dem Ableben ihres Vaters: denn war ſchon eine Hälfte deſſen, was die Chriſtnacht geweiſſagt hatte, eingetroffen, warum ſollte nicht auch die andere eintreffen? Es galt ihr nun für unumſtößlich gewiß, daß ſie des Jahres Ende nicht erleben werde; und ihr körperliches Gefühl gab dieſem Glauben Recht. Langer Gram, Schreck, Grauſen und Unwillen über Konrad hatten zwar die Liebe zu ihm in ihrem Herzen ausgerottet; aber ſie hatten dieß nicht vermocht, ohne die Wurzeln des Lebens zu beſchädigen. Das arme Mädchen zehrte ſich ſichtlich ab; und jemehr das Gefühl der hinſchwindenden Lebenskraft mit ihrem Wahne übereinſtimmte, deſto mehr richtete ſich ihre Seele auf Tod und Ewigkeit. Keine geiſtliche Handlung, die in der Kirche vorging, verſäumte ſie; jede Leiche begleitete ſie zu Grabe; und wenn ſie nicht ihrer Base in der Wirthſchaft half, brachte ſie die übrige Zeit mit Beten und mit Leſen der heiligen Schrift und geiſtlicher Geſänge zu. Die Bemühungen der Ihrigen, ſie zu erheitern, oder wenigſtens

von ihren düstern Beschäftigungen abzulenken, blieben fruchtlos; die Ermahnungen und Zurechtweisungen des Pfarrers, der sie von dem Ungrunde ihres Wähnens überzeugen wollte, hörte sie nur aus Ehrfurcht vor dem geistlichen Herrn, ihrem Beichtiger, geduldig an; die Vorschriften des Baders befolgte sie nur aus Gehorsam und Gefälligkeit gegen ihre besorgte Base: aber in ihrem Innern bewirkte dieß Alles keine Veränderung. Doch war dieses Innere von keiner Furcht, von keinem Schmerz gequält: sie hatte im Gegentheil die Aussicht auf das nahe Grab lieb gewonnen; sie starb gern; denn auf der einen Seite zeigte ihr das Leben nichts Wünschenswerthes mehr, und auf der andern war sie sich keiner Sünde bewußt, als der, ihren Vater durch die Liebe zu Konrad gekränkt zu haben; in Hinsicht dieser aber vertraute sie auf die Barmherzigkeit Gottes, und tröstete sich mit dem Gedanken, schon hier auf Erden ihre Schuld abgebüßt zu haben.

So lange der Sommer währete, währete auch die Hoffnung ihrer Verwandten und Aller, die sie liebten; als aber im Herbst die Blätter fielen, fiel auch diese Hoffnung. Marieroſens Uebel machte nun reissende Fortschritte, bald konnte sie die Stube nicht mehr verlassen. Erschreckt durch diese entscheidende Wendung, rief man sogar einen Doctor aus der Stadt zu Hulfe; der Mann

ſchien ſein Möglichſtes zu thun; aber das zerſtörte Leben war nicht wieder aufzubauen. Das Mädchen ſtarb am zweiten Tage des Kirchweihfeſtes, in der Zeit, wo ſie vor zwei Jahren durch Liebe erſt eigentlich zum Leben erblüht war.

„Wenn Ihr Konraden jemals wiederſeht," ſagte ſie vor ihrem lezten Einſchlummern zu der Baſe, „ſo ſagt ihm, daß ich ihm von ganzem Herzen vergeben habe."

Niemand hatte während der ganzen Zeit Etwas von Konrad vernommen. Aber am Abende des Tages, wo ſie Marienroſen zu ihrer lezten Ruheſtatt gebracht hatten, ſah ihn der Schulmeiſter auf ihrem Grabe ſizzen, und hörte ihn folgende Verſe aus einem alten Volksliede mit halblauter Stimme ſingen:

Sechs Träger die ſind ſchon bereit,
ſechs Träger die ſind ſchon bereit
von lauter Silber
von lauter Silber
und ſchwarzer Seid'
und ſchwarzer Seid'.

Wie lange ſoll ich nun traurig ſeyn?
wie lange ſoll ich nun traurig ſeyn?
bis alle Waſſer
bis alle Waſſer
verlaufen ſeyn
verlaufen ſeyn.

Und alle Waſſer verlaufen nicht
und alle Waſſer verlaufen nicht
ſo nimmt mein Traurigſeyn
ſo nimmt mein Traurigſeyn
kein Ende nicht
kein Ende nicht.

Der Schulmeiſter wollte ihn nicht ſtören; ohnehin dachte er, würde Konrad morgen zu ihm kommen, um ihn zu begrüßen. Allein am andern Tage ergab es ſich, daß er ſich bei Niemand, auch nicht einmal bei ſeiner Mutter, hatte ſehen laſſen. Er kehrte nicht mehr in ſeine Heimath zurück. Erſt nach einer geraumen Zeit erfuhr man, daß er Kriegsdienſte genommen, und in der Schlacht bei Leuthen den Tod gefunden hatte. So wurden zwei Weſen, die zu einem langen, durch die Liebe beglückten Leben beſtimmt ſchienen, in ihrer Blüthe das Opfer eines Traumes den der Träumer, ſo wie ſeine Umgebungen, von Wahn geblendet, für eine wirkliche Erſcheinung hielten.

1911. 657

Schelle im Monde.

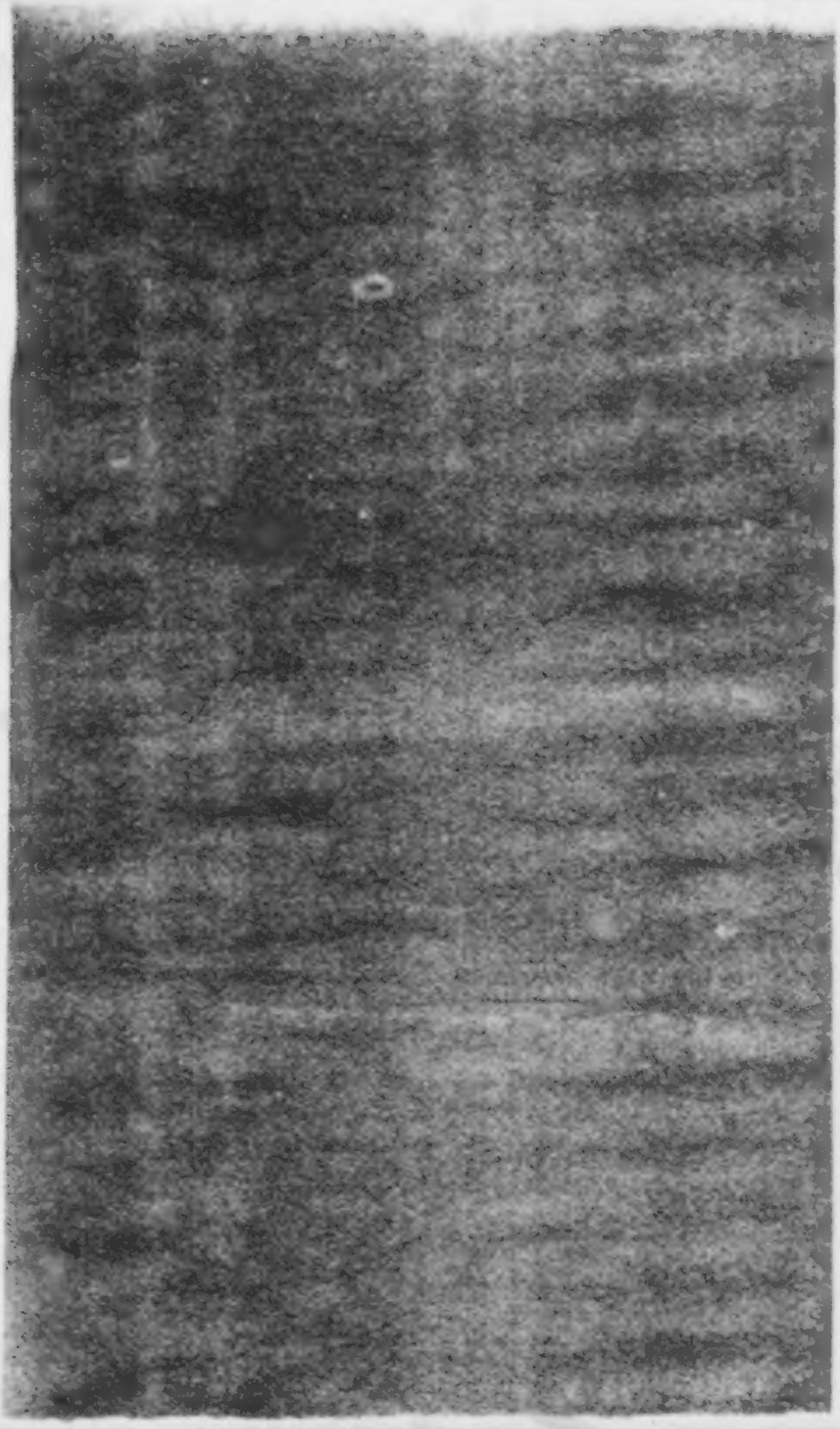
Ein Mährchen in vier Aufzügen und einem Vorspiele

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1833.



Schelle im Monde.

Ein Mährchen in vier Aufzügen und einem Vorspiele.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortgef. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832 u. 1833, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.

Brentano, C., Ponce de Leon, Lustspiel. 1 Rthlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 3 Theile 8. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Nachträge zu den Reisebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Immermann, C., das Trauerspiel in Tyrol, dramatisches Gedicht, 8. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — die Verkleidungen, Lustspiel, 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Kaiser Friedrich II, Trauerspiel. 1 Rthlr. — Gr.

Maltitz, Freih. O. A. v., der alte Student, Schausp. 8. — Rthlr. 12 Gr.

— Oliver Cromwell od. die Republikaner, Trauerspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.

— das Pasquill, Schauspiel, 8. — Rthlr. 20 Gr.

Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauersp. 1 Rthlr. — Gr.

— — Laßt die Todten ruhen! Lustsp., 8. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Kritik und Antikritik, Lustsp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Schleichhändler, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — die Tochter der Luft. Myth. Trag. 1 Rthlr. — Gr.

— — Denk' an Cäsar! Posse in 5 Aufz. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — der Wechsler. Lustspiel, 8. 16 Gr.

Schmidt, J. L., dramaturgische Aphorismen, 2r Theil. 1 Rthlr. 6 Gr.

Schelle im Monde.

Ein Mährchen in vier Aufzügen und einem Vorſpiele

von

Dr. Ernſt Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Personen.

Plomatikos, ein Zauberer.
Schelle, vormals Stadtchirurgus.
Simpel, Barbiergeselle, vormals in Schelle's Diensten.

auf dem Vogeleilande.

Notabilitäten:
Schuhu,
Papagey,
Sperber,
Hahn,
Rabe,
Staar,
Neuntödter,

Pelikan, ein Gutsbesitzer.

seine Kinder:
Simpel,
Elster,

Frauen:
Rohrdommel,
Nachtigall,
Kropfgans,
Amsel,

Ibis, Hofmedikus.
Distelfink, Maitre d'Hôtel.

Bürger:
Wendehals,
Kibitz,

Zaunkönig,
Fliegenschnäpper, } Schüler.
Kolibri,
Zwei Herolde.
Wiedehopf, ein Kohlenbrenner.
Ein Kegeljunge.
} auf dem Vogeleilande.

Notabilitäten, Officiere und Gemeine der Nationalgarde, ein Schreiber, Bürger, Frauen, Volk und Hofbedienten des Vogeleilandes.

Ort und Zeit.

Die Handlung geht vor: im Vorspiele auf der Erde, im Stücke selbst in und bei Selberlux, der Hauptstadt des Vogeleilandes im Monde. Das Jahr nach Belieben.

Vorſpiel.

Scene: Eine Inſel in der Südſee; Wald von Palm-, Kokos- und andern ſüdlichen Bäumen. Nacht.

Erſter Auftritt.

Schelle und Simpel kommen von der Linken.

Schelle (in Verzweiflung).

O! o! o! Wüſte Inſel! mauerdicker, ich glaube gar waſſerdichter Wald! handgreifliche Nacht! O, guter Simpel! ich beſchwöre Dich bei der Aſche aller Beine, die wir mit einander abgenommen haben, gib mir den Strick, daß ich mich aufhänge. (Er greift nach dem Strick.)

Simpel (den Strick wegziehend).

Daraus wird nichts, Herr Principal. Es iſt nicht meine Sache, Jemandem zum Strick zu ver-

helfen, und was nicht deines Amtes ist, da laß deinen Vorwitz sein. Und Ihr wißt, Herr, ich bin nicht vorwitzig, sondern höchstens einmal nachwitzig.

Schelle.

Schändliches, boshaftes Schicksal! —

Simpel.

Ih, Herr, es ist ja nicht so schlimm. Wir haben Schiffbruch gelitten; na, das ist freilich fatal; aber wir haben uns im Boote gerettet, das ist doch wieder ganz hübsch.

Schelle.

Gerettet? Da kennst Du mein Ungeheuer von Schicksal nicht. Meinst Du, es habe mich gerettet, um mich zu retten, so was man eigentlich retten nennt, d. h. um mich in alle Ewigkeit zu erhalten? Prosit die Mahlzeit! es will mich nur schändlicher um mein junges Leben bringen.

Simpel.

Ich weiß nicht, Herr Principal, ich habe doch eigentlich vom Schicksal nicht viel gesehen. Daß wir Schiffbruch gelitten, kommt doch einzig und allein davon her, daß wir zur See gegangen sind; und daß wir zur See gingen, war doch einzig und allein Euer Wille.

Schelle.

Mein Wille? Nein, es war bitterer Schicksalszwang. In welchem von den Ländern, die wir durchzogen sind, hätten wir uns wohl Hütten bauen können? Etwa in dem Seilerlande, wo die Menschen alle rückwärts gingen und die Häuser, Wälder und Berge dazu? Wo, wenn wir Abends glaubten ein Wirthshaus erreicht zu haben, wir eine Zollbude auf der Stelle fanden, weil das Wirthshaus unterdessen ein paar Meilen rückwärts gewandert war? Oder etwa im Känguruh-Reiche, wo Menschen und Dinge in viertelmeilen Sprüngen vorwärts stürzten? wo man sich jeden Augenblick bücken mußte, um nicht mit einer Stadt zu karamboliren, die grade über Einem weg setzte? Nein, da war meines Bleibens nicht, und so trieb mich das tückische Schicksal auf die See. Darum her mit dem Stricke, daß ich mich an dem ersten dem besten Baum aufhange und meinem Elend ein Ende mache.

Simpel.

Und mich wollt Ihr hier allein lassen? Ein schöner Dank dafür, daß ich mit Euch ausgewandert bin! ein schlechter Dank, Herr, für meine Liebe und Treue!

Schelle.

Rede nicht von Deiner Liebe und Treue! Sie hat keinen Werth: sie war gezwungen. Meine Eigenschaften hatten Dich an mich gefesselt, Du konntest nicht von mir lassen; Du fo[illegible] mir, weil Du mußtest. Zwar weiß Dir mein fu[illegible]endes, gemüthliches Herz Dank für Deine Liebe und Treue, als ob ich der eigenschaftslosefte Mensch unter der Sonne wäre; aber Du kannst nicht verlangen, daß ich deswegen noch länger leben, noch länger unter den Klauen meines Schicksals zappeln soll. Also her mit dem Strickel ich befehle es Dir als Principal, ich fordere es als Pfand Deiner Liebe —

Simpel (gibt ihm den Strick).

Ach, Herr! wenn Ihr so sprecht — — da habt Ihr mein Liebespfand, das Opfer meiner Treue.

Schelle (den Strick betrachtend).

Wunderbare Verkettung von Hanffäden, über deren Schlinge sich Zeit und Unzeit vermählen! als der krebsgängige Seiler dich wob, ahnte dir wohl nicht, daß du bestimmt wärest, einen berühmten Stadtchirurgus mit einer Palme zu vermählen und ihn gleichsam zur Dattel zu machen. O Strick!

du bist mein Bruder: auch mir hat meine Bestimmung nicht geahnt.

Simpel (weint).

Ahi! ahi!

Schelle.

Sei getrost, und vergib mir, daß ich zu rührend sprach. (Er reicht ihm die Hand.) Lebe wohl, mein getreues, in Dick und Dünn, in Wasser und Luft, bewährtes Subject! Gedenke mein, so oft Du einen Bart abnimmst! Wenn Du nach Europa zurückkehrst, so grüße die Nationen, sage ihnen, daß Schelle außgerungen hat, daß er sie bitte, sich zu seinem Gedächtniß hübsch scheeren zu lassen. Setze mir irgendwo ein Denkmal, wäre es auch nur hinter einem Zaune, und schreibe darauf: hier ruht Schelle zwar nicht; aber er verdiente hier zu ruhen. (Er umarmt ihn.) Lebe wohl! (Er geht und befestigt den Strick an einen Baumast.)

Simpel (wie oben.)

O Jammer! Jammer! So viel schöne Chirurgie soll zu Grunde gehen!

Schelle (sich umsehend.)

Dummer Simpel, wenn es weiter nichts wäre! die Chirurgie ist das Wenigste. Ein gewisses Ge-

schlecht wird es wohl empfinden, was alles noch mehr zu Grunde gegangen ist. Aber nicht mich soll es seines Verlustes wegen anklagen, sondern das tückische Geschick. (Er steigt auf einen Baumsturz neben dem befestigten Stricke.) Ade! ich scheide aus einer Welt, wo das Verdienst unter den Streichen des hämischen Schicksals erliegt. Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.

Simpel (dazu weinend).

Ahi! ahi! ahi!

(Heftiges Donnern und Blitzen. Schelle springt erschrocken von dem Baumsturze.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Plomatikos steigt zwischen Rauch und Flammen aus der Erde. Schelle fällt zu Boden.

Plomatikos.

Sterblicher!

Schelle.

Schon Gestorbener, wenn Ihr befehlt.

Plomatikos.

Du siehst vor Dir den mächtigen Zauberer Plomatikos; erhebe Dein Antlitz —

Schelle.

Nein, ich schäme mich; seit acht Tagen habe ich mich nicht rasirt.

Simpel.

Ih, Herr Principal, das sind ja faule Fische. Warum fürchtet Ihr Euch denn? Excellenz der Herr Zauberer sieht gar nicht so scheußlich aus.

Plomatikos.

Warum nennst Du mich Excellenz?

Simpel.

Weil Ihr mit so viel Sternen beklebt seid.

Plomatikos.

Das sind die Zauberſiegel, kraft deren ich die Fäden des Geschickes in meiner Hand halte.

Simpel.

Petz spanische Fliegen! da seid Ihr ja ein Allerweltsseilermeister. Ich möchte Euch einmal in Eurer Seilerbahn sehen, wenn Ihr so mit Riesenschritten rückwärts geht.

Plomatikos.

Du bist sehr keck, Du Staub, daß Du Dich nicht vor mir fürchtest.

Simpel.

Warum sollt' ich, Excellenz? Bringt Ihr mich

um, na, so ist es halt aus; laßt Ihr mir das Leben, so müßt Ihr mir auch Essen und Trinken lassen; verwandelt Ihr mich in ein Vieh, so bleibt es beim Alten, und macht Ihr mich zum Steine, so kann ich einmal recht ausruhen. Der Mensch muß sich in Alles fügen.

Schelle

(hat sich unterdeß bemüht, den Zauberer anzusehen, was ihm auch nach mehrern vergeblichen Versuchen gelungen ist, für sich).

Für Einen, der die Fäden des Geschickes hält, sieht er ziemlich menschlich aus.

Plomatikos.

Du hast Dich erholt; das ist mir lieb. Furcht mag ich gern einflößen, aber nicht Schreck und Grauen. Steh auf!

Schelle.

Wenn es nur geht. Der Boden muß hier viel Magnet enthalten — (Er steht auf.)

Plomatikos.

Dein Schicksal hat Dich zur Verzweiflung gebracht, und Du standest auf dem Punkte, Deinem Leben ein Ende zu machen.

Stumpel.

Nein; er stand da auf dem Baumstumpe.

Plomatikos.

Deine Zeit ist noch nicht da, und so erscheine ich zu Deiner Hilfe. Du möchtest Deinem Schicksal entgehen. Wohlan! wähle Dir die Stellung im Leben, wo Du glaubst, daß Dein böses Geschick Dich nicht mehr erreichen kann. Ich habe die Macht und den Willen, Dir Deinen Wunsch zu gewähren.

Schelle.

Ueberaus gnädig, Herr — aber ich weiß doch nicht gleich — —

Simpel.

Herr Principal, laßt Euch zum Huf- und Waffenschmidt machen.

Schelle.

Weßhalb, dummer Simpel?

Simpel.

Dann könnt Ihr Euch Euer Glück selbst schmieden: denn Jeder ist seines Glückes Schmidt.

Schelle.

Wenn ich wirklich freie Wahl habe.

Plomatikos.

Vollkommen.

Schelle.

Nun so wünsche ich Kaiser oder König oder dergleichen, kurz ein regierender Herr zu sein.

Simpel.

Hahaha!

Plomatikos (zu Schelle).

Bescheidenheit ist Dein Fehler nicht.

Schelle.

Nein, Bescheidenheit ist am Ende doch nur Heuchelei; denn wer Verdienste hat, wie kann der ehrlich glauben keine zu haben? Verdienste machen sich fühlbar wie Hühneraugen.

Plomatikos.

Höre! Auf der Erde kann ich Deinen Wunsch nicht erfüllen. Die Menschen hier sind noch nicht gebildet genug, ihr Verstand ist noch zu prosaisch, um einen Mann wie Dich zum Herrscher anzunehmen; der poetische Verstand, der dazu gehört, heißt ihnen immer noch Wahnsinn. Zwar bricht die Morgenröthe dieses poetischen Lebens an, aber der Tag ist noch nicht da. Im Monde hingegen ist die Bildung schon so weit vorgeschritten, und eben jetzt ist dort auch ein Thron erledigt. Hast Du also den Muth, die Reise mit mir zu unternehmen —

Simpel.

Ih, was wird er nicht? Wenn es nur keine Wälder unterweges gibt: denn in Wäldern hat der Herr Principal immer viel Pech gehabt.

Schelle.

Die Reise ist doch etwas weit, und Reisen sind mir auch nicht bekommen.

Plomatikos.

Mit mir dauert die Reise nur ein Paar Stunden und ist ganz gefahrlos.

Schelle.

Na, weil denn die Reise ohne Gefahr ist, weil ich es auf dieser Schicksalserde doch nicht mehr aushalten kann, und weil ich wohl für einen Thron gemacht sein muß, da ich weder auf einen Schemel, noch auf einen Stuhl, noch auf ein Sopha jemals recht gepaßt habe; so will ich es wagen.

Simpel.

Heidi! in den Mond!

Plomatikos.

Bist Du auch mit Deinem Schicksal unzufrieden?

Simpel.

Nein, Excellenz Herr Zauberer: ich habe in meinem Leben kein Schicksal gehabt.

Plomatikos.

Wie? kein Schicksal? Gelebt ohne Schicksal?

Simpel.

Ih ja, es thut sich auch. Es ist halt so ein Tag nach dem andern vergangen, und es ist mir nichts weiter begegnet, als daß mich immer um zwölfe gehungert, den ganzen Nachmittag gedurstet und Abends um zehne geschläfert hat.

Plomatikos.

Du willst also auf der Erde bleiben?

Simpel.

Nein, Excellenz, Herr Plomatikos, ich will mit in den Mond. Ich will sehen, wie mein Herr Principal regieren wird, denn das wird sich pudelnärrisch ausnehmen; und dann will ich Bekanntschaft mit dem Manne im Monde machen, denn das ist der einzige Mensch in der Welt, der mir manchmal im Kopfe herum geht.

Plomatikos.

Nun, so laßt uns keine Zeit verlieren.

Simpel.

Aber, Excellenz Herr Plomatikos, wie sollen wir den Mond denn finden? Er steht jetzt nicht am Himmel.

Plomatikos.

Er ſteht unter der Erde, weil Neumond iſt. Deswegen wollen wir auch den kürzeſten Weg einſchlagen, und durch die Erde hindurch fahren: dabei erſparen wir uns einen kleinen Umweg von tauſend Meilen.

Simpel.

Na, es iſt ſchon etwas.

Schelle.

Wenn wir aber durch die Erde durch ſind — —

Plomatikos.

So beſteigen wir meine Luftequipage, die es dem beſten Eilwagen zuvor thut.

Simpel.

Ich komme doch nicht etwa in eine Beiſchaiſe?

Plomatikos.

Es iſt Platz für alle drei darin. Folgt mir!

Schelle.

Alſo Valet, du verkehrte Welt, wo das Glück bei Tiſche ſitzt und das Verdienſt hinter dem Stuhle ſteht; wo man die kleinen Diebe hängt, und die großen laufen läßt; wo man Ochſen ſchlachtet, um Würmer zu mäſten. Fahre hin, du ſchmutziger Erdklumpen. —

Simpel.

Ih, Herr Principal! die Erde iſt doch eine gute Haut: ſie ernährt doch Alle, die ſie mit Füßen treten.

Phlomatikos (ſchon in der Wanne).

Kommt! kommt!

Schelle.

Du haſt Recht: die Erde iſt unſer Aller Amme. (Indem Beide in die Wanne ſteigen.) Ade, du geduldige Amme! Dein Schelle wird nun nicht mehr auf dir wandeln, dein Säugling ſagt dir ewig Lebewohl.

(Sie verſinken indem der Vorhang fällt.)

Erſter Aufzug.

Scene: Das Vogeleiland im Monde; eine freie Gegend. Im Hintergrunde ſo hoch als möglich am Himmel die erleuchtete Erde, von welcher alles Licht ausgehet. Sie iſt ungefähr viermal ſo groß wie der Mond, und man erblickt darauf durch ſtärkere Beleuchtung ausgezeichnet Europa, Aſien und Afrika.

Erſter Auftritt.

Elſter und Gimpel mit einem Zeitungsblatte in der Hand, kommen von der Rechten.

Elſter.

Schön, Bruder Gimpel, daß Du den Courier aus Selberluz mitbringſt. Hier wollen wir ihn leſen. Seit ich politiſch geworden bin, hungert mich ordentlich nach Journalen. Ich wollt', ich könnte jeden Tag hundert leſen.

Gimpel.

Möchte ich doch wiſſen, warum.

Elſter.

Warum? Ei, Bruder Gimpel, wie kannſt Du das nicht wiſſen? Die Religion und die Moral und die Vernunft ſind abgeſchafft, und dafür iſt die Politik eingeführt worden: ſo haben wir jetzt Alles in Einem, was auch viel bequemer iſt. Aber woraus ſoll man die Politik lernen? woraus kann man die Politik lernen? Nur aus den Journalen.

Gimpel.

Nu weiß ich doch warum.

Elſter.

Jetzt lies mir vor, Bruder; zu Hauſe dürfen wir doch nicht leſen; wenn es der Vater ſieht, nimmt er uns die Journale weg.

Gimpel.

Möchte ich doch wiſſen, warum.

Elſter.

Warum? Er ſagt: die Politik ſchicke ſich nicht für Kinder am wenigſten für Mädchen; ich ſolle mich um Hühner und Gänſe bekümmern, und nicht um Deputirte und Redner. Als ob ſich nicht Beides vereinigen ließe.

Simpel.

Nu weiß ich doch warum.

Elfter.

Nein, das weißt Du nicht. Was er ſagt, iſt nicht ſein wahrer Grund. Ich bin ihm auf der Spur; er meint es nicht redlich mit der Freiheit; er ſtellt ſich wohl wie ein Freund der neuen Ordnung; aber ich glaube, heimlich hängt er noch dem Tyrannen, dem Koiran des Fiſcheilandes an. Wenn ich erſt recht dahinter komme, ſo gebe ich ihn bei unſerer Regierung als einen Feind der Freiheit, als einen Koiraniſten an; denn daß er mein Vater iſt, daraus brauche ich mir jetzt nichts mehr zu machen.

Simpel.

Möchte ich doch wiſſen, warum.

Elfter.

Warum? Sonſt waren die Eltern Herrn und die Kinder Knechte; jetzt aber in der neuen Ordnung ſind wir alle gleich, alle von Haus aus freigeborene Weſen. Und hat uns ein Vater das Leben gegeben, ſo hat er doch nur ſeine Bürgerpflicht erfüllt.

Simpel.

Nun weiß ich doch warum.

Elſter (nach oben blickend).

Sieh doch, Bruder Gimpel! ſieh doch! Was kommt denn da aus der Luft herunter?

Gimpel (hinauf ſehend).

Hei! hei! hei!

Elſter.

Kannſt Du ſehen, was es iſt?

Gimpel.

O! o! o! es iſt — ja es iſt.

Elſter.

Was denn?

Gimpel.

Es iſt etwas.

Elſter.

Es kommt mir vor — wahrhaftig — es ſieht aus.

Gimpel.

Ach! ach! ach! Ja, es ſieht aus —

Elſter.

Nun, wie denn?

Gimpel.

Es ſieht aus, wie ein Ding.

Elſter.

Nun ſehe ich es deutlich — Bruder Gimpel!

Bruder Gimpel! — es iſt ein blaues Wunder —

Gimpel.

Nein, es iſt katzengrau.

Elſter.

Es ſind lebendige Geſchöpfe — ſie ſehen aus wie — ja wahrhaftig — es iſt nicht anders — es ſind Menſchen.

Gimpel.

Hei! hei! hei! es regnet Menſchen. (Er läuft zur Rechten davon.)

Elſter.

Bleib doch, Bruder Gimpel! es ſind vielleicht reiſende Journaliſten, die unſerer neuen Freiheit zu Ehren Briefe aus dem Monde ſchreiben wollen. (Sie geht ihm nach.)

Zweiter Auftritt.

Plomarikos kommt mit Schelle und Gimpel in einem mit zwei großen Fledermäuſen beſpannten Zauberwagen aus der Luft. Später Elſter.

Schelle (noch in der Luft).

Jetzt ſachte, Herr! um Gottes willen ſachte! daß wir nicht zu ſtark anfahren und zu guter Letzt

die Beine brechen. Ich will meine Regierung nicht mit einer Landestrauer anfangen laſſen.

Simpel.

Potz ſpaniſche Fliegen! wir kommen wirklich mit den Füßen zuerſt an. Mir war immer bange, wir würden mit den Köpfen zuerſt kommen, und uns die Hirnſchalen einſtoßen.

(Der Wagen hat unterdeſſen den Boden erreicht.)

Plomatikos.

Unſere Fahrt iſt vollendet. Steigt aus!

Schelle.

Ich weiß nicht, verehrter Herr Zauberer — die Erde iſt es doch einmal nicht — wer kann wiſſen, ob man auch ſichern Boden unter die Füße kriegt.

Simpel.

Ei was, Herr Principal! man muß auch in den Beinen Herz haben. (Er ſpringt aus dem Wagen.) Herr! Herr! man ſteht feſt auf ſeinen Beinen. Kommt nur! kommt! man kann auf der Erde nicht feſter ſtehen als hier. (Er hilft Schelle heraus.)

Schelle

(nachdem er vorſichtig probirend ausgeſtiegen iſt, mit freudigem Erſtaunen).

Man ſteht feſt — mit den Beinen unten, mit

dem Kopfe oben — man ſtürzt nicht in das unermeßliche Firmament hinaus. Nun, ſei mir gegrüßt, du neue Muttererde — —

Simpel.

Muttermond, Herr Principal.

Schelle.

Du neues Vaterland, wo endlich meinem Verdienſte ſeine Krone werden ſoll. (Sich dehnend und ſtreckend.) A — ach! man wird doch ganz ſteif bei einer ſo langen Fahrt.

(Elſter erſcheint horchend zur Rechten.)

Plomatikos.

Was? Iſt mein Wagen nicht bequem und iſt es nicht ſchnell gegangen?

Simpel.

Ja, das muß wahr ſein, Excellenz Herr Plomatikos, Eure Fledermäuſe ſind tüchtige Gäule. Das iſt mir auch nicht bei der Wiege geſungen worden, daß ich mit ſolch einem Geſpann zwiſchen Himmel und Erde herum kutſchiren würde. Es ſind doch immer kurioſe Pferde.

Plomatikos.

Fledermäuſe ſind das paſſendſte Geſpann für Leute meines Standes. Da ſie halb Thiere halb

Vögel, halb Tag- halb Nachtgeschöpfe sind, kurz da ihr ganzes Wesen zweifelhaft und zwitterartig ist, so kommt man mit ihnen überall durch. Doch lebt wohl! ich muß fort.

Schelle.

Wie, Herr? Ihr wollt mich meinem künftigen Reiche nicht einmal verstellen?

Plomatikos.

Es ist mir unmöglich. Ihr habt gesehen, daß mich unterweges eine Stafette einholte.

Simpel.

Ja wohl, sie ritt auf einer großen Lerche.

Plomatikos.

Ich muß durchaus zu einer Conferenz, die meine Mitbrüder im nebligen Saturn halten. Hier ist Alles besorgt. Geht nur dort rechts, und dann schlagt Euch links! Sobald Ihr zu Menschen kommt, und ihnen sagt, daß Einer von Euch der Demodul sei, den der Himmel diesem Vogeleiland sende, so wird sich Alles finden. Lebt wohl! Noch Eins! Schlägst Du die Herrschaft aus, so brauchst Du mich nur bei meinem Namen Plomatikos zu rufen, und ich erscheine, um Dich auf die Erde zurückzubringen; nimmst Du sie aber an, so darf ich

Dir nur erſcheinen, wann Du Dich ſelbſt erkennſt. Lebt nun wohl!

(Er fängt an ſich zu erheben. Elſter verſchwindet.)

Schelle.

Grüßt mir die Erde, Herr, und das ſchöne Geſchlecht darauf. Es ſoll nicht unmäßig trauern über den Verluſt eines gewiſſen Lieblings; es ſoll ſich tröſten mit dem Gedanken, daß dieſer Liebling jetzt in glücklichern Sphären weilt.

Simpel.

Ja, Herr Plomatikos Excellenz, wenn Ihr etwa nach Krähwinkel kommt, ſo habt doch die Gnade und grüßt mir Lehnchen im Rathskeller, und, wo es möglich wäre, würde ich ihr bald eine Flaſche Mondbier zur Probe ſchicken. Und nun glückliche Reiſe, Excellenz Plomatikos. (Er zieht den Hut und macht dem Zauberer ein Compliment nach, indem dieſer anfängt zu verſchwinden.)

Schelle (daſſelbe thuend).

Empfehle mich zu Gnaden. Mögen Sie glücklich die Conferenz erreichen! (Indem ſie noch Complimente machen, und dabei dem Publicum den Rücken kehren, fällt vorn ein Vorhang von einer Walddekoration.)

Schelle

(ſich umkehrend ehe noch der Vorhang den Boden erreicht).

Hei! was ſoll das bedeuten? Donnerwetter!

Simpel (ſchon unſichtbar).

Pack ſpaniſche Fliegen!

Schelle (eben ſo).

Wo kann hinaus?

Simpel.

Rechts, Herr, rechts hinaus. Rechts iſt die vornehme Seite.

Verwandlung.

Scene: Ebendaſelbſt. Ein dichtes Gehölz vor Pelikan's Hauſe.

Dritter Auftritt.

Pelikan und Simpel.

Pelikan (von der Linken kommend).

Wo ſtecken nur die Kinder? Weiß Gott — —

Simpel

(von der Rechten auf allen Vieren herbeikriechend).

O! o! o!

Pelikan.

Was ſoll das?

Gimpel.

Einen Regenſchirm, Herr Vater! einen Regenſchirm!

Pelikan.

Wozu, mein Söhnchen? Steh auf! Es iſt ja heiterer Himmel.

Gimpel.

Thut nichts. Es regnet Menſchen; es ſchneit Geſchöpfe.

Pelikan.

Was?

Gimpel.

Ja, ja. Ich bin ſo auf allen Vieren unter den Bäumen weg gekrochen, um nicht von dem Menſchenregen naß zu werden.

Pelikan

Steh auf, Gimpelchen! Du biſt verrückt.

Gimpel.

Möchte ich doch wiſſen, warum.

Pelikan.

Ich habe Dich chriſtlich erzogen: wie kannſt Du alſo glauben, der gütige Himmel werde Menſchen regnen laſſen? Sind nicht ohnehin zu jedem

Diebſtahl zehn Hände bereit? Eher könnten wir Heuſchrecken vertragen. Steh' auf!

Gimpel (aufſtehend.)

Nu weiß ich doch warum.

Vierter Auftrit.

Die Vorigen. Elſter kommt eilig von der Rechten.

Elſter.

Luſtig, Herr Vater! ſie ſind da.

Pelikan.

Wer iſt da?

Gimpel.

Der Platzregen von Menſchen.

Elſter.

Still, Bruder Gimpel, laß mich reden. Wer da iſt, Herr Vater? Wer wird denn da ſein? Zwei Herren von der Erde, und was für Herren? Hübſche, ſchmucke Herren, beſonders der Eine. Der Himmel hat ſie uns geſchickt, in einem prächtigen Wagen, und grade aus der Luft.

Pelikan.

Ich glaube, Du willſt mich foppen.

Elſter.

Da würde ich mir auch die Mühe geben! Es iſt Alles buchſtabirlich wahr. Und Einer von den Beiden ſoll unſer Demodul werden, ſo ſagte der vornehme Herr, der ſie brachte. Der ſah ganz aus, wie ein Zauberer, und wenn ich recht gehört habe, ſo nannte er ſich ſelber Plomatikos.

Pelikan.

Plomatikos? Ei den kenne ich. Er verſchafft Subjecte für ledige Stellen im ganzen Sonnenſyſteme; er hat ſein Nachweiſungsbüreau in der Venus, und noch ein kleineres im Merkur. Denn wäre es doch wohl wahr.

Elſter.

Gewiß, wenn es auch ein blaues Wunder iſt.

Gimpel.

Ein graues, Elſter, ein graues.

Pelikan (für ſich).

Einen Demodulen, den Plomatikos gebracht, muß man begünſtigen: denn Plomatikos iſt ein Pfiffikus, der es mit unſerer kopfloſen Freiheit gewiß nicht ehrlich meint.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Schelle und Simpel kommen von der Rechten.

Schelle (im Auftreten).

Wetter noch einmal! das iſt ja hier zehnmal ſchlimmer als auf der Erde. Da ſieht man doch die Wälder meilenweit voraus, und kann ihnen aus dem Wege gehen; hier aber wachſen ſie Einem vor der Naſe aus dem Boden.

Simpel.

Nein, Herr Principal; ſie fallen vom Himmel.

Schelle.

Ein ſchöner Himmel! Meiſter läßt er nicht fallen; die Wälder kann er behalten. — Ah ſieh da! Menſchen. Willkommen, meine lieben Getreuen!

Pelikan.

Willkommen, Gnädigſte, in Ihrem neuen Reiche.

Simpel.

Die haben den Braten ſchon gerochen.

Schelle.

Aha! Ihr wißt ſchon — —

Pelikan.

Wir wiſſen Alles und Freude erfüllt unſere Bruſt. —

Schelle.

Nicht mehr als billig.

Elſter.

Ja, ja, wir wiſſen Alles. Einer von Ihnen wird unſer erhabener, überſchwenglicher Demodul.

Schelle.

Einer von uns? Mein Fräulein, ich hoffe, Ihre Augen ſind zu ſchön, um nicht einzuſehen, daß hier kein Einer iſt, ſondern nur der Eine, der einzig Mögliche.

Simpel.

Ja wohl: ich bin ein Unmöglicher und trete gern zurück.

Schelle.

Du trittſt zurück? Mein gutes Subject, Du kannſt in Gottes Namen ſtehen bleiben: neben mir biſt Du unſichtbar.

Elſter (bei Seite zärtlich).

Ach! ich ſehe ihn nur allzu deutlich.

Schelle.

Ich allein bin zum Beherrſcher dieſer Lande

erkoren. Daher möcht ich mich hier vor Allem ein wenig — wie sage ich gleich? — ein wenig occidentiren, die Statik meines neuen Reiches kennen lernen.

Pelikan.

Unser Eiland heißt das Vogeleiland. Einige Meilen nördlich von hier liegt das Fischeiland, von dessen Koiranos, so nennt man dort den Herrscher, wir bis vor Kurzem abhängig waren. Es ging uns unter seiner Regierung wohler, als es jemals uns oder unsern Vätern gegangen ist. Da entdeckten aber unsere Luftgucker durch ihre Meilenperspective und Hohlspiegel, daß auf einem andern Planeten ein Volk eine Revolution vorgenommen, und dadurch den höchsten Gipfel des Glücks erreicht hätte. Natürlich bekamen wir Lust die Sache auch zu probieren; wir empörten uns gegen den Koiran, und erklärten uns für eine selbstständige große Nation. Es trat ein Conflurus oder Volksrath zusammen aus unsern Notabilitäten.

Simpel.

Was sind das für Dinger?

Schelle.

Ich denke, was man bei uns Schreihälse nennt.

Pelikan.

Ganz recht. Und den Namen haben sie von Notabene, weil sie zu Allem, was sie sagen, noch ein Notabene hinzu denken, z. B. Vaterland, notabene ich; Volksreichthum, notabene für meinen Beutel; Freiheit, notabene Ministerstelle für mich.

Simpel.

Das muß langweilig sein. Wenn ich bei Allem, was ich sage, noch was denken sollte, so wollte ich mir das Maul wie eine Wunde zunähen.

Pelikan.

Der Confluxus gab uns zuerst eine neue Verfassung, und debattirte dann über die künftige Regierungsform: die Republik wurde als altmodisch verworfen, und man beschloß ein Staatsoberhaupt unter dem Titel Demodul zu erwählen.

Simpel.

Ein kurioser Titel! Was heißt er den ehrlicher Weise?

Schelle.

Was wird er heißen? Fürst, König, Kaiser.

Pelikan.

Dem Sinne nach freilich; dem Worte nach eigentlich Knecht des Volks.

Simpel.

Was, spanische Fliegen? Mein Herr Principal soll ein Knecht des Volkes sein?

Pelikan.

Wie ehemals bei Ihnen der Papst Knecht der Knechte Gottes war. Es ist nichts als eine ironische Demuth oder eine demüthige Ironie.

Schelle.

Versteht sich, nichts als demüthige Ironie. Nun, wie es auch hier stehen und liegen mag, die Leute sollen bald merken, was für ein Geist über sie gekommen ist: ich will sie demoduliren, daß in vier Wochen sie kein Teufel mehr erkennen soll. Aber wo ist meine Hauptstadt?

Pelikan.

Selberluz ist nur eine halbe Stunde von hier. Ich sende sogleich einen Boten dahin, um Ew. Ueberschwenglichkeit Ankunft zu melden, damit man Ihren feierlichen Einzug vorbereite.

Schelle.

Simpel, hörst Du? meinen feierlichen Einzug.

Simpel.

Ja wohl: und das soll mir lieber sein als eine Fastnachtsmummerei.

Pelikan.

Elſter, Du eilſt nach Selberlux und verkündeſt dort allem Volke, was hier geſchehen iſt. (zu Schelle.) Unterdeſſen bitte ich Ew. Ueberſchwenglichkeit unter meinem ſchlechten Dache dort einzukehren. (Indem er nach der Linken zeigt.) Dieſelben werden von der weiten Reiſe ermüdet ſein.

Schelle.

Und hungrig obendrein.

Pelikan.

Da werde ich leider nicht viel helfen können; die Freiheit hat Alles verſchlungen.

Schelle.

Da muß man ihr künftig das Maul ſtopfen. (Schelle, Pelikan und Simpel gehen zur Linken ab; Simpel will ihnen folgen, aber Elſter hält ihn am Rocke zurück.)

Sechster Auftritt.

Simpel und Elſter.

Elſter.

Theuerſter Jüngling!

Simpel.

O Jemine!

Elſter.

Eilen Sie nicht! verweilen Sie doch.

Simpel.

Ja, liebe Mamſell, wenn die Freiheit ſchon Alles verſchlungen hat, ſo kriege ich gar nichts, wenn ich zu ſpät komme.

Elſter.

Sein Sie ganz ruhig: das iſt nur ſo eine abſolutiſtiſche Redensart von meinem Vater. Allerdings hat die Freiheit viel gekoſtet. —

Simpel.

So? Ich dachte, die hätte man grade umſonſt. Sagen Sie mir, gute Mamſell! was iſt denn eigentlich die Freiheit? Ich habe es niemals ſo recht rund kriegen können. Sie dürfen nun wohl eſſen und trinken ſo viel Sie wollen?

Elſter.

So viel wir haben, Liebſter.

Simpel.

Na, ſo frei ſind wir bei uns auch. Aber Sie dürfen doch nicht mehr arbeiten, um etwas zu haben.

Elſter.

Wer nicht reich iſt, muß arbeiten um zu leben.

Simpel.

So frei sind wir bei uns auch. Aber Steuern und Gaben bezahlen Sie doch nicht mehr?

Elster.

So viel die Regierung von uns fordert.

Simpel.

So frei sind wir bei uns auch.

Elster.

Dafür aber dürfen wir Alles drucken lassen, was wir wollen.

Simpel.

Das ist gut für die Buchdrucker; einem Chirurgus macht es weder warm noch kalt; und so muß ein armer Barbier wohl in der Freiheit für sich selber sorgen. (Er will wieder gehen.)

Elster (ihn haltend).

Bleiben Sie doch, mein Süßer! Ich werde ja für Sie sorgen, und so reichlich, daß Sie daran den Reichthum meines Herzens erkennen sollen.

Simpel.

Ei, Sie herrliche Mamsell!

Elster.

Wirklich? Sagen Sie mir, schöner Jüng-

ling —

Simpel.

Pox ſpaniſche Fliegen!

Elſter.

Wie gefalle ich Ihnen?

Simpel.

Ih ganz gut, liebe Mamſell, und, meiner Seele, beſſer als Lehnchen im Keller.

Elſter.

Das iſt alſo Eine, die Ihnen gefiel?

Simpel.

Ja wohl. Sie ließ mich immer eine Flaſche Bier weniger bezahlen, als ich getrunken hatte, und dafür kniff ich ſie drei Jahre lang alle Abende in die Backen.

Elſter.

Und dabei blieben Sie ſtehen?

Simpel.

Natürlich. Auf dem Flur, wo es immer beim Weggehen geſchah, ſtand weder Bank noch Schemel, ſo mußten wir wohl dabei ſtehen bleiben.

Elſter.

Ich gehe jetzt nach der Stadt. Begleiten Sie mich, ſüßer Freund. Wann ich meine Botſchaft ausgerichtet habe, kaufen wir eine Leberpaſtete, ver-

zehren ſie auf dem Rückwege im kühlen Schatten, und unterhalten uns dabei von unſern neuen Gefühlen.

Simpel.

Ja, von nagelneuen Gefühlen, denn in meinem Leben habe ich noch keine Leberpaſtete gegeſſen. Kommen Sie, Schönſte! mich hungert ordentlich nach den neuen Gefühlen.

(Beide gehen zur Rechten ab.)

Verwandlung.

Scene: Verſammlungsſaal des Volkrathes zu Selberlux. Im Hintergrunde eine Eſtrade; davor etwas niedriger die Rednerbühne; auf beiden Seiten Bänke.

Siebenter Auftritt.

Die Deputirten ſind verſammelt. Schuhu ſitzt auf der Eſtrade zwiſchen zwei Andern; alle Uebrigen auf den Bänken, unter ihnen rechts auf der erſten Sperber und Rabe, links Papagoy, Neuntödter und Staar. Hahn ſteht auf der Rednerbühne, unten an derſelben zwei Herolde.

Hahn.

Der geehrte Redner hat angefragt,
Ob wahr ſei, was ihm zu Ohren gekommen,

Was er selbst schon auf der Börse vernommen:
Es hätt' uns nämlich der Böse geplagt,
An einen Zauberer uns zu wenden,
Um das Provisorium endlich zu enden.
Ich bitte denn um geneigtes Gehör.
Wiewohl Ministre de l'extérieur
Empfind' ich doch ein wahres Vergnügen,
Daß ich offen darf reden und gradehin,
Und den diplomatischen Winkelzügen
Ein Ziel zu setzen im Stande bin.
Als Sie, meine Herrn, die nie ermatten,
Für das Wohl des Volkes, beschlossen hatten,
Es sollt' ein Fremder als Demodul
Besteigen den neuen Herrscherstuhl.

Die Linken.

Was Herrscher?

Staar.

Das Herrscherthum ist gebrochen.

Hahn.

Verzeihung! ich habe mich nur versprochen,
Ich wollte sagen: Volksdienerstuhl.
Als dies nun hier beschlossen worden,
So sandten wir schleunigst ganze Horden

Gewandter und pfiffiger Boten hinaus
Nach allen zwei und dreißig Winden,
Um einen Demodulen zu finden.
Sie klopften an fast Haus für Haus
Wohl steckte mancher den Kopf heraus;
Doch wollt' am Ende sich Keiner bequemen,
Die Scharlachmütze darauf zu nehmen:
Der mochte, der durfte, der konnte nicht,
Der hatt' eine Frau, und der die Gicht;
Der Eine wollte nichts davon hören,
Die neue Verfassung zu beschwören;
Den Andern schreckte der Cölibat,
Den der Demodul zu geloben hat.
Da nun, wie eifrig wir's auch betrieben,
Doch Alles ohn' Erfolg geblieben,
So haben wir uns an den Zaubrer gewandt,
Herrn Plomatikos, Allen wohl bekannt.
Der will uns ein Subject spediren,
Besonders geschickt zum Nichtregieren;
Wir erwarten es jeden Augenblick,
Und entschieden ist so des Reiches Glück.

(Er verläßt die Rednerbühne.)

Die Linken.

Hoho! hoho!

Neuntödter.

Ein herrliches Glück!
Das heißt uns um die Freiheit prellen,
Die nur besteht in der Republik.

Hahn
(der sich zwischen Sperber und Rabe gesetzt).

Das Entschiedene wieder in Frage zu stellen,
Ist unrecht und gegen das Reglement.

Rabe.

Zur Tagesordnung, Herr Präsident!

Schuhu.

Wir schreiten zur Tagesordnung fort.

Die Rechten.

Ja! ja!

Die Linken.

Nein! nein!

Staar.

Ich verlange das Wort.

(Dies heftig durch einander, indem sie Alle aufstehen.)

Schuhu
(auch stehend, läutet mit einer Glocke, die so groß wie möglich ist).

Herold.

Ihr Herrn und Frauen, silentium!

Neuntödter.

Wo sind denn die Frau'n? Wie sprecht Ihr so dumm?

Rabe.

Was dumm? das ist nicht parlamentarisch.

Herold.

Ei, das Geschnatter war so barbarisch,
Das ich glaubt', es müßten Frauen sein.
(Erneuertes Getümmel; Schuhu läutet wieder.)
Silentium, diesmal Ihr Herrn allein!

Schuhu.

Wir schreiten zur Tagesordnung fort,
Und Herr Papagoy hat jetzt das Wort.
Er will und wird uns weiter entfalten,
Was uns, wenn Sie genehm es halten,
Um einen Riesenschritt weiter führt,
Und er uns neulich hat proponirt,
Nämlich: die Frauen gleich andern Sachen
Zum Eigenthume des Staates zu machen.
(Er setzt sich; die Andern mit ihm.)

Papagoy
(nachdem er die Rednerbühne bestiegen).

Meine Herrn Repräsentanten,
Von Mittelpunkten, Flügeln und Kanten!

Sie haben in dieſer denkwürdigen Sitzung
Mit beharrlicher, rühmlicher Kraftausſchwitzung
Vollendet, was Ihnen für alle Zeit
Verbürgt koloſſale Unſterblichkeit.
Wir ſehen die Freiheit bei uns thronen,
Wie keine andere Nation —

Staar.

Es gibt keine andern Nationen.

Neuntödter.

Wir ſind die einzige Nation.

Papagoy.

Die erſte, einzige zweifelsohn'.
Ich meine, was andere Menſchenmaſſen
Bis jetzt kaum ahnen, geſchweige denn faſſen,
Das iſt bei uns verwirklicht ſchon.
Sie haben die Tyrannei ihr Bündel
Zu ſchnüren gezwungen, trotz ihrem Bläh'n;
Sie haben das Volk, inclusive Geſindel,
Erhoben zum freien Souverän,
Der aber — o Weisheit! — nicht ſelbſt darf
regieren,
Sondern ſich muß laſſen repräſentiren,
Damit Taxatoren an ſeiner Statt
Beſtimmen, wie viel er zu zahlen hat.

Alle.

Bravo! bravo!

Papagoy.

Sie haben des Volkes schwere Bürden
Von einer Schulter auf die andre gelegt;
Sie haben die Erblichkeit von Würden
Und Ständen und Rängen ausgefegt;
Sie haben den Druck vom Drucke befreit,
Den Vulcan der Presse frei gegeben,
Daß sie jetzt Schlamm trotz dem Hekla speit,
Wie wir seh'n an allen Ecken kleben.
Was red' ich weiter? Sie haben kurzum
Die alte Welt der Knechtschaft zertrümmert,
Und die neue Welt der Freiheit gezimmert;
Ein Geringes jedoch, ein Brimborium —
Ich mag Ihnen die Wahrheit nicht verhehlen —
Scheint mir noch dieser Welt zu fehlen,
Die ewige Dauer.

Die Rechten.

Ei! ei!

Die Linken.

Hoho!

Papagoy.

Wenn Sie erlauben, beweis' ich es so.

Soll unſ're Freiheit ewig beſtehen,
So müſſen vor Allen zwei Dinge geſchehen.
Es muß erſtens jeder Bürger im Reich
Die Freiheit lieben ſich ſelber gleich,
Für nichts als Freiheit ſich intreſſiren
Und in der Freiheit ſich ſelbſt verlieren;
Unſ're Freiheit iſt zweitens noch Morgenroth,
Darum mit Aurora's Geſchick bedroht,
Wann wir nicht an allen Ecken und Enden
Die Völker zu gleicher Freiheit wenden.

Die Linken.

Bravo! bravo!

Paragon.

Wie wird nun dies Doppelziel erreicht?
Das iſt zu erwägen. Wir ſchlagen leicht,
Wofern ich nicht ganz im Finſtern tappe,
Die beiden Fliegen mit einer Klappe.
Was hindert den Menſchen ſich ganz und gar
Der Freiheit, das heißt dem Staate, zu ſchenken?
Das iſt der Mammon, ſollt' ich denken,
In Gütern, Papieren oder baar.
Das Jagen danach, das Zuſammenſcharren,
Macht jetzt die Menſchen völlig zu Narren:
Der Mammon iſt ihr Herr Zebaoth,
Der Courszettel ſein Zehngebot;

Und wenn die Effecten nur günstig stehen,
So mag die Freiheit zum Teufel gehen.
O! wäre kein Eigenthum in den Staaten,
So reiften bald der Freiheit reiche Saaten:
Denn wer nichts hat, auch nichts erwerben kann,
Der steht dem ganzen willig zu Gebote;
Der Bettler ist der wahre Freiheitsmann,
Der größte Lump, der beste Patriote.

Die Linken.

Bravo! bravo!

Papagey.

So ist denn das Eigenthum aufzuheben,
Und Alles gehört dem Staate fortan;
Der wird dann Jeglichem so viel geben,
Daß er Werkeltags gemächlich leben
Und Sonntags den Schoppen trinken kann.
Allein das dürfen wir jetzt nicht wagen;
Sie würden höllischen Lärmen schlagen,
Denn sie hängen am Eigenthum zentnerschwer,
Und wir würden complett unpopulär.
Was Teufel! sind wir so albern geschaffen,
Daß wir schwitzend und keuchend erraffen,
Was doch am End an Andre fällt?
Oder was macht denn in aller Welt

Den Menschen zu solchem Schächer und Sünder,
Daß er sein Heil auf den Plunder stellt?
Was ihn dazu macht? blos Weib und Kinder.
Die Frau will Bedienten, Pferd' und Wagen,
Auch bei jeder Visite was Neues tragen;
Das liebe Söhnlein braucht Geld viel Geld,
Um sich zu poussiren in der Welt;
Die Tochter muß außer den Muttergaben
Noch väterliche Pfunde haben.
Das ist es, was jeden zwickt und plagt,
Der Wurm, der am Freiheitsbaume nagt;
Das erste Glied von der Sclavenkette
Des Lebens hängt am Ehebette.
Drum ist mein Vorschlag: hinweg mit der Ehe!
Doch, daß die Menschheit nicht untergehe,
So muß man die Mädchen — das liegt sehr nah' —
Zum Eigenthume des Staates erklären,
In Schwesternhäusern sie ernähren,
Und nach Bedürfniß — et caetera.

(Beifall und Bravorufen auf der Linken, Pochen und Murren zur Rechten.)

Papagey.

Wenn dann die fremden Völker hören,
Wie des Lebens Freuden zu haben sind,
Ohne langweilige Treue zu schwören,
Ohne zu büffeln für Weib und Kind;

Wie dann verſiegt des Scandales Quelle,
Kein Mann mehr trägt den Schmuck der Hölle,
Verſchwindet der Eiferſucht Teufelei,
Verſtummt der Gardinenpredigt Geſchrei:
So werden zu unſern Freiheitslehren
Sich Alle mit Haut und Haar bekehren.
Dann iſt die Welt über einen Kamm
Geſchoren; dann kommt das goldne Alter;
Wir heißen die großen Weltumgeſtalter:
Dixi, et salvavi animam.

(Er verläßt unter heftigem Beifall und Bravorufen von der Linken, Pochen und Schreien von der Rechten die Rednerbühne. Schuhu läutet heftig, die Herolde ſchreien „silentium!“ unterdeſſen beſteigt Sperber die Rednerbühne.)

Sperber.

Mit Freuden erkenn' ich das große Talent
Des Redners, den Sie eben gehöret;
Doch, als des Miniſterraths Präſident,
Bin ich von ſeinem Vorſchlag empöret.
Die Ehe abſchaffen! kann das ein Chriſt?
Auch geht's nicht aus wenigſtens tauſend Gründen.
Sie werden den erſten gleich triftig finden;
Daß nämlich die Sach' unmöglich iſt.

Staar.

O heilige Logik! Es leuchtet doch ein,
Für die Freiheit kann nichts unmöglich ſein,

Denn Freiheit, die auf Unmögliches ſtieße,
Mit vollem Recht Unfreiheit hieße.

Sperber.

Wir laſſen die Möglichkeit jetzt beiſeit';
Denn wichtiger iſt die Schädlichkeit.
Ja, meine Herrn, mit dem Ehebunde
Ging auch der ganze Staat zu Grunde.

Die Rechten.

Ja wohl! ja wohl.

Die Linken.

Hoho! hoho!

Schuhu (läutet).

Unterbrechen Sie doch den Redner nicht ſo!

Sperber.

Ein ganzes Volk von Weiberloſen,
Die nur zu denken hätten an ſich;
Das wär' ein Haufe von Ohnehoſen,
Die mag der Teufel regieren, nicht ich.

Neuntödter.

Der würde ſicherlich beſſer regieren.

Sperber.

Ein Beiſpiel erlaub' ich mir anzuführen.

Kann wohl sogleich aus dem rohen Fell,
Wie's eben kommt von des Kalbes Rücken,
Der Schuster Stiefeln zusammen stücken?
Nein, meine Herrn, das geht nicht so schnell:
Erst muß ihm der Gerber Geschmeidigkeit geben,
Sonst wird es dem Pfriemen widerstreben.
Nun, fiat applicatio!
Mit Bürgern und Staat ist's eben so.
Die Männer so ziemlich dem Leder gleichen,
Steif, ungefügig und unlenksam;
Drum muß der Panteffel sie erst erweichen,
So wie der Schlägel den zähen Schwamm,
Wie den steifen Flachs der Hechel-Kamm.
Wer aber soll den Panteffel schwingen,
Wenn wir die Frau'n aus dem Spiele bringen?
Drum nenn' ich den einen Staatsverderber,
Der uns ertheilt so gefährlichen Rath:
Die Frauen sind die moralischen Gerber;
Sie gerben die Männer für den Staat.

Die Rechten (Beifall klatschend).

Bravissimo!

Die Linken (mit Pochen und Scharren).

Albern, lästerlich!

Sperber.

Nur Wahrheit.

Rabe.

Wen's juckt, der kratze sich!

Papagey.

Was Teufel? ich soll den Staat verderben?

Staar.

Was? unsere Weiber sollen uns gerben?

Neuntödter.

Der ganze Consux ist insultirt.

Papagey.

Das heiligste Recht ist violirt.

Staar (aufspringend).

Ich fordere das Wort.

Schuhu.

Kann nicht geschehen:
So lang' ihm nicht alle Sinne vergehen,
Steht's einem Minister zu reden frei.

Staar
(nach der Rednerbühne eilend).

Das wäre der Teufel! das wollen wir sehen!
(Er steigt auf die Rednerbühne und faßt Sperber.)
Hinab! Hinab!

Sperber (sich wehrend).

Minorität, herbei!
Man greift nach dem regierenden Kragen.

Rabe.

Das heißt die Charte ins Angeſicht ſchlagen.

Alle (von beiden Seiten verlaſſen ihre Sitze und eilen der Rednerbühne zu).

Schuhu.

Meine Herrn, das iſt der Freiheit Grab.

Die Rechten.

Zu Hilfe! zu Hilfe!

Die Linken.

Herab! herab!

(Wildes Getümmel; Schuhu läutet; die Herolde, die hin und her geſtoßen werden, ſchreien **silentium.** — Plötzlich hört man ein wüthendes Geſchrei **außerhalb;** Alle ſtutzen; die Bewegung hält inne.)

Schuhu.

Horch! hören Sie draußen das wüthende Brüllen?

Sperber (unten).

Es iſt unſer gnädiger Souverän.

Schuhu.

Fort! zu vernehmen den hohen Willen.

Staar

(der die Rednerbühne behauptet hat).

Ei laſſen Sie blöken, meckern und mä'n!
Erſt muß ich doch meine Rede halten:
Sie füllt beinahe vierzig Spalten

Und kann nicht umsonst geschrieben sein.

(im Rednerton.)

Verehrte Herrn!

Alle.

Nein! nein! nein! nein!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Elster, Kibitz, Wendehals, Männer und Weiber stürmen herein.

Elster.

Ach, meine Herrn! ach meine Herrn vom Conflux! Es ist ein blaues Wunder geschehen. Es sind zwei fremde Herrn aus dem blauen Himmel gekommen, gradeswegs von der Erde, und der dritte, der sie gebracht hat, ist wieder in die Luft gefahren.

Hahn.

Sehen Sie, meine Herrn, der Zauberer hat Wort gehalten: es ist das versprochene Subject.

Elster.

Freilich, ein schmucker junger Herr schon etwas bei Jahren, ein lieber, verständiger Herr, nur ein Bischen einfältig, und ein tüchtiger herzhafter Herr

voll Angſt und Bangigkeit, kurz ein Herr wie ein Herr nur ſein kann; und das Beſte von Allem iſt, er hat eine ſehr kleine Naſe, und ſoll unſer Dendul werden.

Kibitz.

Ja, und wir wollen ihn auch zum Dendulen.

Volk.

Ja, zum Dendulen!

Schuhu.

Haſt ihn geſehen ſchon, glorreiches Volk?

Wendehals.

Das brauchen wir gar nicht.

Volk.

Nein! nein!

Schuhu.

Recht! denn die optiſchen Betrüge
Machen doch alles Sehen zur Lüge.
Fort denn zu geheimer Comität!
Damit wir erwägen und beſchließen,
Was jetzt zu thun und zu laſſen ſteht.

Staar

(ſein Manuſcript hervorziehend).

Erſt müſſen Sie meine Rede genießen.

Schuhu.

Was jetzt? Sie sind wohl nicht bei Trost.

Sperber.

Genießen Sie selbst, und prosit!

Alle.

Prost!

(Indem sich Alle nach dem Ausgange drängen und Staar vor Wuth darüber auf der Rednerbühne sein Manuscript zerreißt, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Scene: Ein freier aber nicht großer Platz vor Pelikan's Hause, das auf der linken Seite steht.

Erster Auftritt.

Schelle kommt in Gedanken von der Rechten.

Schelle.

Regieren — nicht etwa ein Haus regieren, oder ein Weib regieren, oder sich selbst regieren — das ist Lumperei — sondern regieren überhaupt, regieren Alles, was Einem vorkommt, so was man eigentlich regieren nennt — Schelle, Schelle! wirst du das im Stande sein? Warum denn nicht? Bedenke aber, wagehalsiger Mensch, regieren ist etwas Anderes als Schröpfen und Blut abzapfen. Wer weiß, ob es auch so viel anders ist? Eines wie das Andere

ist eine Kunst, und die Künste sind unter einander verwandt. Nun so sage einmal, guter Schelle, womit willst Du Deine Regierung anfangen? — Ich werde den Adel wieder herstellen, den sie hier abgeschafft haben. Ich kennte sonst den Adel nicht leiden, das war natürlich; nun aber gefällt er mir, das ist auch natürlich. Der Hund kann die Katze nicht leiden; wenn aber der Hund zum Löwen würde, so könnte es wohl kommen, daß er die Katze Frau Gevatterin hieße. Und wer soll der neue Adel sein? Barbiergesellen; lauter Barbiergesellen will ich dazu erheben: man muß im Glück seine alten Freunde nicht vergessen, das beweist eine kleine Seele. Auch sie sollen in ihrer neuen Hoheit sich ihrer alten Niedrigkeit erinnern: in ihre Wappen will ich ihnen setzen Scheermesser, Schnäpper, Schröpfköpfe, Spritzen, Blutegeln; und wenn sie dann halbwege diesem Wappen Ehre machen, so werde ich tüchtige Gehilfen an ihnen haben. Brav, Schelle! das sind gute Regierungsgedanken. Ich merke schon, ich werde mir Ehre einlegen, wie überall; ich will so kostbar regieren, daß, wenn ich einmal sterbe, die Leute schreien: brav regiert, Schelle! noch einmal regieren! und das soll meine Grabschrift sein.

Zweiter Auftritt.

Schelle. Pelikan kommt aus dem Hause.

Pelikan.

Störe ich etwa? Ich sehe, Ew. Gnaden lieben die Einsamkeit.

Schelle.

Ich bereite mich zu meinem neuen Berufe vor.

Pelikan.

Stellen vermuthlich die Grundsätze Ihrer künftigen Regierung fest.

Schelle.

Sie stehen schon wie Zaunpfähle.

Pelikan.

Eigentlich ist das wohl zu früh. Die Grundsätze des Menschen hängen bekanntlich von seinem Rocke ab; also kann man seine künftigen Grundsätze nicht eher bestimmen, als bis man den künftigen Rock auf dem Leibe hat.

Schelle.

In genere haben Sie Recht, mein geschätzter Pelikan; aber in specie muß ich Ihnen sagen: Menschen von tiefem Gemüth, wie ich, haben Ahnungen von dem Zukünftigen; und in ihrer ahnen-

den Seele gehen die Geister der künftigen Röcke den Röcken selbst voran, also haben sie auch ein Vorgefühl ihrer künftigen Grundsätze. Doch nehmen Sie es nicht übel, wenn ich vielleicht zu hoch philosophisch für Sie spreche.

(Man hört von der Rechten her Trompeten und Pauken.)

Pelikan.

Horch! sie nahen. Die große Stunde bricht an.

Schelle.

Lassen Sie brechen! Ich bin auf Brüche jeder Art gefaßt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Elster und Simpel kommen von der Rechten.

Elster.

Sie kommen! sie kommen! Trompeten und Pauken kommen mit den Herrn vom Conflute.

Pelikan.

Nun, wie ist es gegangen?

Elster.

Alles herrlich. Ich habe den gnädigen Herrn

hier (auf Schelle zeigend.) gewaltig herausgeſtrichen, und ſie haben ihn flugs zum Demdulen gewählt.

Schelle.

Das war hoffentlich nicht zweifelhaft.

Elſter.

Und das ganze Volk hat dazu gekräht, daß es eine Luſt war — Kikeriki.

Schelle.

Mein gutes Volk! Es wird mir viel Spaß machen.

Simpel.

Wie mir die Leberpaſtete.

Schelle.

Unſeliger! haſt Du eine Leberpaſtete gegeſſen? (Heimlich zu ihm.)

Simpel.

Ja wohl, auf dem Heimwege.

Schelle.

Wie unterſtehſt Du Dich, Subject, ſo unermeßlich glücklich zu eſſen, während Dein Principal nur eine Hand voll Haſelnüſſe mit etwas Brod genoſſen hat. Haſt Du mir nichts mitgebracht?

Simpel.

Nein, Herr: ich wollte, aber es war ſo dunkel

im Walde, daß ich aus Versehen Alles ins Maul statt in die Tasche steckte.

Schelle.

Aus meinen Augen, Rebell!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Von der Rechten erscheinen Schubu und Papagoy, Sperber, Hahn, Rabe und Andere aus der vorigen Versammlung. Gefolge.

Schubu.

Wir treten auf, erscheinen, kommen
Die Brust beklommen
Von inhaltschweren, gewichtigen Worten;
Des Mundes Pforten
Sind ach! zu enge
Für dieser Worte wimmelndes Gedränge.

Simpel.

Das müssen Worte sein wie Dampfnudeln.

Schelle.

Einen Puff in den Rücken, so werden sie schon herauskommen. Aber mit wem habe ich denn die Ehre?

Schubu.

Ich heiße Schubu, Präsident
Der Volksvertreter,
Tyrannenausjäter,
Die man in Masse Confluxus nennt.
(auf Papagey zeigend.)
Hier aber, mein Herr, bin ich so frei
Ihnen vorzustellen,
Den geistesheilen,
Den zungenschnellen,
Den vielgenannten,
Zwei'n Welten bekannten,
Unsterblichen Herren Papagey.

Papagey.

O bitte! die Unsterblichkeit
Ist auf Ihrer Seit'.

Schubu.

Nein! Ihnen gebührt es voranzugehen.

Papagey.

Wird nicht geschehen.

Schubu.

Ich bitte recht sehr.

Papagey.

Nein! nimmermehr!

Schuhu.

Sie ſind unſterblich, das wiſſen Alle.

Papagey.

Unſterblicher Sie in jedem Falle.

Schelle.

Verehrte Herrn! die Unſterblichkeit,
So viel ich ſie kenne, iſt ziemlich weit;
Es kam ſchon Krethi und Plethi hinein,
Auch für Sie Beide wird Platz noch ſein.
(Sich plötzlich zu Simpel wendend.)
Potz Wetter! Simpelchen haſt Du vernommen,
Was mir ſo eben ins Maul gekommen?

Simpel.

Gebratene Tauben?

Schelle.

Nein, Verſe, ſo wahr
Ich lebe, und Verſe wie Waſſer klar.
Ich weiß wahrhaftig nicht, wie mir geſchehen:
Der Wind muß wohl hier in Verſen wehen.

Schuhu.

Wir treten auf, erſcheinen, kommen
Die Bruſt beklommen —

Simpel.

Herr, da iſt nichts beſſer als ein Aderlaß.

Papagey.

Wer bist Du, Mann mit breitem Angesicht,
Der einen Präsidenten unterbricht?

Elster.

Ei Herr, es ist der andere Herr von der Erde, und Ihr könntet ihn eben so gut zum Demdulen wählen, wie den ersten Herrn.

Schubu.

Still, Jungfrau, mach uns keine Faxen!
Der scheint dem Amte nicht gewachsen.

Schelle.

Nein; man kann von seinem Wuchse eigentlich gar nicht sagen, daß er gewachsen ist. Da gibt es Leute, die, wenn sie nicht höchst bescheiden wären, wohl sagen dürften: da! wachst einmal besser, wenn Ihr könnt!

Simpel.

Herr Principal! von mir könnt Ihr sagen, was Ihr wollt; aber meinen Wuchs habe ich vom lieben Gott, und auf den lieben Gott lasse ich nichts kommen.

Elster (heimlich zu ihm).

Wüthe nicht, mein süßer Jüngling! Du bist für mich gewachsen.

Schelle.

Nun wollte ich doch, wir schritten zur Sache.

Schuhu.

Darum erscheinen wir und kommen
Die Brust beklommen — —

Schelle (für sich).

Verwettert! hätt' ich nur einen Gran
Ipekakuana, so wär's gethan.

Schuhu.

Denn wir sind hier den Herrscher zu küren,
Den Demodulen auf Lebenszeit,
Ihn mit dem Purpur zu umschnüren —

Schelle.

Na, küren Sie zu! ich bin bereit.

Schuhu.

Ja, holder Fremdling, sei erkoren!
(Er winkt Einen aus dem Gefolge herbei, der auf einem Kissen eine große Pergamentrolle trägt.)
Und hast Du erst diese Charte beschworen,
(er überreicht Schelle das Pergament.)
So leisten wir Dir den Huldigungseid.

Schelle
(das Pergament Pelikan reichend).

Mein lieber Pelikan, lesen Sie mir die Haupts

punkte vor. Es ist für meine Augen hier nicht hell genug.

Pelikan (abgebrochen lesend).

„Gleichheit vor dem Gesetz für Alle."

Schelle.

Gut. Alle müssen auch was haben.

Pelikan.

„Preßfrechheit für die Journalisten."

Schelle.

Recht. Leben und leben lassen.

Pelikan.

„Volksvertretung für die, die empor kommen wollen."

Schelle.

Brav. Man muß den Schwachen unter die Arme greifen.

Pelikan.

„Die Minister verantwortlich, damit sie andern Platz machen."

Schelle.

Wie billig. Chacun à son tour.

Pelikan.

„Die Civilliste noch zu bestimmen — so klein wie möglich."

Schelle.

Thut nichts: ich mache mir wenig aus dem Civil; wenn nur die Militärliste desto größer ist.

Pelikan.

„Der Demodul auf Lebenszeit"

Schelle.

Grade soviel er brauchen kann.

Pelikan.

„Darf nicht heirathen"

Schelle.

Ich habe einmal geheirathet und nicht wieder.

Pelikan.

„Es sollen Vorkehrungen getroffen werden, ihm das Heirathen unmöglich zu machen."

Schelle.

Die hat meine Selige schon getroffen.

Simpel.

Herr Principal! Bei den Vorkehrungen fällt mir mein ehemaliger Lehrherr, der Doctor Weinhold in Halle ein. Also, Herr Principal, wiewohl Ihr es nicht verdient, so gebe ich Euch doch einen guten Rath: bleibt, was Ihr seid, und laßt uns wieder auf die Erde fahren. Diese Demodulei ist, denke

ich, keine Rose ohne Dornen, sondern ein kahler Dornstrauch.

Pelikan (heimlich zu Schelle).

Glauben Sie ihm nicht: der Neid spricht aus ihm.

Schelle.

Das brauchen Sie mir nicht zu sagen: ich kenne die Stimme des Neides wie meine eigene. Nur weiter!

Pelikan (wie oben).

„Die Person des Demodulen ist unverletzlich."

Schelle.

Unverletzlich? Nun, was Guckguck kann ein vernünftiger Demodul mehr wünschen? Wenn meine Person unverletzlich ist, so mag übrigens kommen, was da will. Dem Himmel sei Dank! endlich werde ich meinen Pfahl im Fleische, mein barbarisches Schicksal, los. (Zu Schuhu und Papagey.) Meine Herrn, ich will Alles beschwören.

Schuhu (rückwärts rufend).

Trompeten und Pauken, laßt euch hören!

(Trompeten und Pauken außerhalb, während Schuhu und Alle, die mit ihm gekommen sind, vor Schelle nieder knieen.)

Schuhu.

O Demedules überschwenglich,

Papagoy.

Für unsre Wünsche unbedenklich,

Schuhu.

An Tugenden nicht mehr beschenklich,

Papagoy.

An Geistesgaben unverfänglich!

Schuhu.

O Demodul! wir huldigen Dir
Im Namen des Volkes im Staube hier.

Schelle.

Wenn das die Weiber doch sehen sollten,
Die sonst vor mir nicht knieen wollten,
Die Kiekebusche und Consorten.
Was waren sie? Schwarzes Roggenbrod.
Hier aber liegen Mandeltorten
(Schuhu und Papagoy machen eine tiefe Verbeugung.)
Zu meinen Füßen im trocknen Koth.
Doch, auf, Ihr Herrn! mir wird fast schwul.
Ich bin Ihr gnädiger Demodul.

(Die Knieenden stehen auf.)

Amsel.

Ich gratulire Eurer Ueberschwenglichkeit, und empfehle mich zu Gnaden.

Pelikan.

Auch meinen unterthänigsten Glückwunsch.

Simpel.

Gott gebe es gnädig, Herr Principal!

Schelle.

Principal! Principal! Hat Er nicht gehört, daß ich Ueberschwenglichkeit bin? Nicht mehr diesen unschicklich vertraulichen Ton! ohnehin hat Er in der letzten Zeit wenig Anhänglichkeit an unsere Person gezeigt. Doch weil Er uns gefolgt ist, so ernennen wir Ihn allergnädigst zum Leibbarbier unseres Marstalles.

Schuhu.

Vergönn', Erhabner, Dich nun zu schmücken
Mit des Purpurs weit leuchtender Pracht.

Schelle.

Nur zu! nur zu! Ich denke, mein Rücken
Ist für den Purpur wie gemacht.

(Auf Schuhu's Wink treten zwei aus dem Gefolge hervor, und fangen an Schelle mit breiten Aderbinden so zu umwickeln, daß Arme und Beine fest geschnürt sind.)

Schelle.

Uff! uff! mir fängt schon an zu schwindeln.
Potz Wetter aber, wie schnürt Ihr auch!

Mich wie ein Wickelkind einzuwindeln,
Iſt doch ein wunderlicher Brauch.

Papagey.

Er iſt ſymboliſch und bedeutet
Die Ruhe, die dem Erhabenen ziemt,
Die Ruhe, die der Aeſthetiker rühmt.
Dies Far niente iſt Ihnen bereitet,
Weil Bewegung der Hoheit widerſtreitet,
Nichts thun dem Demodulen geziemt.
Betrachten Sie nur die Göttergeſtalten
Der großen, unübertrefflichen Alten!
Sie werden ſeh'n, die Lenker der Welt
Sind immer nichtsthuend dargeſtellt.

Schelle.

Na, gehört das zu den Göttergeſtalten,
So muß ich freilich auch ſtille halten:
Ich will dem Erhab'nen nicht Schaden thun.
Aber bequemer wünſcht' ich zu ruh'n.

(Er iſt nun ſo umwunden, daß er ſich nicht rühren kann; auf einen Wink Schuhu's faßt man ihn und hebt ihn auf einen vergoldeten Trageſeſſel, den man unterdeſſen herbeigebracht.)

Schuhu.

Geruhen Sie noch, einen Namen zu wählen,
Einen Namen aus dem Vogelreich.

Schelle.

Da wollen wir uns nicht lange quälen.
Der Name gilt am Ende gleich.
(zu den Trägern.)
Macht fort! sonst muß ich vor Hitze bersten;
Macht fort! Ihr traget — Kranich den Ersten.

Schubu.

Vivat Kranich der Erste!
(Trompeten und Pauken außerhalb.)

Alle.

Vivat! Vivat!
(Schelle wird zur Rechten fortgetragen; Alle folgen, nur Simpel und Elster nicht.)

Fünfter Auftritt.

Simpel und Elster.

Elster.

Du bist mürrisch, theuerer Jüngling?

Simpel.

Wie ein alter Brummkater.

Elster.

Laß Dich den Undank Deines ehemaligen Principals nicht so tief gemüthlich rühren.

Simpel.

Ach! das ist es nicht. Ich mache mir blutwenig aus einem Dank: er läßt sich weder essen noch trinken. Aber es gefällt mir hier im Monde nicht; ich möchte lieber wieder auf die Erde.

Elster.

Du willst mich verlassen, Tigerherz? Hast Du mir nicht Treue geschworen, als wir den Deckel der Pastete mit einander brachen?

Simpel.

Ih, gute Mamsell Elster, reden Sie doch nicht mehr von einer Pastete, die schon verdaut ist. Es lohnt ja nicht der Mühe.

Elster.

Aber es lohnt doch der Mühe, morgen wieder eine zu verzehren.

Simpel.

Das will ich meinen: denn excellent war sie.

Elster.

Und wenn nun so jeder Tag seine eigne Pastete hätte?

Simpel.

Da wollte ich nicht mit meinem Principal tauschen. Es wäre herrlich: aber es gefällt mir halt hier nicht.

Elster.

Warum denn nicht, mein schwieriger Jüngling?

Simpel.

Erstens will kein Mensch etwas vom Manne im Monde wissen, mit dem ich doch so gern Bekanntschaft gemacht hätte. Alle Leute, die ich in Selberlug darum gefragt habe, haben mir wie Narren ins Gesicht gelacht, als wenn ich selber der Narr wäre. Endlich stieß ich auf Einen, der sah ganz ernsthaft und reputirlich aus, und sagte, er wollte mir den Mann im Monde zeigen, wenn ich ihm zwei Stüver gäbe. Ich gab ihm also zwei Stüver von dem halben Gulden, den Sie mir verehrt haben. Da sagte er: „Sehen Sie mich an, mein Herr!" da sah ich ihn an; und dann sagte er: „Sie sehen hier den Mann im Monde: denn ich bin ein Mann, und wir sind im Monde;" und damit ging er fort, und ließ mich stehen.

Elster.

Tobe nicht, jähzorniger Freund! Gibt es einen besondern Mann im Monde, so will ich Alles aufbieten, Dir seine Bekanntschaft zu verschaffen.

Simpel.

Das wäre recht schön; aber da ist noch was,

und die Hauptsache. Die Leute hier haben alles Erbliche abgeschafft, unter andern auch die Erbsünde.

Elster.

Allerdings. Das Erbliche verträgt sich nicht mit der Freiheit.

Simpel.

Ich will aber grade keine Freiheit in der Sünde.

Elster.

Warum nicht, mein tugendhafter Jüngling?

Simpel.

Ach was tugendhaft! Kein Mensch ist tugendhaft und ich will nichts Apartes haben. Ich kann ohne Erbsünde nicht leben: man sündigt auf und ab, und tröstet sich damit, daß man nicht dafür kann, und daß die Erbsünde daran Schuld ist; wenn es aber keine Erbsünde gibt, so fällt die Schuld auf unsereinen, und dabei kann man kein ruhiges Gewissen haben, und ohne ruhiges Gewissen kann ich nicht leben.

Elster.

Sei getrost, mein süßer Freund! Trotz des Verbotes wird immer noch so viel Erbsünde übrig bleiben, wie ein zärtliches Herz wünschen kann,

denn sie ist zu tief eingewurzelt in der Brust des Menschen.

Simpel.

Das wäre etwas. Wenn es nur mit dem Einwurzeln seine Richtigkeit hat.

Elster.

Gewiß, mein Jüngling. Fühlst Du es denn nicht? O daß Du es fühltest! dann würdest Du das Klopfen meines Herzens erwiedern.

Simpel.

So thue ich ja, liebe Mamsell. Hätten Sie nur gefühlt, wie das Herz mir vor Freude pochte, als wir die Pastete aßen.

Elster.

Es müßte auch ohne Pastete pochen.

Simpel.

Ih nu, wer weiß, was noch geschehen kann.

Elster.

Wie paradiesisch könnten wir leben! Mein Vater stellt sich zwar arm, aber er ist reich. Im Politischen wird sich vielleicht Manches ändern. Man hat im Conflux einen Vorschlag gemacht, der alle Frauen und Jungfrauen empört, nämlich, das ganze weibliche Geschlecht für Staatseigenthum zu erklären.

Vermuthlich wird der Vorschlag durchgehen, wir werden es nicht dulden; das kann zu einer Umwälzung führen; dann wird auch die Erbsünde wieder hergestellt, und wir reichen uns die Hände. (Sie reicht ihm die Hand.)

Simpel.

Und die Pasteten und den Mann im Monde. Na, wenn es so weit kommt, so mag es auch so weit kommen, (er schlägt ein.) topp!

Elster.

Mein geliebter, schöner Freund! nun duze mich und nenne mich Deine Elster!

Simpel.

Duzen, ja; Elster, nein. Bei mir in Schlesien heißt eine Elster nicht eine Elster, sondern eine Schalaster. So will ich Dich nennen; das wird mich erinnern an meine lieben Kinderjahre, an mein stilles Jugenddorf, wo man nur Sperlinge und Schalastern hörte.

Elster.

O mein romantischer Jüngling, wie Du willst, wenn Du nur recht zärtlich sagst: meine süße — — —

Simpel (sie umarmend).

Meine süße Schalaster!

(Sie gehen zur Rechten ab.)

Verwandlung.

Scene: Der Markt in der Hauptſtadt; im Hintergrunde das Stadthaus mit einer geräumigen Freitreppe vor dem Eingange.

Sechster Auftritt.

Vieles Volk verſammelt, darunter Kibitz, Wendehals, Pelikan und Wiedehopf. Die Herolde kommen eben aus dem Stadthauſe und miſchen ſich unter das Volk.

Stimme.

Na, wo bleibt denn der Demdul?

Eine Andere.

Sie laſſen uns verflucht lange warten.

Dritte.

Macht nur Lärm!

Mehrere.

Lärm! Lärm!

(Wildes Geſchrei und Pochen mit Knütteln, während deſſen Kibitz und Wendehals in den Vordergrund kommen.)

Wendehals.

Was machen ſie denn da drin mit dem Demdulen?

Kibitz.

Sie bringen ihm die gehörigen Ceremonien bei.

Wendehals.

Ceremonien? Hol's der Teufel! das kenne ich, die werden wir wieder bezahlen müssen, wie Alles.

Kibitz.

Es kann wohl sein, Nachbar, es kann wohl sein. Einen Demdulen haben wir nun; aber besser wird es darum wohl nicht werden.

Wendehals.

Im Leben nicht. Meiner Seele, Nachbar, ich bin kein Kopfhänger, aber wenn die Ewigkeit wieder Mode würde, ich glaubte gleich daran: man hätte doch eine Hoffnung. Es ist eine verwünschte Zeit; gar kein Verdienst mehr. Man muß die Arbeit mit der Laterne suchen, und wenn man sie gefunden hat, sind schon hundert Hände danach ausgestreckt, und man muß seine Gliedmaßen für ein Lumpengeld strapaziren.

Kibitz.

Man muß eben kein Narr sein, und sich einen bequemern Erwerb suchen.

Wendehals.

Ja, was für einen?

Kibitz.

Habt Ihr denn nicht von dem patriotischen Vereine gehört, der zum Besten der Freiheit alle Wochen ein Paarmal Aufruhr machen läßt?

Wendehals.

Ich habe wohl davon gehört; aber er soll auch schon nicht mehr sonderlich bezahlen. Wie viel gilt denn jetzt die Stunde Aufruhr?

Kibitz.

Der Cours steht alleweile schlecht: es sind eben auch der Menschen zu viele. Aber man kann doch immer davon leben. Die Patrioten bezahlen für die Stunde, wenn es blos Geschrei und Lärmen gilt, 10 Stüver; ist Fenstereinwerfen dabei 15, und bei fremden Ministern 18, geht es aber bis zum Häuserdemoliren einen Gulden.

Wendehals.

Ih, Nachbar, da ist ja gar keine Proportion. Das Demoliren müßte höher stehen; es ist doch ein ganz anderes Stück Arbeit.

Kibitz.

Freilich wohl; aber weil beim Demoliren doch immer auch geplündert wird, so rechnet man darauf, daß jeder Mitarbeiter noch seinen Extraschnitt macht.

Wendehals.

Das läßt sich hören. Hört, Nachbar, wenn es so ist, hätte ich wohl auch Lust dazu: man will sich doch am Ende ehrlich nähren. Wie fange ich es denn an?

Kibitz.

Holt mich morgen früh um 8 Uhr ab; ich will Euch ins Aufruhr-Comptoir führen; da könnt Ihr Euch einschreiben lassen.

Wendehals.

Ihr thut mir einen großen Gefallen.

Herold (zu den Beiden tretend).

Ich sehe, meine Herrn, Sie sind außer sich vor Freuden, Sie können sich kaum lassen vor Entzücken über die Wahl des Demodulen. Ich hoffe, Sie werden bei seinem baldigen Erscheinen Ihrem innern Jubel durch lautes munteres Krähen Luft machen.

Kibitz.

Ich hoffe, Sie hoffen Alles von unserm anerkannten Patriotismus. Andere lassen sich dafür bezahlen. Wie viel nehmen wohl diese feilen Gemüther für jedes Mal Krähen?

Herold.

Fünf Stüver.

Wendehals.

Und wie viel Mal wird denn gekräht?

Herold.

Dreimal, wann er schwört und einmal zum Schlusse.

Kibitz.

Das macht grade einen Gulden. (Er hält die Hand hin.)

Wendehals.

Wahrhaftig grade. (Er hält ebenfalls die Hand hin.)

Herold

(gibt Beiden Geld, und nimmt dann Kibitz auf die Seite).

Sie sind ein Mann von Erfahrung und Gewicht, sehen Sie ein Wenig zu, daß Alles in der Ordnung vor sich gehe, daß man zu rechter Zeit einfalle.

Kibitz.

Lassen Sie mich machen! ich bin ein vierzigjähriger Routier, und habe alle Phasen durchgemacht. (Sie gehen mit einander in den Hintergrund.)

Wendehals (ist unterdessen nach der Linken gegangen, wo er auf Pelikan stößt).

Pelikan.

Sieh da, lieber Nachbar! Guten Tag! Wir haben uns lange nicht gesehen. Wie geht es Euch?

Wendehals.

Wie soll es gehen, Herr? Schlecht.

Pelikan.

Natürlich. Es war auch eine alberne Frage von mir. Man soll in dieser Zeit keinen Ehrenmann fragen, wie es ihm geht; es kann in dieser Zeit einem Ehrenmann nicht anders gehen, als schlecht.

Wendehals.

Ja, es sind bitterböse Zeiten.

Pelikan.

Wie ganz anders war es, als wir noch unter dem milden Scepter des großen Fisch-Koirans standen! Wie regte sich da Gewerb und Handel! Wie standen da unsere Fonds! Was war damals am leichtesten? Geld verdienen. Wo war damals Noth? nirgends. Wo war damals Herz, was begehrst Du? überall.

Wendehals.

Ja, es war eine schöne Zeit. Schade nur, daß keine Freiheit dabei war.

Pelikan.

Es fehlte Euch nur eine Freiheit, die Ihr jetzt in vollem Maße habt, die Freiheit zu verhungern.

Wendehals.

Es ist doch eben eine Freiheit. Freilich, wenn

man die gute alte Zeit noch dabei haben könnte, wäre es beſſer, man hätte dann freie Wahl.

Pelikan.

Die ſchöne Zeit kann wiederkehren; es kommt nur darauf an, daß Alle, die es mit dem Glücke der Nation redlich meinen, ſich die Hand reichen.

Wendehals.

Ih, es müßten ja wahre Schelme ſein, wenn ſie es nicht thäten.

Pelikan.

Ich weiß, Nachbar, Ihr ſeid ein verſtändiger Mann, Euer Patriotismus iſt ein aufgeklärter Patriotismus; Ihr ſeid nicht von den Fanatikern.

Wendehals.

Nein wahrhaftig nicht; ich möchte alle Fanatiker lebendig verbrennen.

Pelikan.

Bei ſolchen Geſinnungen kann ich es Euch anvertrauen, daß die Wohlfahrt der Nation lediglich von der Wiederherſtellung der geſetzlichen Ordnung oder mit andern Worten von der Wiederherſtellung des großen Fiſchkoirans abhängt. Dazu alſo müſſen wir uns vereinigen; das iſt der ächte aufgeklärte Patriotismus, um ſo aufgeklärter, da er der ein-

träglichſte iſt: denn der Großmogul bezahlt mit Ducaten, wo die ſogenannte Freiheit nur Kreuzer gibt.

Wendehals.

Potz Wetter! Ja freilich, aufgeklärt muß der Patriotismus ſein, das danke ihm der Teufel.

Pelikan.

Wenn Ihr mich dieſen Abend beſuchen wollt, redlicher Mann, ſo werdet Ihr ſehen, daß es uns nicht an Freunden, am wenigſten aber an Ducaten für unſere Freunde fehlt.

Wendehals.

Ein Wort ein Mann, Herr: ich komme.

Pelikan (ihm die Hand ſchüttelnd).

Alſo auf Wiederſehen, ächter Patriot!

(Er geht nach dem Hintergrunde.)

Wendehals.

Hm! die Zeit iſt doch eigentlich nicht ſo ſchlimm wie ich dachte, wenn man ſie nur im wahren Lichte ſieht. Es iſt unglaublich, wie viel (indem er ſein Geld betrachtet) auf die rechte Beleuchtung ankommt.

(Die Herolde, die früher in das Stadthaus zurück gegangen ſind, treten jetzt wieder auf die Freitreppe heraus, und laſſen dabei die Flügelthüren des Eingangs offen.)

Herold.

Attention, Ihr Herrn! Der überschwengliche Demodul, Kranich der Erste, wird sich jetzt dem souveränen Volke zeigen.

Volk.

Aufgepaßt! aufgepaßt!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Schelle gebunden wie vorhin, mit einem Kranze von Pfaufedern auf dem Kopfe, wird auf die Freitreppe herausgetragen. Ihm folgen Schuhu, Papagey, Guckguck, Staar, die sich zur Rechten seines Sessels, Sperber, Rabe, Hahn, Geier, die sich zur Linken stellen. Dahinter anderes Gefolge. Trompeten und Pauken außerhalb; das Volk applaudirt.

Herold.

Attention! Jetzt wird der überschwengliche Demodul sich der Constitution verpflichten.

Schuhu (lesend).

„Ich, Kranich der Erste, durch Zufall und „Volkswillen Demodul der Vögel, verpflichte mich, „die Constitution, die das Volk der Vögel sich durch „seine Vertreter gegeben hat, in ihrem ganzen Um-

„fange, ihrer ganzen Weite und Breite zu beobach-
„ten und beobachten zu laſſen.“ (Er winkt Schelle.)

Schelle (heftig gähnend).

A — h.

Volk (applaudirend).

Kikeriki!

Schuhu (wie oben).

„Ich verpflichte mich, Alles zu genehmigen,
„was künftig das ſouveräne Volk der Vögel durch
„ſeine Stellvertreter noch weiter conſtitutioniren dürfte,
„und es eben ſo zu beobachten und beobachten zu
„laſſen, wie das ſchon Conſtitutionirte.“ (Er winkt Schelle.)

Schelle (wie oben).

A — h!

Volk (wie oben).

Kikeriki!

Schuhu (wie oben).

„Im Falle ich etwas gegen die Conſtitution
„thäte, verpflichte ich mich, da meiner Unverletzlich-
„keit wegen, Niemand Hand an mich legen darf,
„mir ſelbſt die Kehle abzuſchneiden. (Er winkt Schelle.)

Schelle
(thut als ob er es nicht bemerkte).

Schuhu
(winkt mit drohender Geberde).

Schelle
(ſchnell und noch lauter gähnend).
A — ha!

Volk (wie oben).
Kikeriki!

Herold.
Die rührend erhabene Handlung iſt geendet.
(Trompeten und Pauken außerhalb.)

Herold.
Attention! Jetzt wird der überſchwengliche Demodul ſeine erſte Gnadenhandlung vornehmen.

Sperber (leſend).
„Wir, Kranich der Erſte, durch Zufall und „Volkswillen Demodul der Vögel, haben verordnet „und verordnen. Artikel 1. Es ſoll zur Auszeich„nung und Belohnung des Verdienſtes eine Pfauen„legion beſtehen. Artikel 2. Dieſe Pfauenlegion „iſt in zwei Claſſen eingetheilt, in Schwanzfedern „und Halsfedern. Artikel 3. Mit der Schwanz„feder ſind 10,000 Gulden jährlicher Ehrenſold „verbunden, mit der Halsfeder blos die Ehre ohne „den Sold.“

Herold (lesend).

„Demnach ernennen Sr. Ueberschwenglichkeit „der Demodul zu Schwanzfedern der Pfauenlegion: „1. den weltberühmten Präsidenten der Volksvertre„tung, Herrn Schuhu.

(Schuhu kniet vor Schelle nieder, und dieser, dem man während des Vorigen die Binden abgenommen hat, steckt ihm eine große Pfaufeder an den Hut. Dies geschieht mit allen Folgenden, die der Herold nennt.)

Herold (wie oben).

„2., den hochverdienten Präsidenten des Mini„sterrathes, Herrn Sperber. — — 3., den sehr „illustern Obergeneral der Nationalgarde, Herrn „Papagoy — — 4., den ehrenwerthen Minister „der Finanzen, Herrn Rabe. — — 5., — —

Pelikan.

Das ist ja langweilig.

Wendehals.

Höchst langweilig, denn wir haben nichts davon.

Volk (mit Pfeifen und Pochen).

Genug! genug!

Herold

(nachdem es still geworden).

Die glänzende Gnadenhandlung ist geendigt.

(Trompeten und Pauken außerhalb.)

Herold.

Attention! Jetzt wird sich der überschwengliche Demodul populär machen.

Volk (mit Getümmel).

Das ist recht! — Das ist die Hauptsache!

Zweiter Herold

(der von der Freitreppe herunter gestiegen, drängt, in der Mitte durchgehend, das Volk nach beiden Seiten)

Platz da! Platz da!

(Das Volk hat sich auf die Seiten zurück gezogen, und man erblickt unten vor der Freitreppe eine Kegelbahn, die sich nach der Linken zu in die Coulisse verliert. Am Anfange der Kegelbahn steht Wiedehopf. Schelle kommt von der Freitreppe herunter und stellt sich neben ihn.)

Herold (oben).

Der überschwengliche Demodul wird mit diesem Kohlenbrenner eine Partie Kegel spielen wie mit Seinesgleichen.

Volk.

Ist recht! ist recht!

(Der zweite Herold reicht Schelle vor ihm niederknieend eine Kugel.)

Schelle.

Ist mir doch als wäre ich wieder in Krähwinkel. (Er schiebt.)

Kegeljunge
(nachdem man hat Kegel fallen hören, hinten).
Achte um den König!

Schelle.
Na, was sagt Ihr? bin ich ein Demodul wie ein Däuschen?

Wiedehopf.
Es ist noch nicht alle Tage Feierabend. (Er schiebt.)

Kegeljunge (wie oben).
Alle neune!

Schelle.
Viel Holz! Du bist mein Meister.

Wiedehopf.
Versteht sich: bin ich doch ein Stück von Deinem Souverän.

Schelle.
Wie heißest Du?

Wiedehopf.
Wiedehopf.

Schelle.
Den Namen hätte ich riechen können. Du bist in jeder Hinsicht ein braver Wiedehopf.

Wiedehopf.
Und Du ein braver Demdul. Ich muß Dich

umhalſen. (Er umarmt ihn, und macht ihn im Geſichte ganz ſchwarz.)

Schelle

(fährt mit der Hand hin und beſieht ſie).

Na bin ich nun populär genug?

Volk (applaudirend).

Kikeriki! Kikeriki!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Scene: Der Platz wie zu Anfange des zweiten Aufzuges.

Erster Auftritt.

Eine Menge Frauen versammelt, unter ihnen Rohrdommel, Elster, Henne, Kropfgans, Ente und Nachtigall.

Rohrdommel.

Ja Schwestern, ich ahn' und glaube, mag zweifeln, wer da will,
Durchgeh'n wird im Confluxe die grausenvolle Bill:
Man wird uns all' erklären für öffentlich Eigenthum,
Sucht doch in der Schmach der Frauen der Mann gern seinen Ruhm.

O Schwestern, bedenket, erwäget das unermeßliche Weh',
Das uns nothwendig muß treffen, vernichtet man die Eh'!
Zum Ersten haben wir Frauen auch einen Geist im Leib',
Der fordert Unterhaltung, Vergnügen und Zeitvertreib.
Indeß der Himmel die Männer so reich damit bedacht,
Sind doch wir Frauen wohl auch nicht zur langen Weile gemacht.
Der Mann kann reiten und jagen, kann schwärmen den ganzen Tag,
Und halbe Nächte verjubeln beim Künstler-Trinkgelag;
Ihm winken in Klubb und Ressource, Casino und Conditorei,
Kaffee, Beefsteaks, Burgunder und hundert Journale dabei.
Aus diesen lernt er sprechen von Kunst und Politik,
Und dann bewundern die Menschen des Denkers tiefen Blick.
Er schnappt zum Zeitvertreibe wohl gar nach Philosophie:
Bewundert dann sich selber, begreift sich selber nie.

Und will das Alles nicht gehen, so raucht er ein Cigarro,
Und ist dabei nichts denkend in seinem Gotte froh.
Wie sind dagegen, wir Frauen, in unsern Freuden beengt!
Karg auf das Haus und den Zirkel am Kaffeetisch beschränkt!
Was lockt uns zu diesem Tische? die Torten? der Marzipan?
Pfui! wer ist von uns Frauen so irdisch angethan?
Uns lockt die Unterhaltung von Wirthschaft und Scandal,
Vom Putz der Nachbarinnen, und ihrer Jahre Zahl.
Des Hauses Freuden — wie spärlich! Ich bin mir nur einer bewußt,
Den Mann, den innigst geliebten, zu plagen nach Herzenslust;
Mit mürrischem Schweigen und Schmollen, mit häufiger Thränenfluth,
Mit Ohnmacht und mit Krämpfen, wenn er uns den Willen nicht thut;
Auch mit verbranntem Essen, wenn lang' er widersteht,
Mit der Gardinenpredigt, wann er um Ruhe fleht,

Mit fleißigem Kokettiren, mit Eiferſucht wild und blind,
Und was dergleichen unſchuld'ge Vergnügen mehr noch ſind.
Das Alles will man uns nehmen, die Wirthſchaft, das Scandal,
Den Putz, die Eiferſucht, der Männer luſtige Quaal.
Denn Alles kann nur beſtehen vermöge der heiligen Eh';
Und die will man vernichten.

Alle.

O Weh! o Weh! o Weh!

Rohrdommel.

Was, frag' ich zweitens, was bleibet noch unſerm armen Geſchlecht,
Entreißt man ihm des Pantoffels bis jetzt geheiligt Recht?
Auch wir, wir haben Herzen, an denen der Ehrgeiz nagt;
Und doch bleibt Ruhm und Ehre den Frauen hart verſagt.
Der Mann kann Bücher ſchreiben und ſenden in die Welt;
Da loben ihn die Journale für ein geringes Geld.

Der Mann kann etwas erfinden, das ihm beſonders nützt;
Da wird ein Patent ihm gefertigt, das ſeinen Mikmak ſchützt.
Der Mann kann eſſen und trinken und ſchlafen fürs Vaterland;
Das lohnt ihm die Gunſt der Miniſter mit Stern und Ordensband.
Der Mann kann prangen im Heere durch Schnurr- bart und Dreſſur,
Durch ſolches Verdienſt beflügeln der Dienſtbeförderung Uhr;
Als Marſchall dann von Weitem zuſehen einer Schlacht,
Und dafür lohnt dem Helden des Monumentes Pracht.
Der Mann kann furchtbar ſich machen durch Oppoſition,
Und eine Miniſterſtelle wird ſein gerechter Lohn;
Dann kann er ein Vater der Armen durch glänzende Bälle ſein,
Und, ſeine Kaſſe füllend, dem Wohl des Volkes ſich weih'n. —
Was iſt ſtatt ſolcher Ehren der armen Frau beſcheert?
Nur der Pantoffel als Scepter, Commandoſtab und Schwert.

Wo aber blüht der Pantoffel? nur in der heiligen Eh';
Und die will man vernichten!

Alle.

O Weh! o Weh! o Weh!

Nachtigall.

Wohl klug hast Du gesprochen, Rohrdommel, zart und fein,
Schier hat mir das Herz gebrochen die rührende Rede Dein;
Wohl hast Du uns vorgehalten Minerva's grausen Schild,
Doch seh' ich den tiefsten der Schmerzen noch nicht in Deinem Bild.
Ach! mit dem Ehestande hebt man den Brautstand auf,
Und reißt das goldene Alter aus unsrer Jahre Lauf.
Wie schön ist's, wenn der Jüngling voll Muth und Kraft und Bart
Durch unsre Zauberblicke zum Schaf wird sanft und zart;
Gedankenlos melancholisch uns folgt auf jedem Schritt,
Vor unsrem Hauf' ins Pflaster der Liebe Spuren tritt,
Das Aug' aufs Fenster geheftet lorgnirend uns begrüßt,
Darüber stolpert und fallend sein Blut für uns vergießt;

Die Flammen seiner Liebe, die Seufzer die sie erpreßt,
Für Geld von einem Schreiber uns schreiben und schildern läßt,
Zu unsern Füßen will sterben in einem bezahlten Gedicht,
Das, weil wir's nicht verstehen, complett das Herz uns bricht,
Und beim Geständniß endlich die ganze Welt vergißt,
Platt in den Staub sich bettet, und unsre Pariser küßt.
Ach! dieser Himmel der Frauen geht mit der heiligen Eh',
Die man vernichtet, zu Grunde.

Alle.

O Weh! o Weh! o Weh!

Kropfgans.

Und für den verlorenen Himmel, was wird die Entschädigung sein?
Die Hölle sag' ich, die Hölle mit aller ihrer Pein.
Denn denket, Schwestern! o denket, welch unaussprechlicher Graus,
Wohl hundert Frauen zusammen in einem Schwesterhaus!

Wie wird der Haß dort brüten, dem Baſilisken gleich;
Wie dort die Zwietracht gründen ein unermeßliches Reich!
Da ſteht es vor meinen Blicken das ſchreckenvolle Bild!
Horcht! wie aus belferndem Munde ein Meer von Schmähung quillt!
Seht, wie das zarte Händchen zur knolligen Fauſt ſich ballt,
Die Finger ſich dehnen und ſehnen zu prüfen ihre Gewalt!
Wie gleich Marienfädchen, am Herbſttag kühl und klar,
Durch Zimmer und Säle flieget hier braunes, dort blondes Haar!
Wie zu den natürlichen Zügen zehn künſtliche ſich gefügt,
Ins Feld der Wangen von Nägeln rothſtreifig eingepflügt.
Genug, Ihr Schweſtern! ich ſchweige, und male das Bild nicht aus,
Die Stimme gefriert mir im Buſen.

Alle.

O Graus! o Graus! o Graus!

Rohrdommel.

Sagt, Schwestern, sollen wir's dulden? —

Alle.

Wir dulden es nimmermehr!

Rohrdommel.

So rathet, was wir beginnen!

Amsel.

Das Rathen ist hier schwer.

Elster.

Wir haben die Freiheit begünstigt; doch in der Freiheit liebt
Jedweder nur die Freiheit, die man ihm selber gibt:
Wenn also in der Freiheit man seine Freiheit nimmt,
Der ist wohl gegen die Freiheit mit Fug und Recht ergrimmt;
Und was uns Grimm erreget, das mein' ich, schlagen wir todt,
Ist's irgend möglich zu machen: denn Noth kennt kein Gebot.
Es fängt der Patriotismus stets von uns selber an;
Darum erklären wir Frauen die Freiheit in den Bann,
Und contrerebelliren.

Alle.

Ja, ja! Rebellion!

Amsel.

Wie aber wär's anzufangen?

Elster.

O Amsel! das weiß ich schon.

Rohrdommel.

So rede! denn es besitzet doch nimmer ein Geschlecht
Mit Ausschließung des andern das Rebellirungerecht.

Elster.

Ich habe lange gesonnen und endlich ausgedacht,
Was einen Strich durch die Rechnung der Weiberfeinde macht.
Doch darf es noch, soll's gelingen, nicht kommen an den Tag;
Drum wählet einen Ausschuß, dem ich's vertrauen mag.
Rohrdommeln, Nachtigalln, Amseln und Kropfgans schlag' ich vor:
Wer meinen Vorschlag billigt, der hebe die Hände empor!

(Alle heben die Hände empor.)

Elfter
(zu den vier Genannten).

Ihr ausgeſchoſſenen Schweſtern, kommt, folget mir ins Haus!
Vereint arbeiten wir dorten den Reactionsplan aus.
(Zu den Uebrigen.)
Ihr aber kehret wieder nach zwanzig Stunden und vier!
Was über den Staat wir beſchloſſen, erfahret dann auch Ihr.
(Sie geht mit den vier Genannten zur Linken, die Uebrigen zur Rechten ab.)

Zweiter Auftritt.

Gimpel kommt hinter einem Strauche hervor.

Gimpel.

Etſch! etſch! etſch! nu habe ich Alles gehört, was ſie geredet haben: wenn ich nur wüßte, was. Die ſind links gegangen, und die ſind rechts gegangen: möchte ich nur wiſſen, warum. Ne, — wahrhaftig nicht. Möchte ich doch lieber wiſſen, warum ich wiſſen möchte, warum. (Er zieht ein Stück Kuchen aus der Taſche.) Kuchen iſt Kuchen, und ich

weiß warum; und wenn ich ihn essen will, muß ich ihn ins Maul stecken (er thut es) und da weiß ich auch, warum; und mehr könnte ich nicht davon wissen, wenn ich auch Alles wüßte. — Nu will ich mich doch aber nachschleichen und wieder horchen, was sie reden. Es kann mir es Niemand verwehren, denn ich bin, wie sie sagen, ein freier Mensch; und wenn ich horche so lange ich lebe, werde ich doch am Ende wissen, warum. (Geht links ab.)

Verwandlung.

Scene: Die Hauptstadt. Ein reiches, aber nicht tiefes Zimmer im Palaste.

Dritter Auftritt.

Schelle in glänzendem Costüm auf einem Ruhebette liegend, wird von vier Mohren von der Rechten her herein getragen; die Mohren gehen wieder ab.

Schelle
(nach einer Pause sich aufrichtend und mehrmals gähnend).

Es ist umsonst; der Schlaf will hier so wenig kommen wie dort: meine Nerven sind zu sehr aufgeregt durch die wunderlichen Begebenheiten des Tages. (Sich umsehend.) Der Palast ist recht hübsch;

(sich selbst betrachtend.) ich bin auch recht hübsch; aber was hilft es, wenn ich hier eingesperrt bin, wie ein Vogel im Bauer, und nur bei großen Gelegenheiten heraus darf? — Was fange ich an, um mir die Zeit zu vertreiben? Ich spüre entsetzliche lange Weile. Das ist eins von den neuen Gefühlen, die meine Erhöhung mir gegeben hat. Ich wollte, ich hätte Würfel hier, um mit mir selbst zu knöchein. — Es würde auch nichts helfen. — (Er singt.) Es saß einmal um Mitternacht ein eingesperrtes Kind, dem achtzehn Jahr der Frühling lacht — Nein, das ist auch nichts. Meine Stimme mißfällt mir heute: die lange Weile macht auch das Schönste langweilig. — Die Zeit ist doch besonders vor Tische unmenschlich lang. Nein, es ist nicht die Zeit; es ist der Hunger. Die Zeit ist immer gleich lang, eine Stunde wie die andere; aber der Hunger macht die Zeit wie den Menschen schmächtig, und das Schmächtige erscheint immer länger als das Dicke, ein Bindfaden immer länger als eine Bratwurst. Es ist auch ein toller Gebrauch, daß man hier erst um fünf Uhr ißt, da doch jeder vernünftige Magen spätestens um ein Uhr Wolfshunger hat. (Er läutet.)

Vierter Auftritt.

Schelle. Ein Kämmerling tritt ein.

Kämmerling.

Ueberſchwenglichkeit befehlen?

Schelle.

Wie ſpät iſt es?

Kämmerling.

Ein Viertel auf Fünf.

Schelle.

Erſt ein Viertel. Noch drei Viertelſtunden!

Kämmerling.

Der Präſident des Miniſterrathes iſt hier, und will mit Ew. Ueberſchwenglichkeit arbeiten.

Schelle.

Was? Arbeiten? Jetzt, wo ich kaum noch Kraft genug habe zu vegetiren? Schickt ihn fort, und ſagt ihm: ich will jetzt nicht arbeiten.

Kämmerling.

Das wage ich nicht, ihm zu hinterbringen.

Schelle.

Ihr wagt es nicht? Was fürchtet Ihr?

Kämmerling.

Nichts für mich, aber viel für Ew. Ueberſchweng-

lichkeit. Dieſelben wiſſen doch, daß es in der Conſtitution dem Demodulen verboten iſt, jemals zu ſagen: ich will nicht. Wenn es Ew. Ueberſchwenglichkeit dennoch ſagten, ſo hätten Sie die Conſtitution verletzt, und wären verpflichtet, ſich die Kehle abzuſchneiden.

Schelle.

O verflucht!

Kämmerling.

Das würde uns Allen Leid thun, wiewohl es zu einer großen und prächtigen Ceremonie Anlaß geben würde.

Schelle.

Hole der Teufel die Ceremonie! Laßt den Präſidenten kommen zu Fuß oder zu Pferde, wie er will. Fort! fort!

Kämmerling.

Ich eile. (Er geht ab.)

Schelle.

Schelle! unverbeſſerlicher Wagehals! Wie konnteſt du dich verpflichten, dir ſelbſt die Kehle abzuſchneiden? Wie wäre das möglich? Würde das meine Humanität jemals zulaſſen? Würde ich

nicht immer aus alter Gewohnheit mich blos rasiren, statt mir die Kehle abzuschneiden?

Fünfter Auftritt.

Schelle. Sperber tritt ein von einem Schreiber, der Schriften trägt, begleitet.

Sperber.

Ich komme, um höchst wichtige Sachen Ew. Ueberschwenglichkeit zur Bestätigung vorzulegen.

Schelle.

Warum muß denn das eben jetzt sein?

Sperber.

Weil es morgen in den Zeitungen stehen muß, daß Ew. Ueberschwenglichkeit mit mir gearbeitet haben.

Schelle.

Warum muß denn das in den Zeitungen stehen?

Sperber.

Weil die Spalten derselben voll werden müssen.

Schelle.

Warum müssen denn die Spalten voll werden?

Sperber.

Weil die Journaliſten leben müſſen.

Schelle.

Warum müſſen die denn leben?

Sperber.

Weil ſie der Sauerteig des Lebens ſind.

Schelle.

Ohne ſie wäre alſo das Leben Kuchen oder gar Torte. Ich denke, das könnte man ſich gefallen laſſen. Aber wer weiß? dann würden ſie vielleicht zur Hefe des Lebens.

Sperber.

Wäre es Ew. Ueberſchwenglichkeit nicht gefällig, zur Arbeit zu ſchreiten?

Schelle.

Schreiten wir zu! (Er ſetzt ſich an den Tiſch.)

Sperber (zu dem Schreiber).

Thun Sie Ihre Pflicht.

Schreiber

(legt die Papiere auf den Tiſch, macht eine tiefe Verbeugung vor Schelle, und bindet ihm dann mit einer Purpurbinde die Augen zu).

Schelle.

Alle Wetter! was ſoll das heißen?

Sperber.

Es geschieht, um Ihre Unschuld zu bewahren.

Schelle.

Da hätten Sie früher kommen müssen.

Sperber.

Bei offenen Augen könnte es Ew. Ueberschwenglichkeit doch begegnen, durch einen Blick in die Schriften, die ich vorlegen werde, deren Inhalt kennen zu lernen. Dadurch würden Sie Mitschuldiger, im Fall des Mißlingens. Das darf nicht sein: die Hoheit muß frei bleiben von aller Schuld; nur wir, die wir im Staube des Lebens wühlen, dürfen schuldig und verantwortlich werden.

Schelle.

Gut; so will ich unschuldig bleiben wie ein Kind. Ohnehin mache ich gute Fortschritte in der Kinderlaufbahn: gewickelt hat man mich schon; „ich will nicht," darf ich auch nicht sagen. Wenn es so fort geht, hoffe ich bald wieder bei meiner Mutter Leib anzukommen.

Sperber

(ihm eine Schrift vorlegend).

Hier ist also erstens — Numero Eins. Geruhen Sie zu unterzeichnen — Kranich.

Schelle.

Na, der Kranich wird gewiß zu erkennen ſein, wenn ich ſo blind unterſchreibe.

Sperber.

Mein Secretär wird Ihnen behülflich ſein.

Schelle

(unterſchreibt, indem ihm der Schreiber die Hand führt).

Sperber

(andere Schriften vorlegend).

Hier zweitens — Numero zwei — Hier drittens — Numero drei — Hier viertens — Numero vier.

Schelle

(hat jede Schrift wie oben unterſchrieben).

Sperber.

Ich danke Ew. Ueberſchwenglichkeit: die wichtige Arbeit iſt vollendet.

Schelle.

Ich bin auch ſchachmatt davon.

Schreiber

(nimmt ihm die Binde ab).

Schelle.

Sagen Sie mir, was ich unterſchrieben habe, kommt das auch in die Zeitungen?

Sperber.

Zu seiner Zeit allerdings.

Schelle.

Das ist mir lieb; so bekomme ich doch auch zu wissen, was ich gethan habe. Ich denke, das ist eine unschuldige Neugierde.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Kämmerling tritt ein.

Kämmerling.

Eine Deputation der Schüler des hiesigen Gymnasiums wünscht vorgelassen zu werden.

Schelle.

Was habe ich mit Schülern zu thun? Bin ich ein Präceptor?

Sperber.

Ich muß Ew. Ueberschwenglichkeit dringend bitten, diese jungen Leute ungesäumt vorzulassen: sie bilden jetzt eine bedeutende Potenz im Staate.

Schelle.

Das ist etwas Anderes. Ich dachte, weil er von Schülern sprach, es wäre noch impotente Jugend. Also laßt sie kommen.

Kämmerling (geht ab).

Sperber.

Und ich muß Ew. Ueberſchwenglichkeit dringend bitten, dieſe jungen Leute ja recht freundlich und zuvorkommend zu behandeln: ſie haben gewaltigen Einfluß und großen Anhang.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Zwölf Knaben, je vier von gleichem Alter treten ein, unter den größern Zaunkönig, unter den mittlern Fliegenſchnäpper, unter den kleinern Colibri.

Zaunkönig (vortretend).

Wir ſind gekommen, Demodul der Vögel,
Dir Glück zu wünſchen zu der großen Ehre,
Die Dir zu Theil geworden.

Schelle.

Servitör,
Sehr werthe junge Herrn.

Zaunkönig.

Wir hoffen nun,
Daß Du, den Ruhm erkennend, eines großen
Und freien und ſouveränen Volkes erſter
Beamteter zu ſein, Dein hohes Amt

So führen wirſt, daß wir, mit Dir zufrieden,
Uns ſelbſt dereinſt, wie jetzo Dir, zu Deiner
Erhöhung, Glück zu wünſchen Urſach haben.

Schelle.

Verſteht ſich, liebe junge Herrn.

Zaunkönig.

Wir hoffen
Du wirſt begreifen, daß die Gegenwart
Nur eine Treppe zu der Zukunft iſt,
Daß alſo Staat und Leben eigentlich
Der Jugend, der lebend'gen Zukunft, eignen;
Wir hoffen, daß mithin Du uns vor Allen
Begünſtigen und hegen wirſt und pflegen,
Und Alles bill'gen und bewundern wirſt,
Was wir erdenken im Cigarrenduſte,
Und dann im Geiſt des edlen Bieres thun.

Schelle.

Natürlich, theure junge Herrn.

Zaunkönig.

Wir hoffen,
Du ſiehſt es ein, daß dieſer Stand der Dinge
Nur proviſoriſch iſt. Bald kommen wir
Ans Regiment, und machen Alles anders.

Fliegenschnäpper.

Dann wir, und machen wieder Alles anders.

Colibri.

Und wir, wir machen Alles noch viel anders.

Schelle.

Potz Blitz! das gibt ein ew'ges Kreiselspiel.

Zaunkönig.

Das ist die Freiheit, ewige Bewegung
Und ew'ges Werden: denn Besteh'n und Sein
Sind andre Worte nur für Dienst und Knechtschaft.
Drum hoffen wir, daß, der Bewegung hold,
Bewegend Du die künftige Bewegung,
Die ächte Freiheit, vorbewegen wirst.

Schelle.

Ich werde nicht ermangeln.

Zaunkönig.

Lebe wohl!
Dies war's, was wir ans Herz Dir legen wollten.

Schelle.

Sehr obligirt für diese guten Lehren,
Und meinen Dank, verehrte junge Herrn!

Zaunkönig.

Den spare Dir. Wir wollen keinen Dank;
Denn Dank ist Lohn, von Lohn wird Größe krank;

Er würde unsrer Thaten Glanz beflecken;
Wir dienen nur der Freiheit hohen Zwecken.
(Er macht eine leichte Verbeugung und geht mit allen Knaben ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen ohne die Knaben.

Schelle.

Das sind mir trotzige Jünglinge.

Sperber.

Etwas kategorisch.

Schelle.

Bei mir zu Lande würde man sie grobe Bengel heißen.

Sperber.

Sie gehören zu den kleinen Unbequemlichkeiten der Freiheit.

Schelle.

Ich merke, die Freiheit ist reich an solchen Kleinigkeiten. Apropos! wie spät mag es sein?

Sperber.

Warum fragen Ew. Ueberschwenglichkeit nach etwas so Gemeinem wie die Zeit?

Schelle.

Es gibt auch vornehme Zeiten, z. B. die Eſſenszeit; und nach der frage ich eigentlich, denn mich hungert barbariſch.

Sperber.

Ew. Ueberſchwenglichkeit geruhen zu ſcherzen.

Schelle.

Den Henker ſcherze ich. Der Hunger iſt eine ernſthafte Beſtie.

Sperber.

Eben darum. Alles Beſtialiſche, alles Animaliſche, überhaupt alles Irdiſche verſchwindet auf dem hohen Standpunkte, wo Sie ſtehen.

Schelle.

Herr, ich will Ihnen eine Lehre aus meiner Erfahrung geben. Das Irdiſche iſt eins von den Bildern, die Einen immer ſtarr anſehen, auf welchem Standpunkte man auch ſtehen mag.

Sperber.

Ich bin unendlich erfreut über Dero ſcherzhafte Laune, und wünſche, daß ſie dauernd ſein möge.

(Er empfiehlt ſich und geht mit dem Schreiber ab.)

Schelle.

O verflucht! Der Kerl hat gewiß ſchon ein

Paar hundert Auſtern im Leibe, daß er den Hunger für eine ſcherzhafte Laune hält. Schelle! Schelle! wo biſt Du hin gerathen! (Er läutet.)

Neunter Auftritt.

Schelle. Simpel und der Kämmerling treten ein.

Kämmerling.

Befehlen?

Schelle.

Wie ſpät iſt es?

Kämmerling.

Bald drei Viertel auf fünfe.

Schelle.

Gott ſei gelobt! Nicht wahr?

Kämmerling.

Das ich nicht wüßte; weder gelobt, noch getadelt.

Schelle (erſtaunt).

Menſch! Ihr habt gewiß ſchon gegeſſen?

Kämmerling.

Allerdings. Wir eſſen um drei Uhr.

Schelle.

O Ihr Glückſeligen! Was habt Ihr denn heute gegeſſen?

Kämmerling.

Wurſt und Sauerkraut.

Schelle (ergriffen).

Wurſt und Sauerkraut! fort! fort!

Kämmerling (geht ſchnell ab).

Schelle

Wurſt und Sauerkraut! Leibbarbier meines Marſtalles hat Er noch Sinn für dieſen herrlichen Gedanken?

Simpel.

Für den Gedanken nicht, aber für die Sache habe ich noch vier Sinne und ſtatt des fünften den Magen.

Schelle.

Wurſt und Sauerkraut! O zauberiſche Töne, welche Erinnerungen wecket ihr in meiner Seele, ſüße Erinnerungen an meine glücklichen Kinderjahre! O Leibbarbier, dieſe Jahre bleiben doch die ſchönſten des Lebens. Geb' Er mir dieſe Zeit zurück, und ich ſchenke Ihm alle Tage des Ruhmes und Glanzes, die ich ſeitdem erlebt habe.

O selig, wer, von aller Hoheit fern,
Mit Wurst sich füllt den väterlichen Magen,
Dazu sein Sauerkraut voll Saft und Kern
Verschlingt mit unbeschreiblichem Behagen.

Großer Gott! ich erschrecke vor meinem eigenen Zustande. Der Hunger macht mich zum Poeten; so fürchterlich wüthet er in mir.

Simpel.

Darüber brauchen Ew. Ueberschwenglichkeit nicht zu erschrecken: ich habe immer gehört, Poesie und Hunger seien wenigstens Geschwisterkinder.

Schelle.

Wenn der Hunger Poesie ist, so ist Sattwerden und Sattsein Prosa, und dann will ich schon in Mutterleibe einen Schwur gethan haben, mein Leben lang Prosaist zu bleiben.

(Man hört eine Glocke; der mittlere Vorhang geht in die Höhe; das Zimmer verwandelt sich dadurch in einen Saal, in dessen Mitte ein gedeckter Tisch mit vielen Schüsseln steht, zur Rechten dabei ein Sessel.)

Zehnter Auftritt.

Schelle und Simpel. Diſtelfink mit einem Stäbchen ſteht an der linken Seite des Tiſches. Mehrere Diener im Hintergrunde.

Diſtelfink.

Es hat fünf geſchlagen, Sr. Ueberſchwenglichkeit, der Demodul, geht zur Tafel.

(Trompeten und Pauken außerhalb.)

Schelle.

Das iſt die lieblichſte Muſik, die ich je vernommen habe. Wahrhaft ehrwürdige Trompeten und Pauken!

Diſtelfink.

Iſt es Ew. Ueberſchwenlichkeit nicht gefällig Platz zu nehmen.

Schelle.

Ob es mir gefällig iſt? (Er ſetzt ſich ſchnell in den Seſſel.) Aha! da ſind ja vier Suppen zur Auswahl.

Diſtelfink.

Vier allerdings: (Immer die Schüſſeln mit dem Stäbchen berührend.) eine ruſſiſche Uchá von Sterlett in Champagner gekocht, eine Schildkrötenſuppe, eine Suppe à la reine.

Schelle.

Spaßeshalber will ich sie doch alle drei versuchen. (Er nimmt den Löffel, und will damit in eine Schüssel fahren.)

Distelfink

(mit dem Stäbchen abwehrend).

Bemühen Sie sich nicht! diese drei Suppen sind nur auf das Papier gemalt, das den innern Rand der Schüssel deckt.

Schelle.

Was? gemalte Suppen? Wo sind denn die ungemalten, die man essen kann?

Distelfink.

Die einzige, die Realität hat, ist diese hier, eine Biersuppe in Wasser gekocht.

Schelle.

Das heißt kurz, eine Wassersuppe.

Distelfink.

In gemeiner Mundart allerdings eine Wassersuppe.

Schelle.

Die kann Er selbst essen; die schenke ich Ihm.

Distelfink.

Danke unterthänigst. (Er gibt den Dienern ein

Zeichen, worauf Einige vier Schüsseln wegtragen, Andere die übrigen Schelle näher rücken.)

Schelle.

Recht so! Wir wollen uns ans Derbe halten. (Auf die erste Schüssel zeigend.) Was ist das?

Distelfink

(wie oben bezeichnend).

Dies ist Filet-de-boeuf in Burgunder gekocht.

Schelle.

Kommt mir gelegen. (Er nimmt die Gabel und langt danach.)

Distelfink

(wie oben abwehrend).

Bemühen Sie sich nicht! Es ist in Pflaumbaumholz künstlich nachgeahmt.

Schelle.

Blitz und Hagel!

Distelfink (weiter bezeichnend).

Dieser Fisch hier ist ein Sterlett in seiner Gallert.

Schelle.

Nicht zu verachten. (Er langt danach.)

Distelfink (abwehrend).

Bemühen Sie sich nicht! der Fisch ist in Gyps, die Gallert in Baumharz künstlich nachgeahmt.

Schelle.

Alle Donnerwetter!

Distelfink (weiter bezeichnend).

Dies ist ein Vol-au-vent à la financière oder Pastete mit Gehirn, Kälbermilch, Hahnenkämmen und dergleichen.

Schelle.

Viel auf einmal; das liebe ich. (Er langt danach.)

Distelfink (abwehrend).

Bemühen Sie sich nicht! der Rand ist in Baumrinde, das Füllsel in Papier-maché künstlich nachgeahmt.

Schelle.

Kreuzelement!

Distelfink (fortfahrend).

Was nun diesen Braten hier betrifft, so ist es Dammwild mit Sardellen gefüllt, in Wedgewood künstlich nachgeahmt. Alle diese Speisen sind zwar nicht zu genießen; aber ich bitte Ew. Ueberschwenglichkeit die Kunst zu bewundern. — —

Schelle

(der mit starrem Erstaunen zugehört).

Wer ist Er? Wie heißt Er?

Distelfink.

Distelfink, grand maître d'hôtel.

Schelle.

Höre Er, grand maître d'hôtel Distelfink, ich wollte sein Fink krepirte, und es bliebe nichts von ihm übrig als die Distel, und ich wäre der Esel, der sie fressen könnte.

Distelfink.

Würden mir viel Ehre erzeigen.

Schelle.

Wie unterfängt er sich, buntschäckiger Stieglitz, seinem Herrn und Gebieter lauter Vexirschüsseln vorzusetzen?

Distelfink.

Ausdrücklicher Befehl des hohen Conflux es. Das Land ist tief verschuldet; das Budget schwillt auf, wie ein Wassersüchtiger; die Abgaben gehen langsam und schwierig ein; die größte Sparsamkeit ist vonnöthen, und natürlich muß das gute Beispiel von obenher gegeben werden. Um aber doch den Schein zu retten — — —

Schelle.

Hole der Teufel den Schein! er macht nicht satt. Unerhört! Wo ist endlich eine Schüssel ohne Schein, die ich essen kann?

Distelfink
(eine Schüssel bezeichnend).

Die einzige Schüssel, die Realität hat, ist diese hier, die uns nichts kostet.

Schelle.

Was ist es denn?

Distelfink.

Ein Fricassee von Froschkeulen.

Schelle (aufspringend).

Pfui Teufel! Froschkeulen? Bin ich ein Storch, daß ich Frösche fressen soll?

Simpel.

Kraniche pflegen auch.

Schelle.

Halte Er Sein Maul! Habe ich die höchste Staffel der Menschheit erstiegen, um Froschkeulen zu essen?

Distelfink.

Der Widerwille gegen Frösche ist ein Vorurtheil, und das Erhabene darf keine Vorurtheile hegen.

Schelle.

Geh Er zum Henker, Er unverschämtes Vorurtheil! stopfe Er mit den Froschkeulen seine eignen Keulen aus! da kommt Gleiches zu Gleichem.

Distelfink.

Ew. Ueberschwenglichkeit wollen also entschieden nicht davon genießen?

Schelle.

Nicht in dieser, nicht in jener Welt.

Distelfink (ausrufend).

Die Tafel ist aufgehoben; Sr. Ueberschwenglichkeit, der Demodul, ist satt.

(Trompeten und Pauken außerhalb.)

Schelle.

Halt! es ist nicht wahr. Die Trompeten und Pauken sind schändliche Lügner.

(Indem die Diener dem Tische zu eilen um abzutragen, fällt der mittlere Vorhang wieder rasch, wodurch sich die Scene wieder in das vorige Zimmer verwandelt. Schelle und Simpel bleiben vorn.)

Elfter Auftritt.

Schelle und Simpel.

Schelle (in heftiger Bewegung).

Es ist aus — es ist rein aus — es ist Alles aus. Ich habe Geduld gehabt trotz einem Schafe. Riesen haben mich zusammen geschnürt wie auf der

Folter; ein Kohlenbrenner hat mich an sein schwarzes Herz gedrückt, und seine Popularität mir ins Gesicht geschmiert; ein Complimenteschneider hat mich mit verbundenen Augen arbeiten lassen, wie einen Färbersgaul; Lümmel von Schuljungen haben mir Grobheiten gesagt: ich habe Alles langmüthig ertragen; denn mich stärkte die Hoffnung auf eine gute tüchtige Mahlzeit. Die Hoffnung ist hin, ist hingesunken wie das Morgenroth: ich bin vernichtet.

Simpel.

Ew. Ueberschwenglichkeit — —

Schelle.

Weg damit, Simpel, weg damit! An mir ist nichts überschwenglich als der Hunger. Der hungrige Mensch ist weder groß noch klein, weder vornehm noch gering; er ist ein bloßer Mensch, ein rein menschlicher Mensch.

Simpel.

Also seid Ihr wieder mein Herr Principal?

Schelle.

Ja doch; und Du mein subjectum fidelissima. O Simpel! in welchen niederträchtigen Planeten sind wir gerathen! Meinem Schicksal wollte ich entrinnen. — Was ist nun mein Schicksal? Hunger.

Wer ist der Lenker meines Schicksals? Ein verfluchter Distelfink. O Plomatikos! mächtiger Plomatikos, erscheine und führe mich auf meinen Mutterplaneten, die Erde, zurück!

Simpel.

Herr Principal, so geht es ja nicht. Da Ihr einmal wider meinen Rath Demodul geworden seid, müßt Ihr Euch nun selbst erkennen, wenn der Zauberer kommen soll. So hat er ja selber gesagt.

Schelle.

Es ist wahr: ich muß mich selbst erkennen. Ja, ich will mich auch auf der Stelle selbst erkennen. — — Aber ich habe mich ja niemals verkannt; wie soll ich mich denn nun selbst erkennen?

Simpel.

Meiner Seele, Herr, da kann ich Euch keinen Rath geben: ich habe die Operation niemals gemacht. Aber ich denke, sich selbst erkennen, das heißt hübsch demüthig und gar nicht hoffärthig sein.

Schelle.

Bin ich denn jemals hoffärthig gewesen? Habe ich es nicht immer laut gesagt, daß alle meine Gaben, Gaben Gottes sind?

Simpel.

Ja, Herr; Ihr habt es vielleicht nicht laut genug gesagt?

Schelle.

Na, so sage ich es hier noch einmal: (sehr laut) mein Witz, meine Geistesgegenwart, meine Liebenswürdigkeit sind einzig und allein verdienstlose Gaben Gottes.

Simpel (aufhorchend).

Nun bin ich doch neugierig, ob der Zauberer kommen wird.

Schelle

(nachdem er ebenfalls ein Veilchen gehorcht).

Es rührt sich nichts.

Simpel.

Vielleicht, weil Ihr doch im Herzen nicht an Euere Worte glaubt.

Schelle.

Man glaubt freilich nicht leicht an seine eigenen Worte; aber daran habe ich immer geglaubt: denn diese Gaben waren mir von Kindesbeinen an eigen, wo ich sie doch noch nicht erworben haben konnte. (Sehr laut.) Ich glaube fest, was ich gesagt habe. (Sie horchen Beide wieder eine Weile.)

Simpel.

Es thut's noch nicht.

Schelle (verzweifelnd).

Mäuschenstill — und ich werde verhungern.

Simpel.

Nicht doch, Herr! Bis Ihr einmal die rechte Selbsterkenntniß trefft, will ich Euch schon zu essen mitbringen von meiner lieben Schalaster.

Schelle.

Wer ist die liebe Schalaster?

Simpel.

Wer wird es sein? Das hübsche Mädchen, der wir zuerst begegneten; die hat sich auf den Tod in mich verliebt.

Schelle.

Was? In Dich hat sich schon ein Mädchen, und in mich noch keine Katze verliebt? Und die freche Person hat es gewagt, sich in Dich zu verlieben, während ich neben Dir stand? Und Du hast Dich unterfangen, ihre Liebe anzunehmen ohne mir erst diese Schüssel zu präsentiren? Fort, Verräther! aus meinen Augen, subjectum malum.

Simpel (heftig).

Donnerwetter! Subjectum malum, ein unters

würfiger Apfel? Herr, das sollt Ihr mir nicht sagen. Ich will kein Apfel sein, und wäre es ein Stettiner, und am allerwenigsten ein unterwürfiger hier in einem freien Lande. Hole es der Teufel! (Er geht hastig ab.)

Schelle (allein).

Habe ich mich doch alterirt! Aber der Fall soll in meinem Reiche nicht mehr vorkommen. Ich will dem Conflux us ein neues Gesetz darüber vorlegen lassen: es soll künftig zu den Prärogativen des Demodulen gehören, daß jedes Mädchen erst ein Jahr lang heimlich für ihn schmachten muß, ehe es sich in einen Andern verlieben darf.

Simpel
(erschrocken wieder hereinstürzend).

Ein Geist! ein Geist! ein Geist!

Schelle.

Was? ein Geist in einer Constitution?

Simpel.

Was scheeren sich die Todten um eine Constitution? Ich habe ihn gesehen: es ist des Herrn Professors Geist, bei dem ich die Anfangselemente der Chirurgie gelernt habe.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Ibis tritt ein. Simpel hält sich die Augen zu.

Ibis.

Ew. Ueberschwenglichkeit verzeihen — —

Schelle.

Ein Geist, Hahaha! ein gewöhnliches Mondkalb. (Laut.) Wer ist Er?

Ibis.

Ich habe die Ehre Ew. Ueberschwenglichkeit erster Leibarzt zu sein.

Schelle

Da kommt Er wie gerufen. Verschreibe Er mir auf der Stelle sechs Pfund Rindfleisch mit drei Quart Meerrettig.

Ibis.

Das gehört nicht in mein Departement.

Schelle

Was? eine Magenschwindsucht nicht in Sein Departement?

Ibis.

Ich bin Wundarzt, Ueberschwenglichkeit.

Schelle.

Wundarzt? Ei der Tausend! da sind wir ja

Collegen, — Collegen von der Lancette und vom Schnäpper. Das freut mich: sei Er mir herzlich willkommen!

Ibis.

Ew. Ueberschwenglichkeit sind sehr herablassend.

Schelle.

Warum nicht, wenn man doch bleibt, wer man ist? Wie heißt Er?

Ibis.

Hier heiße ich Ibis; eigentlich aber bin ich der Doctor Weinhold aus Halle.

Simpel.

Ach! ach! ach!

Schelle (zurückprallend).

Donnerwetter! doch ein Geist?

Ibis.

Keineswegs. Ich bin nicht gestorben, sondern habe nur mein undankbares Vaterland verlassen, das den größten Gedanken des Jahrhunderts mit Kälte sogar mit Hohngelächter aufnahm.

Schelle (lachend).

Ja, ich erinnere mich.

Ibis.

Ein wohlthätiger Zauberer hat mich hieher versetzt, wo man Genialität besser zu schätzen weiß.

Schelle.

Grade ſo iſt es mir gegangen. Schön, daß wir verkannten Wundärzte uns hier zuſammen finden. Wir wollen mit Geſprächen über kitzliche Operationen manchen Abend vergnügt zubringen.

Ibis.

Ein ſolches Geſpräch iſt eigentlich ſchon der Zweck meines Hierſeins.

Schelle.

Wie ſo?

Ibis.

Ew. Ueberſchwenglichkeit wiſſen, daß vermöge der Conſtitution der Demodul, damit ſeine Würde nie erblich werden könne, durchaus keine Nachkommenſchaft hinterlaſſen darf.

Schelle.

Ich will auch keine hinterlaſſen.

Ibis.

Schön! Nimm die Gottheit auf in Deinen Willen. —

Schelle.

Bei Gelegenheit.

Ibis.

Aber Unmöglichkeit iſt zuverläſſiger als freier

Wille. Deshalb ſind gewiſſe Verkehrungen beliebt worden. —

Schelle.

Was heißt das Alles? Was will Er?

Ibis.

Was ich will? Ich bin der Doctor Weinhold aus Halle.

Simpel (für ſich).

Gott! ich rieche den Braten.

Schelle.

Wer Er iſt, weiß ich; ich frage, was Er will?

Ibis.

Was ich will? Ich bin eben der Doctor Weinhold aus Halle.

Simpel.

Der den größten Gedanken —

Schelle

(dem plötzlich ein Licht aufgeht).

Wa — was? — Er wollte — —

Ibis.

Ich will und muß.

Schelle (wüthend).

Ibis, Satan, Weinhold, Beelzebub, hebe Dich weg, oder ich erdroſſele Dich, ich zerſchmettere Dir

die Hirnschaale mit den Froschkeulen, die ich freſſen ſollte.

Ibis

(nur ihm nach der Thüre zurückweichend).

Kehle abſchneiden oder —

Schelle

(heftiger auf ihn eindringend).

Fahre aus, Du hölliſcher Geiſt, Du Leib- und Seelenmörder. — —

Ibis (wie oben dazwiſchen).

Oder — oder —

Schelle (will ihn faſſen).

Teufel, fahr' aus!

Ibis

(ſpringt zur Thüre hinaus, ſchreiend).

Oder —

Dreizehnter Auftritt.

Schelle und Simpel.

Schelle (voll Verzweiflung).

Oder — oder — oder — Wort, das durch die Seele bohrt! Wo iſt Hilfe? wo iſt Rettung? Pfeumatikos! Pfeumatikos! wo biſt Du verfluchter

Zauberer, mit Deiner teufliſchen Selbſterkenntniß? (Er wirft ſich Simpel an den Hals.) Subject, Menſch, Freund! hilf mir! rette mich! Einzige fühlende Seele in dieſer Kannibalei, hilf mir fort von hier! Ich will gern meine Hoheit hingeben um meine Niedrigkeit zu retten. Hilf mir fort! Mir iſt ſchauerlich zu Muthe — mich dünkt, es quellen Geiſter aus der Wand — —

Simpel.

I, Herr Principal, bange machen gilt nicht. Aus der Wand kommen gewiß keine Geiſter. Faßt nur ein Herz! Es iſt ja noch nicht ſo weit; und was wäre es am Ende mehr?

Schelle
(ſich von ihm losreißend).

Ungeheuer!

Simpel.

Heirathen wollt Ihr ja doch nicht.

Schelle.

Nein! nein! nein! Aber ich muß doch glauben können, ich könnte.

Simpel.

Ihr ſeid überhaupt ſchon ein Mann von gewiſſen Jahren.

Simpel.

Du brauchst gar nichts mit Dir machen zu lassen; Du sollst mein Schwager werden, ohne daß Du es merkst. Wir werden herrlich zusammen passen, denn Simpel reimt mit Gimpel, und man kann von unserer Schwägerschaft nicht sagen: reime Dich oder ich fresse Dich!

Gimpel.

Mich fressen? Na, da käme es doch noch darauf an, wer den Andern zuerst fräße. Aber Du darfst auch gar nicht; denn ich bin ein freier Mensch.

Simpel.

So? Na, es ist gut; ich weiß, was ich weiß: mit Eurer Freiheit wird es bald zu Ende sein.

Gimpel.

Wird's? I nu! sie hat schon lange genug gedauert. Ich habe einmal zur Strafe — ich weiß nicht warum — acht Tage lang nichts als Hasensauer zu essen gekriegt, und weiß, wie ein Ding thut, was zu lange dauert. Mag es doch mit der Freiheit zu Ende sein; ich habe mir niemals was daraus gemacht. — Höre, ich will Dir einmal meine Gedanken über die Freiheit sagen: der Vater und die Schwester wollen sie niemals hören; sie sagen, ich

hätte keine Gedanken, und doch ist mir manchmal der Kopf ganz wüste davon.

Simpel.

Na, so sage nur her! Ich will sehen, was daran ist.

Gimpel.

Ich hatte einmal ein Eichhörnchen gefangen und wollte es kirre machen, aber der Vater nahm es mir weg und sagte: laß dem Thiere seine Freiheit, und da ließ er es laufen, und es lief wieder in den Wald. Siehst Du, das ist die Freiheit. So lange wir nicht, wie Eichhörnchen und anderes Gewürm, im Walde herumlaufen, immer müssig gehen, essen und trinken, was und wieviel wir wollen, schlafen wo und wie lange wir wollen, Anderes thun wie oft wir wollen, haben wir die rechte Freiheit nicht.

Simpel.

Hm! das sind barbarisch freie Gedanken.

Gimpel.

Nicht wahr? Und siehst Du! dann wären wir auch Alle unter einander gleich, wie die Eichkätzchen, bei denen eins so gut ein Vieh ist wie das andere. Und gleich muß man sich doch in der Freiheit sein:

denn man ſpricht immer Freiheit und Gleichheit zuſammen, wie Lari Fari und Wiſchi Waſchi.

Simpel.

Hm —! es wäre ſo übel nicht. Man brauchte dann keine Deputirten und keine Miniſter, die doch immer ungeheueres Geld koſten.

Gimpel.

Und keine Fleiſcher und Bäcker, keine Schneider und Schuſter, die ſich auch ungeheuer bezahlen laſſen.

Simpel.

Hm — hm! es läßt ſich hören; aber es iſt nicht practiſch: denn am Ende brauchte man auch keine Barbiere.

Gimpel.

Die braucht man auch nicht. Fort damit!

Simpel.

Was? mit den Barbieren? Donnerwetter! Ein Staat ohne Barbiere! Wer ſollte denn die Menſchen raſiren? Die Barbiere müſſen bleiben.

Gimpel.

Sie müſſen fort; zum Geier müſſen ſie!

Simpel.

Die Barbiere? (ihm mit der Fauſt drohend.) Du — Gimpel!

Gimpel (ihm wieder drohend).

Du Simpel!

Simpel.

Sie müſſen bleiben.

Simpel.

Sie müſſen fort.

Simpel.

Halt's Maul! oder ich verſetze Dir was. (Drohend.)

Gimpel (drohend).

Wenn Du mir was verſetzeſt, ſo verlege ich Dir was!

(Indem ſie einander anfallen.)

Simpel.

Gimpel!

Gimpel.

Simpel!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Pelikan, als Officier der Nationalgarde, und Elſter, in einem Mantel, kommen von der Linken.

Pelikan.

Heda! heda! Ruhe und Frieden!

Elſter.

Gott! Gimpel will Simpel tödten!

(Sie bringen die Kämpfer aus einander.)

Pelikan.

Was gab es hier zwiſchen Euch?

Simpel.

Nichts Beſonderes. Gimpel ſagte mir ſeine Gedanken, und die ſtießen mich vor den Kopf.

Gimpel.

Herr Vater, was iſt denn ein Barbier?

Pelikan.

Ein Barbier? — ein Bartſcheerer.

Gimpel.

Ah — ſo. (Er reicht Simpel die Hand.) Nu, die können allenfalls bleiben.

Simpel.

Na, es iſt mir lieb, daß Du zur Einſicht kommſt.

Elſter.

Mir war ſchon recht bange, mein ſüßer Freund, daß Du nicht kommen würdeſt, weil Du ſo lange bliebſt.

Simpel.

Theuere Schalaſter, ich bin nicht Schuld daran: es durfte Niemand zum Thore hinaus, bis die Nationalgarde ausmarſchirt war, denn es ſollte kein Gedränge entſtehen.

Pelikan (lachend).

Kein Gedränge! durch unſere Nationalgarde!

Simpel.

Ja, ſie ließen auch die Gardiſten nur einen nach dem andern zum Thore hinaus, wie man in Berlin am Brandenburger Thore der Schlachtſteuer wegen die Schöpſe herein läßt. Da mußte ich alſo lange warten, und denn laufen was ich konnte, denn die ganze Nationalgarde iſt ſchon im Marſche, und die Revûe muß gleich losgehen.

Elſter.

Nun wir wollen auch nicht ſäumen. Ich bin fertig, (ſie ſchlägt ihren Mantel aus einander, unter dem ſie als Mann in einem abweichenden Coſtüme gekleidet iſt.) die Andern ſind es auch; und dieſe Revûe, die alle Männer auf einen Haufen verſammelt, macht es möglich, unſern Plan mit einem Schlage auszuführen. Das verdanken wir zum Theil Dir, theuerſter Simpel: denn habe auch ich den glücklichen Gedanken der Revûe geboren, ſo haſt Du ihn doch dem Demodulen eingehaucht.

Simpel.

Ja, er griff auch mit beiden Händen danach, denn es war das einzige Mittel, ihn wenigſtens auf ein Paar Tage aus den Klauen des Ibis zu retten.

Wenn es aber mit unsern Practiken nicht glückt, so weiß ich nicht, wie er am Ende davon kommen soll.

Elsler.

Wie sollte es denn nicht glücken? Unser Heer ist voller Muth und steht schon schlagfertig hinter dem Walde. Ein Geist, der Geist der Freiheit beseelt alle Frauen des ganzen Eilands. Mein guter Vater hier, der unserm Plane beifällig lächelt, hat uns Waffen und Pulver geliehen, die er im Keller vorräthig hatte, und einen Böller, der im Garten vergraben war. Das ist mehr als hinreichend, um Schreck über Land und Stadt zu verbreiten, und durch den Schreck werden wir siegen.

Pelikan.

Ganz gewiß, oder ich müßte unsere Freiheitshelden nicht kennen. Aber, Herr Simpel, Sie haben doch den Plan nicht etwa dem Demodulen mitgetheilt?

Simpel.

Wo denken Sie hin, Herr Pelikan? Ich habe ihm blos gesagt, daß er sich bei der Revüe aus dem Staube machen könnte, und ich ihn dann verstecken wollte, bis sich etwa eine Retourfuhre nach der Erde fände; aber von unserm Plane kein Wort. Erstens

weiß ich, er kann die Zähne nicht zusammen beißen, wenn er ein Geheimniß dahinter hat; und dann hat er es auch gar nicht um mich verdient, daß ich Mitleid mit ihm habe, denn, seit wir hier sind, hat er mich verdammt schnöde behandelt.

Elster.

Dafür kannst Du ihn ängstigen, so viel Du willst, wann er in unsere Hände fällt.

Simpel.

Das will ich auch, und er hat eine ganz besondere Anlage zur Angst. Aber bei der Angst muß es bleiben, das mache ich mir aus; geschehen muß ihm nichts. Wenn er auch, wer weiß was verdient hätte; so ist er doch einmal mein Principal gewesen, und das sitzt fest wie Ketten. Es bleibt also beim Bangemachen.

Elster.

Es bleibt dabei. Nur kommt Alles darauf an, mein Geliebter, daß Du, da wir Frauen nicht reden können, Deine Rolle gut spielst.

Simpel.

Was werde ich denn nicht? Hättest Du mich nur einmal Komödie spielen sehen, wenn ich einer Frau einen Zahn ausreißen sollte. Wenn er auch

vier Wurzeln hatte, und fest saß wie eine alte Eiche so hieß es doch: „Aengstigen Sie sich nicht, „Madam; die Sache ist federleicht, Sie werden es „gar nicht spüren; der Zahn wackelt ja wie ein halb „ausgerissener Zaunpfahl; erlauben Sie noch einmal" — und dabei das Instrument im Aermel, und krack und (schreiend) hei! da war es geschehen. Wie sollte ich denn nun so ein Bischen Rolle nicht spielen können?

Elster.

Ich hoffe das Höchste von Dir, süßer Gegenstand meiner Schwärmerei. Dein Lohn ist Dir gewiß: mein liebevoller Vater hat alle Bedenklichkeiten überwunden, und (Simpels Hand fassend) segnet unsern Bund.

Pelikan.

Ja, der Himmel segne Euch, meine Kinder!

Gimpel.

Möchte ich nur wissen, warum! — Herr Vater! ich will auch gesegnet sein; die sollen nichts voraus haben.

Pelikan.

Ja, mein Sohn Gimpel, der Himmel segne Dich, wie er Dich schon gesegnet hat.

Gimpel.

Es ist gut: nu bin ich auch in gesegneten Umständen.

Elster

(Gimpel nach der Linken ziehend.)

Komm, mein herrlicher Bräutigam, komm an unser großes Werk! In einer Stunde ist hier eine neue Welt, ein neues Leben, wir Frauen sind frei, das heißt wir herrschen. (Indem sie zur Linken mit Gimpel abgeht sich umkehrend.) Komm mit, Bruder Gimpel! wir können Dich brauchen.

(Ab mit Gimpel.)

Gimpel (lustig).

Hei! hei! sie können mich brauchen; das ist mir im Leben noch nicht geschehen. (Er lauft ihnen nach.)

Pelikan (allein).

Immer zu, Ihr Narren und Närrinnen! Macht die Verwirrung nur immer größer! desto leichter stellt sich die alte Ordnung wieder her. Mein Bote an den Koiran des Fischerlandes ist schon abgefertigt; in einigen Tagen kann Se. Hochherrlichkeit hier sein, denn die geringe Macht, deren es bedarf, um hier Alles wieder in den vorigen Stand zu setzen, bringt er in vier und zwanzig Stunden auf. Dann blüht

mein Waizen; dann kann mir ein Portefeuille nicht entgehen.

(Er geht zur Rechten ab.)

Verwandlung.

Scene: Freie Gegend wie zu Anfange des erſten Aufzuges.

Dritter Auftritt.

Im Hintergrunde ſind zwiſchen dem Gebüſche Linientruppen aufgeſtellt. Neuntödter in Officieruniform geht vor ihnen auf und nieder. Man hört von der Rechten her aus der Ferne Trompeten und Pauken. Ein Haufe Volk, worunter **Kibitz und Wendehals**, kommt vorn von der Rechten und geht nach der Linken.

Kibitz.

Es lebe der Demodul!

Wendehals.

Kranich der Erſte hoch!

Kibitz.

Vivat hoch! Vivat hoch!

Kibitz (nach hinten zeigend).

Hurra! die Linie! Die brave Linie ſoll leben!

Volk.

Vivat! vivat!

Neuntödter.

Die Nationalgarde! hoch!

Volk.

Hoch! hoch!

Wendehals.

Unſer überſchwenglicher Demodul! Hurrah!

Volk.

Hurrah! hurrah!

(Unterdeſſen kommen die Folgenden vorn von der Rechten.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Schelle. Schuhu, Sperber, Papagoy, in Nationalgarde-Uniform, und mehrere Adjutanten, in derſelben Uniform, unter welchen ſich Pelikan befindet. Dieſe alle bleiben vorn auf der Rechten, während das Volk gegenüber auf der Linken ſteht.

Schelle (das Volk begrüßend).

Ich bin unendlich gerührt, treue Vögel, von Euerem rührenden Enthuſiasmus, und ſeid verſichert und ſo weiter.

Volk.

Hurrah! hurrah!

Schelle
(nach dem Hintergrunde zeigend).

Iſt das die Nationalgarde?

Sperber.

Bitte um Entſchuldigung: das iſt die Linie.

Schelle.

Brave Linie! wie mit dem Lineal gezogen.

Papagoy.

Es iſt Ew. Ueberſchwenglichkeit doch wohl gefällig, zuerſt die Nationalgarde zu muſtern?

Schelle.

Verſteht ſich, die Nationalgarde. Aber wo ſteckt ſie denn? Ich habe ja im Herwege kein Ohrläppchen, geſchweige denn einen Mann davon geſehen.

Papagoy.

Ich habe ſie ins Gebüſch verſteckt, um Ew. Ueberſchwenglichkeit deſto mehr durch den herrlichen Anblick zu überraſchen.

Schelle.

Na, ſo überraſchen Sie mich in Gottes Namen! (Papagoy ſpricht mit einem Adjutanten, der dann zur Rechten abgeht.)

Schelle
(Pelikan gewahrend, der zu ſeiner Rechten ſteht).

Aha! Sie auch hier?

Pelikan.

Aufzuwarten: ich gehöre zum Generalſtabe der Nationalgarde.

Schelle (heimlich zu ihm).

Haben Sie den Leibbarbier des Marſtalles nicht geſehen?

Pelikan.

Mit keinem Auge, Ueberſchwenglichkeit.

Schelle (für ſich).

Auch der verläßt mich. O Treue, wo ſteckſt Du?

(Militäriſche Muſik außerhalb; der Adjutant kommt zurück)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Von der Rechten her marſchiren auf: ſechs Officiere und hinter jedem vier Mann Nationalgarde, die alle vollſtändig bewaffnet ſind, aber nur immer die beiden vorderſten in Uniform. Später andere Nationalgarden.

Erſter Officier

(nachdem er die Couliſſen links erreicht, commandirend).

Halt! — Rechts um! Richtet Euch!

(Die andern Officiere wiederholen jedes Commando, und die Mannſchaft führt es aus, ſo daß nun ſie eine Linie bildet zwei Mann hoch, und die Uniformirten in der erſten Reihe ſtehen.)

Erſter Officier (commandirend).

Präſentirt das Gewehr!

(Die andern Officiere wiederholen das Commando, und die Mannſchaft führt es aus. Während des Folgenden marſchirt weiter rückwärts eine Reihe von zwölf Mann mit zwei Officieren auf. Sie ſind nicht in Uniform, und bringen jeder einen Stuhl ſtatt der Flinte mit.)

Papagey.

Das ſind die erſten ſechs Legionen von der mobilen Nationalgarde.

Schelle.

Brave Legionen! man kann ſie mit einem Blick überſehen.

Pelikan.

Ja wohl, und es braucht nicht einmal ein umfaſſender Blick zu ſein.

Schelle.

Ja, ſie könnten etwas gedrängter ſtehen; ein großes Gewimmel gäbe es darum doch nicht.

Papagey.

Unzählig ſind ſie nicht, aber unermeßlich — —

Pelikan.

Ja wohl: der Schneider hat den meiſten nicht einmal Maß nehmen können, darum haben ſie keine Uniform.

Papagoy.

Ich meine unermeßlich an Muth und Tapferkeit und kriegeriſchem Feuer, das uns im Voraus verbürgt, ſie werden, wo ſie auch kämpfen, ſiegreich ſein.

Schelle.

Ja, es ſind ſiegreiche Geſichter, wahrhaft freie Phyſiognomien.

Pelikan.

Freie Phantaſieen der Natur.

Papagoy.

Ew. Ueberſchwenglichkeit ſollten erſt ihre Begeiſterung ſehen.

Schelle.

Da wäre ich doch curios.

Papagoy.

Meine Herrn Officiere, commandiren Sie!

Officiere (commandirend).

Achtung! — Begeiſterung!

Garden

(mit Grimaſſen, quäkend und blökend).

Hurrah! hurrah!

Schelle
(sich die Ohren zuhaltend).

Peh Wetter! da könnte man ja selbst zum Geiste werden.

Papagoy.

Nicht wahr, das ist ergreifend? Und nun sollen sie kommen, unsere feigen Unterdrücker, die faulen Fische mit ihrem Koiran! Wie Spreu im Winde sollen sie zerstieben vor dieser begeisterten Freiheitsliebe.

Schelle.

Wir wollen doch lieber wünschen, daß sie nicht kommen: Spreu fliegt Einem wenigstens in die Augen, und faule Fische gibt es ohnehin genug, wo Menschen sind. Na, die habe ich gemustert; man tische mir neue Legionen auf, wenn noch welche da sind.

Papagoy.

Noch sechs von der mobilen Garde. (Zu den Officieren) Vorwärts, meine Herrn!

(Er schickt den Adjutanten wieder wie oben zur Rechten ab.)

Officiere (commandirend).

Gewehr auf die Schulter! — Links um! — Marsch!

(Die vordere Mannschaft marschirt zur Linken rasch ab, so

daß nun die hintere ſichtbar wird, die alle auf Stühlen ſitzen. Das Volk von der Linken folgt der abmarſchirenden Mannſchaft.)

Schelle
(auf die Sitzenden zeigend).

Was tauſend ſind denn das für Leute?

Papagey.

Die ſitzende Nationalgarde. Vor der Hand erſt zwei Legionen.

Schelle.

Gute Legionen! ſtille Legionen! Sie ſitzen mit vielem Anſtande.

Pelikan.

Es ſind auch lauter geſetzte Leute.

Schelle.

Sie ſitzen ſo ſchön da, daß es Einen ordentlich in den Fingern juckt, ſie einzuſeifen und zu raſiren. — Ob ſie aber dem Feinde großen Widerſtand thun würden — — —

Pelikan.

Widerſtand iſt nicht ihr Beruf, nur Widerſetzlichkeit.

(Unter kriegeriſcher Muſik wie oben marſchirt wieder von der Rechten her die vorige Mannſchaft, nur anders zuſammen geſtellt, auf. Die Officiere commandiren wieder wie oben.)

Papagoy.

Das sind die andern sechs Legionen der Mobilen.

Schelle.

Sehr schön! wahre Taschen-Legionen! — Aber Donnerwetter! das sind ja wieder dieselben! ich erkenne die siegreichen Gesichter.

Papagoy.

Bitte um Entschuldigung: es sind nicht Dieselben, sondern durch einen wunderbaren Zufall alle Zwillingsbrüder der Vorigen.

Pelikan (heimlich zu Schelle).

Es sind dieselben: sie sind hinten herum gelaufen, weil man Leute sparen will.

Schelle.

Man sollte sie doch nicht ans Laufen gewöhnen; das ist dem Menschen ohnehin nur zu natürlich.

(Man hört in der Ferne zur Linken einen Kanonenschuß.)

Alle.

Ein Kanonenschuß.

Schelle.

Vermuthlich die Artillerie der Nationalgarde.

Papagoy (zitternd).

Nein! die hat noch keine Kanonen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Gimpel, Kibitz, Wendehals und Volk stürzen zwischen der vordern und hintern Reihe von der Linken herbei.

Volk.

Die Fische! die Fische! (immerfort zwischen dem Folgenden.)

Gimpel.

Der Fisch-Koiran ist da mit 77 Schiffen.

Wendehals.

Siebenhundert sieben und siebzig.

Gimpel.

Und jedes Schiff mit sieben und siebzig Kanonen.

Kibitz.

Wir sind verloren!

Volk.

Rettet! rettet!

(Sie eilen Alle zur Rechten ab; die sitzende Garde wirft ihre Stühle um und läuft ihnen nach.)

Schelle.

Hei! die sitzende Garde macht sich mobil.

Pelikan.

Ehe noch das Vaterland ruft. Ist das nicht hochherzig?

(Die mobile Garde zittert so, daß die Gewehre, die sie immer noch präsentirend hält, zusammenschlagen.)

Schelle.

Da lobe ich mir die! sie rasseln vor Kampfsbegier mit den Waffen.

Pelikan.

Ja, die Waffen hört man; die Zähne sind obligat.

(Man hört abermals einen Kanonenschuß; die mobile Garde wirft die Gewehre weg und läuft zur Rechten davon.)

Schelle.

Blitz und Hagel! nun laufen auch die.

Papagoy.

Sie stürzen sich dem Feind entgegen.

Schelle.

Den Teufel auch! Der Feind ist ja dort (links zeigend.)

Papagoy.

Das haben sie in der Begeisterung vergessen. Ich will nach und sie aus dem Irrthume reißen.

(Er läuft mit den Adjutanten zur Rechten ab.)

Schelle.

Aber Donnerwetter! sie haben ja die Gewehre weggeworfen.

Schuhu.

Die Tollkühnen! Sie wollen den Feind mit

den Zähnen zerreißen. Man muß ihnen nach, um sie zu zügeln. (Er läuft nach der Rechten davon.)

Sperber und Andere.

Zügeln! zügeln! (sie laufen ihm nach.)

Schelle.

Pestilenz! sie lassen uns allein. Doch nein! die wackere Linie steht noch. Tapfere Streiter von der Linie! umringt, schützt Euren Demodulen! (zu Neuntödter.) General, lassen Sie Ihre Leute vorrücken!

Neuntödter.

Unmöglich. Meine Leute können nicht vorrücken.

Schelle.

Warum nicht?

Neuntödter.

Weil sie das stehende Heer sind.

Schelle.

O verflucht!

Pelikan.

Buchstäbliche Leute.

(Der dritte Kanonenschuß fällt; Neuntödter läuft nach der Rechten davon.)

Schelle.

O Haſenfuß! So nimm mich auf in Deine Mitte, brave ſtandhafte Linie! (Er hat ſich den Soldaten im Hintergrunde genähert, berührt einen, um in die Mitte zu bringen und ſpringt erſchrocken einige Schritte zurück.) Graus und Entſetzen! Die Kerle ſind von Pappe!

Pelikan.

Sehr vernünftig: das ſind die wohlfeilſten Soldaten.

Schelle.

Was fange ich an? Dort Ibis — da der Fiſch-Sultan. Sie werden mich demodeliren, daß ich keinem Maler mehr zum Modell dienen kann.

Simpel

(von der Rechten zurück kommend und ſchreiend).

Der Fiſch-Koiran iſt da mit 77 Schiffen.

Schelle.

Ich bin zermalmt — o! o! — ich demolirter Demodul!

(Man hört Trommeln in der Ferne zur Linken.)

Pelikan.

Die Feinde kommen. Rette ſich, wer kann.

(Er thut, als wollte er nach der Rechten davon laufen; Schelle läuft mit und wirklich fort; Pelikan bleibt.)

Simpel (unterdessen schreiend).

Und jedes Schiff mit 77 Kanonen.

Pelikan.

Genug geschrieen mein Söhnchen!

Simpel.

Nee, Herr Vater! es wird mir nicht alle Tage so gut, und meine Lunge muß sich auch was in der Welt versuchen. (Schreiend.) Der Fisch-Keiran ist da u. s. w. (Er geht wieder rechts ab.)

Siebenter Auftritt.

Pelikan. Von der Linken her marschiren unter Trommelschlag auf: Simpel, Rohrdommel, Elster, Nachtigall, Amsel und viel andere Frauen, die als Männer gekleidet sind und so wie Simpel das National-Costüm des Fischeilandes und lange Bärte tragen. Viele von den Frauen haben Gewehre, viele nicht. So wie sie den Platz frei erblicken, brechen Alle in lautes Gelächter aus.

Rohrdommel.

Alles davon gelaufen.

Pelikan.

Ehrlich und rechtschaffen, bis auf die Papiernen dort.

Simpel.

Poz Blitz! ſo hält das Papier in unſerer Zeit am längſten aus.

Rohrdommel.

Schweſtern, bewaffnet Euch mit dieſen Gewehren!

(Die Frauen ohne Gewehre, nehmen die liegen gebliebenen auf.)

Elſter.

Und errichtet ein Siegesdenkmal aus dieſen Stühlen.

(Andere Frauen thürmen mit Pelikans Hilfe im Hintergrunde lachend die Stühle zu einer Pyramide auf.)

Simpel.

Alle davon gelaufen! es iſt zu toll! Da ſind wir auf der Erde doch andere Leute! Wenn wir einmal davon laufen, ſo laufen wir doch wenigſtens vor Männern und nicht vor Weibern.

Elſter.

Gut, daß es hier anders iſt, ſo iſt uns der Sieg leicht geworden.

Rohrdommel.

Die wackere Kropfgans hat ſich nun gewiß ſchon der Stadt bemächtigt und die Haſen finden die Thore geſchloſſen.

Simpel (außerhalb rechts).

Und in jedem Schiffe 77 Kanonen.

(Dieſes Schreien verliert ſich unter anderem Geſchrei außerhalb.)

Pelikan.

Das Volk ſtrömt herbei.

Simpel (zu den Frauen).

Nun haltet Euch fertig!

Pelikan.

Ich werde zuerſt vor Dir niederknieen, des guten Beiſpiels wegen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Volk, worunter Wendehals und Kibitz, kommt von der Rechten.

Volk.

Vivat der Koiran! vivat! vivat!

Pelikan (zu Simpel).

Glückſelig, großherrlicher Koiran, daß ich der Erſte bin — (er will vor ihm niederknieen.)

Wendehals

(der ſich durch das Volk gedrängt hat).

Daß ich der Erſte bin, der huldigend — (er will niederknieen.)

Kibitz

(der ſich nach ihm durchgedrängt, ſtößt ihn weg).

Der huldigend ſein Knie vor Dir beugt. (Er kniet nieder.) Gnade — — —

(Wendehals und Pelikan knieen ebenfalls mehr rückwärts; alles Volk kniet nieder.)

Volk.

Gnade und Vivat! Gnade und Vivat!

Simpel.

Bomben! Granaten und Kartätſchen! Ich ſollte Euch von Rechtswegen niederſchießen laſſen, wie Schwarzwild; weil Euch aber meine väterlichen Kanonenſchüſſe ſchon ſo tief gerührt haben, mögt Ihr leben und mir etliche Millionen Kriegeskoſten bezahlen.

Alle Männer (aufſtehend)

Vivat der Koiran! vivat! vivat!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Die beiden Herolde kommen von der Rechten und machen Platz; hinter ihnen treten auf: Schuhu und Papagoy, nicht mehr in Uniform, Sperber, Staar, Hahn, Rabe und andere Notabilitäten.

Schuhu.

Wir treten auf, erſcheinen, kommen —

Die Bruſt beklommen — — —

Simpel.

Halt! das wissen wir schon. Gebe Er sich keine Mühe.

Papagoy (heimlich zu Schuhu).

Um Gott! reden Sie jetzt in Prosa: unsere poetische Zeit ist vorüber.

Schuhu

(niederknieend, was Alle, die mit ihm gekommen, ebenfalls thun).

Die Brust beklommen, weil wir mit einem Wort Dir sagen möchten, wie unsere Herzen immerfort, von keiner Afterweisheit betrogen, von heißer Liebe Sehnsucht gezogen, unter des Himmels azurnem Bogen, über des Meeres schäumende Wogen — — —

Papagoy (ihn unterbrechend).

Zu Dir, Hochherrlicher! hingeflogen. (Für sich) Verwünscht! wie man sich an den verdammten Styl gewöhnt. (Laut) Ja, wir möchten jubeln und vor Freude weinen — —

Simpel.

Das könnt Ihr bleiben lassen. Hört einmal! Ihr solltet eigentlich alle miteinander Stallmeister werden, denn Ihr wißt vortrefflich umzusatteln; Ihr dreht Euch ja schneller als ein Wetterhahn im Winde.

Papagey.

Eben darum, Hochherrlichſter. Der Wetterhahn dreht ſich, und iſt doch von ſchwerem Eiſen; ſoll der weichgeſchaffene Menſch hartnäckiger ſein als ſprödes Metall?

Simpel.

Na, nicht raiſonnirt! Ich ſollte Euch eigentlich Alle baumeln laſſen; aber weil Ihr ſo ſchneiderleicht ſeid, daß Ihr dem Winde nicht widerſtehen könnt, ſo will ich Euch das Leben ſchenken; aber hört mir zu. Die Freiheit iſt eine ſchöne Sache; aber mit der Zeit pflückt man Roſen. Ein Bart wächſt nicht in einer Stunde, das weiß ich beſſer als Einer; und wenn Ihr Euch einen falſchen anklebt, ſo kann ihn Euch ein Kind abreißen, oder wenn Ihr ſchwitzt, ſo fällt er von ſelbſt ab. Weil Ihr Euch nun ſo einen Bart angeklebt und damit bramarbaſirt habt, und jetzt doch wie Unbärtige davon gelaufen ſeid, ſo ſollt Ihr für alle Zeiten unbärtig bleiben, und Eure Weiber ſollen über Euch herrſchen; im Hauſe wie im Staate ſollen ſie regieren, und alle Aemter bekleiden, und Ihr ſollt ihre Knechte ſein, und ihre Aecker bauen. Das iſt mein höchſter Wille und nun ſteht auf.

(Die Knieenden ſtehen auf.)

Papagoy.

Wiewohl durchdrungen von der höchsten Bewunderung, der tiefen Weisheit, die sich in Euer Hochherrlichkeit Verfügung ausspricht, möchte ich mir doch unterthänigst eine submisseste Bemerkung erlauben.

Simpel.

Na, so rede Er.

Papagoy.

Wenn es durch Zufall sich einmal ereignen sollte, daß alle Frauen zugleich niederkämen, so stände die Regierung still.

Simpel.

Das wäre auch kein großes Unglück. Aber Possen! wie sollte sich das treffen, und wenn es sich träfe, so würde ein gescheidter Mann Hilfe schaffen. Darum ernenne ich den bisherigen Leibbarbier des Marstalles, den ehrlichen Innocentius Gimpel, zum General-Staabs-Accoucheur.

Elster (heimlich zu ihm).

Das war nicht in Deiner Rolle.

Simpel.

Still! ich extemporire.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Neuntödter und hinter ihm Schelle von Nationalgardiſten geführt, die ihre Uniformen umgekehrt haben.

Simpel.

Aha! Nationalgarden!

Neuntödter.

Euer Hochherrlichkeit verzeihen. Ich bin General beim ſtehenden Heere, das nie einen Schritt gegen Hochdieſelben gethan hat, und dieſe (auf die Gardiſten zeigend) gehören zu Dero treuſten Anhängern. Aus Verachtung gegen die neue Ordnung oder vielmehr Unordnung der Dinge haben ſie ihre Röcke mit Nationaluniformen gefüttert, denn das Unterfutter iſt das Verächtlichſte an einem Rocke und man wiſcht ſich gelegentlich die Finger daran ab.

Simpel.

Na, hört einmal! was unter Eurem Unterfutter iſt, verdient am Ende noch mehr. Aber (auf Schelle zeigend) was bringt Ihr denn da für ein Menſchengeſicht?

Neuntödter
(das Knie vor ihm beugend).

Ich bin ſo glücklich, den geweſenen Demiodulen

Kranich den Ersten, Ew. Hochherrlichkeit gerechter Rache zu überliefern.

Volk.

Nieder mit ihm! nieder mit ihm!

Notabilitäten.

Der Volksverführer!

Sperber. Hahn. Rabe.

Der Hochverräther!

Schuhu. Papagey. Staar. Neuntödter.

Der Usurpater!

Schelle.

Was, Ihr verwünschten Mondgesichter und Notabene's, was soll ich sein? Ein Pater? Alle mögliche Gottlosigkeiten habt Ihr mit mir angefangen und anfangen wollen, und nun soll ich gar noch ein Pater sein? (zu Simpel.) Ich bitte Ew. Herrlichkeit unterthänigst kein Wort davon zu glauben: ich bin niemals ein Pater gewesen, habe mich überhaupt niemals mit der Geistlichkeit befaßt, als daß ich dann und wann ein Glas Bischof oder Cardinal getrunken.

Simpel.

Halt's Maul!

Schelle.

Gleich! (Er hält ſich den Mund.)

Simpel.

Wenn Du auch kein Pater biſt, ſo biſt Du doch ein großer Schelm. Ich will Dir eine Wohlthat erzeigen, und dich eine Spanne kürzer machen laſſen: dann biſt du nur ein kleiner, und wirſt eher ſelig.

Schelle.

Ach, Gnädigſter, (er knieet nieder) ich bin Ihrer Wohlthaten gar nicht würdig.

Simpel.

Nicht raiſonnirt! Ich habe es mir einmal in den Kopf geſetzt, Deinen Kopf zu haben.

Schelle

Eine unglückliche fixe Idee! An meinem Kopfe werden Ew. hochherrliche Gnaden wenig haben. Laſſen Sie mir doch dieſe Kleinigkeit!

Simpel.

Still! Führt ihn bei Seite, und bringt mir ſeine Kleinigkeit!

Schelle.

O Schickſal! — Nein! eigene Dummheit, eigene Thorheit! Warum unternahm ich Dinge,

die nicht für mich paßten? warum blieb ich nicht, wozu ich einzig geboren war, ein Dorfbarbier ohne Abenteuer.

(Plötzliche Finsterniß; heftiges Blitzen und Donnern. Eine finstere Wolke senkt sich nieder und bedeckt Schelle, während sich die Andern ängstlich, die Frauen schreiend nach vorn drängen. Die Frauen verlieren dabei zum Theil Mützen und Bärte.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Plomatikos.

Plomatikos (unsichtbar hinten).

Du hast Dich selbst erkannt; Du bist gerettet.

Simpel.

Potz spanische Fliegen! auf die Selbsterkenntniß hätten wir auch eher fallen können!

(Die Wolke hebt sich wieder und es fängt an heller zu werden.)

Neuntödter.

Himmel! die Feinde sind zu Weibern geworden.

Notabilitäten.

Meine Frau! — Auch meine! — Meine Tochter!

Bürger.

Mein Weib! Meine Tochter! auch meine!

Volk.

Weiber! Töchter! drauf! drauf!

(Alle Männer machen eine Bewegung gegen die Linke.)

Simpel

(zu den Frauen commandirend).

Fertig!

Frauen (machen ſich ſchußfertig).

Simpel.

Nieder mit Euch! oder ich laſſe kanoniren.

Männer (niederknieend).

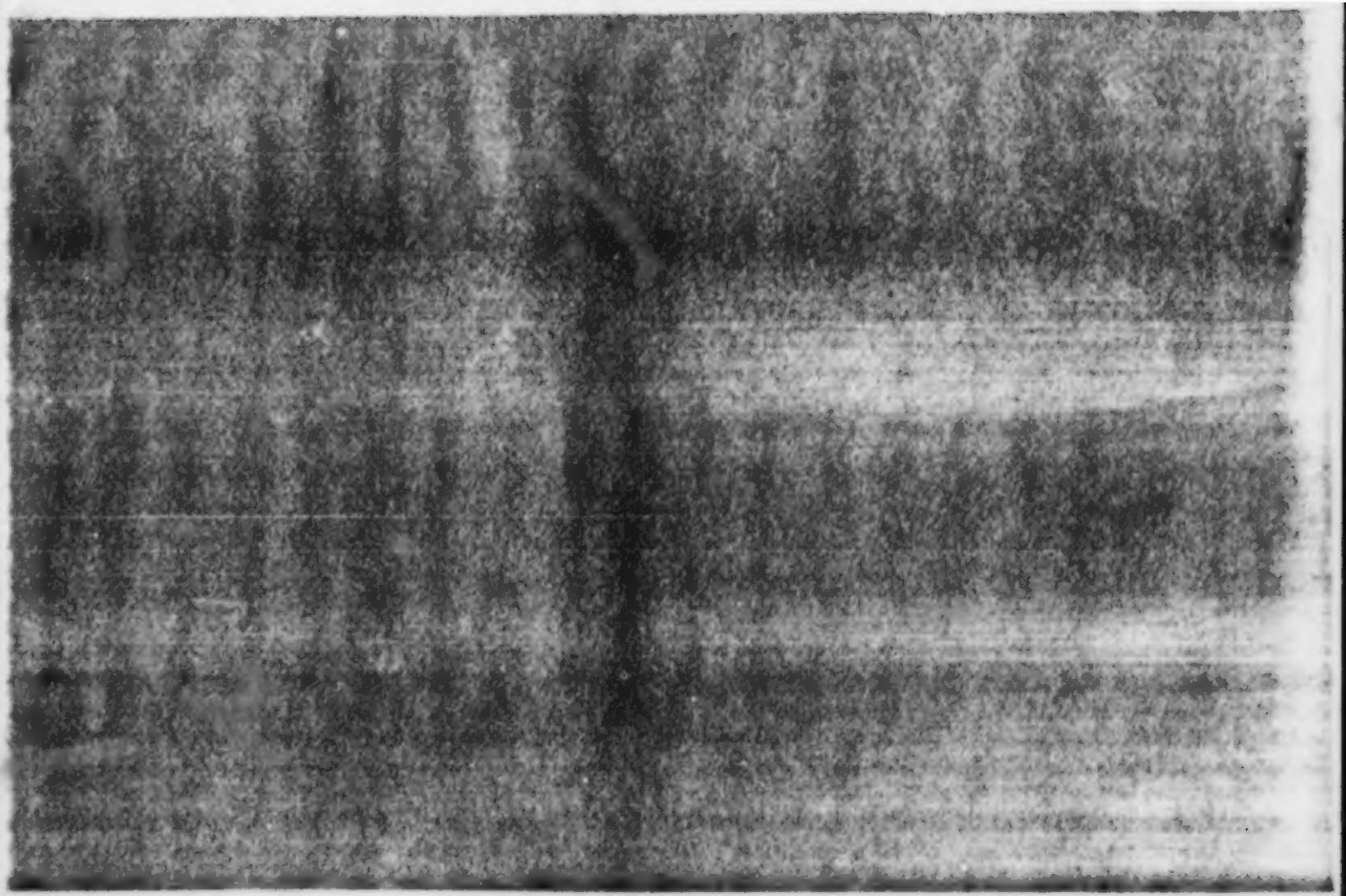
Kanoniret nicht! kanoniret nicht!

(Die Wolke hat ſich unterdeſſen getheilt und bei der Beleuchtung mit bengaliſchem Feuer erblickt man ſchon in ziemlicher Höhe den Zauberwagen mit Plomatikos und Schelle.)

Schelle (herunterſprechend).

Ade! ade, Du närriſches Gezücht!
Ich kehre heim. Champagner iſt's juſt nicht,
Sein Leben lang die Bauern zu raſiren;
Doch Kratzer iſt's, Mondkälber zu regieren.

(Der Vorhang fällt.)



Der Stiefvater.

Lustspiel in drei Aufzügen, nach Holberg.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortgef. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832 u. 1833, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.

Brentano, C., Ponce de Leon, Lustspiel. 1 Rthlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 3 Theile 8. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Nachträge zu den Reisebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Immermann, C., das Trauerspiel in Tyrol, dramatisches Gedicht, 8. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — die Verkleidungen, Lustspiel, 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Kaiser Friedrich II., Trauerspiel. 1 Rthlr. — Gr.

Maltitz, Freih. G. A. v., der alte Student, Schausp. 8. — Rthlr. 12 Gr.

— Oliver Cromwell od. die Republikaner, Trauerspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.

— das Pasquill, Schauspiel. 8. — Rthlr. 20 Gr.

Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauersp. 1 Rthlr. — Gr.

— — Laßt die Todten ruhen! Lustsp., — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Kritik und Antikritik, Lustsp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Schleichhändler, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — die Tochter der Luft. Myth. Trag 1 Rthlr. — Gr.

— — Denk' an Cäsar! Posse in 5 Aufz. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — der Wechsler. Lustspiel, 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — Schelle im Monde, ein Mährchen in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

Der Stiefvater.

Lustspiel in drei Aufzügen, nach Holberg,

von

Dr. Ernst Raupach.

C. BELLMER

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Personen.

Herr von Brand, Gutsbesitzer.
Assessor Wangen, sein Stiefsohn.
Kaufmann Funk.
Seine Frau.
Louise, seine Tochter.
Till, sein Buchhalter.
Sophie, Kammermädchen.
Eine Bäuerin.

Erſter Aufzug.

Scene: Ein Saal in Funk's Hauſe mit zwei Seiten- und einer Mittelthür. Vorn zur Linken ein Fenſter.

Erſter Auftritt.

Louiſe geht unruhig auf und ab; Sophie ſteht am Fenſter.

Louiſe.

Siehſt Du noch nichts?

Sophie.

Nichts, außer einem Paar alter Marktweiber.

Louiſe.

Ach, mein Herz fängt immer ſtärker an zu pochen.

Sophie.

Das ist gewiß das erste Mal auf der Welt, daß ein junges Mädchen einen alten Herrn mit Herzpochen erwartet.

Louise.

Wohl sehr natürlich, wenn der alte Herr in solcher Absicht kommt.

Sophie.

Freilich, ein Brautwerber ist für ein Mädchen eine wichtige Person.

Louise.

Gewiß. Aber ich weiß gar nicht, warum Wangen nicht selbst um mich anhält, warum er erst seinen Stiefvater vom Lande herein bemüht?

Sophie.

Er hat es Ihnen ja geschrieben; weil es so besser ist.

Louise.

Aber warum ist es besser?

Sophie.

Sie haben doch gar zu wenig Erfahrung.

Louise.

Du hast wohl viel mehr als ich?

Sophie.

Das will ich meinen. Erſtens bin ich einen ganzen Monat älter als Sie, und ein Monat bedeutet viel in unſerm Alter; und zweitens komm' ich vielmehr in die Welt als Sie, und obendrein ungehütet.

Louiſe.

Nun, wenn Du ſo weiſe biſt, warum iſt es denn beſſer?

Sophie.

Erſtens iſt es eine Ehre, die der Herr Aſſeſſor ſeinem Stiefvater erzeigt, und daran thut er wohl, denn der Stiefvater iſt reich und hat keine Kinder; alſo darf der Herr Aſſeſſor hoffen ihn zu beerben.

Louiſe.

Wie recht und billig. Das Vermögen gehört ihm, denn es kommt von ſeiner Mutter.

Sophie.

Sie hat es aber dem Stiefvater vermacht; alſo kann der es wieder vermachen, wem er will. Und dann: der Stiefvater iſt ein Herr bei Jahren und obendrein ein Edelmann; der hat mehr Gewicht und kann ſchon ein Wort mehr ſprechen als der Herr Aſſeſſor. Ich denke, das iſt in ſolchen Fällen immer gut.

Louiſe.

Wozu denn? Wangen hat ja ſchon halb und halb das Wort meines Vaters, und das iſt doch die Hauptſache.

Sophie.

Glauben Sie, was Sie wollen: mir werden Sie aber nicht ausreden, daß der Mama Huſten mehr gilt, als des Herrn Vaters Wort.

Louiſe.

Meine Mutter wird ſich meinem Glück gewiß nicht widerſetzen.

Sophie
(zum Fenſter hinausſehend).

Da kommen — —

Louiſe (erſchreckend).

Ach!

Sophie (wie vorhin).

Der Herr Aſſeſſor und der alte Herr.

Louiſe.

Beide? (ſie tritt ans Fenſter.) Ach! mein Gott! (Sie grüßt hinunter.) Da haben ſie mich doch geſehen. (Sie tritt zurück.)

Sophie.

Wer ſehen will, wird geſehen; das iſt ganz natürlich.

Louiſe.

Aber was will denn Wangen? Er wird doch nicht mit herauf kommen?

Sophie.

Ich denke nicht.

Louiſe.

Er hätte es doch lieber ſelbſt thun ſollen. Ich meine, wer für ſich ſelbſt ſpricht, ſpricht am meiſten zum Herzen.

Sophie.

Sie denken wohl, alle Leute haben ſo offene Herzen wie wir. Aber nun kommen Sie Mamſell, daß man uns hier nicht überraſcht.

Louiſe.

Du haſt Recht. (Sie bleibt am Fenſter.)

Sophie.

Nun, wenn wir fort wollen, müſſen wir gehen.

Louiſe

(immer zum Fenſter hinausſehend).

Freilich wohl. (Sie grüßt wieder hinunter.) Da geht Wangen wieder.

Sophie.

Ach ſo! darauf warteten Sie. — Ich höre die Treppe herauf kommen.

Louiſe.

Ach Himmel! Fort! fort!

(Beide eilen zur Linken ab.)

Zweiter Auftritt.

Herr von Brand und Till treten ein.

Brand.

Wer könnte mir die nöthigen Fingerzeige beſſer geben, als Sie, der Hausgenoſſe? wer ſollte ſie mir lieber geben wollen, als Sie, der Freund meines Sohnes?

Till.

Ich ſtehe zu Dienſten, ſo weit meine Einſicht reicht.

Brand.

Was ſind alſo Herr und Madam Funk für Leute?

Till.

Reiche Leute, Herr von Brand, reiche Leute.

Brand.

Das weiß ich; ich frage aber, was es ſonſt für Leute ſind?

Till.

Reiche Leute, ſage ich Ihnen, reiche Leute.

Brand.

Ganz recht; aber ich ſpreche von ihrer Gemüthsart.

Till.

Ich auch. Die Welt iſt jetzt eine große Börſe, wo man nur zweierlei Menſchen unterſcheidet, reiche und arme. So zerfallen auch jetzt Charaktere, Gemüthsarten, Denk- und Handlungsweiſen, Sitten, Gewohnheiten, nur in reiche und arme. Wenn ich Ihnen alſo ſage, Herr und Madam Funk ſind reiche Leute, ſo ſchildere ich ſie Ihnen vom Kopf bis zu den Zehen.

Brand.

Sehr gut, wirklich ſehr gut. Sie ſind alſo wohl ſehr reich?

Till.

Grade reich genug, um gegen zwei Drittel ihrer Mitmenſchen grob ſein zu dürfen.

Brand.

Wie viel gehört wohl **praeter propter** dazu?

Till.

Zweimal hundert Tauſend Thaler.

Brand.

Die hätten Funk's und nur zwei Kinder?

Till.

Einen Sohn, der ſtudirt, und eine Tochter, die Ihr Herr Sohn ſtudiren will.

Brand.

Blitz und Hagel! die bekäme alſo einmal volle hundert tauſend?

Till.

Unter der Vorausſetzung, daß das Einmaleins richtig iſt.

Brand.

Da macht ja der Aſſeſſor eine glänzende Partie. Volle hundert tauſend — Blitz noch einmal! — Sagen Sie mir, wie ſtehen Herr und Madam Funk mit einander?

Till.

Es ſind Eheleute.

Brand.

Nun ja; aber wie leben ſie mit einander?

Till.

Wie geſagt, es ſind Eheleute.

Brand.

Ganz recht; aber es gibt doch verſchiedene Ehen, Ehen, wo der Mann das Haupt iſt — —

Till.

In jeder Ehe ist der Mann das Haupt, und die Frau der Wille in diesem Haupte.

Brand.

Aha, ich verstehe. Also die Frau muß man angreifen?

Till.

Sie, als ein Mann von Erfahrung, wissen doch wohl, daß man jedes Ding auf der rechten Seite angreifen muß; die rechte Seite aber ist die Frau, denn sie steht und sitzt, geht und fährt allezeit zur Rechten.

Brand.

Bitte um Entschuldigung: Bei der Trauung steht der Mann zur Rechten.

Till.

Er kann es sich auch geschenkt sein lassen; es kommt nicht wieder: denn in der Welt ist man viel zu fromm, um die kirchlichen Gebräuche durch Nachahmung zu profaniren.

Brand.

Also die Frau macht hier das Wetter. Schlimm für meinen Stiefsohn. Des Vaters scheint er ziemlich gewiß, in Hinsicht der Mutter aber sehr unsicher.

Till.

Er ist ihr vielleicht nicht vornehm, gewiß nicht reich genug. Wollen Sie also, wie ich nicht zweifle, das Glück Ihres Herrn Stiefsohns befördern, so lassen Sie ein Wort von Ihrem eigenen Vermögen und seiner künftigen Erbschaft mit einfließen.

Brand.

Ei, ei! das wäre doch bedenklich.

Till.

Ein Wort ist ja kein Ankertau. Nun, ich gehe, um Herrn und Madam Funk zu benachrichtigen. (Er geht nach der Rechten.)

Brand.

Erlauben Sie noch Eines! Ich habe meinen Stiefsohn vergessen zu fragen, ob die Eltern von dem Zwecke meines Besuches unterrichtet sind.

Till.

Allerdings. Ich glaube sogar, die Mutter hat diesen Besuch gewünscht, vermuthlich um zu erspähen, was der Assessor künftig einmal von Ihnen zu erwarten habe. Nun, verziehen Sie nur einen Augenblick. (Er geht.)

Brand.

Noch ein Wort! wenn Sie erlauben. Wie alt mag wohl Herr Funk ungefähr sein?

Till.

Nahe an ſechszig.

Brand.

Schön! ſchön! Ein ſchönes Alter für einen Schwiegervater.

Till.

Die reichen Schwiegerväter ſollten eigentlich nur Ephemeren oder Eintagsfliegen ſein. Aber es iſt ein Jammer, wie wenig bei der Schöpfung auf die gerechten Wünſche der Menſchen Rückſicht genommen worden iſt.

(Er geht zur Rechten ab.)

Dritter Auftritt.

Brand allein.

Brand (nach einer Pauſe).

Volle hundert tauſend! Himmel! wie das klingt, wie das lockt, wie das reizt! Wären es ein- oder zweiundneunzig, man könnte kalt bleiben; aber volle hundert tauſend! herrliche Rundung, göttlich, wie alles Runde! Und dieſe runden hundert tauſend ſoll mein Milchbart von Stieffohn haben? Wenn ich ſie hätte! Himmel! was wollte ich, was

könnte ich! ich könnte Alles, ich könnte Unendliches. — Kann ich sie denn nicht haben? — Durchaus nicht haben? — Wie, wenn ich für mich selbst um das Mädchen würbe? Er ist der Mutter nicht vornehm, nicht reich genug; ich bin Edelmann und zehnmal reicher als er. — Es kann sich machen, es kann — — Aber ein achtzehnjähriges Mädchen? Hm! hm! Was? bin ich denn etwa alt? Achtundvierzig; das ist ja nicht einmal das Dreifache. Und dann hundert tausend sind so rund, daß sie alles Andere abrunden. — Aber wenn ich meinem Stiefsohne die Braut wegfische, so werden die Leute sagen, es sei niederträchtig. Was schadet das Gerede der Leute? Kann es etwa Silber in Blei oder Gold in Kupfer verwandeln? oder kann es den Pfandbriefen etwas anhaben? Nein. Also ist es auch kein Unglück. Ich will um sie werben. — Es ist entschieden: ich will die hundert tausend haben, ich will. — — Aber wie fange ich es an? Die Eltern kennen den Zweck meines Besuches; wenn ich nun auf einmal umsattle und für mich selbst werbe, so sind sie kapabel vor mir zu erschrecken, wie vor einem Bösewicht, denn die Menschen sind voller Vorurtheile. — Wie denn? — wie denn? — Hm — hm. — Ich

müßte etwa — — ja wahrhaftig — ich muß die Sache an den Himmel anknüpfen, — das übertüncht. — Dieſe Kriegsliſt iſt mir ſchon ſo oft gelungen, daß ich ſo ziemlich für einen frommen Mann gelte: denn die Menſchen glauben Alles, was man ihnen oft genug vorſagt, ſogar das Gute. — Ja ſo geht es, ſo will ich. — Beißen die Eltern nicht an, ſo ziehe ich mich zurück, und ſage, ich hätte nur geſcherzt. — Horch! ich glaube, ſie kommen.

(Er ſtellt ſich vorn auf die linke Seite, zieht ſein Schnupftuch heraus und thut als ob er weinte.)

Vierter Auftritt.

Brand. Herr und Madam Funk kommen von der Rechten.

Madam
(im Heraustreten heimlich zu Funk).

Mann, vergiß Deine Lection nicht, und gib Acht, wenn ich huſte.

Funk (für ſich).

So eine huſtende Frau iſt eine Strafe Gottes.

Madam
(die mit Verwunderung Brand angeſehen).
Herr von Brand.

Brand (ſchluchzt ohne ſich umzuſehen).

Funk.
Was der tauſend! Herr von Brand.

Brand (thut wie oben).

Madam.
Mein Gott! Herr von Brand!

Brand
(ſcheinbar erſchrocken und verlegen ſich umkehrend und ſchnell ſich die Thränen zum Schein abtrocknend).
Ach Himmel! Madam — Herr Funk — verzeihen Sie — was werden Sie von mir denken? — Ich muß tauſendmal um Verzeihung bitten. Es gibt Augenblicke, wo uns Gefühle überraſchen —

Madam.
Es ſollte mir leid thun, wenn der Eintritt in unſer Haus —

Brand.
Bitte recht ſehr, Madam. Wohl iſt Ihr Haus im erſten Augenblicke ein Haus des Schmerzes für mich geweſen; aber vielleicht gibt der gnädige Himmel, daß es noch ein Haus der Freude für mich wird.

Madam.

Darf ich bitten Platz zu nehmen.

Funk (für sich).

Ein wunderlicher Freiwerber; aber freilich Thränen schicken sich gut zu dem Geschäft.

(Alle drei setzen sich; Madam in der Mitte.)

Madam.

Wenn es nicht unbescheiden ist, zu fragen: was hat Ihnen denn bei uns einen so schmerzlichen Eindruck gemacht?

Brand.

Tausend Dank, verehrte Frau, für diese theilnehmende Güte. Ach! ich wurde beim Eintritt in Ihr Haus an meine selige Frau errinnert, an diesen Engel in Menschengestalt, an diese Rose ohne Dornen, mit der ich, wiewohl sie zehn Jahr älter war als ich, doch zwanzig Jahre lang in einer paradiesischen Ehe gelebt habe. Ach! sie war mir Alles, Mutter, leitende Freundin, Gattin, Geliebte, und mit ihr habe ich Alles verloren. (Er zieht sein Schnupftuch heraus und trocknet eine Thräne.)

Madam.

Ihr Schmerz ist ein ehrenvolles Zeugniß für die Selige wie für Sie selbst, Herr von Brand.

Junk (für ſich).

Eine ſeltſame Einleitung.

Brand.

Eine Stunde etwa vor ihrem Tode ſprach die Engelsſeele zu mir: mein ſüßer Salomo — das iſt nämlich mein Taufname — mein ſüßer Salomo, ſagte ſie mit ſchwacher Stimme, der Schmerz von dir zu ſcheiden, wird noch durch den Gedanken geſchärft, daß du einſam und verlaſſen in der Welt zurückbleibſt. Du biſt noch in der Blüthe deiner Jahre — das war nämlich vor ſieben Monaten — und wenn du mich beruhigen willſt, ſo verſprich mir, wieder eine Lebensgefährtin zu wählen, die dein großes, ſchönes Herz — verzeihen Sie, daß ich die Schmeichelworte der zärtlichſten Gattenliebe anführe — dein großes, ſchönes Herz erkenne und beglücke. Ich weiß nicht mehr, was ich antworten wollte; Schmerz und Verzweiflung ließen mich kaum einen Gedanken faſſen, ſchluchzend — ja ich ſchäme mich nicht es zu geſtehen — unmännlich heulend warf ich mich in die Arme des verſcheidenden — Engels — ach! ach! (Er fängt an laut zu weinen.)

Madam.

Das iſt unbeſchreiblich rührend. (Sie weint auch.)

Funk (bei Seite).

Guter Gott! der weint nach ſieben Monaten noch um ſeine Frau: das begreife wer kann.

Brand.

Sie können leicht denken, daß in der nun folgenden Zeit der tiefſten Trauer, dieſer letzte Wunſch der Hingeſchiedenen gänzlich meinem Gedächtniß entſchwand; es iſt wahr, ich bin erſt achtundvierzig, beſitze ein Gut, das unter Brüdern ſiebzig tauſend werth iſt, und daneben noch circa dreißig tauſend in Domänenpfandbriefen, die wie bekannt jetzt zehn Procent gewinnen. Das iſt freilich noch kein Reichthum zu nennen —

Madam.

Ei, ei, Herr von Brand, das iſt wohl Reichthum; und da Sie keine Kinder haben — —

Brand.

Die habe ich nicht; deshalb war ich entſchloſſen, da ich nicht wieder zu heirathen gedachte, mein ſämmtliches Vermögen einer frommen Stiftung zuzuwenden.

Madam.

Ihr ſämmtliches Vermögen?

Brand.

Ja, Madam. Doch ein höchſt ſeltſames Ereig-

niß hatte alle meine Pläne erschüttert. Vor drei Tagen träumt mir, ich gehe in meinem Garten spazieren; auf einmal tritt aus einer Akazienlaube meine selige Frau schon als verklärter Engel hervor und spricht mit einem wahren Flötentone: Salomo, du hast mein vergessen, ich aber deiner nicht; sieh hier — und dabei zeigte sie auf ein junges blühendes Mädchen neben sich — sieh hier deine Louise, die dich glücklich machen wird. Ich wollte mich meinem seligen Engel zu Füßen werfen; aber Alles verschwand und ich erwachte.

Madam.

Das ist höchst sonderbar.

Junk (für sich).

Wo Guckguck will der hinaus?

Brand.

Diese Erscheinung machte mich im höchsten Grade bestürzt. Träume sind meistens Winke des Himmels; aber wer und wo war diese Louise? und wie sollte ich sie finden? Denken Sie sich nun mein, ich kann wohl sagen, schaudervolles Erstaunen, als ich mit meinem Stiefsohne hier herüber komme, und er auf einmal sagt: Sehen Sie, lieber Vater, da steht Demoiselle Funk am Fenster. Ich sehe

hinauf und wen ſehe ich? die Louiſe meines Traums leibhaftig, Zug für Zug.

Madam.

Unſere Tochter?

Funk (für ſich).

Ich will nicht hoffen.

Brand.

Wie heftig mich dieſe Entdeckung anfangs ergriffen, haben Sie ſelbſt geſehen, jetzt aber, wo ich zu einiger Faſſung gelangt bin, glaube ich mich gegen meine Selige und den Himmel verpflichtet und in meinem Gewiſſen verbunden, hiermit förmlich um die Hand Ihrer verehrten Demoiſelle Tochter für mich anzuhalten.

Funk.

Wie Herr von Brand, für ſich ſelbſt? Und der Herr Aſſeſſor — —?

Brand.

Ich kam eigentlich her, um für ihn zu werben; und ich thue es auch hiermit. Ja, ich werbe für uns Beide, und überlaſſe es Ihrer Einſicht und älterlichen Liebe, zwiſchen uns zu entſcheiden. Weiſen Sie mich ab, ſo wird es mich zwar tief betrüben, aber mein Gewiſſen iſt dann beruhigt.

Madam.

Herr von Brand, Sie erzeigen uns eine große Ehre; aber zu unserm Leidwesen werden wir wohl darauf verzichten müssen, da wir unsere Tochter gewissermaßen schon dem Herrn Assessor zugesagt. (Sie hustet.)

Funk (für sich).

O verwünscht! Sie will.

Brand (für sich).

O Weh! Sie will nicht.

Madam.

Wir bedauern gewiß, von ganzem Herzen — (Sie hustet stärker.)

Funk (für sich).

Ich muß daran. (Laut.) Frau sei still! Du hast hier gar nichts zu reden.

Madam (schüchtern).

Bin ich denn nicht Mutter? (Heimlich zu Funk.) Sei gröber.

Funk.

Halt ~~das Maul~~, Frau! oder es wird nicht gut. Was Mutter? Bin ich nicht Vater und Herr im Hause?

Madam (furchtsam).

Ja doch, lieber Mann. Aber wolltest Du

Dein Wort zurücknehmen? Ach! um Gottes willen, ſieh mich nicht ſo fürchterlich an!

Funk
(ſieht nach der andern Seite).

Madam
(ſieht nach ihm und huſtet ſtark).

Funk (ſich ſchnell umkehrend).

Was anſehen? Was Wort? Ich weiß, was ich zu thun und zu laſſen habe und damit Punktum.

Madam (furchtſam).

Ja doch, mein Engel! Ach der arme Aſſeſſor! Ich ſehe es Dir an, daß Du ihn abweiſen willſt. Sage wenigſtens Deine Gründe.

Brand (für ſich).

Jetzt merke ich; die ſpielen Komödie.

Madam.

Herr von Brand könnte ja ſonſt denken, Du gäbeſt ihm den Vorzug aus Habſucht oder Hochmuth.

Brand.

Nein, verehrte Frau, das würde mir niemals einfallen. Ich würde denken, Herr Funk habe erkannt, daß es des Himmels Wille ſei.

Funk.

Ja wohl. Und des Himmels Wille ist gleichsam Gottes Wille und gegen Gottes Willen vermag der Mensch nichts.

Madam (heimlich zu ihm).

Falle stärker aus!

Funk.

Und Donnerwetter, Frau! wenn Du ~~ein~~ ruchlose ~~Weib~~ zu sein und Dich gegen Gottes Willen aufzulehnen gedenkst, so lasse ich mich von Dir scheiden, ~~oder ich sperre Dich ein~~ (Für sich.) Ich wollte, ich könnte!

Madam (in Thränen ausbrechend).

Ach! ach! ach! (Sie steht auf.)

(Brand und Funk stehen auf.)

Brand.

Theuerster Herr Funk, es macht mich zwar sehr glücklich, daß Sie gütigst den Wunsch meines Herzens und meines Gewissens erfüllen wollen; wenn aber mein Glück Ihrer verehrten Frau Gemahlin Thränen kosten soll —

Madam.

Nicht doch! o nicht doch! Ich bin überzeugt, Sie werden meine Tochter glücklich machen, vielleicht

glücklicher als der Herr Aſſeſſor: Ihre erſte paradieſiſche Ehe bürgt dafür.

Brand.

Nun, meine hochgeſchätzten Freunde, ich habe alſo Ihre beiderſeitige gütige Einwilligung zu meinem Glücke. (Zu Madam.) Vergönnen Sie mir zum erſten Male ehrfurchtsvoll Ihre mütterliche Hand zu küſſen (er thut es) und Sie (zu Funk) an mein dankbares kindliches Herz zu drücken. (Er umarmt ihn.)

Funk (für ſich).

Hole Dich der Teufel.

Brand.

Nun aber möchte ich wohl bitten, daß Sie mein Glück nicht zu weit hinausſchöben.

Madam.

Nun, ich denke in einigen Monaten — (ſie huſtet.)

Funk

(der nicht Acht gegeben, erſchrickt).

Was ſagteſt Du, Frau?

Madam.

In einigen Monaten könnte die Vermählung — (ſie huſtet.)

Funk.

Wozu Monate? In einigen Wochen, in einigen Tagen.

Madam (ſchüchtern).

Mann, lieber Mann!

Brand.

Wäre es nicht wenigſtens möglich, morgen früh die Ehepakten in Richtigkeit zu bringen? Ich habe triftige Gründe es zu wünſchen.

Madam.

Ganz unmöglich, Herr von Brand. (Sie huſtet.)

Funk.

Sehr möglich. Morgen früh, Herr von Brand, morgen früh!

Madam.

Morgen früh, wenn es mein lieber Mann ſo will. Aber dann haben Sie doch die Güte uns dieſen Nachmittag auf eine Taſſe Kaffee zu beſuchen; Sie müſſen doch mit Ihrer Braut Bekanntſchaft machen: ich werde ſie indeſſen vorbereiten.

Brand.

Thun Sie das gütigſt, und ich werde nicht ermangeln mich einzuſtellen. Bis dahin leben Sie wohl. (Er küßt Madam die Hand; dann zu Funk.) Leben Sie wohl!

Madam.

Leben Sie wohl, und möge dieſe Stunde für uns alle eine glückliche geweſen ſein!

Brand.

Das wird ſie, ich hoffe es zu Gott und meinem ſeligen Engel! (Er trocknet ſich noch einmal eine Thräne ab, empfiehlt ſich und geht.)

Madam
(begleitet ihn bis zur Thür).

Fünfter Auftritt.

Junk und Madam Junk.

Madam (zurückkommend).

Aber ſage mir, Mann, wirſt Du denn niemals klüger werden?

Junk.

Aber ſage mir, Frau, —

Madam.

Sei ſtill! War es Deinem armen Kopfe denn nicht möglich, einen vernünftigern Grund aufzufinden, als den Willen des Himmels?

Junk.

In den Abgrund mit allen Gründen! Während der zweiundzwanzig langen Jahre unſerer Ehe habe ich Millionen Gründe für Deine Einfälle erdenken müſſen — —

Madam.

Das ist des Mannes Schuldigkeit: das Denken ist aller Weiblichkeit zuwider; die Frau hat nur zu empfinden, und zu wollen.

Funk.

Und nun soll ich mir den Kopf zerbrechen, um Gründe für das Unglück meiner einzigen Tochter zu erfinden?

Madam.

Was schwatzest Du von Unglück; Herr von Brand ist steinreich.

Funk.

Das thut es noch nicht.

Madam.

Ein reicher Mann ist die Grundbedingung einer glücklichen Ehe. Eure Liebe dauert höchstens ein Jahr und was soll dann die Sehnsucht einer tugendhaften Frau beschwichtigen als Euer Geld? Dazu ist noch unser Eidam von Adel und trotz dessen ein gottesfürchtiger liebevoller Mann, der seine zehn Jahr ältere Frau unbeschreiblich glücklich gemacht hat, während ich, zwanzig Jahr jünger als Du, vergebens Glück bei Dir gesucht. (Sie weint.)

Funk.

Himmel! Hölle! Elemente! Hast Du denn

jemals ein anderes Glück gewollt, als Deinen Willen zu haben? und haſt Du den nicht immer gehabt? Ja muß ich nicht obenein alle Deine Thorheiten auf mich nehmen, Dein Sündenbock ſein?

Madam.

Wie recht und billig. Iſt es nicht ſchon ſchlimm genug, daß ich unweiblich das Haus regieren muß; ſoll ich auch noch den Schimpfnamen einer böſen Sieben ertragen, womit das Vorurtheil eine regierende Frau belegt?

Junk.

Du eine Sieben? das wäre ſchändlich gelogen. Du biſt eine Siebenhundertſiebenundſiebzig.

Madam.

Um Gottes willen, werde nicht witzig! Dann biſt Du nicht mehr zu ertragen.

Junk.

Den Witz kann ich laſſen, aber mein Kind opfern laſſe ich nicht.

Madam (heftig).

Nun iſt es genug; nun ſchweige, Mann! (ihm drohend.) Das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen.

Junk
(der ſich furchtſam zurückgezogen).

Ja.

Madam.

Schreibe ſogleich an den Aſſeſſor, was Du, verſtehe mich wohl, — was Du unwiderruflich beſchloſſen haſt, damit er nicht erſt wiederkomme.

Junk.

Ja.

Madam.

Ich höre kommen, wahrſcheinlich iſt es Louiſe. (Ihm drohend.) Daß Du mir den Tyrannen ſpielſt, das ſage ich Dir.

Junk.

Ja.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Louiſe kommt von der Linken.

Madam.

Ach, Louiſe! Komm her, mein liebes ſüßes Kind! Wir haben ſo eben recht viel von Dir geredet.

Louiſe.

Ich kann es mir denken, liebe Mutter.

Madam.

So? wußteſt Du denn, daß der Beſuch des fremden Herrn Dir galt?

Louiſe.

Ich habe es ſo ziemlich errathen.

Madam.

Nun ja, liebes Kind, es iſt an dem, und — ach! — Du biſt Braut.

Louiſe (froh und verlegen).

Braut! — Aber — Sie ſagen das in einem ſo traurigen Tone — —

Madam.

Nicht doch, mein Kind! ich hoffe ja, Du wirſt glücklich ſein.

Louiſe.

O gewiß, liebe Mutter, das werde ich. Er liebt mich von ganzem Herzen.

Madam.

Das thut er freilich, weil es der Wille des Himmels und er ein frommer, gottesfürchtiger Mann iſt.

Louiſe (etwas ſtutzig).

Ein gottesfürchtiger Mann?

Madam.

Der mit seiner ersten Frau in einer paradiesischen Ehe gelebt hat.

Louise.

Wie? hat der Assessor schon eine Frau gehabt? Unmöglich.

Madam.

Ach, mein armes Kind! es ist hier nicht von dem Assessor die Rede. Sprich Du, Funk, ich vermag es nicht.

Louise (erschrocken).

Um Gotteswillen!

Funk.

Herr von Brand hat für sich selbst um Deine Hand geworben und sie ist ihm zugesagt.

Madam.

Ja, Dein Vater hat sie ihm zugesagt.

Louise (wie oben).

Das ist ein grausamer Scherz.

Madam.

Kein Scherz, mein Kind, schwerer Ernst.

Louise.

Wie? Meine theuere Eltern wollten mein Unglück? Ich liebe Wangen; ich fühle es, daß ich

ohne ihn nicht mehr glücklich sein würde, und ganz unglücklich mit einem Andern, mit einem Manne, der mir fremd und an Jahren so ungleich ist, der mich unmöglich lieben kann, da er mich nicht kennt, den ich verabscheue, weil er hinterlistig — — —

Madam.

Das Alles habe ich auch gesagt; aber was vermag ich arme Frau gegen dieses Mannes (auf Fu zeigend) eisernen Willen.

Louise.

Ist es möglich, mein Vater? Hat Ihre zärtliche Liebe, die mich immer so glücklich machte, sich auf einmal in Haß verwandelt? Nein! ich kann es nicht glauben — es wäre liebles, wenn ich es glaubte. Nein! nein! (sie wirft sich in Funk's Arme) mein lieber, mein guter Vater — — —

Madam
(auf der andern Seite).

Laß mich meine Bitten mit denen meines Kindes vereinigen. Erwäge doch ja, was Du thust.

Louise (ihm schmeichelnd).

Bitte, bitte, lieber Vater!

Madam (ihm schmeichelnd).

Bitte, lieber Mann! (Heimlich.) Brich los!

Funk.

Blitz und Hagel und Elemente! macht mir den Kopf nicht warm! (Er reißt ſich von den Frauenzimmern los, die erſchrocken nach beiden Seiten flüchten.) Es iſt nun einmal, wie es iſt, und: wie es iſt, ſoll es auch bleiben; und damit Punktum!

Madam (huſtet).

Funk (ſtutzend).

Nein, damit nicht Punktum — — — —

Madam

(geht auf ihn zu als ob ſie ihn umarmen wollte, heimlich).

Ich meinte: ſtärker.

Funk (leiſe).

Ja ſo. (Laut.) Hinweg! Donnerwetter! Sie heirathet den Herrn von Brand: und wenn mir eine von Euch noch muckſt oder eine Miene verzieht, ſo ſperre ich ſie ein oder laſſe mich von ihr ſcheiden und damit Punktum!

(Er geht raſch zur Rechten ab.)

Siebenter Auftritt.

Madam Funk und Louiſe.

Madam.

O tyranniſcher Gatte und Vater!

Louiſe.

Ich Unglückliche!

Madam.

Komm her, meine arme Louiſe! — Du ſiehſt nun, daß Dir durchaus keine Hoffnung bleibt, dieſer Verbindung zu entgehen. Alſo ſei ein gutes verſtändiges Mädchen und ergib Dich in Dein unvermeidliches Schickſal.

Louiſe.

Ich kann nicht, liebe Mutter, ich kann nicht.

Madam.

Ich weiß wohl, man bringt ſolche Opfer nicht ohne Thränen. Aber bedenke, Gehorſam iſt die erſte Pflicht der Kinder; faſſe Dich alſo, gehorche, bringe das Opfer, und der Himmel wird Dich dafür glücklich machen.

Louiſe.

Bei einem Manne, der ſchlecht genug iſt das Glück ſeines Sohnes zu zerſtören, das dieſer vertrauensvoll in ſeine Hand gelegt?

Madam.

Da thuſt Du ihm Unrecht.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Till kommt von der Rechten.

Till.

Aha! Mademoiſelle! Ich wünſche von ganzem Herzen Glück zur gnädigen Frau.

Madam.

O ſpotten Sie meiner armen Louiſe nicht!

Till (für ſich).

Ach Du Tartüfin!

Madam.

Mein Mann hat Ihnen alſo ſchon geſagt —

Till.

Er hat mir erzählt, daß Sie — —

Madam.

Daß ich durchaus nicht in die Heirath willigen wollte, die er ſich ſo plötzlich in den Kopf geſetzt. Welch ein Loos mit einem Manne zu leben, der in ſeiner Frau nur eine Sclavin ſieht! Wer wird es nun glauben, daß ich bei der Wahl eines Schwiegerſohnes gar keine Stimme gehabt? Wird man nicht denken, ich habe die Hand dazu geboten.

Till.

Sein Sie doch ganz ruhig, Madam! Sie ſind bekannt — als eine chriſtliche Ehefrau. — —

Madam.

Das ist mein Trost.

Till.

Die den Gehorsam über Alles schätzt.

Madam (zweifelhaft).

Allerdings.

Till.

Als eine Kreuzträgerin —

Madam.

Ja wohl, ja wohl!

Till.

Die ihr Kreuz gehörig zu handhaben weiß.

Madam.

Sagen Sie mir, was macht mein Mann?

Till.

Er schreibt an den Herrn Assessor.

Louise.

Ach! dann bin ich verloren.

Madam (für sich).

Ich muß den Brief sehen, ehe er ihn abschickt. (Laut zu Louisen.) Ich will noch einmal Alles versuchen, um Deinen Vater zu bewegen, wiewohl ich fürchte, es wird vergebens sein. Geh auf Dein Zimmer, weine Dich aus, aber dann sei eine ver-

künftige gehorsame Tochter. Leidender Gehorsam ist nun einmal das irdische Loos unseres armen unterdrückten Geschlechts.

(Sie geht, das Schnupftuch vorhaltend, zur Rechten ab.)

Neunter Auftritt.

Louise und Till.

Louise
(will zur Linken abgehen, bleibt aber stehen).

Herr Till.

Till.

Mademoiselle!

Louise.

Sie sind Wangens Freund.

Till.

Bereit, Alles für ihn zu opfern, ausgenommen Gut und Blut, Leib und Leben: denn das sind Kleinigkeiten, an denen ich einmal hänge.

Louise.

Haben Sie so wenig Mitleid mit mir, daß Sie mich necken können? Doch ich weiß, das ist Ihre Art. Sie sind Wangens Freund, und vermögen viel über meinen Vater.

Till.

In Handelssachen. Aber dazu gehört allenfalls noch der Sclavenhandel zu Wasser, aber niemals der zu Lande.

Louise.

Sie weichen mir aus, und doch bitte ich Sie, sprechen Sie mit meinem Vater.

Till.

Das würde wenig helfen: Ihr Vater steht unter dem Einflusse einer höhern Macht.

Louise.

Ich verstehe Sie nicht; aber eine gute Macht kann es nicht sein — —

Till.

Sie haben Recht; es ist keine gute Macht: denn wir verfallen ihr erst, wenn wir den Stand der Unschuld verlassen und vorwitzig in Geheimnisse dringen, deren Schleier noch kein Glücklicher gelüftet hat.

Louise.

Gott im Himmel! ist mein Vater etwa Freimaurer und Herr von Brand auch?

Till.

Hm — hm!

Louiſe.

Dann bin ich verloren — — verloren.

(Sie geht weinend zur Linken ab.)

Zehnter Auftritt.

Till allein.

Till.

Armes Ding, das ſo früh um die Täuſchungen gebracht werden ſoll, die doch allein das Lebensglück der Witzloſen ausmachen: denn zwiſchen Illuſion und Humor bleibt dem Menſchen nur die enge Wahl. — Sie dauert mich; ich möchte ihr helfen. Ich ſollte ihr eigentlich helfen, um den alten Heuchler mit ſeiner Seligen zu prellen. Warum ſollte ich es nicht verſuchen? — Ja, ich will es verſuchen. — Aber wie? Hm — hm! — So? — Nein! das iſt zu weitläuftig — So? — hm! ja! — Aber das Mittel habe ich ſchon einmal gebraucht; und was würden die Kritiker ſagen, wenn ich mich wiederholte? — Hm — hm! — Halt! ein guter Gedanke! Es gibt ein Luſtſpiel von Holberg, worin die Umſtände den unſrigen wie ein Ei dem andern gleichen. Daraus will ich meinen Plan entlehnen.

Plagiate sind ja nicht verboten; gibt es doch nicht einmal ein Gesetz, das diebisches Abschreiben und Verkaufen der Manuscripte verböte. — Aber wer spielt die Rolle? — Wüßte ich doch keinen, dem ich sie anvertrauen möchte. Ich spiele sie selbst: im Maskiren besitze ich einige Geschicklichkeit; und Mitwisser sind bei dergleichen immer gefährlich. Niemand soll darum wissen, nicht einmal der Assessor.

Elfter Auftritt.

Till. Wangen tritt heftig bewegt ein.

Wangen.

Ach Till! Sagt mir um Gottes willen, bin ich wahnsinnig?

Till.

Das ist wohl möglich.

Wangen.

Oder ist Alles Wahrheit?

Till.

Alles? Das ist nicht möglich.

Wangen.

Leset diesen unglücklichen Brief, den ich so eben

von Funk erhalten habe. (Er hält ihm einen offenen Brief hin.)

Till

(nachdem er hineingesehen).

Die Geschichte kenne ich schon.

Wangen.

Also Wahrheit?

Till.

Wahrheit.

Wangen.

Nun so brich zusammen Erde! stürze nieder Himmel! und vertilget ein Geschlecht, daß solche Schurken und Bösewichter zeugt!

Till.

Himmel und Erde sind keine Gerichtsdiener, die erscheinen, wenn ein Assessor klingelt. Was tobt Ihr doch? Seid Ihr nicht selbst Schuld? Wer heißt Euch, ihn als Freiwerber herschicken?

Wangen.

Konnte ich diesen Schurkenstreich von einem Manne erwarten, den ich zwanzig Jahre Vater genannt habe.

Till.

Er ist aber nur Euer Stiefvater: also mußtet Ihr erwarten, daß er im besten Falle stiefväterlich

handeln würde. Anders wäre es unnatürlich gewesen, und ein unnatürlicher Vater ist noch schlimmer als ein Stiefvater. Ueberdies müßt Ihr Euch nicht an ihn, sondern an Eure Mutter halten; die hat ihn dazu gezwungen.

Wangen.

Meine Mutter?

Till.

Ja, sie hat ihm auf dem Sterbebette befohlen, wieder zu heirathen und da er nicht geschwind genug dazu gethan hat, ist sie ihm, ungeduldig wie Damen sind, im Traume erschienen und hat ihm Euere Geliebte als seine Künftige gezeigt.

Wangen.

Das hat er erzählt?

Till.

Unter vielen Thränen.

Wangen.

Der bodenlose Heuchler.

Till.

Da habt Ihr wieder Unrecht. Er besitzt ein schönes Gut und ist also keineswegs bodenlos.

Wangen.

Und es ist keineswegs Freundschaft, mich zu verhöhnen, statt mir zu rathen.

Till.

Euch rathen? Euch, einem Juſtizmanne?

Wangen.

Ach die Juſtiz iſt ſtumm in dieſem Falle.

Till.

Kann ſie nicht wenigſtens etwas huſten? Huſten thut manchmal große Dinge.

Wangen.

Laßt! Laßt! ich beſchwöre Euch! Mit Gewalt iſt hier nichts auszurichten; nur Liſt könnte helfen. Ich weiß von Euch ſelbſt, daß Ihr ſchon manchen Schwank zu Gunſten bedrängter Liebenden erſonnen. —

Till.

Das iſt wahr. Ich bin ſchon ſo oft Hymens Agent geweſen, daß ich mir nächſtens das Prädicat eines geheimen Hofrathes ausbitten werde: denn ſeit die Oeffentlichkeit den Staat bedroht, muß ein getreuer Unterthan ſchlechterdings nach etwas Geheimen trachten.

Wangen.

Erſinnt denn etwas, um uns zu helfen.

Till.

Ich bin jetzt auf dem Trocknen: das Genie

hat ſeinen Winterſchlaf, wie Bär und Murmelthier.

Wangen.

Wirklich? Nun ſo will ich wenigſtens Herrn Funk ſprechen.

Till.

Wozu ſoll das führen?

Wangen.

Ich will ihn enttäuſchen.

Till.

Das iſt unmöglich: ſeine Täuſchung beruht auf einem Naturfehler.

Wangen.

Naturfehler?

Till.

Ja, er kann nicht huſten hören.

Wangen.

Unſinn! Unſinn! (Er geht nach der Rechten Seitenthür zu.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Funk kommt von der Rechten.

Funk.

Wie? Herr Aſſeſſor — —!

Wangen.

Sie wünschten mich nicht mehr zu sehen, Herr Funk; mein Anblick ist Ihnen unangenehm: ich glaube es wohl, aber wie konnten Sie glauben, daß ich so auf das Glück meines Lebens verzichten würde?

Funk.

So oder anders, Herr Assessor; geschehen muß es doch. Es thut mir von Herzen leid: ich kenne keinen Mann, dem ich meine Tochter lieber gegeben hätte als Ihnen; aber es kann nicht sein, es ist eine Fügung des Himmels, ein Schicksal.

Till (bei Seite).

Generis foeminini.

Wangen.

Ich weiß, worauf Sie zielen, Herr Funk. Aber ist es denn möglich, daß ein verständiger Mann, wie Sie, einem so albernen Mährchen Glauben schenkt, wie Ihnen der Heuchler von meiner seligen Mutter erzählt hat.

Funk.

Daran habe ich nie geglaubt, noch werde ich daran glauben.

Wangen.

Und dennoch?

Funk.

Dennoch.

Wangen.

Verſagen Sie mir Louiſens Hand?

Funk.

Ich muß. Laſſen Sie uns darum nicht Feinde werden.

Till.

Mademoiſelle bleibt ja in der Verwandtſchaft.

Wangen.

Himmel und Hölle!

Funk.

Mäßigung, junger Freund, Mäßigung! Man glaubt oft in der Jugend, das Glück des Lebens da zu erblicken, wo es ganz und gar nicht iſt. Betrachten Sie es wie eine Schickung: es hat nicht ſein ſollen.

Wangen.

Es hat ſein ſollen und es ſoll ſein. Ich habe Ihr Wort.

Funk.

Entſchuldigen Sie! ich gebe mein Wort nur immer bedingt.

Till.

Ja, wie Deputirte Frieden ſchließen, mit Vorbehalt der höhern Ratification.

Funk.

Ja wohl: denn was der Himmel nicht ratificirt — — —

Wangen.

Ausflüchte, Beſchönigungen, leere Vorwände, die Wahrheit iſt, Sie brechen Ihr Wort und das iſt ſchlecht.

Funk
(mit ſteigender Heftigkeit).

Schlecht, Herr? Wie, junger Mann, entblöden Sie ſich nicht, das mir altem Manne zu ſagen? Ich habe ſechzig Jahre gelebt und bin nie ſchlecht geweſen.

Wangen.

Erlauben Sie —

Funk
(auf ihn eindringend).

Junger Mann wiſſen Sie, was eine Frau iſt?

Till
(auch auf Wangen eindringend).

Was eine Frau bedeutet?

Funk (wie oben).

Was eine Frau ſagen will?

Till (wie oben).

Was eine Frau zu ſagen hat?

Wangen
(ſich immer zurückziehend).

Hören Sie mich — —

Funk (wie oben).

Junger Mann, lernen Sie erſt, was eine Frau im Stande iſt.

Till (wie oben).

Was eine Frau zu Stande bringt.

Wangen (wie oben).

Ich beſchwöre Sie — — —

Funk (wie oben).

Dann kommen Sie und reden von Schlechtigkeit.

Wangen.

Sie wollen nicht hören; Gott befohlen!
(Er geht raſch ab.)

Funk.

Schlecht? Ich ſchlecht? Nein, ich bin nicht ſchlecht; aber eine Frau iſt — —
(Madam tritt zur rechten Seitenthür heraus.)

Tell (der ſie erblickt).

Ein Engel! (Er deutet nach ihr hin.)

Funk
(ſich ſchnell umkehrend).

Ja — ein Engel.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Scene: Wie im erſten Aufzug. Auf dem Tiſche Kaffeegeräth.

Erſter Auftritt.

Herr von Brand und Louiſe ſetzen ſich eben nieder: Erſterer zunächſt dem Tiſche, Letztere zur Linken. Später Sophie.

Brand.

Nun Mademoiſelle, Ihre lieben Eltern haben uns allein gelaſſen, damit wir ein Wort des Vertrauens über unſer künftiges Verhältniß ſprechen könnten. Erlauben Sie mir alſo — — —

Louiſe.

Vorher, Herr von Brand, erlauben Sie mir,

Ihnen zu sagen, daß ich nur auf Befehl meiner Eltern hier geblieben bin.

Brand.

Das freut mich von Herzen. Eine gehorsame ergebene Tochter ist gleichsam die Knospe, aus welcher eine wahrhaft christliche Ehefrau zu erblühen pflegt. Ich hoffe nämlich, Ihre verehrte Eltern haben Ihnen mitgetheilt, wie es der Wille des Himmels ist — —

Louise.

Meiner Eltern, nicht des Himmels Wille.

Brand.

Der Eltern Wille ist für ein gutes Kind gewissermaßen schon des Himmels Wille; dann aber ist auch meine Selige — —

Louise.

Ich bitte, Herr von Brand, verschonen Sie mich damit. Meine Erziehung hat mich nicht an Träume glauben gelehrt.

Brand.

Das freut mich von Herzen: es beweiset eine gute Erziehung. Aber das Leben lehrt uns manches, was die Erziehung nicht lehren kann noch soll; und mich hat es gelehrt, daß Träume gar oft Winke

ven eben ſind. Da ich nun überdies meinen ſeligen Engel über Alles geliebt habe — —

Louiſe.

Es thut mir leid, Herr von Brand, aber ich muß daran zweifeln.

Brand.

Das freut mich von Herzen: es zeugt von einem verſichtigen Charakter, der im Leben ſo nöthig iſt. Aber warum müſſen Sie zweifeln?

Sophie
(erſcheint einen Augenblick links an der Seitenthür).

Louiſe.

Hätten Sie Ihre Frau Gemahlin geliebt, wie Sie ſagen, ſo würden Sie ſie noch in ihrem Sohne lieben, und ihm nicht ein Herz entreißen wollen, von deſſen Beſitz er ſein Glück erwartet.

Brand.

Erlauben Sie, Mademoiſelle, das verhält ſich nicht ſo.

Louiſe.

Herr von Brand, ich habe einmal nothgedrungen meine Schüchternheit überwunden: ſo erlauben Sie mir nun ganz offen zu ſprechen.

Brand.

Ich bitte ſogar darum. Offenheit iſt meine Schoßtugend.

Sophie
(erſcheint wieder horchend wie oben).

Louiſe (aufſtehend).

Ich geſtehe Ihnen, Herr von Brand, daß ich Ihren Stiefſohn liebe, daß ich nur an ſeiner Hand eine glückliche Zukunft mir denken kann. Die Verbindung mit Ihnen würde mir als das Unglück meines Lebens erſcheinen, und den Urheber deſſelben könnte ich nur als meinen ärgſten Feind betrachten. Sie können das nicht unnatürlich finden, bedenken Sie es, ſeien Sie menſchlich, und geben Sie Ihre Bewerbung auf. Was könnten Sie denn Gutes von ſo einem erzwungenen Verhältniſſe hoffen?

Brand (der auch aufgeſtanden).

Unter die mannigfaltigen Wunder des heiligen Eheſtandes, die Sie bald an ſich ſelbſt erfahren werden, gehört auch das, daß er die Herzen der Menſchen von Grund aus verwandelt.

Louiſe

Nein! nein! Glauben Sie nicht, daß meine Liebe die flüchtige Neigung eines jugendlichen Her-

zens ist. Langsam ist sie aus Achtung und Wohlwollen erwachsen und wird bleiben bis ans Grab; ja, je schmerzlicher und thränenreicher, desto fester und ewiger würde sie sein.

Brand.

Das freut mich von Herzen: es beweiset ein standhaftes Gemüth und welche schönere Mitgift könnte ein Mann mit seiner Gattin empfangen?

Sophie
(heraustretend für sich).

Nun ist es Zeit. (Laut.) Mamsell, die Schneiderin ist da und will Ihnen Maß nehmen, und möchte bald wieder fort.

Louise.

Erlauben Sie, Herr von Brand — (Sie will gehen.)

Brand.

Erlauben Sie, die Schneiderin wird gefälligst warten. Sie sprechen vortrefflich, Mademoiselle; und was ich von Ihnen gehört habe, hat meine wunderbar entstandene Zuneigung —

Sophie.

Kommen Sie, Mademoiselle.

Brand.

Zu einer leidenſchaftlichen Zärtlichkeit geſteigert, die an keinen Rücktritt mehr denken läßt.

Sophie.

Die Schneiderin hat Eile. Wenn Sie nicht bald kommen, ſo geht ſie.

Louiſe.

Sie werden ſchon verzeihen, Herr von Brand.
(Sie macht ihm eine Verbeugung und geht nach der Linken zu.)

(Wangen tritt raſch ein.)

Sophie (für ſich).

Der Aſſeſſor! Das wird gut werden.
(Sie geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Brand, Louiſe und Wangen.

Brand.

Ei ſieh da! Was führt denn Dich hierher, mein Sohn?

Wangen.

Was? Der heiße Wunſch, Sie zu finden, Sie, den ich ſeit dieſem Morgen vergebens ſuche,

Sie, der mich vermeidet, weil ſein böſes Gewiſſen ihn meinen Anblick fürchten heißt.

Brand.

Was Du Dir einbildeſt, Ludwig.

Wangen.

Ich bilde mir nichts ein. Doch ja, vielleicht iſt es nur Einbildung; vielleicht ſind Sie mit dem Gewiſſen fertig wie mit Tugend und Ehre; vielleicht können Sie ſchon ohne innere Vorwürfe auch das Aergſte — — —

Louiſe.

Wangen! ich bitte, Mäßigung!

Brand

(geht an den Tiſch und ſchenkt ſich während des Folgenden Kaffee ein).

Wangen.

Theuerſte Louiſe! wie gern gehorchte ich Ihnen, wenn —

Louiſe.

Ich habe Herrn von Brand unſer Verhältniß, unſere Geſinnungen aufrichtig vorgeſtellt. Ich hoffe, er wird in ſich gehen, und einen Plan aufgeben, der unſer Glück zerſtören, das ſeinige aber nicht begründen würde.

Brand.

Das hoffen Sie nicht, Mademoiſelle. (Immer mit dem Kaffee beſchäftigt.) Der Himmel und mein Herz erlauben keinen Wechſel.

Wangen (zu Louiſe).

Hören Sie das und fordern noch Mäßigung? Soll ich gelaſſen dem Raube meines Glückes zuſehen? Gelaſſen Sie verlieren, Sie, das Licht meines Lebens? Nein! ich will das Aeußerſte wagen, das Entſetzlichſte begehen — —

Brand (trinkt Kaffee).

Louiſe.

Wangen! Wangen! Muß ich, das ſchwache Mädchen Sie ermahnen, ihr Schickſal mit Geduld zu ertragen, das mich ſo ſchwer trifft wie Sie.

Wangen.

Wie, Louiſe! Wird es Ihnen ſo leicht — —

Brand

(kehrt ſich um und ſieht und hört von nun an gelaſſen zu).

Louiſe.

Leicht? O Wangen. Kränken Sie mich nicht. Mein Herz wird darüber brechen, aber, bis es bricht, Sie lieben wie heut. Dieſer Mann wird nie etwas Anderes in mir beſitzen, als eine erkaufte Sclavin.

Nur der äußerſte Zwang ſoll eine Verbindung ſchließen, die ich verabſcheue; zum Altare ſoll man mich ſchleppen müſſen, und auch da noch will ich meine Liebe bekennen und ſagen: Nein.

(Sie geht zur Linken ab.)

Wangen (ihr nach).

Louiſe! Louiſe!

Dritter Auftritt.

Brand und Wangen.

Brand.

Die Täuſchungen der Jugend haben doch etwas Rührendes. — Aber von Dir, mein Sohn, finde ich es unſchicklich, daß Du wieder in ein Haus kommſt, wo man Dir einen Korb gegeben hat. Ein Mann muß ſich zu hoch achten — — —

Wangen.

Das ſagen Sie mir? Sie, der — Gott im Himmel! Sie, der — Ich kann keine Worte finden.

Brand.

Das kommt daher, mein Sohn, weil Du

nichts Vernünftiges zu ſagen haſt; ſonſt würdeſt Du ſchon Worte finden.

Wangen.

Nicht dieſen Ton! Bei dem höchſten Himmel. —

Brand.

Schreie doch nicht ſo, Ludwig. Du wirſt Dir Schaden thun. Was willſt Du? Ich habe meinen Auftrag redlich erfüllt und für Dich um Louiſen geworben, nebenbei denn auch für mich. Die Eltern, denen die Entſcheidung zuſtand, haben mir den Vorzug gegeben; darin können ſie ſehr Unrecht haben; aber was geht es mich an?

Wangen.

War es redlich — was ſage ich? war es nicht hinterliſtig, ſchlecht, ehrlos, daß Sie warben?

Brand.

Werde nicht grob, mein Söhnchen, werde nicht grob! Es ſollte mir weh thun, wenn ich Dich **injuriarum** belangen müßte. Du, als Juriſt, weißt wohl, was das zu bedeuten hat. Ich habe geworben, weil Deine ſelige — — —

Wangen.

Still! wiederholen Sie das Mährchen nicht,

womit Sie das Andenken meiner guten, wenn auch verblendeten Mutter entehren.

Brand.

Siehst Du, mein Kind, wie dumm man spricht, wenn man nicht klug ist. Wie kannst Du mich Lügen strafen, ohne Beweise zu haben? Du als Jurist solltest doch — — —

Wangen.

Zur Hölle mit den Juristen!

Brand.

Fahre wohl! Ja, ja, gegen Andere sollen die Gesetze gelten, nicht gegen uns. Pfui, Ludwig, ich habe mir keine Freude an Dir erzogen. Du zeigst Dich als wilden halsstarrigen Menschen, als undankbaren Sohn.

Wangen.

Undankbar? Gegen einen Mann — —

Brand.

Nein gegen eine Frau. Hättest Du Deine Mutter geliebt, so würdest Du mir es Dank wissen, daß ich sie, die zehn Jahr älter war, doch zwanzig Jahre lang glücklich gemacht habe.

Wangen.

Hörst du es, Himmel? — Nein — nein! —

Es iſt ja nicht möglich — Ich beſchwöre Sie — bei dem Andenken meiner Mutter, der Sie Alles verdanken, beſchwöre ich Sie: treten Sie zurück.

Brand.

Unmöglich; die Eltern haben mein Wort und mein Wort iſt heilig.

Wangen.

Heilig? Ihnen? — Sie treten nicht zurück?

Brand.

Gewiß nicht.

Wangen.

Nun denn, Herr von Brand, alle Bande zwiſchen uns ſind zerriſſen. Sie haben mich millionenfach beleidigt; ich fordere Genugthuung, blutige Genugthuung.

Brand.

Darauf ſollte es mir auch nicht ankommen, mein Sohn; aber ſiehſt Du, es geht nicht: ich bin von Adel und Du biſt nur bürgerlich.

Wangen.

Menſchenantlitz —! Hinweg! hinweg! ehe ein böſer Geiſt mich erfaßt. — Sie ſollen meiner Rache nicht entgehen — es gibt noch Mittel.

Sie ſollen inne werden, was ein Todfeind bedeute, und die Welt ſoll erfahren, wer Sie ſind.

(Er geht haſtig ab.)

Vierter Auftritt.

Brand allein.

Brand.

Dabei wird die Welt wenig gewinnen, und ich wenig verlieren. Nur immer grade durch, nicht links, nicht rechts geſehen! Das führt zum Ziele. — Das Mädchen will nicht: es iſt ganz natürlich! thut aber nichts. Wenn man die Leute fragen ſollte, ob ſie wollen, ſo würden keine Schulden bezahlt, keine Zölle und Abgaben entrichtet, kein Geſetz befolgt werden und die Menſchheit ginge zu Grunde. Alſo iſt es menſchlicher, nicht zu fragen. — Noch vor dem Altare will ſie nein ſagen? Das hat manche ſchon gewollt, aber es iſt beim Wollen geblieben. (Er geht nach Hut und Stock.) Es iſt ſchön, daß die wenigſten Menſchen den Muth zu einem Aeußerſten haben, dadurch gewinnen die, die ihn haben; und ich habe ihn — Gott ſei Dank! — ich habe ihn.

(Er geht nach der Rechten zu.)

Fünfter Auftritt.

Brand. Herr und Madam Funk kommen von der Rechten.

Brand.

Eben wollte ich zu Ihnen, um mich zu empfehlen.

Funk.

Wäre uns sehr angenehm gewesen, Herr von Brand.

Brand.

Herr von Brand? Nennen Sie mich doch Ihren lieben Sohn!

Madam.

Das wäre wohl noch zu früh, Herr von Brand. (Sie hustet.)

Funk (für sich).

O verflucht! (Laut.) Was zu früh? Zum Guckguck, lieber Sohn!

Brand (das Schnupftuch ziehend).

Wohllautvoller Klang, den ich so lange entbehrt!

Madam.

Ihre Unterhaltung hat ziemlich lange gedauert: wie sind Sie mit meiner Tochter zufrieden?

Brand.

Ausnehmend wohl; sie ist im höchsten Grade

liebenswürdig. Unser Gespräch hat meine Zärtlichkeit um hundert Procent gesteigert.

Funk.

Gottes Wunder.

Madam (hustet).

Funk.

Es ist ja ganz natürlich. Was sage ich immer? Der Mensch findet sich in Alles.

Brand.

In Alles, lieber Vater, wenn er nur einmal darin ist. Ihre Tochter denkt und spricht vortrefflich, so klar, so bestimmt, so energisch: sie macht Ihrer Erziehung die größte Ehre.

Madam.

Nun, nun, ich habe keine Mühe gespart.

Brand.

Jetzt, verehrte Schwiegereltern, erlauben Sie mir, mich Ihnen zu empfehlen. Die Tage sind jetzt so gewaltig kurz: es dämmert schon. Morgen mit dem Schlage zehn bin ich hier um den Pfandbrief meines Glückes zu unterzeichnen. Also guten Abend, und auf Wiedersehen. (Er küßt Madam die Hand und umarmt Funk.)

Madam.

Auf Wiederſehen!

Funk (für ſich).

Hole Dich der Teufel.

(Brand geht ab.)

Sechster Auftritt.

Funk und Madam.

Madam.

Wir ſind glückliche Eltern: unſere Tochter wird eine Gnädige.

Funk.

Der Gott gnädig ſei.

Madam.

Es wird mir Freude gewähren, ſie ſelbſt gnädige Frau zu nennen.

Funk.

Und Deinen Enkel, gnädiger Herr.

Madam.

Ja meinen Enkel! O daß er ſchon da wäre, mein gnädiger Enkel. Der iſt dann ein Edelmann, der darf nach Hofe kommen, der kann es bis zum

Kammerherrn bringen. Wenn ich dann wieder in der Residenz und im Theater bin, steht er in der glänzenden Hofloge, in der Alles überstrahlenden Kammerherrn-Uniform. Da fragt mich meine Nachbarin: Madam können Sie mir nicht sagen, wer der schöne, junge Mann ist, der eben mit Ihrer Hoheit der Prinzessin spricht? O, sage ich leichthin, das ist nichts, das ist nur mein Aeffchen von Enkelsohn.

Funk.

Da bist Du auch etwas Rechtes, wenn Du die Großmutter eines Aeffchens bist.

Madam.

Schweige, Mann! Du bist für den Staub geboren.

(Es wird an die Thür geklopft.)

Funk.

Wer klopft denn da? Herein!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Till, als alter Dorfschulmeister gekleidet, tritt ein.

Till.

Gott zum Gruß und einen gesegneten Abend in das Haus!

Funk.

Ihr Diener, mein Herr. Mit wem habe ich das Vergnügen?

Till.

Ich bin der Vorsänger und Werkzeugspieler —

Funk.

Was ist das?

Till.

Zu undeutsch, Cantor und Organist. Daneben noch Jugendlehrer und Gerichtsschreiber Andreas Birkmeier aus Wiesenthal, welches ein ansehnliches Dorf ist, sechs Stunden Weges von hier.

Funk.

Ich kenne es sehr wohl.

Till.

Habe ich die Ehre, den hochachtbaren Kauf- und Handelsherrn, Herrn Johannes Funk vor mir zu sehen?

Funk.

Der bin ich.

Till (auf Madam zeigend).

Und dies vermuthlich Ihre hochgeschätzte Ehewirthin.

Madam.

Sehr verbunden für diesen Titel, Herr Cantor. Leider ist er aus der Mode.

Till.

Ja, es will verlauten, daß in der Stadt nicht mehr von Wirthinnen die Rede sei, daß die Ehefrauen auf diesen ehrwürdigen Namen Verzicht gethan und demüthiger Weise nichts mehr als Ausgeberinnen sein wollen.

Funk.

Was beliebt oder was bringen Sie mir?

Till.

Mich sendet der Seelenhirt unserer Dorfschaft mit einer höchst wichtigen Bothschaft an Ihr ganzes Haus.

Funk.

Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Till

(indem er sich einen Stuhl holt).

Platz ist eigentlich kein deutsches Wort. Man sollte sagen: wollen Sie nicht Raum zum Sitzen nehmen? (Alle drei setzen sich.)

Funk.

Nun also Ihre Bothschaft, Herr Cantor.

Till.

Haben Sie denn die Güte klar und deutlich auf meine Fragen zu antworten. Wähnen Sie nicht,

ein junges Frauenzimmer!— dieſes ſeltſame Wort ſtammt aus der guten Zeit, wo die Frauen noch im Zimmer blieben; heutiger Sitte gemäß würde man ſtatt Frauenzimmer wohl Frauenſäle ſagen müſſen.

Madam.

Zur Sache, Herr Cantor!

Till.

Ja, zur Sache! (Zu Funk.) Wähnen Sie alſo nicht ein junges Frauenzimmer Namens Louiſe im Hauſe zu haben?

Funk.

Die habe ich wirklich.

Till.

Wähnen Sie nicht auch, ein anderes junges Mädchen, Namens Sophie, lebe bei Ihnen.

Funk.

Sie lebt in der That bei mir.

Till.

Wähnen Sie nicht ferner, dieſe gewähnte Sophie ſei die Tochter einer Bäuerin?

Funk.

Herr, was wollen Sie mit Ihrem Wähnen? Es iſt ſo.

I.

Wähnen Sie nicht endlich, jene gewähnte Louise sei Ihre eigene Tochter?

Funk.

Bliz und Hagel, Herr! das wähne ich nicht.

Till.

Wir wähnen Alle Alles, und wähnen nicht, daß wir nur Wähner sind.

Funk (aufstehend).

Herr Vorsänger, Werkzeugspieler, Jugendlehrer und Gerichtsschreiber, ich bin des Wähnens satt. Kommen Sie übers Jahr mit Ihrer Botschaft wieder! unterdessen will ich Geduld sammeln.

Till.

Sie zürnen mit Unrecht. Wir Jugendlehrer müssen uns pflichtgemäß einen deutlichen Vortrag zu eigen machen. Ich bitte also, nehmen Sie nochmals Raum zum Sitzen. Meine Botschaft ist sehr wichtig.

Funk (sich wieder setzend).

Wenn ich das glauben soll, muß ich sie hören.

Till.

Das sollen Sie. Es mögen ungefähr achtzehn Jahre her sein — — —

Funk (für sich).

O du Gerechter!

Till.

Als Sie mit Ihrer gegenwärtigen Frau Liebsten eine Reise in fremde Länder unternahmen.

Funk.

Richtig. Wir besuchten ein Bad, gingen dann nach der Schweiz, dann nach Italien, wohin meine Frau sich so heftig sehnte — —

Madam (hustet).

Funk.

Das heißt, sie sehnte sich mir zu Gefallen, weil mich so unmäßig dahin verlangte.

Till.

Es war sehr unrecht; ja, man könnte sagen gottlos.

Funk.

Herr, Sie werden grob.

Till.

Allerdings. Das ist ein Vorrecht unseres geistlichen Standes, zur Entschädigung für die Demuth, die er an den Tag legen muß. Ich sage also unrecht, ja gottlos war Ihre Reise nach Italien. Was in Italien Gutes ist, versteht eine Frau nicht

und was sie versteht, ist vom Uebel. Dann auch mußte damals Ihre Frau ein erst dreimonatliches Töchterlein fremden Händen überlassen.

Madam (weinend).

Ach! ach! woran erinnern Sie mich! Wie viel Millionen Thränen habe ich damals vergossen! Aber mein harter Mann achtete nicht darauf, denn was wissen Männer von einem Mutterherzen?

Funk.

Blitz und Hagel, Frau —

Madam (hustet).

Funk.

Ich meine, warum hast Du mir damals Deine Thränen nicht gezeigt? Ich habe ja von den Millionen nicht einen Tropfen gesehen.

Madam.

Aus zarter Schonung verbarg ich Dir meinen Schmerz.

Funk.

Wenn Du ihn achtzehn Jahre verbergen hast, solltest Du es jetzt auch noch thun. Es ist nun einmal geschehen und damit Punktum.

Madam.

Du hast Recht, lieber Mann. Und wir über-

gaben auch unser Kind einer zuverlässigen Person, seiner Amme.

Till.

Einer Bäuerin aus Hambach, Namens Susanna Bergerin.

Funk.

Ja, so heißt sie.

Till.

So hieß sie.

Funk.

Was? hat sie sich wieder verheirathet?

Till.

Nein: sie hat ein besseres Theil erwählt, sie ist gestorben.

Funk.

Wie? unsere gute Susanne?

Madam.

Ach, die arme Susanne! Wie ist denn das so plötzlich gekommen?

Till.

Sie wissen vermuthlich, daß sie seit einem halben Jahre bei ihrer ältesten Tochter in unserm Dorfe lebte, das heißt, sie lebte, bis sie vorigen Dienstag nach dreitägiger Krankheit starb; worauf

sie denn gestern christlich mit Klang und Sang begraben wurde.

Madam.

Das war also die Bothschaft, Herr Cantor, die Sie uns zu bringen hatten? Da hätte es wohl keiner so langen Vorbereitung bedurft.

Till.

Erlauben Sie! — Nach Ihrer beiderseitigen Heimkehr von besagter Reise — —

Funk (für sich).

O Du Himmlischer!

Till.

Nahmen Sie nicht allein Ihr nun drittehalbjähriges Töchterchen zurück, sondern auch das Töchterlein der Amme zu sich, weil sich die kleinen Milchschwestern so sehr an einander gewöhnt hatten.

Funk.

So war es, und das Mädchen lebt noch in unserm Hause — — —

Till.

Ja, Sie wähnen — —

Funk.

Herr, fangen Sie nicht wieder an zu wähnen!

Till.

Nach Belieben. Besagte Susanne Bergerin hat nun auf dem Sterbebette unserm Herrn Pfarrer unter vielen Seufzern gestanden, daß sie sich damals, nämlich bei Ihrer besagten Heimkehr, eines entsetzlichen Betruges schuldig gemacht.

Funk.

Eines Betruges?

Till.

Daß sie von Mutterliebe verblendet, das eigene Kind für das anvertraute und das anvertraute für das eigene ausgegeben habe, um das ihrige reich und glücklich zu machen. So getäuscht haben Sie bisher Ihre Tochter für ein Bauermädchen und ein Bauermädchen für Ihre Tochter gehalten und einen funfzehnjährigen Wahn gewähnt. (Er steht auf.)

Madam.

Das überlebe ich nicht.

Funk.

Thue, was Du willst, ich genire Niemanden.

Madam.

Unbarmherziger Mann! mich rührt fast der Schlag, und — — —

Funk.

Donnerwetter! Wer war denn Schuld an der verfluchten Reise — — —?

Madam (huſtet).

Funk.

Was da! was da! Habe ich mir nicht damals die Zunge wund dagegen geredet? — —

Madam (huſtet ſtärker).

Till.

Ihre Frau Liebſte leidet an einem böſen Huſten.

Funk.

Ja, es iſt ein eingewurzelter Keuchhuſten.

Till.

Dagegen hilft nichts beſſer, als eine Hungerkur.

Madam (aufſtehend).

Es kann nicht ſein. Ich glaube es nicht. Suſanne war immer ein ehrliches, braves Weib.

Funk.

Das iſt wahr. Herr, wenn Sie uns foppen — —

Till.

Leute meines Standes geben ſich mit kleinen Foppereien nicht ab. Aber nicht meinen Worten ſollen Sie glauben, ſondern der gerichtlichen Ver-

handlung, die darüber aufgenommen, von der Sterbenden selbst bestätigt, von dem Pfarrer, dem Schulzen, zweien Zeugen und von mir unterzeichnet und besiegelt worden ist.

(Er gibt Junk eine Schrift.)

Junk
(in der Schrift lesend).

Ach — leider — leider! — Es ist kein Zweifel daran, Frau! Sophie ist unsere Tochter.

Madam.

Guter Gott! Soll ich eine Tochter haben ohne alle vornehme Erziehung, eine Tochter, die nicht einmal französisch versteht?

Junk.

Das ist auch ein rechtes Unglück!

Madam.

Etwa nicht? Was hilft es ihr nun in die Residenz zu kommen? Sie kann nicht ins französische Theater gehen.

Junk.

Das kann sie deswegen doch.

Till.

Meine Bothschaft ist bestellt und andere Geschäfte rufen. Der Himmel behüte Sie beiderseits!

er ſchenke dem Hausherrn Geduld und Kraft, ſein Kreuz zu ertragen, und der Hausfrau baldige Geneſung von ihrem Keuchhuſten.

(Er grüßt und geht ab.)

Achter Auftritt.

Funk und Madam.

Madam.

Lieber Mann!

Funk.

Nicht liebe Frau!

Madam.

Wie? Jetzt, wo Deine Liebe mich aufrecht erhalten ſoll — —

Funk.

Meine Liebe iſt keine Krücke. Wer iſt Schuld? Wer zwang mich zu der unglückſeligen gottloſen Reiſe?

Madam.

Mann, ſei ſtill! (Ihm drohend.) Das Unglück erhöht meinen Muth.

Funk.

Ei was, ich will nicht ſtill ſein — ich will

reden, und laut reden: Hm — hm, ja — ja, ho! ho! (Er geht nach der Seitenthür links und ruft hinein.) Heda! Louiſe! Sophie! Louiſe! Sophie!

Madam.

Laß ſie! laß ſie! ich bin noch nicht in der Faſſung.

Funk.

Was da! was da! (Bei Seite.) Ein Kieſel braucht keine Faſſung.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Louiſe und Sophie kommen von der Linken.

Louiſe.

Sie haben gerufen.

Sophie.

Da ſind wir.

Funk (Sophie umarmend).

An mein Herz, Du lange verkannte Tochter.

Sophie.

Ei, Herr Funk — —

Funk.

Nenne mich Vater: ich bin Dein Vater.

(Er will ſie wieder umarmen.)

Sophie (ausweichend).

Ach, Madam — — —

Madam.

Auch an mein Herz, liebe Tochter, mein wiedergefundenes Kind. (Sie ſchließt ſie in ihre Arme.)

Louiſe (freudig).

Wie? iſt Sophie meine Schweſter?

Funk.

Nicht doch, liebes Mädchen! nicht doch! Deine ſelige Mutter — — —

Louiſe.

Meine ſelige Mutter? Um Gottes willen! wer?

Madam.

Die abſcheuliche — —

Funk.

Die unglückliche Suſanna: Gott ſchenke ihr die ewige Ruhe.

Sophie.

Guter Gott! Iſt meine Mutter todt?

(Sie bricht in Thränen aus.)

Madam.

Weine nicht! Es war ja nicht Deine Mutter. Ich bin es; (auf Louisen zeigend) die dort ist Susannens Tochter.

Louise.

Vater! Mutter! Ich wäre nicht Ihre Tochter?

Funk.

Das bist Du freilich nicht, armes Mädchen.

Louise.

O mein Gott! (Sie sinkt auf einen Stuhl.)

Funk.

Aber sei getrost! Verlierst Du Deine Eltern, so behältst Du doch Freunde, die Dich nie verlassen werden. Wir wollen Dich immer betrachten als eine Verwandte — —

Madam.

Ja als eine weitläuftige Verwandte.

Funk.

Als eine liebe Pflegetochter, für deren Zukunft wir zu sorgen haben.

Louise (weinend).

Ach meine Zukunft wird ja nicht lang sein.

Sophie (zu ihr gehend).

Liebe Mamſell, grämen Sie ſich doch nicht. Sie ſehen ja wohl, daß Alles nur Spaß iſt.

Funk.

Nein, liebe Tochter, nein! Der Organiſt aus Wieſenthal iſt eben hier geweſen: Suſanna hat vor ihrem Tode bekannt, daß ſie Euch Beide vertauſcht hat, um ihr Kind glücklich zu machen. (Er zeigt die Schrift.) Hier iſt Alles gerichtlich unterſchrieben und beſiegelt. Du biſt unſere Louiſe und dieſe iſt Suſannens Sophie.

Sophie.

Das geht nicht, das geht in alle Ewigkeit nicht. Wie ſollte ich glauben, Mamſell Louiſe zu ſein, da ich, ſo lange ich lebe, Sophie geweſen bin? Und Sie würden mich doch nicht recht von Herzen lieben, ſondern immer die geweſene Mamſell vorziehen. Es iſt ja funfzehn Jahre ſo recht gut gegangen; laſſen Sie es doch wie es geweſen iſt.

Madam (für ſich).

Ach! keine noble Geſinnung!

Funk (zu Sophie).

Das macht Deiner Geſinnung Ehre, liebe Louiſe, aber es geht nicht: es iſt wider göttliche und menſchliche Geſetze.

Sophie.

Die Menschen brauchen es nicht zu wissen, und der liebe Gott wird es sich schon gefallen lassen.

Funk.

Unmöglich, liebes Kind. Wir müssen Dich gerichtlich anerkennen.

Madam.

Nichts mehr davon, lieber Mann! ich fühle mich entsetzlich angegriffen. — Wir bedürfen Alle einer ruhigen Stunde, um uns zu erholen, zu sammeln. Komm, Funk, begleite mich! In solcher Stunde thut die Nähe des liebenden Freundes Noth.

(Sie geht zur Rechten ab.)

Funk (für sich).

Nur nicht näher als eine Poststation. (Heimlich zu Sophie.) Suche das arme Mädchen dort zu trösten.

(Er geht zur Rechten ab.)

Zehnter Auftritt.

Louise und Sophie.

Sophie

(nach einer Pause der Unschlüssigkeit).

Liebe Mamsell.

Louise
(ohne sie anzusehen).

Nicht so! nicht so!

Sophie (zu ihr gehend).

Man ist herzhafter, wenn man steht; als wenn man sitzt oder liegt. Stehen Sie auf, liebste Mamsell.

Louise (aufstehend).

Ich bitte, nennen Sie mich nicht so. Ich bin ja nur ein armes, verwaisetes Bauermädchen.

Sophie.

Nicht doch. Sie sind und bleiben meine liebe, gütige Herrschaft.

Louise.

Wie wäre das möglich, Mademoiselle?

Sophie.

Wenn Sie mich so nennen, laufe ich davon, Mamsell.

Louise.

Wenn Sie mich so nennen, muß ich glauben, Sie spotten meines Unglücks.

Sophie.

Ach, du guter Gott! was sollen wir denn anfangen?

Louiſe.

Uns geduldig in unſer Schickſal fügen.

Sophie.

Nein! nein! Sie würden mich als Ihre Herrſchaft nicht mehr ſo lieben, wie Sie mich als Kammermädchen geliebt haben.

Louiſe.

Ich werde Sie ehren, wie es Ihrem Stande gebührt.

Sophie.

Ach, du großer Gott! Ehren? Was hätte ich denn davon? Und ich, ich könnte Sie als Kammermädchen auch nicht mehr ſo lieben, wie ich Sie als meine Mamſell geliebt habe.

Louiſe.

Das würde mir ſehr weh thun.

Sophie.

Ach! wir ſind doch recht unglücklich.

(Beide weinen einige Augenblicke im Stillen.)

Louiſe.

Klagen und Thränen helfen nichts: laſſen Sie uns Alles dem Himmel anheim ſtellen. Und wollen Sie mir dieſes Loos erleichtern, ſo nennen Sie

mich Du, und behandeln Sie mich überhaupt, wie es mir jetzt zukommt.

Sophie.

Ich Sie Du nennen? Das brächte ich nicht über die Lippen.

Louise.

Wenn ich Sie aber inständigst darum bitte?

Sophie.

Nein! nein! Doch ja — ich will es, wenn Sie mich auch wieder Du nennen wollen, wie in der schönen alten Zeit.

Louise.

Es würde sich nicht mehr schicken: unser Verhältniß hat sich zu sehr geändert.

Sophie.

Ich denke, ein Verhältniß, das bis ins Herz gegangen ist, ändert sich nicht. Wissen Sie was? Wenn Sie nicht mehr meine Herrschaft sein können, so lassen Sie uns gar nicht mehr an Herrschaft und Kammermädchen denken; lassen Sie uns Schwestern sein. Nicht wahr, Schwester Sophie?

(Sie breitet ihr die Arme entgegen.)

Louiſe
(in ihre Arme ſinkend).

Schweſter Louiſe!

Beide (weinend).

Meine Schweſter!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Scene: Wie im vorhergehenden Aufzuge. Abend.

Erſter Auftritt.

Funk kommt von der Rechten indem Till eintritt.

Funk.

Ach, da ſind Sie ja wieder! Nun haben Sie Herrn von Brand geſehen?

Till.

Geſehen, geſprochen, unterrichtet, überzeugt.

Funk.

Nun, was meinte er zu dem wunderbaren Ereigniß?

Till.

Er ſprach mit vieler Eloquenz darüber.

Funk.

So? Was ſagte er denn?

Till.

Was ein Mann zu ſagen pflegt, der ſeiner Frau widerſpricht: hm — hm! ha — ha, ho — ho.

Funk.

Weiter nichts?

Till.

Kann man mehr ſagen, als etwas, wobei man alles Mögliche denken kann?

Funk.

Im Grund iſt es mir gleich, was er denkt, meint, ſagt oder thut. Er mag eines von den beiden Mädchen heirathen oder keins, es iſt mir einerlei. Die geweſene Tochter darf ich nicht mehr lieben, und die jetzige kann ich nicht lieben. Es iſt nicht wahr, daß die Stimme des Blutes deutlich ſpricht.

Till.

Das iſt eine weiſe Einrichtung des Himmels, der den häuslichen Frieden auf Erden erhalten will. Darum iſt die Stimme des Blutes bei den Vätern höchſtens ein leiſes Knurren.

Funk.

Ach! alles Unglück kommt über mich. Ich bin ein wahrer Hieb.

Till.

Mit dem Unterſchiede, daß zu Hiob der böſe Feind von ſelbſt kam, Sie aber ihn citirt haben.

Funk.

Wie ſo! wie ſo!

Till.

Schon vor zweiundzwanzig Jahren.

Funk.

Ach ſo! Sie meinen als ich mich verheirathete! Aber wer kann wiſſen — —

Till.

Jeder kann wiſſen. Wie nennt man das Vermögen, das eine Frau mit bringt?

Funk.

Mitgift.

Till.

Nun, wo Mitgift iſt, muß doch wohl auch Hauptgift ſein.

Funk.

Was, Till? Sind die Frauen Gift?

Till.

Behüte Gott! Es gibt viel ſchöne Blumen, die der Schmuck der Wieſen und Gärten ſind; aber Thee darf man ſich nicht davon kochen, wenn man

nicht Kolik haben will. So sind auch die Frauen die Zierde des Lebens und der Gesellschaft, die Sonnenwärme, die den Strom der Unterhaltung flüssig erhält, der Balsam, der die Luft im großen Geistergefängniß reinigt, und erfrischt; aber heirathen muß man sie nicht.

Funk.

Und doch sind sie dazu geschaffen.

Till.

Das ist die Frage. Ist das Eisen zum Todtstechen und Todtschießen unserer Mitmenschen geschaffen? Das ist ja eben das Furchtbare, daß der Mensch alles Schöne und Heilsame, was die Natur ihm gibt, zu seinem Verderben mißbrauchen kann. Wir Männer haben ja selbst den Mißbrauch des Heirathens eingeführt; die armen Frauen sind unschuldig; sie lassen sich lange genug bitten; aber wir wollen es nicht besser.

Funk.

Nein! nein! Nicht alle Frauen — was sage ich? — unter zehn Frauen gleicht nicht eine der meinigen. Nur mir war leider solch ein Kreuz beschieden.

Till.

Wie können Sie sich über ein Kreuz beklagen?

Ich kenne hunderte von Menschen, die gern ihr halbes Vermögen hingäben für ein ganz kleines Kreuz.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Madam und Sophie kommen von der Rechten.

Madam.

Ah, Herr Till, Sie sind schon wieder da?

Till.

Ich bin da Madam, und Herr von Brand wird auch bald da sein: er will Ihnen noch diesen Abend aufwarten. Hier ist auch das Instrument wieder. (Er gibt Funk die bekannte Schrift.)

Madam.

Noch diesen Abend? Das ist mir gar nicht lieb.

Funk.

Warum denn nicht, Frau?

Madam.

Ich habe noch keine Zeit gehabt, unsere Tochter standesmäßig zu kleiden. Zwar habe ich gleich die Schneiderin kommen lassen — —

Till.

Unnachahmliche Fürſorge einer zärtlichen Mutter!

Madam.

Das iſt ja ſo natürlich. Die Frau aber kann vor Morgen nichts fertig ſchaffen.

Till.

Die hat kein Mutterherz.

Sophie.

Es thut auch nichts. Ich werde mich ohnehin in den Mamſellkleidern nicht zum Beſten ausnehmen.

Madam (ſeufzend).

Ach, Gott!

Till.

Ich rathe Ihnen auch nicht, Mamſell, ſich viel Mühe damit zu geben.

Madam.

Ei, wie ſo nicht?

Till.

Das Mühſame iſt immer ohne Grazie.

Madam.

Das thut nichts. Morgen fängt ſie an tanzen zu lernen; dann kommt die Grazie. Ich hatte in

meiner Jugend auch wenig Grazie. Nicht wahr Funk? (Sie huſtet.)

Funk.

Geh doch, Frau! Ich nahm Dich ja einzig und allein Deiner Grazie wegen.

Madam.

Wie? einzig und allein? Beſaß ich denn nichts als Grazie?

Funk.

Unermeßlich viel daneben, aber die Grazie ging über Alles.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Brand tritt ein.

Brand.

Allerſeits guten Abend! Madam, Herr Funk, Sie verzeihen — —

Madam.

Es iſt uns ſehr angenehm, Herr von Brand.

Funk.

Ich hielt es für meine Schuldigkeit, Sie von dem ſeltſamen Ereigniſſe in Kenntniß ſetzen zu laſſen —

Brand.

Ich bin Ihnen sehr verbunden. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zu der Entdeckung, zu der Wiederauffindung des wahrhaften Pfandes Ihrer ehelichen Liebe und Zärtlichkeit. Sie werden die Gefundene doch gerichtlich anerkennen?

Funk.

Das versteht sich.

Brand.

Und alle Rechte der Tochter auf sie übertragen, in dem Umfange, wie die vermeinte sie besaß.

Funk.

So muß es ja wohl sein.

Brand.

Es wäre unverantwortlich, wenn Sie es nicht thäten.

Madam

(ihm Sophie vorstellend).

Hier habe ich die Ehre, Ihnen unsere wirkliche Tochter vorzustellen. Sie ist zwar noch nicht standesmäßig gekleidet — —

Brand.

Was sagen Sie, Hochverehrte? Bedarf wohl die Sonne um erkannt zu werden, einer Etiquette,

worauf geschrieben stände: das ist die Sonne? oder ist der Diamant für den Kenner weniger Diamant, weil er nicht in Gold gefaßt ist? (Zu Sophie.) Erlauben Sie, meine Theuerste, Ihnen meinen Glückwunsch und meine Huldigung darzubringen. (Er will ihr die Hand küssen.)

Sophie
(die Hand wegziehend).

Gehen Sie doch, gnädiger Herr! Das Alles gehört Ihrer Braut.

Brand.

Sie scherzen, meine Süße, aber recht angenehm, wirklich recht angenehm schalkhaft. Habe ich denn eine andere Braut als Sie?

Till (für sich).

Gut gerechnet: er geht in die Falle.

Funk (für sich).

O Spitzbube!

Madam (für sich).

Ich dachte es; aber noble ist es nicht.

Sophie (zu Brand).

Sie haben doch wahrhaftig nicht um mich geworben.

Brand.

Um wen denn sonst, meine kleine Lose?

Sophie.

Um die junge Perſon, die ſonſt für Mamſell gehalten wurde.

Brand.

Bitte um Vergebung! Der Gegenſtand meiner Werbung wie meiner Zärtlichkeit war ſtets die eheleibliche Tochter des Herrn Funk.

Sophie.

Die war ich aber damals nicht.

Brand.

Bitte um Entſchuldigung! Sie waren es, wenn Sie auch nicht dafür galten.

Sophie.

Aber, Herr von Brand, was wird Ihre ſelige Frau zu dem Tauſche ſagen?

Brand.

Mein ſeliger Engel liebte mich viel zu ſehr, um etwas gegen mein Glück einzuwenden.

Sophie.

Das Glück ſollte Ihnen aber von einer Louiſe kommen, und den Namen führte ich doch nicht.

Brand.

Führten ihn, Holdſelige, führten ihn. Die Verwechſelung iſt erſt nach der Taufe vorgegangen; alſo ſind Sie Louiſe getauft und ſeinen Taufnamen kann Niemand abſchütteln.

Sophie.

Das wußte aber keine lebendige Seele, geſchweige eine Todte.

Brand.

Verzeihen Sie, die Todten wiſſen mehr als die Lebendigen.

Till.

Ja wohl: das Grab iſt eine tüchtige Hochſchule und der Tod ein gewaltiger Profeſſor der Philoſophie.

Brand.

Sehr treffend, wirklich recht ſehr.

Sophie.

Ich glaube es aber nicht. Ihre ſelige Frau hat Ihnen Ihre Braut gezeigt und Sie haben meine Milchſchweſter ſogleich für die Geſehene erkannt. Wir ſind einander gar nicht ähnlich; Sie können ſich unmöglich ſo ſehr geirrt haben.

Brand.

Ach, Mademoiſelle, wo iſt die Grenze des Irrthums für den armen Sterblichen? Ich erblickte Sie Beide am Fenſter und erkannte in Ihnen ſogleich die vom Himmel mir beſtimmte Braut. Als ich dann Nachmittags die Andere ſah, warnte mich zwar eine innere Stimme; allein irre geleitet

durch den Namen Louiſe, hörte ich nicht auf dieſe Stimme.

Till.

Das war auch ſehr natürlich, in der Gemüthsverfaſſung, worin Sie ſich befanden.

Brand.

Ja wohl. Eine Gemüthsverfaſſung — ach! eine Gemüthsverfaſſung.

Till

Unter dem Einfluſſe einer Hingeſchiedenen, einer Seligen.

Brand.

Die ich ſo unbeſchreiblich liebe — (er weint.)

Sophie.

Wenn Sie die Selige noch ſo unbeſchreiblich lieben, was hat dann die Künftige zu erwarten?

Brand.

Dieſelbe Liebe. Ein wahrhaft menſchliches Herz iſt unglaublich reich. Uebrigens iſt meine Liebe zu der Seligen eine himmliſche, die nichts Irdiſches an ſich hat, bei der alſo meine nächſte Gattin nichts verliert.

Till.

Wie, Herr von Brand? Glauben Sie, die Damen wollen nur irdiſch geliebt werden?

Brand.

Irdiſch. Aber zum Irdiſchen gehört Herz, Seele, Geiſt und Gemüth: denn das Alles iſt in dieſem irdiſchen Leibe. Meine Erklärungen ſind gegeben; und nun, hochgeſchätzter Herr Funk und verehrteſte Frau, nun werbe ich nochmals feierlich um Ihre Demoiſelle Tochter, Louiſe Funk, und bitte um geneigte Antwort.

Madam.

Wie hoch wir die Ehre Ihrer Bewerbung ſchätzen, iſt Ihnen bekannt; aber in dieſen Tauſch werden wir wohl nicht willigen können. Die Welt muß ja ſchlechterdings glauben, Sie heirathen nur aus Eigennutz und was würde ſie in dieſem Falle von uns denken, daß wir Ihnen unſere einzige Tochter gegeben.

Funk (für ſich).

Ei, der tauſend!

Brand (für ſich).

Was ſoll das heißen? Hoffentlich wird ſie bald huſten.

Till.

Ach Madam, eine fromme Chriſtin fragt nichts nach der Welt.

Brand.

Und ich habe Ihr Wort, daß ich Ihr Schwiegerſohn werden ſoll.

Madam.

Unter diesen Umständen bindet wohl das Wort nicht. (Sie hustet.)

Brand, Till und Funk (jeder für sich).

Aha!

Funk.

Blitz und Hagel, Frau! es bindet. So ein Wort ist ein Strick; an so einem Worte könnte man sich aufhängen.

Till.

Besonders ein Kaufmann.

Funk.

Ja wohl, und damit Punktum.

Madam.

Nun, nun, mein Engel, ereifere Dich doch nicht! Du bist ja Herr und Dein Wille entscheidet.

Funk.

Das will ich meinen. Unsere Tochter wird Frau von Brand oder das Donnerwetter — — —

Madam.

Gut, lieber Engel, gut! ich habe ja nichts dagegen und unsere Louise wird gewiß auch ein gehorsames Kind sein.

Sophie.

Gewiß. Mein Herz ist frei wie der Vogel in

der Luft und ich habe mir immer gewünſcht eine reiche gnädige Frau zu werden.

Madam.

Du kleine Schalkin. (Heimlich zu ihr.) Wer wird ſo etwas ſagen?

Brand (zu Sophie).

Erlauben Sie, meine holde Braut. (Er küßt ihr die Hand.) Ich nenne Sie um ſo freudiger mit dieſem ſüßen Namen, da ich nun meinem Stiefſohne, meinem guten Ludwig, nicht mehr an ſeinem Glücke hinderlich bin. Ach! Sie glauben nicht, wie ſein Kummer mein Herz zerriſſen hat! Gott iſt mein Zeuge, nur ein Wink von obenher konnte mich bewegen, ihm Schmerz zu verurſachen: denn ich liebe ihn herzinniglich als ein Ueberbleibſel meines ſeligen Engels.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Wangen tritt ein.

Wangen.

Ich habe die Ehre einen guten Abend zu wünſchen.

Funk.

Ei, Herr Aſſeſſor!

Till.

Haben Sie gelernt, was eine Frau — —

Funk.

Still! still!

Wangen (zu Funk und Madam).

Verzeihen Sie, daß ich es noch einmal wage, Ihr Haus zu betreten. Ich habe von einer seltsamen Entdeckung gehört. —

Till.

Ja wohl seltsam: das Dienstmädchen ist zur Tochter vom Hause und die Tochter vom Hause zum Dienstmädchen geworden. (Für sich.) Nun gebe der Himmel, daß der Farbe hält.

Brand.

Ja, lieber Sohn, wir können nun beide glücklich sein ohne einander zu schaden. Mich beglückt hier die Hand (Sophiens Hand fassend) der verehrten Tochter vom Hause und Deine Geliebte, das ehrliche Bauermädchen wird Dir zuverlässig die ihrige nicht versagen.

Wangen.

Nicht doch, Herr von Brand! Ich vermuthe, Sie wollen mir ein Opfer bringen; aber ich darf Ihre Großmuth nicht mißbrauchen. Behalten Sie die Braut, die meine selige Mutter Ihnen gezeigt,

ich werde zufrieden ſein, wenn ich die Hand der Demoiſelle Funk erringe.

Till (für ſich).

Wetter! ſieht der auch die Mädchen durch eine gelbe Brille an?

Brand.

Nein, guter Ludwig, ich nehme noch weniger ein Opfer von Dir an. Ich weiß, Dein Herz würde bluten, denn ich kenne die Liebe.

Wangen.

Und wiſſen ſie zu handhaben. Wirklich eine bequeme Liebe, die ſich ſo ſchnell von einer Perſon auf die andere übertragen läßt.

Till.

Eine reelle Liebe, die immer auf das Reelle gerichtet iſt, wie der Magnet auf das Metall.

Brand.

Freilich, keine phantaſtiſche Jünglingsliebe — —

Wangen.

Genug, Herr von Brand. Bemühen Sie ſich nicht die Larve feſtzuhalten, die dies Ereigniß Ihnen abreißt. Ich will die meinige auch ablegen. Herr Funk und Madam, ich betrachte Sie als die Pflegeeltern der armen Waiſe, die einſt für Ihre Tochter galt.

Funk.

Pflegeeltern, ja Herr Aſſeſſor, das ſind wir, und wir wollen durch die That beweiſen, daß wir es ſind.

Wangen.

So bitte ich Sie denn beiderſeits um Ihre Einwilligung zu meiner Verbindung mit ihr.

Funk und Madam.

Wie, Herr Aſſeſſor?

Wangen.

Warum erſtaunen Sie? Hat denn Louiſe oder vielmehr Sophie durch dieſen Schickſalswechſel etwas von ihrer Liebenswürdigkeit verloren? Sie iſt dieſelbe geblieben; mein Herz auch und ich wiederhole meine Bitte.

Till (für ſich).

Gott ſei Dank!

(Er geht zur Linken ab.)

Funk.

Von Herzen gern, liebſter Aſſeſſor: Sie ſind ein braver Mann.

Madam.

Ja mit Freuden, Herr Aſſeſſor, wenn Sophie —

Sophie.

Die ſagt nicht Nein: dafür ſtehe ich. Das iſt ſchön Herr Aſſeſſor — —

Madam.

Es iſt nobel, meine Tochter.

Brand.

Sehr nobel. Er macht meiner Erziehung Ehre.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Till kommt mit Louiſe von der Linken.

Till.

Da bringe ich die Braut Nummer zwei.

Louiſe.

Wie, Herr Till!

Madam.

Zu mir, liebe Sophie. (Louiſe geht zu ihr.) Dieſer edle Mann (auf Wangen zeigend) erneut trotz Deiner veränderten Verhältniſſe ſeine Werbung. Wir, als Deine Pflegeeltern, haben ihm Deine Hand zugeſagt: es iſt nun an Dir zu entſcheiden.

Louiſe (innigſt bewegt).

O mein Gott! mein Gott!

Madam.

Wenn Du ihn liebſt — —

Louiſe.

Wenn ich ihn liebe? Nein! nein! ich liebe

ihn nicht, kann nicht die Seinige werden, nimmermehr.

Wangen.

Wie, theuere Louiſe — —?

Louiſe.

Ach das bin ich ja nicht mehr.

Wangen.

Ungern verliere ich den ſüßen Namen; aber alles Andere, womit Sie mein Herz gefeſſelt, bleibt. Ich ahne den Grund Ihrer Weigerung; aber ich beſchwöre Sie, hinweg mit allem falſchen Zartgefühl, wo es auf das Lebensglück zweier Menſchen ankommt.

Madam.

In der That, Sophie, Du hätteſt Unrecht — —

Louiſe.

Kann ein armes Bauermädchen einen Mann ſeines Standes glücklich machen? Würde ihn dieſe Verbindung nicht in den Augen der Welt herabſetzen?

Wangen.

Nicht mehr die Geburt, die Bildung beſtimmt jetzo den Stand, Geliebte.

Funk.

Wenn Du weiter nichts einzuwenden haſt,

Sophie; ſo befehle ich Dir, Ja zu ſagen. Hier will ich einmal Herr ſein.

Madam.

Wie immer, mein Engel, wie immer.

Funk.

Ja, wie immer.

Wangen.

Geliebte Sophie, ich beſchwöre Sie — —

Louiſe.

O ſagen Sie mir doch (zu den Uebrigen) kann ich es, ohne ihn zu erniedrigen? Darf ich es?

Alle.

Du darfſt, Du darfſt.

Louiſe.

O mein Gott! Dann bin ich ja im Unglück glücklicher als ich im Glücke war. (Sie reicht Wangen die Hand.)

Wangen

(ſie in ſeine Arme ziehend).

Meine heißgeliebte, holde Braut!

Funk.

Brave Kinder! Der Himmel ſegne Euch!

Madam (für ſich).

Höchſt nobel! Er ſollte ein Edelmann ſein.

Sophie (zu Louiſe).

Es iſt ſchnurrig und doch recht hübſch, daß Du meine Stieftochter wirſt.

Louiſe.

Was? Stieftochter?

Sophie.

Ja, ja, ich heirathe Herrn von Brand.

Louiſe.

Meine Stiefmutter? So muß ich mich Dir wohl zu Gnaden empfehlen?

Sophie.

Das verſteht ſich: ich werde auf Reſpect halten. Hahaha.

Brand.

Hahaha! Es hat ſich Alles herrlich gemacht.

(Es wird an die Thür geklopft.)

Funk.

Herein!

Till

(heimlich zu Wangen, mit dem er ſchon geſprochen).

Wie geſagt, Ihr müßt Euch morgen früh heimlich trauen laſſen; Ihr ſollt ſchon erfahren, warum.

(Es wird wieder geklopft.)

Funk.

Herein denn! Seht doch, wer da iſt!

Louiſe

(geht nach der Mittelthür, ſieht hinaus, wirft ſie wieder zu, und ſtürzt erſchrecken zurück).

Ach! ach! ach!

Alle.

Was iſt? was gibt es?

Sophie

(thut wie Louiſe, kommt aber noch erſchrockener zurück).

Ach! ach! Ich bin des Todes.

Funk.

Blitz und Hagel! Seht Ihr denn Geiſter?

(Er geht der Thür zu, ſieht hinaus, prallt mit einem Schrei zurück, läßt aber die Thür offen.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Bäuerin Suſanne tritt ein.

Suſanne.

Schönen, guten Abend.

Madam.

Gott ſteh uns bei!

Till (für ſich).

Peſtilenz! wieder mein alter Feind, der Zufall.

Suſanne.

Herr Jemine! Warum erſchrecken denn die

Herrſchaften? (Zu den beiden Mädchen.) Und Ihr Kinderchen, warum ſchreit und lauft Ihr denn vor mir? Ich komme ja nicht mehr, wie vor funfzehn Jahren mit der Ruthe. Ja freilich, wenn ich da kam — —

Funk.

Um Gottes willen, ſagt mir, Suſanne, ſeid Ihr es wirklich?

Suſanne.

Herr du mein! Bin ich denn ſeit einem Vierteljahre ſo alt geworden, daß Sie mich nicht mehr kennen?

Funk.

Ihr ſeid alſo nicht geſtorben?

Suſanne.

Gott bewahre uns in Gnaden! Ich geſtorben?

Till.

Allerdings. Vorigen Dienſtag ſeid Ihr geſtorben und geſtern Nachmittag begraben worden.

Suſanne.

Wer ſagt das? Das ſind Schandmäuler, die mir das nachſagen. Bin ich die Frau, die ſich ſo mir nichts dir nichts begraben läßt? Und obendrein geſtern Nachmittag! da war Kindtaufen bei meiner Tochter; da hatte ich wohl nöthiger zu thun, als mich begraben zu laſſen.

Madam.

Seid Ihr denn auch gar nicht krank geweſen, Suſanne?

Suſanne.

Nein, liebe Madam, es hat mir kein Finger weh gethan.

Funk.

Alſo habt Ihr auch nicht auf dem Krankenbette die Vertauſchung unſerer Kinder geſtanden?

Suſanne.

Ach du großer Gott? was ſoll das heißen?

Madam.

Daß Ihr Eure Tochter für die unſrige, und unſere für die Eurige ausgegeben habt?

Suſanne.

Ach! ach! ich arme grundloſe Wittwe! Bin ich eine Diebin, eine Betrügerin? bin ich der Gottſeibeiuns, daß ich ein liebes Mamſellchen mit einem Wechſelbalge vertauſchen ſollte? Wer iſt der Schelm, der Schuft — —

Funk.

Euer Schulmeiſter iſt vor ein Paar Stunden hier geweſen, und hat uns Alles hinterbracht, was Ihr jetzt hört.

Suſanne.

Was? Herr Birkmeier?

Funk.

Richtig, so hieß er.

Susanne.

Ach du Schulmeister! Na wart! Laß mich nach Hause kommen: ich will feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln.

Brand.

Ich wittere Betrug.

Till (bei Seite).

Breit genug ist die Nase zum Wittern.

Susanne.

Aber es ist ja nicht menschenmöglich. Er ist gestern noch auf unserm Kindtaufen gewesen; hat mir zehnerlei Bestellungen hier in der Stadt gegeben, sogar Alles auf einen Zettel geschrieben —

Funk.

Einen Zettel? Her damit! her damit!

Susanne.

Da, Herr Funk. (Sie gibt ihm einen Zettel.)

Funk

(den Zetteln mit der obigen Schrift vergleichend).

Blitz und Hagel! eine ganz andere Schrift. Kein Gedanke von Aehnlichkeit. Hat das Euer Schulmeister selbst geschrieben, gewiß selbst?

Susanne.

Vor meinen sichtigen Augen.

Funk.

Wir ſind geſoppt, ſchändlich geſoppt. — O du verdammter Vorſänger und Werkzeugſpieler! Du ſollſt mir wieder vor die Augen kommen!

Till.

Solche Leute ſind keck, Herr Funk. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn er ſo (vor ihn tretend) mir nichts dir nichts vor Sie träte.

Brand.

Die ganze Geſchichte mit der Vertauſchung iſt alſo erlogen!

Funk.

Erlogen! erlogen!

Louiſe.

Guter Gott! und ich bin wieder Ihre Tochter.

(Sie eilt zu Funk und Madam, ſo daß ſie zwiſchen Beide zu ſtehen kommt, die ſie umarmen.)

Sophie.

Meine Mamſellſchaft hat nicht lange gedauert: es iſt nur gut, daß ich mir nicht die Mühe gegeben habe, mich umzuziehen.

Madam
(Louiſe immer noch im Arm haltend).

Meine liebe Louiſe! wie glücklich fühle ich mich, daß ich Dich wieder habe. Ich mußte Dich verlieren, um ganz zu fühlen, wie theuer Du mir biſt.

Funk.

Recht, liebe Frau. Sophie iſt ein gutes Mädchen; aber das Herz wollte nicht Ja und Amen ſagen.

Louiſe.

Theurer Vater — liebſte Mutter — ich bin ſo unausſprechlich glücklich — (ſie weint.)

Wangen (zu Till).

Till, mir ſchwindelt.

Till.

Pfui! Laßt das, bis Ihr Präſident werdet.

Brand (zu Louiſe).

Mademoiſelle, ich wünſche Ihnen und mir Glück zu dieſer Entdeckung: denn endlich ſind alle Zweifel überwunden, und ich weiß, daß wirklich Sie es waren, die ich an der Seite meiner Seligen erblickte.

Louiſe.

Wie? Herr von Brand —?

Wangen.

Wollen Sie abermals umſatteln?

Sophie.

Bin ich nicht mehr die Sonne, die keine Etiquette braucht?

Till.

Soll Ihres Stiefsohns Kummer wieder Ihr Herz zerreißen?

Brand.

Leere Worte! leere Worte! Ich erneuere feierlich meine Werbung um Demoiselle Funk, um die ich immer geworben habe.

Wangen.

Das ist nicht wahr. Sie haben zuletzt um diese Person (auf Sophie zeigend) geworben.

Brand.

Ei, ei! Du als Jurist solltest doch wissen, daß ein menschliches Wesen an und für sich keine Person ist. Dazu wird es erst durch den Namen und die damit verbundenen Rechte. Ich werbe um kein menschliches Wesen, sondern um die Person Louise Funk. Man gebe mir Louise Funk mit allen Pertinenzien.

Madam (heimlich zu Funk).

Mann, Noblesse ist doch besser als Adel. Der Assessor soll unsere Tochter haben. Sei recht tyrannisch, wenn ich das Gegentheil sage.

Funk (heimlich zu ihr).

Wirst Du aber auch nicht husten?

Madam (wie oben).

Gewiß nicht. (Laut.) Und doch ſcheint mir, lieber Mann, daß Herr von Brand Recht hat, und daß wir ihm unſer Wort halten müſſen. (Heimlich.) Brich los!

Funk.

Sei ſtill, Frau! ich rathe Dir Gutes. Ich weiß ſchon, wenn ich mein Wort halten muß, und wenn nicht. Herr von Brand mag Sophien nehmen, wenn er will, oder er mag es bleiben laſſen; aber meine Tochter bleibt, was ſie iſt, die Braut dieſes wackern Mannes.

Brand.

Ei, ei! Herr Funk. (Für ſich.) Sie wird doch huſten.

Funk.

Ja, Herr von Brand, Sie haben uns ſchon viel Ehre erzeigt, erzeigen Sie uns auch einmal ein Vergnügen und empfehlen Sie ſich, wenn Sie Sophien nicht wollen.

Brand.

Was ſagen Sie dazu, Madam? (Er gibt ihr durch Huſten zu verſtehen, daß ſie huſten ſoll.)

Till.

Das Wetter iſt gelinder geworden, Herr von Brand.

Madam.

Wirklich, lieber Mann Du ſollteſt — — —

Funk.

Was ſollte ich? Still, Du Widerwärtige! oder ich will Dir zeigen, daß ich ſo eine Widerbellerin zahm zu machen weiß. Wenn Du noch ein Wort ſprichſt, ſo ſollſt Du es Dein Leben lang bereuen. Ihr Diener, Herr von Brand, Ihr Diener!

Brand (für ſich).

Diesmal habe ich mich verrechnet. (Laut.) O Du mein ſeliger Engel dort oben, auf deſſen Wink ich gehandelt habe, Du ſiehſt, die Menſchen haben keine Achtung vor dem Willen des Himmels; aber Du weißt, Dein Salomo iſt unſchuldig.

(Er geht weinend ab.)

Louiſe und Wangen.

Gütiger Vater — — —!

Funk.

Der Himmel ſegne Euch, meine Kinder.

Louiſe (zu Madam).

Liebe Mutter — Wie? Sie weinen? über das Glück Ihrer Tochter?

Madam.

Nein! nein! Gott ſegne Euch. Ich weine nur über die entſetzliche Härte Deines Vaters.

Till.

Tröſten Sie ſich, Madam! Herr Funk bereut gewiß ſchon die kleine Aufwallung. Nicht wahr?

Funk.

Ja doch, ja!

Till.

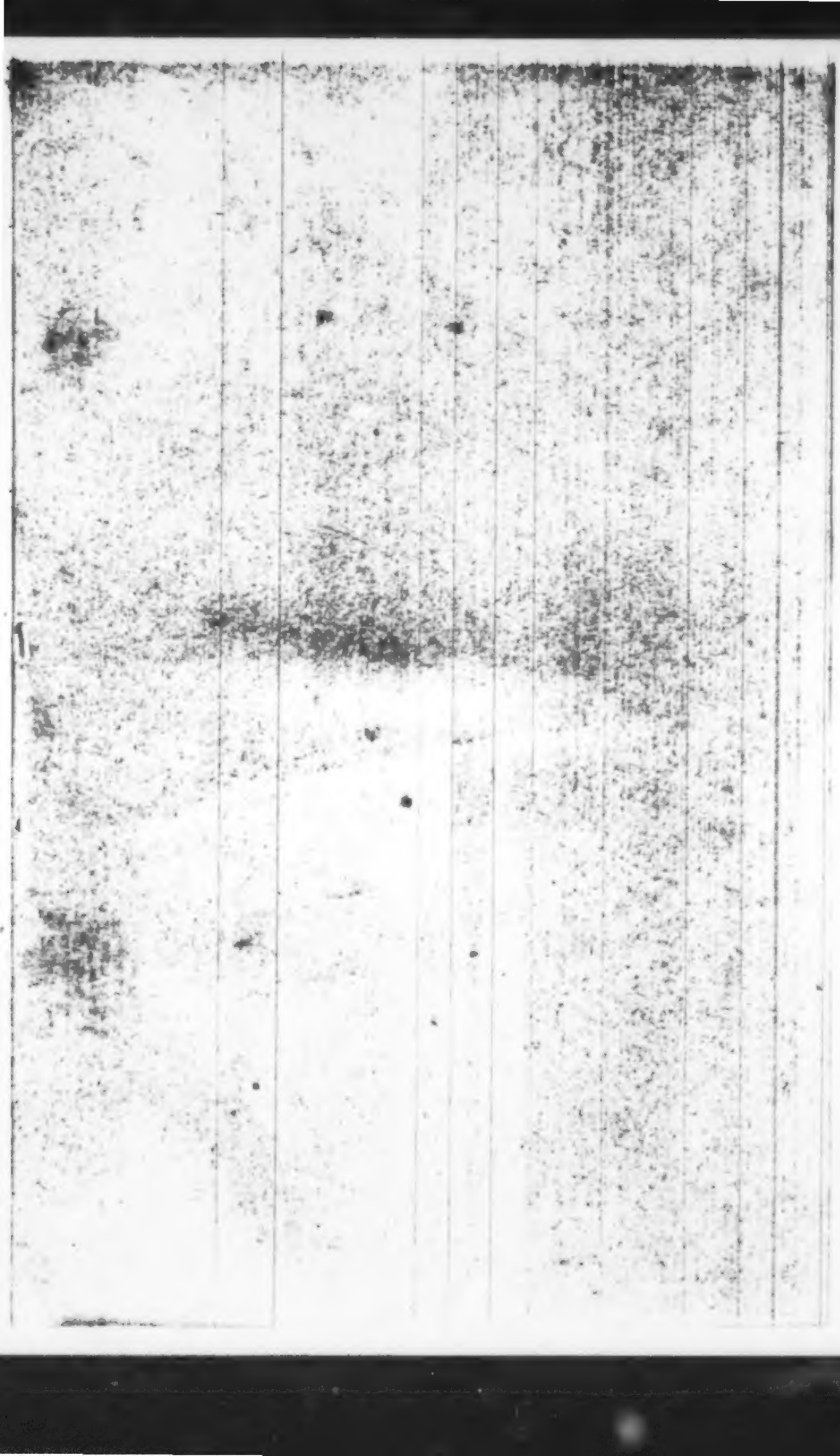
Nun dann Verſöhnung und Vergebung!

(Er führt Funk zu Madam, ſie umarmen ſich und Madam küßt ihrem Manne die Hand.)

Till.

O ſchauet hin, Ihr Eheſtandskandidaten und nehmt ein Beiſpiel an dieſem wahrhaft chriſtlichen Ehepaare!

(Der Vorhang fällt.)



Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortges. von E. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832 u. 1833, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.

Brentano, C., Ponce de Leon, Lustspiel. 1 Rthlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 3 Theile 8. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Nachträge zu den Reisebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Immermann, C., das Trauerspiel in Tyrol, dramatisches Gedicht, 8. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 6 Gr.

— — die Verkleidungen, Lustspiel, 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Kaiser Friedrich II., Trauerspiel. 1 Rthlr. — Gr.

Maltitz, Freih. O. A. v., der alte Student, Schausp. 8. — Rthlr. 12 Gr.

— Oliver Cromwell od. die Republikaner, Trauerspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.

— das Pasquill, Schauspiel, 8. — Rthlr. 20 Gr.

Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauersp. 1 Rthlr. — Gr.

— — Laßt die Todten ruhen! Lustsp., 8. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Kritik und Antikritik, Lustsp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Schleichhändler, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — die Tochter der Luft. Myth. Trag. 1 Rthlr. — Gr.

— — Denk' an Cäsar! Posse in 5 Aufz. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — der Wechsler. Lustspiel, 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — Schelle im Monde, ein Mährchen in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

Das Sonett.

Luſtſpiel in drei Aufzügen

von

Dr. Ernſt Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1833.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Personen.

Oberjägermeiſter von Feuereiſen.
Aurora, ſeine Tochter.
Till, ſein Secretär.
Baron von Trautberg, Rath.
Caroline, Charlotte, } zwei junge Schauſpielerinnen.
Ein Jäger.
Ein Kammermädchen.

Erſter Aufzug.

Scene: Der Garten des Oberjägermeiſters. Auf der rechten Seite der Eingang zu einem Pavillon.

Erſter Auftritt.

Aurora und ein Kammermädchen, mit Schreibmaterialien, kommen von der Rechten, während Till von der Linken kommt. Das Kammermädchen geht ſogleich in den Pavillon.

Aurora.

Ah, guten Morgen, Herr Geheimſchreiber.

Till.

Gnädigſte Morgenröthe, aus dem Lichtloche meines Zimmers ſah ich Sie aufgehen an dieſem grünen Himmel — — —

Aurora.

Dank für das geschmackvolle Compliment!

Till.

Ich richtete also meine Willenskraft auf die Mäuslein meiner Füße, deren Bewegung das Gehen zur Folge hat. — —

Aurora.

Und kamen hierher als ein Schlafwandler — — —

Till.

Bitte um Vergebung. Das Schlafwandeln ist schon aus der Mode, und macht selbst auf dem Theater kein Glück mehr: denn die Welt ist aufgewacht.

Aurora.

Da hat sie sehr Unrecht. Wer schläft, fühlt nicht was über ihn ergeht —

Till.

Sehr wahr. Und ihren Wärterinnen macht sie nun auch mehr zu schaffen.

Aurora.

Ich glaube es: die Welt soll ein sehr unruhiges Kind sein.

Till.

Besonders seit sie heranwächst und sich nicht mehr mit Klapper und Hanswurst begnügen will.

Aurora.

Man ſollte verſuchen, ſie wieder einzuſchläfern.

Till.

Man gibt ſich alle erdenkliche Mühe; aber die alten Wiegenlieder haben ihre Kraft verloren.

Aurora.

Nun, ſo muß man neue dichten.

Till.

Man dichtet Tag und Nacht; aber das große Weltkind lacht über die neuen Lieder, ſtatt darüber einzuſchlafen.

Aurora.

Sind ſie denn nicht langweilig genug?

Till.

In dieſer Hinſicht ſind ſie ganz legitim; — aber man kann die rechte Melodie nicht treffen.

Aurora.

Nun, ſo müſſen wir die Welt wach laſſen; und daran thun wir wohl in jedem Falle gut: wir könnten ſonſt noch drei Stunden ſo fort reden.

Till.

O ja, der Stoff iſt ergiebig.

Aurora.

Deshalb ſind Sie aber gewiß nicht gekommen.

Till.

Nein; sondern um Ihnen einen doppelten, oder richtiger dreifachen Glückwunsch abzustatten. Erstens nämlich zu Ihrer eben so erfreulichen als unvermutheten Heimkehr.

Aurora.

Meine Rückkehr konnte Ihnen kaum unvermutheter sein, als mir selbst. Wir dachten die schöne Badefreiheit wenigstens noch acht Tage genießen zu können, als vorigen Sonntag die Hiobspost eintraf, daß der Herzog wünschte, die Prinzessin möchte ihren morgigen Geburtstag schon hier zubringen. Nun hatten wir kaum Zeit zum Einpacken, und fort ging es, als ob uns eine Fee in ihren Drachenwagen entführte.

Till.

Ja, so ein durchlauchtiges Wort leiht Flügel, und unterscheidet sich dadurch auf eine löbliche Weise von andern Instrumenten, die nur Beine machen. Mein zweiter Glückwunsch, Fräulein, gehört Ihrem Geburtstage.

Aurora.

Den feiern wir erst morgen.

Till.

Er ist aber doch eigentlich heute.

Aurora.

Eigentlich ja. Ich wurde den 21. Abends um 9 Uhr geboren; weil aber die Prinzessin den 22. des Morgens um 3 Uhr geboren wurde, so setzte mein Vater meine Geburt um einige Stunden später an, damit mein Geburtstag die Ehre hätte, mit dem der Prinzessin zusammen zu fallen.

Till.

Unstreitig ein bedeutender Vortheil. Sie brauchen nun z. B. blos in den genealogischen Kalender zu sehen, wenn Sie einmal vergessen sollten, wie alt Sie sind, was den Damen bisweilen geschehen soll.

Aurora.

Still, Herr Geheimschreiber! In meinem Beisein bitte ich, Ihre christlichen Bemerkungen über mein Geschlecht für sich zu behalten.

Till.

Habe ich denn etwas Böses gesagt? Ist es nicht natürlich, daß man bei ewiger Jugend das Alter vergißt?

Aurora.

Ihren dritten Glückwunsch, Herr Secretär, Ihren dritten!

Till.

Der ist eigentlich nicht von mir, sondern von

einem gewiſſen Freiherrn, den Ihres Herrn Vaters Excellenz auf die eleganteſte Manier aus dem Hauſe complimentirt hat, weil ihm die wahre Freiheit fehlt.

Aurora.

Das ſoll heißen?

Till.

Weil ihm das Geld fehlt.

Aurora.

Mit nichten: vielmehr weil er Geſchmack genug hat, mich erträglich zu finden.

Till.

Auch das: Die leiblichen Väter unterſcheiden ſich hierin merklich von den geiſtigen: denn ein geiſtiger Vater iſt entzückt, wenn ſich auch nur ein Bürſtenbinder in ſein Kind verliebt.

Aurora.

Himmel! wie windſchief ſind heut alle Ihre Bemerkungen. Wenn der Bürſtenbinder dem Kinde, in das er ſich verliebt, auch ſeinen Namen geben wollte, was würde der geiſtige Vater dazu ſagen?

Till.

Er würde nichts dagegen haben, wenn er hinter

den Namen des Bürſtenbinders noch ſchreiben dürfte: Geborenes von So und So.

Aurora.

Nun, wie lautet denn der Glückwunſch des gedachten Freiherrn?

Till.

Er lautet gar nicht, ſondern er ſchweigt verſchämt unter dieſen papiernen Schleier.

(Er reicht ihr einen Brief hin.)

Aurora.

Ein Brief? den nehme ich nicht an. Kann das Herz meinem Vater nicht gehorchen; ſo ſollen es doch wenigſtens die minder ſtarrköpfigen Organe und Gliedmaßen, Augen, Hände u. ſ. w.

Till.

Bin ich der Mann, der hinter dem Rücken des Vaters der Tochter Liebesbriefe zuträgt? Nein! Das iſt hier kein Brief, ſondern ein couvertirtes Gedicht, und die Kunſt darf man befördern.

Aurora.

Ein Gedicht? Das' iſt etwas Anderes: die Kunſt iſt unſchuldig. (Sie nimmt den Brief.)

Till.

Eine Büßerin, die von der Kritik die Disciplin empfängt.

Aurora

(nachdem sie den Brief erbrochen, liest).

„An Aurora zu ihrem Geburtstage.“ (Sie liest still weiter.)

Till (unterdessen).

Liebe und Poesie sind offenbar Verwandte, oder vielmehr Stiefschwestern von derselben Mutter, der Phantasie, aber von verschiedenen Vätern. Der Vater der Poesie ist der Ehrgeiz oder Hunger; der Vater der Liebe ist der Vorgänger des neuen Menschen.

Aurora (nachdem sie gelesen).

Ob das Gedicht schön ist, weiß ich nicht: ich finde es aber so liebenswürdig, daß ich auf der Stelle meiner Cousine, an die ich eben schreiben will, eine Abschrift schicken werde.

Till.

Die liebe Cousine ist also die Vertraute? Sie hätten besser gethan, Ihre durchlauchtige Namensschwester, die Prinzessin, zur Vertrauten zu wählen: ein Wort aus deren Munde würde unfehlbar den Baron in den Augen Ihres Herrn Vaters in einen qualificirten Schwiegersohn verwandeln.

Aurora.

Die Prinzessin weiß Alles, aber helfen kann

ſie nicht. Sie wiſſen, der Herzog duldet keine Einmiſchung in Familienverhältniſſe.

Till.

Das iſt Recht; aber Unrecht iſt manchmal erſprießlicher.

Aurora.

Die Zeit bringt Roſen, warum ſollte ſie nicht auch die Erfüllung meiner Wünſche bringen?

Till.

Es ſoll mich freuen, wenn die Zeit ſo vernünftig iſt: denn der Baron iſt mein Freund.

Aurora.

Guten Morgen, Freund meines Freundes! Ich muß ſchreiben: um elf Uhr geht die Poſt.

Till.

Und was ſoll ich dem gefeſſelten Freiherrn ſagen?

Aurora.

Gruß und Dank: und zum Troſte empfehle ich ihm die drei chriſtlichen Grazien, Glaube, Liebe und Hoffnung. (Sie geht in den Pavillon.)

Till.

Ja, dieſe drei Grazien beherrſchen jetzt die Welt: Glaube an eigene Vortrefflichkeit, Liebe zum

Golde und Hoffnung auf Miniſterſtellen. O! es iſt eine graziöſe Welt.

(Er will nach der Linken abgehen.)

Zweiter Auftritt.

Till. Feuereiſen kommt mit einer Schreibtafel von der Rechten.

Feuereiſen.

Hr, Till! heda!

Till (umkehrend).

Excellenz?

Feuereiſen.

Wo ſtecken Sie? Immer ſind Sie nicht da, wenn man Sie ſucht.

Till.

Sehr natürlich: denn wenn ich da wäre, könnte man mich nicht ſuchen.

Feuereiſen.

Ich bin in der ſchrecklichſten Verlegenheit.

Till.

Was? iſt gar kein Wetter mehr? Sonſt wüßte ich nicht, wie ein ſo vollendeter Hofmann in Verlegenheit kommen ſollte.

Feuereisen.

Wir dachten, Durchlaucht die Prinzessin würde ihren Geburtstag noch im Bade zubringen; an diesem großen Tage habe ich ihr seit vielen Jahren meine begeisterten Gefühle in einem Gedicht zu Füßen gelegt; diesmal habe ich in ihrer Abwesenheit nicht darauf gedacht. Nun ist sie da; der hohe Geburtstag ist morgen; ich habe kein Gedicht. Das fiel mir schon gestern Abend schwer aufs Herz; allein ich dachte, man wird ein Einsehn haben. —

Till.

Ein Einsehen, wo es auf die Pflicht des treuen Unterthanen ankommt?

Feuereisen.

Weil ich doch nicht wußte, daß Durchlaucht Prinzessin hier sein würde. —

Till.

Ist das eine Entschuldigung? Wenn auch die Prinzessin in ein Bad im Monde gegangen wäre, um in alle Ewigkeit dort zu bleiben, wahrhafte Verehrung hätte ihr das Gedicht nachgeschickt.

Feuereisen.

Wahr, schrecklich wahr! — Aber Unglücksmensch, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?

Till.

Durfte ich bei einem so vollständigen Hofmann, wie Excellenz sind, solchen Leichtsinn voraussetzen?

Feuereisen.

Sie haben Recht: es ist bodenlos leichtsinnig. Vor einer halben Stunde etwa kommt der Oberhoffourier, sagt große Cour auf morgen an, und gibt mir deutlich zu verstehen, d. h. so deutlich man in Hofangelegenheiten sein kann, daß man ein Gedicht erwarte, daß sich der ganze Hof, und besonders Durchlaucht der Erbprinz schon darauf freue.

Till.

Wehe, wenn Sie diese freudige Erwartung täuschten!

Feuereisen.

Man würde es als Vernachlässigung auslegen.

Till.

Als Verminderung der schuldigen Devotion.

Feuereisen.

Als Pflichtvergessenheit.

Till.

Als Demagogie.

Feuereiſen.

Gerechter Gott! ich wäre verloren.

Till.

Total verloren: denn die Rolle des Hofdemagogen ſchickt ſich doch nicht für den Oberjägermeiſter. Ja, ſo geht es, wenn man ſich den Ruf eines Dichters zugezogen hat.

Feuereiſen.

Wenn das Genie einmal im Menſchen iſt, bricht es ſich Bahn.

Till.

Ins erſte beſte Taſchenbuch.

Feuereiſen.

Ja wohl. Als ich meine erſten Gedichte in den Sylvan einrücken ließ, dachte ich wahrlich nicht an Dichterruhm.

Till.

Gewiß nicht: es iſt keine Spur von Ambition in den Gedichten.

Feuereiſen.

Nun erregten ſie aber gleich ungeheures Aufſehen. Der Verleger machte es dem Redacteur zur Bedingung, daß er Alles, was ich liefern würde, aufnehmen müßte.

Till.

Weil Sie ihm sogleich funfzig Exemplare abnahmen.

Feuereisen.

Im Gegentheil: ich nahm ihm funzig Exemplare ab, weil er jene Bedingung gemacht hatte. Nun meldeten sich bald mehrere Verleger und bestürmten mich; andere Versuchungen kamen dazu; mein Genie entfaltete sich mehr und mehr; ich gewann es lieb, und so wurde ich leider ein berühmter Dichter.

Till.

Leider Gottes!

Feuereisen.

Das ist zuviel gesagt. — Doch, was reden wir von vergangenen Zeiten?

Till.

Und vergangenen Gedichten!

Feuereisen.

Ja wohl, jetzt, da uns ein gegenwärtiges Gedicht Noth ist. Haben muß ich eins, und sollte ich es aus dem Mittelpunkte der Erde graben, oder aus der Luft greifen.

Till.

Zum Ausgraben ist wohl die Zeit zu kurz,

und die Gedichte, die man aus der Luft greifen kann, sind alle schon eingefangen für die diesjährigen Almanache.

Feuereisen.

Es hilft Alles nichts. Ohne Gedicht kann ich morgen nicht bei Hofe erscheinen. Leider fühle ich mich heute gar nicht aufgelegt dazu. Sie werden das Beste thun müssen. Angefangen habe ich indessen schon.

Till.

Wenn nur der Anfang da ist, dann gibt ein Wort das andere. Wie lautet er denn?

Feuereisen

(aus der Schreibtafel lesend).

„Die Lerche schwingt sich in des Himmels Wolken, den Tag begrüßend mit verjüngtem Lied." — Wir wollen vierzeilige Strophen machen: es kommt also darauf an, die beiden Reime zu finden.

Till.

Ja wenn wir nur erst die Reime beim Schopf haben, die Gedanken finden sich schon.

Feuereisen

Freilich; das ist Nebensache. Was reimt nun auf Wolken?

Till.

Ein einziges Wort in der ganzen Sprache: Molken.

Feuereisen.

Molken. Der Reim ist gut; aber wie ihn anbringen'?

Till.

Schade, daß die Prinzessin nicht statt des Bades eine Molkenkur gebraucht hat; dann könnte man sagen: (deklamirend.) „Die Lerche schwingt sich in des Himmels Wolken, den Tag begrüßend mit verjüngtem Lied, wo Du, Du Heimgekehrte von den Molken, zuerst ans Sonnenlicht bist aufgeblüht."

Feuereisen.

Sehr gut, sogar originell; aber Durchlaucht die Prinzessin hat leider keine Molkenkur gebraucht.

Till.

Schade — jammerschade. Man müßte versuchen mit Gemolken. Z. B. „Die Lerche schwingt sich in des Himmels Wolken, den Tag begrüßend mit verjüngtem Lied, der Dirne gleich, wenn sie die Kuh gemolken, und mit der Milch nun in den Keller flieht."

Feuereisen.

Unmöglich. In einem Hofgedichte kann man

nicht von Bauerdirnen reden. Nein; wir wollen den ersten Vers lieber umkehren: „Hoch zu des Himmels Wolken steigt die Lerche" und einen Reim auf Lerche suchen.

Till.

Z. B. Die Schafe mäen oder bäen im geschloss'nen Pferche.

Feuereisen (zurückfahrend).

Schafe? Um Gottes willen nichts von Schafen! die wären noch schlimmer als Bauerdirnen, könnten für eine Stichelei gelten.

Till.

Nun dann: „Im hohen Neste klappern froh die Störche."

Feuereisen.

Sind Sie wahnsinnig? Einer jungen Prinzessin Störche? Gibt es denn gar keinen andern Reim? Wir wollen sie nach den Consonanten durchgehen. Berche, Derche, Ferche, Gerche, Herche, Jerche, Kerche, — nichts — gar nichts!

Till.

Merche, Nerche, Perche, Rerche, Serche, Scherche, Terche, Werche, Zerche, — Alles wüste und leer.

Feuereisen.

Halt! nun habe ich es: „Im Morgenlichte glänzt das Haupt der Berje.“

Till.

Unmöglich. Es heißt ja Berge und nicht Berje.

Feuereisen.

In Berlin spricht man allgemein Berje, und in einer Stadt, wo jeder Mensch geheimer Rath oder Professor ist, wird man es doch wohl wissen.

Till.

Die Berliner sagen Berje, weil sie niemals Berge gesehen haben.

Feuereisen.

Ich bitte Sie, lassen Sie den Reim gelten, daß wir nur einmal über den Berg wegkommen.

Till.

Sehen Sie, nun sagen Sie selber Berg.

Feuereisen.

Berj, Berj, Berj! Ich beschwöre Sie, lassen Sie nur die Berje passiren.

Till.

Ich bin kein Wunderthäter. Ich kann nicht; es ist gegen mein poetisches Gewissen.

Feuereisen.

Die Verse sollen aber passiren, ich will es so.

Till.

Thun Sie was Sie wollen, Excellenz; aber dann wasche ich meine Hände, und will nicht Theil haben an einem Werke mit so schauderhaften gewissenlosen Reimen.

Feuereisen.

Till, Sie sind ein Mensch: sein Sie menschlich. Sie sehen meine Noth, mein Elend. Ein Gedicht muß ich haben; die Zeit verstreicht; der Tag wird immer heißer; mein Kopf glüht. Rührt Sie mein Jammer nicht?

Till.

Fast bis zu Thränen, Excellenz.

Feuereisen.

So lassen Sie Ihr Gewissen fahren.

Till.

Unmöglich. Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.

Feuereisen.

Nun, so gehen Sie zur Hölle, Sie Pfahl in meinem Fleische!

Till.

Ich werde gehen. Es thut mir wohl leid, daß wir so scheiden sollen; aber Gewissen ist mehr als Excellenzengunst. Leben Sie wohl und glücklich, wenn es Ihnen das Scandal erlaubt, das bei Hofe entstehen wird.

Feuereisen.

Scandal? Bei Hofe?

Till.

Allerdings. Der Hof ist witzig; wenn er nun die Reime Lerche und Berje sieht, wird er den ersten Vers so lesen: „Hoch zu des Himmels Wolken steigt die Lärge;" und wissen Sie was eine Lärge ist?

Feuereisen.

Eine Lärge? Nein.

Till.

In meinem Vaterlande Schlesien ist eine Lärge ein häßlicher, räudiger Hund.

Feuereisen (höchst erschrocken).

Hund!

Till.

Denken Sie nun! ein Hund, der in des Himmels Wolken steigt! —

Feuereisen (wehmüthig).

Still! o still! Ich schaudere vor mir selbst.

(Till'n die Hand reichend.) Haben Sie Dank für die Warnung; Sie ſind mein Retter. Und nun, mein treuer Freund, gehen Sie, bringen Sie mir den einzigen Troſt in meinem Elend, das Reimlexikon. Das Gedicht muß doch gemacht werden. Ach! ich wollte ich ruhete in kühler Erde, wo man keines Reimlexikons mehr bedarf.

Till.

Ja, die Welt iſt ein Jammerthal für den, deſſen Mutterſprache ſo wenig Reime hat.

(Er geht zur Linken ab.)

Dritter Auftritt.

Feuereiſen. Später Aurora.

Feuereiſen

(ſich auf eine Bank zur Rechten ſetzend).

Die unglückſelige Lärge hat mich ganz ſchwach gemacht. — Ein böſer Tag; und ich fürchte, er wird noch ſchlimmer werden: denn das Talent iſt eigenſinnig, beſonders jetzt in den Hundstagen. Eigentlich iſt das bischen Ruhm zu theuer bezahlt — gewiß zu theuer. Ich bin Oberjägermeiſter; was brauche ich noch Dichter zu ſein? Aber eben weil

ich es nicht zu sein brauche, macht es mir so entsetzlich viel Ehre, daß ich es bin.

Aurora

(kommt schnell aus dem Pavillon mit mehreren gefalteten Papieren, und eilt nach der Linken ab. Beim Ausgange entfällt ihr unbemerkt eines der Papiere).

Feuereisen

(der dies bemerkt ruft ihr nach).

Mein Kind, Du verlierst etwas. — Sie hört nicht. Immer flüchtig wie ein Reh. Sie hat gut springen, sie quälen keine Reime. (Er steht auf.) Ich muß doch sehen, was es ist. (Er geht und hebt das Papier auf.) Versiegelt ist es nicht; also kann ich ohne Indiscretion lesen, was es enthält. (Er entfaltet es.) Bei Sanct-Hubertus! Verse. (Er liest.) „An Aurora zu ihrem Geburtstage." Wer ist diese Aurora? — Meine Tochter? Nein; es ist ja von ihrer Hand. Durchlaucht die Prinzessin? oder wer sonst? Laß sehen! laß sehen! (Er liest.)

„Der Morgenröthe Purpurlicht beglücket
„wohl immer noch die neu erwachte Welt;
„wohl steht in Osten noch das Rosenzelt,
„allein die Göttin fehlt, die's einst geschmücket.
„Wenn auch den Sinn das Farbenspiel berücket,
„wo Gold sich zu Rubinengluth gesellt;

„Aurora ist's nicht mehr, die einst die Welt
„durch Götterschönheit zum Gebet entzücket.
„Der Tag, der heut' uns leuchtet, war erkoren,
„den heißen Schmerz, der manche Brust geschwellt,
„zu sänftigen: er gab in Dir der Welt
„die Gottheit wieder, die sie längst verloren.
„Ein schöner Dienst ist wieder hergestellt:
„das Herz kann wieder beten zu Auroren."

Beten? Das Gedicht ist an die Prinzessin: wen könnte man anbeten, als eine Prinzessin? Aber wer hat es gemacht? wer? Ich wollte ich hätte es gemacht. — Ich glaube gar, ein Sonett, (er zählt) vier und vier, drei und drei — So wahr ich lebe, ein Sonett.

Aurora

(kommt hastig von der Linken zurück, und erschrickt, als sie das Papier in Feuereisens Händen sieht, für sich).

Ich Unbesonnene! Nun stehe mir bei, Erfindung! (Laut.) Lieber Vater — —

Feuereisen.

Aha! Du kommst wohl, Dein Gedicht zu suchen?

Aurora.

Ich sehe, es ist schon gefunden.

Feuereisen.

Gefunden und gelesen.

Aurora.

Nun, wie finden Sie die Verse?

Feuereisen.

Gar nicht übel. Aber von wem sind sie? an wen sind sie?

Aurora.

Längst wollte ich Ihnen meine Liebhaberei Verse zu machen entdecken, denn immer wünschte ich, einen Kenner wie Sie, lieber Vater, um Rath fragen zu können.

Feuereisen.

Daran hättest Du sehr wohl gethan. Also Du machst Verse? und Du hast diese Verse gemacht?

Aurora.

Ja, zum morgigen Geburtstage der Prinzessin habe ich dieses Sonett zusammen gestoppelt.

Feuereisen.

Gestoppelt? Pfui! das ist ein gemeiner Ausdruck, der sich für ein Hoffräulein nicht schickt. Höchstens könntest Du sagen, gedrechselt, wenn Du bescheiden sein willst. Aber wie kann ein Hoffräu-

lein kahl hinſchreiben: an Aurora, wenn von ihrer Durchlauchtigen die Rede iſt?

Aurora.

Das hat nichts zu bedeuten, lieber Vater. Es iſt ein Scherz, der zwiſchen der Prinzeſſin und uns Hoffräulein bleibt.

Feuereiſen (für ſich).

Ein Gedanke! (Laut.) Sage mir, liebe Aurora, haſt Du von dieſem Scherze ſchon mit der Prinzeſſin oder ſonſt Jemanden geſprochen?

Aurora.

Keine Sylbe.

Feuereiſen.

Das iſt ſchön. Sieh, ich habe diesmal kein Gedicht für dieſen Geburtstag in Bereitſchaft, weil ich nicht glaubte, daß ihn die Prinzeſſin hier zubringen würde. Haben muß ich ein Gedicht: die Zeit iſt kurz; der Tag iſt ſchwül; der Genius läßt ſich nicht zwingen; in meinem Kopfe tobt die Migräne. —

Aurora.

Quälen Sie ſich doch nicht, lieber Vater! Ich kann Sie heilich verſichern, die Prinzeſſin nimmt es nicht übel, wenn einmal das Gedicht ausbleibt.

Feuereisen.

Ich lebe seit dreißig Jahren am Hofe, und kenne ihn. Da wird auch die äußerste Anstrengung, das Ungewöhnlichste zur Pflicht, und was man einmal gethan hat, muß man immer thun. Du könntest mich aus einer wirklich großen Verlegenheit reißen, wenn Du mir Dein Gedicht abträtest, daß ich es in meinem Namen der Prinzessin überreichen könnte.

Aurora (für sich).

Hilf, Himmel! (Laut.) Ach, liebster Vater, Sie werden doch zu dem Machwerke einer Stümperin nicht Ihren gefeierten Meisternamen hergeben wollen?

Feuereisen.

Zu viel Demuth ist Stolz. Ich sage Dir, ich, der Dichter, die Verse sind nicht übel; zumal wenn man sie für schnell gemachte ausgibt.

Aurora.

Das Gedicht ist zu kurz. Die Ihrigen waren immer sechsmal so lang.

Feuereisen.

Die Kürze der Zeit wird mich entschuldigen.

Aurora.

Es ist zu spielend für einen ernsten Mann.

Feuereisen.

Auch der ernsteste Genius lächelt zuweilen.

Aurora.

Sie würden es trotz Ihrer Migräne immer noch besser machen.

Feuereisen.

Das versteht sich. Aber die Anstrengung würde mein Uebel verschlimmern.

Aurora.

Wenn es Jemand erführe!

Feuereisen.

Noch weiß es Niemand, und Du würdest schweigen; das versteht sich.

Aurora.

Zuverlässig. Aber könnte es wohl ein Mann von Ihrem Geiste vor sich selbst entschuldigen, fremde Arbeit benutzt zu haben?

Feuereisen.

Das bedarf gar keiner Entschuldigung. Und es ist nicht einmal fremde Arbeit. Den Geist erhalten die Kinder von den Vätern; also habe ich gewissermaßen dieses Sonett mittelbar durch Deinen Geist gemacht; und Du solltest aus Dankbarkeit für so viel Geist es mir ohne Widerstreben über-

laſſen. Ich weiß, das wirſt Du, als eine gute Tochter, thun, und tiefes Stillſchweigen beobachten.

Aurora.

Wie Sie wollen, lieber Vater.

Feuereiſen.

Das iſt kindlich von Dir. Du leiſteſt mir einen großen Dienſt, und mein Dank ſoll nicht ausbleiben. Aber bewahre Deine Zunge, und nicht nur die Zunge, ſondern auch die Augen, die Mienen, und Alles, was am Menſchen plaudert. Wenn Du mich direkt oder indirekt verräthſt, begehſt Du un parricide, einen Vatermord.

(Er geht zur Rechten ab.)

Aurora.

Das iſt hart — eine zu harte Strafe für eine unſchuldige Nothlüge.

Vierter Auftritt.

Aurora. Till mit einem dicken Buch unterm Arm kommt von der Linken.

Till.

Sie ſcheinen in Verlegenheit, mein Fräulein.

Aurora.

Ach, liebſter, beſter Till! es hat ſich etwas ereignet.

Till.

Das iſt ſchlimm: im Leben eines Fräuleins muß ſich eigentlich nichts ereignen.

Aurora.

Auf dem Wege vom Pavillon hier nach dem Hauſe habe ich das Sonett des Barons verloren, glücklicher Weiſe nur die Abſchrift, die ich meiner Couſine ſchicken wollte. Mein Vater hat es gefunden und geleſen; in der Verlegenheit habe ich es für meine Arbeit ausgegeben. — Guter Gott! ich ſtehe auf dem Sprunge, eine Vatermörderin zu werden.

Till.

Dies Verbrechen will ich Ihnen erſparen; Sie ſollen mir nichts verrathen: dort hinter dem Strauche habe ich das Uebrige mit angehört.

Aurora.

Und was ſagen Sie dazu?

Till.

Ich ſage, es iſt gut: denn es kann eine Komödie daraus werden.

Aurora.

Was wird der Baron dazu ſagen?

Till.

Er wird lachen: denn er kann in unſerer Komödie den beglückten und gekrönten Liebhaber ſpielen.

Aurora.

Wie ſo? In was für einer Komödie?

Till.

Nun, Fräulein, es wäre doch unverzeihlich, wenn ſo ein Paar Spaßdilettanten, wie wir Beide, dieſen köſtlichen Zufall, den uns der Himmel wie einen Meteorſtein vor die Füße wirft, ungenutzt laſſen, und ihn nicht nach dem Rathe des Dichters zum Zweck geſtalten wollten.

Aurora.

Wie meinen Sie wäre das anzufangen?

Till.

Vor allen Dingen müſſen wir die Sache etwas mehr verwickeln, ſie verfänglicher machen. Z. B. die Prinzeſſin iſt Ihnen gewogen.

Aurora.

Ich darf behaupten, daß ſie außer den Courtagen meine Freundin iſt. Wir lachen Beide gern.

Till.

Eine höchſt ſolide Baſis der Freundſchaft. Bitten Sie alſo Ihre Durchlauchtige Freundin, diesmal Ihrem Herrn Vater für das Geburtsgedicht eine Doſe, oder einen Ring, oder ſonſt ein Pretioſum zu ſchenken.

Aurora.

Das wäre doch eine ſonderbare Bitte.

Till.

Die Prinzeſſin wird das nicht finden, wenn Sie ihr ſagen, daß ſie Ihnen dadurch zu Ihrem Glücke förderlich ſein kann.

Aurora.

Aber wie könnte ſie das?

Till.

O, Fräulein, wer wird Alles auf einmal ſagen? Es muß doch etwas für den zweiten und dritten Act übrig bleiben. Vor der Hand haben Sie nichts zu thun, als die Prinzeſſin zu bitten; dann wird ſich der Faden ſchon von ſelbſt weiter ſpinnen. — Hinweg! da kommt die Excellenz.

Aurora.

Dann muß ich fort. Ich bitte, ſein Sie vorſichtig!

(Sie geht zur Linken ab.)

Till.

Sein Sie unbeſorgt! Nachſicht war nie meine Schwäche.

Fünfter Auftritt.

Till. Feuereiſen kommt mit der offenen Schreibtafel von der Rechten.

Feuereiſen.

Aha, Till! Mein lieber Geheimſchreiber Till, wie geht es? was machen Sie?

Till (für ſich).

Aha! die Krähe mit den Pfaufedern. (Laut.) Ich mache nichts, Excellenz; ich bringe Ihnen nur den verlangten Troſt, das Reimlexikon.

Feuereiſen.

Was ſoll mir das Reimlexikon? Wehe dem, der ſeine Poeſie im Reimlexikon ſuchen muß! Ich war einen Augenblick in Verlegenheit; aber der Genius hat geholfen.

Till.

Was? in dieſer Spanne Zeit?

Feuereiſen.

Ich ſaß dort in der Laube; ich dachte an das

Gedicht; dann dachte ich an die Prinzessin Aurora; Aurora, dachte ich dann, ist die Morgenröthe; und dieser lichtvolle Gedanke war es, bei dem der Genius erwachte: er erwachte, ich dichtete, und mein Werk ist vollendet.

Till.

In weniger als zehn Minuten?

Feuereisen.

Minerva sprang in einem Augenblicke völlig gerüstet aus dem Haupte Jupiters.

Till.

Nun ja: Sie haben vielleicht den Entwurf vollendet.

Feuereisen.

Das Werk, sage ich Ihnen, das Werk. Kleinigkeit, freilich nur Kleinigkeit; aber doch nicht übel. Es gibt freilich Kleinigkeiten, die eine Welt aufwiegen; aber es sind doch immer nur Kleinigkeiten. (Ihm die Schreibtafel hinreichend.) Da! lesen Sie!

Till

(nachdem er ein Weilchen gelesen).

Ho! ho!

Feuereisen.

Ha! ha!

Till (wie oben).

Ei! ei!

Feuereiſen.

Nun? nun?

Till

(nachdem er noch ein Weilchen geleſen, läßt wie vor Erſtaunen das Buch fallen).

Ein Sonett.

Feuereiſen.

Ein Sonett.

Till.

Es iſt etwas Unendliches im Menſchen!

Feuereiſen.

Ja, der Menſch iſt unſterblich! (Er reicht ihm die Hand.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Scene: Ein Saal im Hause des Oberjägermeisters. Im Hintergrunde zwei Thüren, von denen die rechter Hand die Hauptthüre ist; außerdem Thüren zu beiden Seiten.

Erster Auftritt.

Feuereisen, in Gallakleidung, Till und ein Jäger.

Till

(dem Jäger ein Portefeuille übergebend).

Da! nimm, und lege es in den Wagen. Geh' aber fein säuberlich damit um.

Feuereisen.

Gib Acht, daß es nicht aufgeht!

Till.

Um des Himmels willen nicht! Es ist Spiritus darin, der leicht verdampft.

Feuereisen.

Wenn der Kutscher fertig ist, soll er vorfahren.

(Der Jäger geht ab.)

Till.

Excellenz fahren also nach Hofe?

Feuereisen.

Versteht sich.

Till.

Um Durchlaucht der Prinzessin Ihren Glückwunsch unterthänigst darzubringen, und das Sonett zu Füßen zu legen?

Feuereisen.

Was sind das für wunderliche Fragen?

Till.

Ja, mir ist wunderlich zu Muthe.

Feuereisen.

Was geht das mich an? Ich bin sehr heiter gestimmt.

Till.

Ach! ich möchte immer weinen, wenn Jemand fröhlich ist. Fröhlichkeit ist gewöhnlich nur der stechende Sonnenschein vor dem Ungewitter. Der König Belsazer war auch fröhlich und guter Dinge, als die Hand ohne Arm an die Mauern schrieb: „Mene, mene, tekel upharsin.“

Feuereisen.

Lassen Sie jetzt Ihre Possen! Sie bringen mich aus der feierlichen Verfassung, die diesem großen Tage ziemt.

Till.

Verfassung? Und Sie wollen mit einer Verfassung nach Hofe fahren?

Feuereisen.

Verfassung? Habe ich das gesagt? Wie ist das Unglückswort in meinen Mund gekommen?

Till.

Ja wohl. Verfassung in einem altadlicher Munde. Haben Sie nicht Zahnschmerzen davor bekommen, wie von einem sauern Apfel?

Feuereisen.

Ich wollte sagen, Stimmung.

Till.

Ich weiß nicht — dabei könnte man an Volksstimme, öffentliche Stimmung, Abstimmung denken

Feuereisen.

Herr gehen Sie — — Genug des Scherzes.

Till.

Ich rede im Ernst, Excellenz. Sie sollten da Sonett nicht überreichen.

Feuereiſen.

Soll ich nicht auch vierundzwanzig Stunden lang den Athem an mich halten?

Till.

Nicht den Athem, wohl aber das Sonett.

Feuereiſen.

Wofür hätte ich es denn gemacht?

Till.

Wofür der Dichter den größten Theil ſeiner Werke macht, für die ewige Vergeſſenheit.

Feuereiſen.

Woher kommt Ihnen dieſe Grille?

Till.

Keine Grille; ein ganzer Schwarm Heuſchrecken. Mir ahnt ein Unglück, ein großes Unglück, das aus dem Sonett erwachſen wird, eine Peripatie, eine Kataſtrophe, eine Revolution.

Feuereiſen.

Nichts von Revolution in meinem Hauſe! Still davon! Haben Sie die beiden Recenſionen beſtellt?

Till.

Wie Excellenz befohlen.

Feuereisen.

Was es auch kosten mag, die Recensionen müssen brillant sein. Haben Sie den Herrn gesagt, daß sie immer noch etwas mehr, als voriges Jahr thun können?

Till.

Es sind nicht mehr dieselben.

Feuereisen.

Schon wieder andere?

Till.

Die Recensenten sind größtentheils jetzt in der Literatur, was die Cadetten im Militär sind. Wenn sie heran wachsen, werden sie weiter befördert, und andere treten an ihre Stelle.

Feuereisen.

Immerhin! Wenn es nur Recensenten sind, werden sie auch zu stempeln sein.

Till.

Gewiß, wie alles weiße Papier. Aber Excellenz —

Feuereisen.

Nun? was noch?

Till.

Meine innere Angst wird immer ängstlicher, meine Ahnung immer ahnungsvoller.

Feuereisen.

Unseliger Mensch! wollen Sie mich durchaus um den Verstand bringen, jetzt, wo ich ihn grade nöthig habe.

Till.

Ach! Excellenz! warum sollte ich Sie um etwas bringen, was mir doch nichts nützen könnte? Aber die Beklemmung meiner Brust, das Stocken meines Athems, das Fiebern meiner Pulse deutet auf ein entsetzliches Unglück. Um Gottes willen überreichen Sie das Sonett nicht.

Feuereisen.

Was faseln Sie von Unglück? Was für ein Unglück könnte wohl daraus entstehen?

Till.

Ich weiß nicht; aber ich ahne, ich ahne, ich ahne! —

Feuereisen.

Woher kommt Ihnen denn die verwünschte Ahnung?

Till.

Das weiß ich auch nicht; aber ich glaube, ein Traum hat sie erzeugt. Mir träumte nämlich in verwichener Nacht, daß Sie in einem Garten, unter einem Lorbeerbaume standen, von dem Sie

durchaus einen Zweig abbrechen wollten. Der Baum war aber sehr hoch; um hinan zu langen machten Sie Sprünge, die einen Oberjägermeister gar nicht ziemen, und der Schweiß stürzte von Ihnen wie die Cascatellen zu Tivoli von dem Felsen; aber vergebens. Da kam ein Rabe herbei, setzte sich auf den Wipfel des Baumes, brach einen Zweig, und warf ihn herab; Sie erwischten denselben und bekränzten Ihr Haupt damit. Darauf traten Sie stolz aus dem Schatten des Baumes; und als das Sonnenlicht den Kranz beschien, siehe! da war es kein Lorbeer mehr, sondern ein Kranz von Sauerampfer und Kletten. Darob schlugen die Bäume ein so entsetzliches Gelächter auf, daß alle Vögel erschrocken davon flogen, und ich erwachte.

Feuereisen (etwas bewegt).

Zum Guckguck mit Ihrem Traume. So verwünschtes, verworrenes Zeug, daß man ein Narr darüber werden könnte! Zum Guckguck mit allen Träumen! Ich träume niemals.

Till.

Ja, Excellenz sind Edelmann, und der Adel hat ausgeträumt.

Feuereiſen.

Jetzt habe ich es; jetzt will ich Ihnen Ihren Traum auslegen. Neid, nichts als bloßer Neid: Sie gönnen mir das Sonett nicht. Ich begreife Ihr Gefühl; aber Sie müſſen ihm Zaum und Gebiß anlegen. Was hilft es, wenn Sie auch vor Neid zum Schatten werden? Ich habe das Sonett doch gemacht, ich, Joachim Eberhart von Feuereiſen habe es erfunden, gedichtet, geſchaffen.

Jäger (der wieder eintritt).

Excellenz, der Wagen iſt bereit.

Feuereiſen.

Gut! ich komme gleich. (Indem er den Hut vom Tiſche nimmt.) Nun, mein lieber neidiſcher Geheimſchreiber, ade! Denken Sie unterdeſſen nach, was der Genius für eine herrliche Gottesgabe iſt. (Er will gehen.)

Till

(ſich ihm zu Füßen werfend).

Ich beſchwöre Sie, gnädiger Herr, überreichen Sie das Sonett nicht! Ich beſchwöre Sie auf den Knieen und im Staube — — —

Feuereiſen.

Wollen Sie mich raſend machen? Gerechter Gott! ſoll ich mit echauffirtem Geſichte nach

Hofe kommen? knieen Sie, ſo lange es Ihnen gefällt.

Till (ſchnell aufſtehend).

Nun denn! ich habe meine Pflicht gethan. Wann das Unglück herein bricht, ſo erinnern Sie ſich, daß ich Sie gewarnt habe.

Feuereiſen.

Gut! gut! Neidhart! (Er geht lachend nach der Thür.)

Till (ihm nachrufend).

Mene, mene, tekel upharſin!

(Feuereiſen geht lachend ab; der Jäger folgt.)

Zweiter Auftritt.

Till allein.

Till.

Armer Menſch, Nachtwandler der Erde! ſo gehſt du lachend in dein Unglück. Mein Gewiſſen iſt in salvo; ich kann mit gutem Gewiſſen das poetiſche Elend über ihn herein brechen laſſen, ich habe ihn treulich gewarnt; nicht nur treulich, ſondern ſogar chriſtlich, denn ich habe ihn vor mir ſelbſt gewarnt; nicht nur chriſtlich, ſondern, was

viel mehr sagen will, auch theologisch. — Meine Theologie ist mir bei meinen Schwänken sehr förderlich, denn die Kirchen- und Ketzergeschichte ist voll großartiger Schwänke, z. B. Bannbullen, Bettelorden, Jesuiten und Inquisition. Zu dergleichen fehlt unserer Zeit der Humor. — Nun wünschte ich, meine niedlichen Pseudo-Recensenten ließen sich blicken. Ich habe ihnen doch gesagt, Schlag elf Uhr.

Dritter Auftritt.

Till. Der Baron tritt ein.

Baron.

Guten Morgen, lieber Freund.

Till (für sich).

Sehr ungelegen. Den will ich theologisch abfertigen.

Baron.

Nun? bin ich keines guten Morgens werth?

Till.

Was ist ein guter Morgen, lieber Baron? Ein eitler Wunsch, ja, ein frevelhafter Wunsch, der dem Himmel vorgreift, als welcher allein die guten

und böſen Morgen zubereitet. Der Menſch ſoll aber auch in ſeinen Wünſchen — — —

Baron.

Sie haben Luſt zu ſcherzen. Der Oberjägermeiſter iſt ausgefahren.

Till.

Er iſt ausgefahren; aber ich fürchte, er kehrt wieder, wenn auch nicht mit ſieben, doch mit einem Geiſte, der ſchlimmer iſt, denn er.

Baron (aufgeregt).

Ich muß Sie bitten, ernſthaft zu reden. Ich benutze dieſen Augenblick, um mir Aufſchluß über Ihr räthſelhaftes Billet von geſtern Abend zu holen.

Till.

Räthſelhaft? So? Es kann wohl ſein: ich ſchrieb es in der Zerknirſchung, und die Zerknirſchung bleibt gern im Dunkeln. Alſo räthſelhaft?

Baron.

Ein Gemiſch von Freude und Leid, von Glück und Unglück, Glauben, Liebe, Hoffnung, Geduld und Schweigen.

Till.

Nun, dann iſt es ein höchſt theologiſches Billet; und wie käme etwas Räthſelhaftes in die Theologie?

Baron.

Till, wenn Sie mein Freund ſind, ſo laſſen Sie dieſen Aberwitz. Ich verſtehe Scherz, aber nicht da, wo von einem Verhältniſſe die Rede iſt, das das Glück meines Lebens macht.

Till.

Iſt das nun eine Geſinnung? Kann und darf Frauenliebe das Glück des Lebens ſein? Iſt denn ein Weib das Eine, das Noth iſt?

Baron (heftiger werdend).

Till, Sie legen es darauf an — — —

Till.

Durch ein Weib iſt gekommen die Sünde in die Welt, und durch die Sünde der Tod. Alſo ſind die Weiber Schuld daran, daß wir ſterblich ſind.

Baron (wie oben).

Ich bin nicht hier, mich von Ihnen foppen zu laſſen.

Till.

Wenn es keine Weiber gäbe, dürften wir alſo nicht frieren und ſchwitzen, uns nicht plagen und martern, um mit Feder oder Degen ein armſeliges Stückchen Unſterblichkeit zu erringen.

Baron (ihn faſſend).

Beim großen Gott! nun iſt es genug.

Till (ſich losmachend).

Unbequemer Menſch, vor dem man nicht eine Minute geiſtlich meditiren kann! Was wollen Sie denn?

Baron.

Ich will wiſſen, was mit dem unglücklichen Sonett geſchehen, in weſſen Hände es gefallen, ob Aurora auch nur einen unangenehmen Augenblick deshalb verlebt?

Till.

Sie wollen wiſſen? O heidniſcher Uebermuth! der Menſch iſt nicht geſchaffen, daß er wiſſe, ſondern daß er glaube und gehorche. Alſo nochmals Glauben, Liebe, Hoffnung, Geduld und Schweigen, bis ich, vielleicht ſchon nach einigen Stunden, zu Ihnen komme.

Baron.

Ein Raſender wäre ich, auf Sie zu bauen. Sie haben kein Gefühl für Freundſchaft. Aber, Herr, machen Sie mich oder eine noch theurere Perſon zum Gegenſtande eines Poſſenſpiels, ſo ſollen Sie wenigſtens fühlen lernen, was Feindſchaft heißt.

(Er geht raſch ab.)

Vierter Auftritt.

Till allein.

Till.

O Du Windsbraut! Du willst heirathen, und hast nicht einmal die Geduld zwei Minuten lang Widerspruch zu vertragen und Sachen anzuhören, die nicht zur Sache gehören. Wehe Dir! Du wirst eine schwere Lehrzeit haben. — Aber es ist gut, daß er das Feld geräumt hat, denn nun müssen doch meine kleinen Schelminnen kommen. Es wäre verdrießlich, wenn sie mich im Stiche ließen: Nachmittags werde ich schwerlich Zeit haben, an diese Episode meines Lustspiels zu denken.

Fünfter Auftritt.

Till. Caroline und Charlotte kommen von der Linken im Hintergrunde.

Caroline.

Das ist schön, Cousin! erst bestellen Sie uns, und nun lassen Sie sich suchen.

Till.

Das ist wirklich schön, liebe Cousine: denn

nun bin ich, was Mancher für sein Leben gern sein möchte, ein gesuchter Mann. Guten Morgen, meine Damen, und Dank, daß Sie gekommen sind.

Caroline.

Und was sollen wir?

Till.

Mir Komödie spielen helfen.

Caroline.

Wieder einmal? Nichts als Komödie.

Till.

Natürlich; ich muß mich auf Komödien beschränken, denn zu Tragödien sind wir Privatleute nicht mächtig genug.

Caroline.

Nun was soll es denn geben?

Till.

Sie sollen ein Paar Recensenten vorstellen.

Charlotte.

Schön! schön! um die Kritik lächerlich zu machen.

Till.

Keineswegs. Die Kritik ist sehr ehrenwerth, wenn sie nämlich diesen Namen verdient, d. h. wenn sie eine Richterin ist, die auf dem Stuhle der

Gerechtigkeit ſitzt, und die Einſicht und die Erfahrung zu Urtheilsfinderinnen hat. Seit aber die Bevölkerung ſo ungemein zugenommen hat, gibt es eine nicht geringe Zahl junger Jünglinge, die in Erwartung des Bartes, der ſie zu etwas Beſſerem berechtigt, ſich aufs Recenſiren legen. Ein Paar von dieſen ſollen Sie vorſtellen.

Caroline.

Welch' eine Idee, Couſin, ein Paar Mädchen dazu zu wählen!

Till.

Ich will es recht natürlich haben.

Charlotte.

Aber was ſollen wir denn thun?

Till.

Hören Sie mich, ſchöne Freundinnen. Ein Sonett, das Se. Excellenz heute Ihrer Durchlaucht der Prinzeſſin überreicht, erſcheint morgen in den öffentlichen Blättern abgedruckt, und zugleich in dem Frühſtücksblatte und in der Vesperzeitung zwei lobpreiſende Recenſionen deſſelben.

Caroline.

Die wir doch nicht ſchreiben ſollen?

Till.

Nein, ich habe sie selbst geschrieben und besorgt, die eine im Sinne der Romantiker, die andere im Sinne der Classiker; Sie aber sollen für die Verfasser derselben gelten.

Caroline.

Gut. Ich nehme die romantische.

Charlotte.

So bleibt mir die classische, wiewohl ich sehr verlegen sein würde, wenn ich sagen sollte, was classisch heißt.

Till.

Auf die Bedeutung kommt es nicht an, wenn man nur das Wort weiß. Wollen Sie mir helfen?

Caroline.

Von Herzen gern, wenn wir können.

Charlotte.

Was haben wir zu thun?

Till.

Sie erzeigen mir die Ehre, mich morgen früh in der zehnten Stunde als jugendliche Recensenten auf eine Tasse Chocolade zu besuchen, und sobald es Zeit ist, überbringen Sie Sr. Excellenz jede ein Exemplar der gedachten Recensionen.

Charlotte.

Was aber haben wir dabei zu thun und zu sagen?

Till.

Das läßt sich erst morgen bestimmen, und Zeit und Umstände werden Ihnen das Meiste an die Hand geben. Im Ganzen kommt es nur darauf an, Se. Excellenz gehörig in die Enge zu treiben.

Caroline.

Wir sollen extemporiren? Daran sind wir Schauspielerinnen nicht gewöhnt, denn wir pflegen unsere Rollen zu lernen.

Till.

Es wird gelingen, wenn Sie sich nur recht lebhaft in den Geist eines solchen recensirenden Jünglings versetzen.

Charlotte.

In den Geist? Das wird schwer halten.

Caroline.

Lassen Sie uns einmal versuchen, Cousin! Sprechen Sie mit uns, als ob wir solche Jünglinge wären.

Till.

Schön. Vergessen Sie nur nicht, im Lustspiel ist einige Uebertreibung erlaubt. Also ich habe

Ihnen den Vorschlag gethan, das bewußte Sonett zu loben: was sagen Sie?

Caroline.

Von wem ist das Gedicht?

Till.

Darauf kommt ja wohl nichts an.

Charlotte.

Darauf kommt Alles an. Die Kritik ist die literarische Justiz; und die Justiz straft ja nicht die That, sondern die Thäter.

Till.

Blitzende Wahrheit! Nun, das Gedicht ist — von einem Dichter.

Caroline.

Dann kann es nicht gelobt werden.

Charlotte.

Unmöglich.

Till.

Wie so denn? Warum dürfte ein Dichter nicht gelobt werden?

Caroline.

Weil er einen Ruf hat, oder erwerben will.

Till.

Ist denn das ein Unglück oder ein Verbrechen?

Caroline.

Es darf gar kein Ruf exiſtiren.

Charlotte.

Durchaus nicht. Jeder Ruf iſt eine Beleidigung für Alle, die keinen haben.

Caroline.

Er beſticht das Publicum zu Gunſten des Inhabers, und macht es unempfänglich für die Schöpfungen Anderer.

Charlotte.

Er iſt eine Art Privilegium, und die Zeit der Privilegien iſt vorüber.

Caroline.

Iſt aber vielleicht Ihr Dichter todt oder ein Ausländer?

Till.

Wie wäre das möglich.

Charlotte.

Schade! ſonſt könnten wir ihn loben.

Till.

Alſo Verſtorbene und Ausländer? Nun das iſt chriſtlich und weltbürgerlich.

Caroline.

Pah! Beides iſt aus der Mode. Wir erhe-

ben verſtorbene und ausländiſche Dichter, um die lebenden und einheimiſchen dadurch zu demüthigen und zu verkleinern.

Till.

Aber warum haſſen Sie denn die armen Dichter ſo unendlich?

Caroline.

Weil ich ſelbſt einer bin.

Charlotte.

Weil ich ſelbſt keiner bin.

Till.

Dann repräſentiren Sie die beiden Hälften der Menſchheit, und die unglücklichen Dichter können dem Haſſe nicht entgehen.

Charlotte.

Kritik ſoll doch nicht etwa Liebe ſein? Iſt nicht geſagt: die Liebe richtet nicht.

Till.

Der Verfaſſer des Sonettes iſt kein Dichter von Profeſſion, ſondern Se. Excellenz der Herr Oberjägermeiſter.

Caroline.

So? Haha! Dadurch gewinnt freilich die Sache eine andere Geſtalt.

Charlotte.

Das verändert freilich den Gesichtspunkt.

Till.

Das glaube ich. Was wäre auch eine Excellenz, wenn sie nicht einmal den Gesichtspunkt verändern könnte? Verändert sie doch oft den ganzen Menschen. Das geht ja vortrefflich. Ich bin durchaus mit dieser Probe Ihres Talentes zufrieden.

Caroline.

Warten Sie nur, Cousin! Jetzt müssen wir uns noch zanken. (Zu Charlotte.) Mein Herr, Sie kündigen Vorlesungen an, ich weiß nicht worüber.

Charlotte.

So thue ich, mein Herr. Und Sie geben heraus, ich weiß nicht was.

Caroline.

So thue ich, mein Herr.

Charlotte.

Ihre Zeit, mein Herr, muß nicht hoch im Preise stehen.

Caroline.

Wie so, mein Herr? Gewiß höher als die Ihrige.

Charlotte.

Unmöglich, mein Herr. Sie würden sie dann nicht an solch ein sinnloses Unternehmen verschwenden.

Caroline.

Ein keckes Urtheil, mein Herr. Doch Sie verstehn nichts davon: Sie haben ja selbst gestanden, daß Sie kein Dichter sind.

Charlotte.

Ich rechne es mir zur Ehre, mein Herr, keiner zu sein. Seit die classische Zeit vorüber ist, ist alles Dichten Unsinn.

Caroline.

Wie, mein Herr? Die romantische Dichtkunst wäre Unsinn?

Charlotte.

Formloser Unsinn, mein Herr.

Caroline.

Das ist gesprochen wie Kraut und Rüben, mein Herr. Sie haben die ganze jetzige Menschheit wider sich.

Charlotte.

Das ist gesprochen wie ein Kohlkopf, mein Herr. Der bessere Theil ist für das Classische.

Caroline.

Alle Frauen ſind romantiſch, mein Herr.

Charlotte.

Gelogen, mein Herr! Es gibt viel claſſiſche Frauen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Aurora in Hofkleidern tritt ein. Begrüßungen.

Caroline.

Dieſe Dame ſei Schiedsrichterin. (Zu Aurora.) Gnädiges Fräulein, Sie ſind romantiſch.

Aurora.

Mademoiſelle — — — —

Charlotte.

Nein! Sie ſind claſſiſch.

Aurora.

Mademoiſelle — — — —

Caroline.

Es wäre unweiblich, wenn Sie nicht romantiſch wären.

Charlotte.

Es wäre formlos, wenn Sie nicht classisch wären.

Caroline.

Wir bitten: classisch oder romantisch.

Charlotte.

Haben Sie die Güte: romantisch oder classisch?

Till.

Sehr gut! sehr gut!

Aurora.

Haha! Ich sehe, mein Herr Geheimschreiber, Sie lassen hier Komödie spielen. Darf man wissen, wer diese Damen im Stücke sind?

Caroline (sich verstellend).

Mappe, der Romantische.

Charlotte (eben so).

Ränzel, der Classische.

Aurora.

Gehorsame Dienerin.

Till.

Brave! Brave! gut erfunden! Mappe und Ränzel, zwei schöne Namen für junge Demagogen in der Literatur.

Aurora.

Aber wes Standes oder Gewerbes ſind die jungen Herrn?

Till.

Es ſind Spaltenfülſelmacher.

Aurora.

Was iſt das für ein Handwerk?

Till.

Ein höchſt feines Handwerk; denn es wird nie ein Hobel dabei gebraucht.

Caroline.

Wir müſſen uns nun empfehlen, Couſin. Um zwölf Uhr haben wir Probe von einem neuen Stücke.

Aurora.

Wie heißt es denn?

Charlotte.

Das Sonett.

Till.

Seltſam genug! Das meinige könnte eben ſo heißen.

Caroline.

Alſo auf Morgen, Couſin.

Till.

Um halb zehn.

Charlotte.

Rechnen Sie auf uns. Aber, daß die Chocolade gut sei!

Caroline.

Sonst schreiben wir eine furchtbare Recension darüber.

(Sie empfehlen sich Aurora und gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Aurora und Till.

Aurora.

Sagen Sie mir, was soll das Alles?

Till.

Die beiden Damen sollen morgen als junge Literateren Sr. Excellenz ein Posaunenduett von Recensionen überreichen, das ich selbst componirt habe, und das morgen gedruckt erscheint.

Aurora.

Mich dünkt, das ist viel Lärmens um Nichts.

Till.

Je mehr Lärm, deste besser. Aber was haben Sie bei Ihrer durchlauchtigen Gebieterin ausgerichtet?

Aurora.

Ich habe Ihrem Rathe gemäß die seltsame Bitte gewagt; und die Prinzessin ist so gnädig gewesen, sie zu gewähren. Sie wird meinem Vater einen Ring schenken, und das nicht später als morgen, wie Sie wünschten.

Till.

Vortrefflich.

Aurora.

Und wenn nun das Vortreffliche da ist?

Till.

So kommt das Vortrefflichste.

Aurora.

Das heißt?

Till.

Was für junge Damen so viel Reiz hat, die Haube.

Aurora.

Da ist eine Kluft dazwischen, und ich sehe keine Brücke.

Till.

Ich aber sehe sie. Wenn der Ruhm gedruckt und der Ring eingelaufen ist, bricht das Ungewitter los. Ich krächze als Unglücksvogel dem Herrn Papa die Hiobspost zu, daß der Baron Ver-

faſſer des Sonettes iſt; und ich müßte Excellenz nicht kennen, wenn dieſelben nicht, um Ruhm und Ring zu behalten — — —

Aurora.

Das glaube ich auch; aber das iſt eben der Knoten. Ich will meinen Ruhm auch behalten.

Till.

Was für eine Species von Ruhm?

Aurora.

Den Ruhm einer guten Tochter.

Till.

Zwei Motive verderben gewöhnlich den Charakter. Alſo wählen zwiſchen Ruhmbegier und Liebe.

Aurora.

Im Ernſt, lieber Till: mein Vater darf nicht erfahren, daß ich hinter ſeinem Rücken Gedichte von einem Manne angenommen, mit dem er mir jede Verbindung unterſagt. Wenn es irgend möglich iſt, ſo erſparen Sie mir dieſe Demüthigung.

Till.

Ich will zuſehen, ob es ſich anders drehen läßt; wo nicht, ſo müſſen Sie in den Apfel beißen, woran übrigens die Damen ſeit Erſchaffung der Welt gewöhnt ſind. — Horch! ein Wagen!

Aurora.

Mein Vater kommt. Auf Wiederſehen!

Till.

Wir ſprechen uns nach Tiſche im Garten. Wir müſſen unſern Plan in Richtigkeit bringen, damit ich dem Baron ſeine Rolle zutheilen kann.

Aurora.

Gut; nach Tiſche, während mein Vater Mittagsruhe hält. (Zur Linken ab.)

Till.

Er wird ruhig ſchlafen, während das Gewitter ſich über ſeinem Haupte zuſammen zieht. O Menſch! Menſch! ignorantes Mittelglied zwiſchen Thier und Engel!

Achter Auftritt.

Till. Feuereiſen tritt ein.

Feuereiſen (heftig bewegt).

Aha! Wer bin ich? was bin ich? wo bin ich?

Till.

Herr von Feuereiſen, Oberjägermeiſter, Excellenz, in Ihrem Hauſe.

Feuereisen.

Was bedeutet ein Oberjägermeister? Was ist eine Excellenz?

Till.

Das gehört zu den großen Räthseln, die man achten muß, ohne sie lösen zu wollen.

Feuereisen.

Nichtige Titel. Da werfe ich sie hin.

Till.

Wenn Sie das Gehalt dazu werfen, hebe ich sie auf. Aber wer und was sind denn nun Excellenz?

Feuereisen.

Wer? was? Petrarca.

Till.

Ach du großer Gott!

Feuereisen.

Ja, es ist erstaunend, daß der Mensch zu hohen Jahren kommen muß, ehe er erfährt, was er eigentlich ist.

Till.

Wie ist es denn bei Ihnen zum Durchbruch gekommen?

Feuereisen.

Durchlaucht die Prinzessin geruheten mein

Sonett huldreichſt entgegen zu nehmen, konnten es aber natürlich in dem Augenblick nicht leſen, ſondern übergaben es der Frau Oberhofmeiſterin. Durchlaucht der Erbprinz aber konnten Dero Neugier nicht zügeln, nahmen es, laſen, lächelten auf eine himmliſche Weiſe, reichten mir dann die Hand, und ſagten: Bravo, Petrarca! O Gott! es war der größte Moment meines Lebens. Ich hätte vor Freuden geweint, wenn es nicht bei Hofe geweſen wäre. Ich glaube, ich weine jetzt. Mein Herz ſchwimmt in Wonnethränen. Ich will — ich weiß nicht was. Ich möchte die ganze Welt umarmen. (Er wirft ſich an Till's Hals.) Seid umſchlungen, Millionen!

Till.

Ach wollte Gott!

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Scene: Der Saal des vorigen Aufzuges.

Erster Auftritt.

Till tritt von der Rechten, Aurora von der Linken ein.

Till.

Wohin, mein Fräulein?

Aurora.

Zu meinem Vater, ihm guten Morgen zu sagen.

Till.

Excellenz ist kein Cephalus; also bleiben Sie immer weg, schöne Morgenröthe.

Aurora.

Hat er etwa Besuch?

Till.

Und was für Beſuch! Pandora iſt bei ihm.

Aurora.

Wer iſt Pandora?

Till.

Der Hoffourier, der von Durchlaucht der Prinzeſſin den verheißenen Ring, den verhängnißvollen, überbringt.

Aurora.

So fängt denn unſere Komödie an.

Till.

Im Gegentheil, ſie geht zu Ende. Hätten Sie ſo viel mit geſpielt wie ich, ſo würden Sie es wohl merken. Jetzt, mein Fräulein, bleiben Sie in Ihrem Zimmer, bis Sie gerufen werden, und überdenken Sie noch einmal die Schlußſcene Ihrer Rolle.

Aurora.

Ich kann ſie aufs Und. Wenn aber der Baron nicht zu Hauſe iſt?

Till.

Er iſt zu Hauſe; er läßt heute Sitzung Sitzung ſein.

Aurora.

Das nenne ich ein Wunder.

Till.

Sehr bescheiden wenn Sie Ihren Reizen kein größeres Wunder zutrauen, als das, einen Rath von einer Sitzung abzuhalten.

Aurora.

Das will bei dem Baron viel sagen.

Till.

Ja, er ist ein Pedant mit seiner Gewissenhaftigkeit. Warum ernennt man denn eine solche Unzahl von Räthen zu jedem Collegium, als weil man annimmt, daß immer die Hälfte etwas Wichtigeres zu thun haben, und nicht kommen wird. Wenn Sie nach dem Baron schicken, so sagen Sie auch den jungfräulichen Recensenten, daß sie erscheinen sollen: sie warten schon in meinem Zimmer. Mich dünkt, ich höre den Papa. Fort! fort! Er muß erst ganz trunken sein von seinem Glücke, ehe das Unglück ihn mit Nutzen überfallen kann.

(Er geht im Hintergrunde zur Linken, Aurora zur Linken ab.)

Zweiter Auftritt.

Feuereisen kommt mit einem Ringkästchen von der Rechten.

Feuereisen
(das offene Ringkästchen vor sich hinhaltend).

Ein Ring! ein Ring! Mein Leben für den Ring. Nein, nicht nur das Leben, mehr als das Leben möchte ich der hohen Geberin dafür zu Füßen legen. Ich bin ein armer Mann, daß ich nicht mehr als ein Leben habe. Was rede ich von arm? Ich bin reich, reicher, als wäre die Erde mein. Hätte man mir die Venus vom Himmel, hätte man mir den Sirius und alle Fixsterne geschenkt, ich wäre nur ein Bettler gegen jetzt. (Er steckt den Ring an.) Hier Stern meines Ruhmes sollst Du leuchten; hier sollst Du bei jeder Prise Taback (er nimmt eine Prise) der Welt verkündigen: die Hand gehört dem großen Dichter. — Was wollte ich denn hier? — Die Wonnegefühle sind mir in den Kopf gestiegen. — Ja so, das ganze Haus wollte ich zusammen rufen, damit alle Theil an meinem Glücke nähmen. — Nun wird in den Zeitungen stehen: Ihre Durchlaucht die Prinzessin Aurora, haben geruhet Sr. Excellenz, dem Herr Oberjäger-

meiſter von Feuereiſen für das derſelben an Ihrem hohen Wiegenfeſte überreichte Gedicht mit einem koſtbaren Brillantringe huldreichſt zu beſchenken. Gott! Gott! und ich werde das leſen beim Frühſtück, und mein Kaffee wird zum Nectar werden. — Könnte man nicht dazu ſetzen, daß mich der Erbprinz einen Petrarca genannt? Man müßte etwa ſagen: dem Vernehmen nach hat eine hohe Perſon dies Gedicht, welches ein Sonett iſt, für ein Meiſterwerk und den Verfaſſer für einen zweiten Petrarca erklärt. — Es ginge. — Aber Durchlaucht der Erbprinz könnten es doch ungnädig nehmen — Nein, nein! es geht nicht! Schade! ſchade! Zum Glück ſtanden eine Menge Kammerherrn dabei, als er es ſagte: die ſind am Ende wohl ſo gut, wie ein Zeitungsartikel.

Dritter Auftritt.

Feuereiſen. Tilt kommt im Hintergrunde von der Linken.

Feuereiſen.

Aha! Schön, daß Sie kommen! Laſſen Sie mein ganzes Haus zuſammen rufen.

Till.

Auch die Stallknechte und Küchenmädchen?

Feuereisen.

Auch die; Alles, was Odem hat.

Till.

Dazu gehörten auch die Jagdhunde, und das gäbe doch eine sehr gemischte Gesellschaft. Wäre es nicht überhaupt besser, Excellenz sagten mir erst, was die Versammlung soll? Meine Ahnung von gestern wird immer stärker und bedenklicher.

Feuereisen (lachend).

Hahaha! schöne Ahnung! (Ihm die Hand mit dem Ringe vorhaltend.) Was ist das?

Till.

Das ist ein Ring.

Feuereisen.

Aber was für ein Ring?

Till.

Ein Brillantring oder so etwas.

Feuereisen.

Nichts von So etwas! kein verächtliches „So etwas!" Ein kostbarer Brillantring von Durchlaucht der Prinzessin für das brillante Sonett — — —

Till.

Was? von der Prinzessin — für das Sonett? —

Feuereisen.

Dem Schöpfer desselben, mir, huldreichst übersendet.

Till.

Ach! ich armer, unglücklicher, elender Mensch! Ein Brillantring von einer Durchlaucht — ein Ring mit Brillanten, Brillanten mit einem Ringe — und von einer Prinzessin! Ich überlebe es nicht, ich bin ein todter Mann; ich habe mir selbst meinen Sarg gezimmert.

Feuereisen (lachend).

Ja, ja, bersten Sie nur vor Neid!

Till.

Ich Dieb, ich Räuber, ich Mörder an mir selbst! Der Ruhm war da, die Ehre war da, der ganze Himmel war da, und ich Schändlicher habe Alles mit Füßen getreten.

Feuereisen.

Genug, Till, genug! Gehen Sie und rufen meine Leute.

Till.

Ja, ich will das ganze Haus zusammen rufen,

und vor dem ganzen Hauſe will ich ſagen: Her mit dem Ruhme! her mit der Ehre! her mit dem Petrarca! her mit dem Ringe! Alles iſt mein.

Feuereiſen (geſpannt).

Till! Was ſoll das!

Till.

Alles iſt mein; denn — ich habe das Sonett gemacht.

Feuereiſen (heftig erſchrocken).

Sie? — Ich hoffe zu Gott, daß Sie nur wahnſinnig ſind.

Till.

Ich bin bei geſundem Verſtande. Fragen Sie das Fräulein, von der Sie das Sonett erhalten haben.

Feuereiſen (läutet heftig).

Jäger (tritt ein).

Excellenz!

Feuereiſen.

Meine Tochter.

Jäger (geht zur Linken ab).

Feuereiſen

(nach einer kurzen Pauſe nicht wiſſend, was er ſagen ſoll).

Till!

Till.

Excellenz!

Feuereisen

(nach einer kurzen Pause wie oben, nur stärker).

Till!

Till.

Excellenz!

Feuereisen

(nach einer Pause wie oben, nur stärker).

O Till! Till!

Till.

O Excellenz!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Aurora kommt von der Linken.

Aurora.

Guten Morgen, lieber Vater.

Feuereisen.

Guten Morgen? Gott sei gelobt, Du bist unschuldig. Es wäre ja teuflischer Spott, wenn Du Deinem ermordeten Vater noch einen guten Morgen böteſt.

Aurora.

Um des Himmels willen, was iſt geſchehen?

Feuereiſen.

Dieſer Entſetzliche da behauptet, ich hätte das Sonett von Dir erhalten, und er hätte es gemacht.

Till.

Wahrheit, Fräulein, Wahrheit!

Aurora.

Ach theurer Vater, es iſt leider wie er ſagt.

Feuereiſen.

Es iſt? — — Ruchloſes Kind, Ruin Deines Vaters. Warum hintergingſt Du mich? Warum warſt Du eine ſo eitle Thörin, fremdes Werk für das Deinige auszugeben?

Aurora.

Es war keine Eitelkeit. Der Prinzeſſin würde ich die Wahrheit geſagt haben; aber Sie, liebſter Vater, überfielen mich ſo plötzlich, trieben mich mit Ihren Fragen ſo in die Enge, daß ich in der Verlegenheit Sie, beinahe unbewußt, hinterging.

Feuereiſen.

Und auch nicht ſprachſt, als ich es der Prinzeſſin überreichen wollte?

Aurora.

Habe ich nicht Alles versucht, um Sie davon abzuhalten?

Feuereisen.

Ich war mit Blindheit geschlagen, meine entsetzliche Migräne hatte meinen Verstand gelähmt. (Zu Till.) Und Sie, Treuloser, warum schwiegen Sie? Die Pflicht des treuen Dieners gebot Ihnen, zu reden.

Till.

Habe ich die etwa nicht erfüllt? Habe ich Sie nicht gewarnt, gebeten, angefleht, auf meinen Knieen beschworen, das Sonett nicht zu überreichen? Habe ich Ihnen nicht einen furchtbaren Traum erzählt, nicht zweimal zugerufen: Mene, mene, tekel, d. h. Dein Ruhm ist aus, Du bist gewogen und zu leicht erfunden worden?

Feuereisen.

Warum sprachen Sie nicht deutsch?

Till.

Durfte ich annehmen, daß eine Excellenz nicht hebräisch verstände, da schon simple Barone durch und durch hebräisch sind.

Feuereisen.

Ich bin verrathen, und von Hausverräthern.

Aurora.

Beruhigen Sie sich doch, liebster Vater! Das Geheimniß bleibt ja unter uns Dreien.

Feuereisen.

Ja, es bleibt unter uns.

Till.

Nein, es bleibt nicht unter uns. Der Hof muß es wissen, die Welt muß es wissen; ich muß es bekannt machen, in allen Zeitungen drucken lassen: wie soll ich denn sonst zu meiner Ehre kommen? Und zu meiner Ehre muß ich kommen.

Aurora.

Lieber Till, sein Sie vernünftig.

Till.

Ich kann nicht vernünftig sein, Fräulein: die Ehre ist groß. Erst ein Petrarca. Nun ich ließ es hingehen: ein Wort wird vergessen; man kann es nicht ewig selbst wiederholen. Aber nun ein Ring — den man bis an sein Ende tragen und den Leuten beim Essen und Trinken, beim Klavierspielen und Tabackschnupfen, beim Händeküssen und Beten ohne Unbescheidenheit zeigen kann. Es ist zu viel, es ist zu viel!

Aurora.

Ein Ring? Was denn für ein Ring?

Feuereiſen
(ihr den Ring zeigend).

Dieſer hier.

Aurora.

Iſt es möglich?

Till.

Er iſt mein; ich muß ihn haben.

Feuereiſen.

Hören Sie mich, Till. Ich geſtehe, durch eine ſeltſame Fügung des neidiſchen Schickſals verdanke ich Ihnen den Petrarca und den Ring. Aber Sie hätten doch nimmermehr weder das Eine noch das Andere bekommen.

Till.

Warum nicht? Dem Verdienſte ſeine Krone.

Feuereiſen.

Ja, wenn das Verdienſt ein Wappen hat; ſonſt paßt die Krone nicht.

Till.

Ein Ring aber paßt an alle Finger, und ich will ihn haben.

Aurora.

Liebſter, beſter Till! ich bin Schuld an der Verwirrung: aus Schonung für mich entſagen Sie.

Mein Vater wird Ihnen gewiß gern den Werth des Ringes erſetzen.

Feuereiſen.

Von Herzen gern, und fünffach, tauſend — — —

Till.

Hundert tauſend.

Feuereiſen.

Sind Sie von Sinnen?

Till.

Hundert und funfzig tauſend — — —

Feuereiſen.

Sie ſind raſend. Hundert und funfzig tauſend für ſo einen Bettel.

Till.

Bettel? Ein Ring von einer Durchlaucht ein Bettel? Das Geſchenk einer Prinzeſſin ein Bettel? Das laſſe ich drucken.

Feuereiſen.

Unſinniger, laſſen Sie mich doch ausreden! Ich wollte ſagen, hundert und funfzig tauſend ſind freilich nur ein Bettel für ſo ein unſchätzbares Kleinod.

Till.

Aha! Sie ſagen ſelbſt unſchätzbares. Ich will und muß es haben.

Feuereisen.

Eher mein Leben, als den Ring.

Till.

Ich will den Ring nicht, ich will nur die Ehre; ich will kein Geld, ich will nur die Ehre. Die Ehre geht über Alles.

Feuereisen.

Künftiges Jahr sollen Sie ein Gedicht zu dem Geburtstage der Prinzessin machen, und einen Ring dafür bekommen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort.

Aurora.

Und ich das meinige.

Till.

Zu ungewiß. Die Prinzessin kann sterben, Sie können sterben: ja ich selbst könnte sterben und führe dann ohne Ehre in die Grube. Nein, ich lasse die Geschichte drucken; wenn der Hof, das Land, die Welt sie weiß, so habe ich, was an dem Ringe unschätzbar ist, die Ehre.

Feuereisen.

Aus meinen Augen, Unmensch! herzloses, treuloses, gefühlloses Ungeheuer! Fort aus meinem Hause! Lassen Sie drucken, lassen Sie, wenn es die Censur erlaubt.

Till.

Ich laſſe es auswärts drucken, drittehalb Meilen von hier.

Feuereiſen.

Ich gebe Sie für wahnſinnig aus, daß keine Katze Ihnen glaubt.

Till.

Aber doch Menſchen. Sie ſind ein vornehmer Mann; von den Vornehmen glaubt die Welt gern das Lächerliche und Schlechte.

Feuereiſen (für ſich).

Schrecklich wahr!

Till.

Gott befohlen, Excellenz. (Er geht.)

Feuereiſen
(ihm nacheilend und ihn aufhaltend).

Wohin, mein guter Till? Dürfen Freunde ſo von einander ſcheiden? Kommen Sie, Herzensmann! kommen Sie. (Er führt ihn nach der Linken zu einem Stuhl.) Nehmen Sie Platz. Wir werden uns ja verſtändigen.

Till
(will ſich nicht ſetzen).

Wir werden nicht.

Feuereiſen
(ihn auf den Stuhl niederdrückend).
Wir werden, Herr, wir werden.

Till
(bleibt ſitzen, gibt Aurora hinter Feuereiſens Rücken einen Wink, zieht dann eine Schreibtafel hervor und ſchreibt während des Folgenden).

Feuereiſen (für ſich).
Was ſage ich? was thue ich? was ſchlage ich vor, ich ſelbſt Geſchlagener, ich?

Aurora
(ihm von der Rechten nahend).
Liebſter Vater, Sie ſind wohl recht böſe auf mich?

Feuereiſen.
Nur böſe, **enfant parricide?** **Je Vous donnerai ma malédiction,** ſobald ich Zeit habe.

Aurora (heimlich).
Ich wüßte wohl ein Mittel; aber Sie werden es nicht ergreifen wollen.

Feuereiſen (heimlich).
Ich ergreife den Untergang der Welt; nur her damit!

Aurora.
Laſſen Sie den Baron von Trautberg her bitten;

er ist Tills Busenfreund, und vermag Alles über ihn; er wird ihn gewiß zur Vernunft bringen.

Feuereisen.

Aber dann weiß es noch Einer mehr.

Aurora.

Besser doch Einer als Alle.

Feuereisen.

Wohl wahr. Aber ich habe ihn nicht ganz freundlich behandelt.

Aurora.

Er ist großmüthig, und kommt gewiß, wenn ich ihn bitten lasse.

Feuereisen.

Du? Freilich, In Gottes Namen. Aber er müßte gleich kommen: denn geht das Ungeheuer dort aus, so plaudert es.

Aurora.

Er kommt gewiß auf der Stelle. (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Feuereisen. Till noch immer schreibend.

Feuereisen (für sich).

Ich sehe wohl, wie das enden wird. Aber

mag es. Ich kann nicht anders. Fünf große Hofchargen und funfzehn Kammerherrn [illegible] mich um mein Genie: denen allen wäre es ein Fest, und mir bliebe nichts übrig, als den Hof zu verlaſſen, die Welt zu verlaſſen, katholiſch zu werden und ins Kloſter zu gehen. (Zu Till.) Was ſchreiben Sie denn da?

Till (ſehr ruhig).

Den Zeitungsartikel. (Er ſteht auf.) Ich bin eben fertig. Leſen Sie ſelbſt, ob er nicht mit aller Schonung für Sie geſchrieben iſt.

(Er gibt ihm die Schreibtafel.)

Feuereiſen

(nachdem er einige Augenblicke geleſen).

Das nennen Sie Schonung? Das iſt ja Gift und Galle.

Till.

Journaliſtenſtyl.

Feuereiſen.

Und das wollten Sie drucken laſſen gegen mich, Ihren Patron, der es immer ſo redlich mit Ihnen gemeint, Ihren Freund, der Sie noch geſtern ſo herablaſſend umarmt hat.

Till.

Es geſchieht nicht ſonder Schmerz; aber das

Schickſal hat uns ſo feindlich gegen einander geſtellt: wir buhlen um dieſelbe Ehre; da iſt kein Vergleich, keine Verſöhnung, nur Kampf auf Tod und Leben.

Feuereiſen.

Nicht doch! nicht doch! wir wollen Beide leben. Beſtimmen Sie einen Preis. Es wird doch etwas auf der Erde geben, das Ihnen mehr werth iſt; und wenn es auch nicht auf der Erde iſt, Sie ſollen es doch haben. Reden Sie nur, herzliebſter Freund! Alles in der Welt hat ja ſeinen Preis.

Till.

Nur die Ehre nicht. Wir quälen einander vergebens. Das Schickſal iſt nicht zu beugen. Kampf auf Tod und Leben, und falle wer fallen muß.

Feuereiſen (verzweifelnd).

Fallen? Nein! nein! nein! (Er wirft ſich ihm zu Füßen.) Schrecklichſter! ich beſchwöre Sie hier im Staube — — —

Till.

O rächende Nemeſis! ſo lag ich geſtern vor Ihnen im Staube, und Sie verlachten mich.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Caroline und Charlotte, in Männerkleidung, drängen sich neben dem Jäger zur Thüre herein. Letzter bleibt draußen.

Caroline (zum Jäger).

Wir wollen nicht warten.

Charlotte (zum Jäger).

Wir gehen grade zu.

Feuereisen
(der sich schnell aufgerafft).

Was? wer?

Till.

Die Recensenten, die Herren Mappe und Ränzel.

Feuereisen (für sich).

Jammer zu Jammer.

Jäger (ist zurück getreten).

Caroline und Charlotte (nach vorn kommend).

Excellenz!

Feuereisen.

Meine Herren, wie können Sie unangemeldet —

Till.

Sie kommen erwünscht; ein Ereigniß hat unterdeß — — —

Feuereisen

(Beide hastig in Beschlag nehmend, indem er ihre Hände faßt).

Sie sind willkommen, meine Herren, herzlich willkommen. Es gereicht mir zum wahren Vergnügen, Ihre angenehme Bekanntschaft zu machen.

Caroline und Charlotte.

Sehr gnädig.

Till.

Meine Herren, ich muß Ihnen sagen — — —

Caroline und Charlotte

(wenden sich schnell gegen Till, wie immer, wo es thunlich ist).

Feuereisen

(sie schnell und heftig in seine Arme schließend).

Lassen Sie sich umarmen, meine wackern, jungen Freunde. Ich achte Sie, ehre Sie, liebe Sie um das, was Sie sind, um das, was Sie sein werden. O! es ist eine Wonne, zwei so hoffnungsvolle Jünglinge an das Herz zu drücken.

(Er läßt sie los.)

Caroline und Charlotte.

Sehr gnädig.

Till.

Ein Wort, meine Herren!

Caroline und Charlotte
(einen Schritt auf Till zu gehend).

Nun?

Feuereisen
(schnell zwischen sie und Till tretend).

Was bringen Sie mir?

Caroline.

Die bewußte Recension.

Charlotte.

Die verlangte Kritik.

(Jede von ihnen zieht ein Zeitungsblatt aus der Tasche.)

Feuereisen.

Vortrefflich! (Er drängt sie nach der Rechten.) Unbezweifelt Meisterstücke, wahr, unparteiisch, gerecht, unbestochen.

Caroline.

Haben Sie die Gnade, sich zu überzeugen.

Charlotte.

Darf ich bitten, zu lesen.

(Jede von ihnen reicht Feuereisen sein Blatt).

Feuereisen.

Nein, meine jungen Freunde, haben Sie die Güte selbst zu lesen. Das lebendige Wort ist doch etwas ganz Anderes, als der todte Buchstabe. (Für sich.) Während ich läse, erzählte er ihnen Alles.

Caroline (lieſt).

In einer genesenden Zeit, wie die unſere, wo die wahre Lyrik, wir meinen diejenige, deren Inhalt ächte unverfälſchte Naturlaute ſind, faſt nur noch dem Namen nach bekannt iſt — — —

Charlotte (lieſt).

In einer durchaus proſaiſchen Zeit, wie die unſere, wo der Geiſt, wenn er ſich nach poetiſchem Genuſſe ſehnt, ſich nicht ohne Trauer, nur zu dem Vorrathe hinwenden kann, den eine beſſere — — — —

Feuereiſen.

Meine Herren Mappe und Ränzel, wenn Sie Beide zugleich leſen, iſt es unmöglich, auch nur ein Wort zu verſtehen. (Zu Mappe.) Sie ſcheinen der Aeltere; ich bitte, leſen Sie zuerſt.

Caroline (lieſt).

Iſt eine Erſcheinung, wie das vorliegende Sonett, um ſo erfreulicher — —

Till

(winkt Charlotte zu ſich).

Caroline (leſend).

Wenn ſie von einer Seite kommt — —

Charlotte

(geht hinter Feuereiſen weg auf Till zu).

Feuereisen

(dies bemerkend, vertritt ihr schnell den Weg).

Erlauben Sie! (Indem er sie wieder nach der Rechten zu Carolinen drängt.) Ich fühle doch, daß es besser ist, wenn Sie Beide zugleich lesen. Es klingt gehaltreicher, und Ihre Stimmen vermählen sich vortrefflich mit einander, wie die Glocken eines harmonischen Schellengeläutes.

Caroline und Charlotte

(danken mit einem Complimente).

Till.

Meine Herren!

Caroline und Charlotte (sehen nach ihm hin).

Feuereisen (schnell).

Ich bitte, lesen Sie! (Er hebt ihre Hände in die Höhe, so daß jedem sein Blatt vors Auge kommt.)

Caroline (liest).

Wenn sie von einer Seite kommt, woher man sie nicht erwartete, von einem Manne, der nicht nur selbst Genie — — —

Charlotte (liest).

Den eine bessere, wir meinen die classische Zeit aufgehäuft hat, gleich dem Hamster, der im Winter — — —

Till (ſchreiend).

Meine Herren, hören Sie ein Scandal!

Caroline und Charlotte.

Ein Scandal? (Sie eilen, die Erſtere vor, die Andere hinter Feuereiſen weg, auf Till zu.)

Feuereiſen

(der ſie hat aufhalten wollen, aber zwiſchen ihnen durchgeſchoſſen iſt; zieht in der Verzweiflung ſeine Börſe und klingelt damit).

Meine Herren!

Caroline und Charlotte

(thun wieder einen Schritt nach der Rechten zurück).

Till.

Ein Scandal aller Scandale.

Caroline und Charlotte

(thun wieder einen Schritt nach der Linken).

Feuereiſen

(immer mit dem Gelde klimpernd).

Ihr Honorar.

Caroline und Charlotte

(thun wieder einen Schritt nach der Rechten).

Till.

Ein höchſt literariſches Scandal.

Caroline und Charlotte

(thun zwei Schritte nach der Linken).

Feuereisen.

Jeder zehn Friedrichsder.

Caroline und Charlotte (eilen auf ihn zu).

Zehn Friedrichsder!

Till (für sich).

O selige Jugend, die nach dem Gelde geht! Aber es ist Uebertreibung, offenbare Uebertreibung, das sieht auch ein Blinder.

Feuereisen

(der unterdessen Carolinen und Charlotten Geld gegeben und dafür die beiden Zeitungsblätter empfangen hat).

Aber nun, meine werthen jungen Freunde, ein andermal werde ich mir das Vergnügen auf längere Zeit ausbitten — jetzt rufen mich dringende Geschäfte.

Caroline und Charlotte.

Wir empfehlen uns zu Gnaden.

Till (sich nähernd).

Meine Herren, ich werde das Vergnügen haben, Sie zu begleiten.

Feuereisen

(sich zwischen ihn und die Beiden stellend).

Keineswegs; dies Vergnügen habe ich mir vorbehalten.

Till
(auf die andere Seite gehend).
Ich kenne meine Pflicht.

Caroline.
Sehr gütig.

Feuereisen
(wieder zwischen Till und die Beiden tretend).
Ich wahrhaftig auch die meinige.

Caroline und Charlotte.
Allzu gnädig.

Till
(wieder auf der andern Seite).
Nur Schuldigkeit.

Caroline und Charlotte.
Bitte recht sehr.

Feuereisen.
Bloße Schuldigkeit.

Caroline und Carlotte.
Bitte unterthänigst. (Dies Alles unter immerwährenden Complimenten.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Jäger tritt ein. Später der Baron.

Jäger.
Der Herr Baron von Trautberg.

Feuereiſen.

Ach! (Für ſich.) Wenn ich heute ohne Apoplexie davon komme — — (Zum Jäger.) Ich laſſe bitten.

Jäger (geht ab).

Feuereiſen (für ſich).

Was beginne ich? Spreche ich mit dem Baron, ſo erzählt das Ungeheuer den Recenſenten Alles; ſchicke ich ſie fort, ſo geht er mit und erzählt wieder. (Er ſieht ſich um, bemerkt, daß Till mit den Beiden ſpricht, und rennt zwiſchen ihnen durch, dem Baron entgegen, der eben eintritt.)

Baron.

Ew. Excellenz haben befohlen — — —

Feuereiſen.

Gebeten, Herr Baron, nur gebeten. Verzeihen Sie — einen Augenblick — Till!

Till

(hat unterdeſſen Carolinen und Charlotten einen Wink gegeben).

Caroline.

Aber das Scandal, Herr Secretär?

Charlotte.

Ja, das Scandal!

Till (ſehr laut).

Das Scandal iſt — —

Feuereisen.

Halt! still! Edle Jünglinge! — Herr Baron! — Scandal! — Till! Geschwiegen!

Till.

Ich muß reden oder ersticken.

Feuereisen.

Sein Sie generös! ersticken Sie!

Till.

Das Scandal ist, Seine Excellenz verloben heute Fräulein Tochter mit gegenwärtigem Herrn Baron von Trautberg, und wollen es geheim halten, so daß Niemand ein Gedicht auf dieses Ereigniß machen kann. Ist das nicht von einem Dichter ein literarisches Scandal?

Caroline.

Ein literarisches Scandal!

Charlotte.

Kein Gedicht! Entsetzlich!

Baron.

Wie soll ich diesen Scherz verstehen?

Feuereisen (zu Till).

Was sagen Sie da?

Till.

Excellenz! ich kann von Allem schweigen; Excellenz! ich werde von Allem schweigen; aber

was ich g[illegible]e, ist wahr und muß wahr sein. Heute ist [illegible]eburtstag des Fräuleins — Mene, mene! tekel —

Feuereisen.

Richtig. Nun, da es einmal ausgeplaudert worden — ja, es ist so.

Baron.

Excellenz, es wäre Ihnen Ernst — — —

Till.

Ernst. Seiner Excellenz ist gar nicht spaßhaft zu Muthe.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Aurora kommt von der Linken.

Feuereisen.

Ah, meine Tochter! komm hierher! Es ist heute Dein Geburtstag; ich bin Dir noch das Angebinde schuldig. Ich wußte nicht, was ich Dir geben sollte; nun habe ich es gefunden. (Ihr den Baron zuführend.) **Voici Votre bouquet.**

Aurora.

Mein Vater! — —

Feuereisen.

Keine Einwendungen. Ziere Dich nachher.

Baron.

Mein Gott! wie ſoll ich mein Ba faſſen? —

Till.

Mit beiden Händen.

Feuereiſen.

Dieu Vous bénisse, mes enfans!

Caroline.

Das darf nicht ohne Gedicht abgehen.

Charlotte.

Wir müſſen dichten.

Till (heimlich zum Baron).

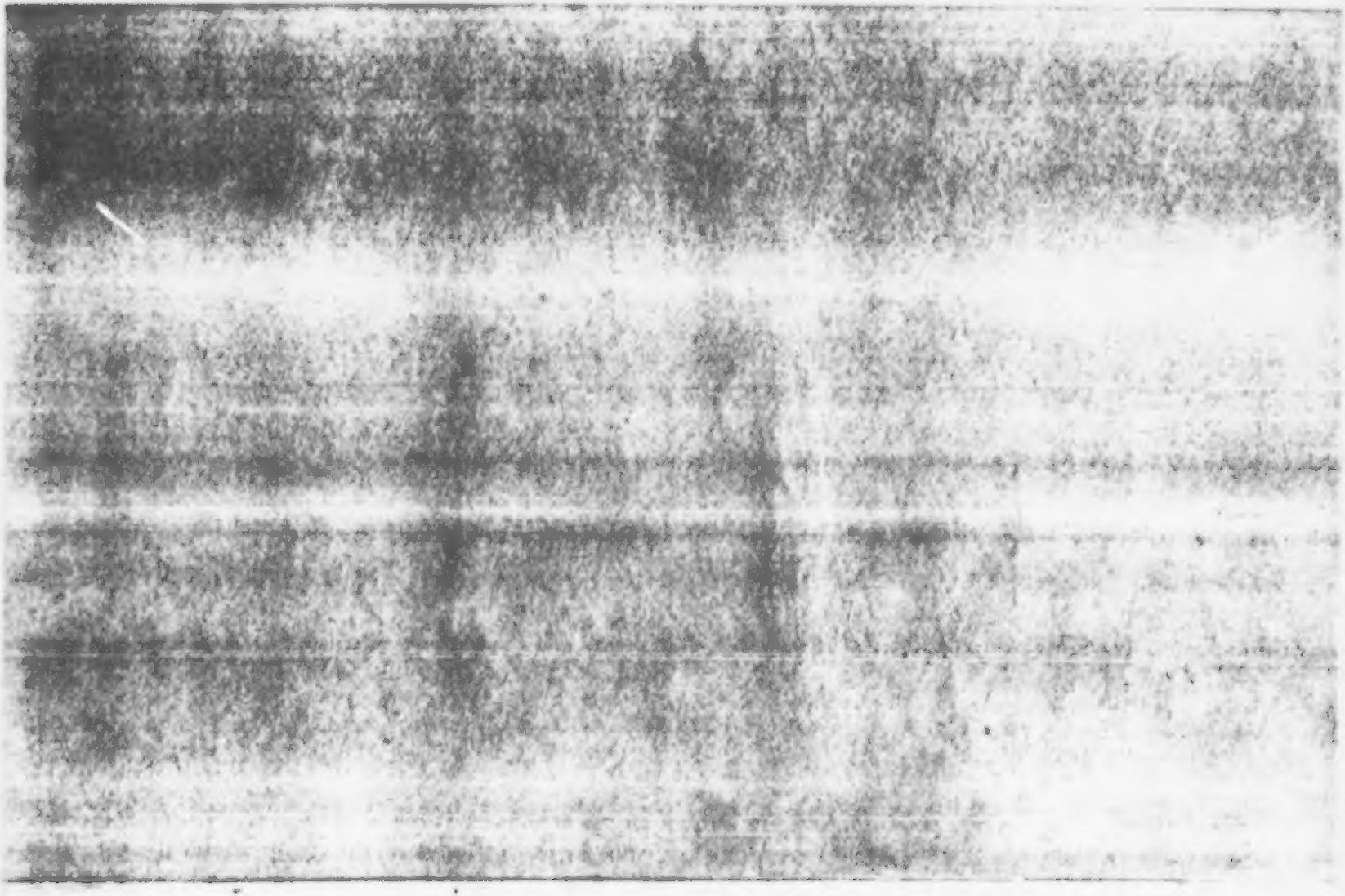
Ein gut bezahltes Sonett. Aber geſchwiegen! ſonſt geht die Welt in Sonetten unter.

Feuereiſen

(der unterdeſſen Carolinen und Charlotten bei Seite geführt).

Dichten Sie, hoffnungsvolle Jünglinge! Doch muß ich Ihnen ſagen, Durchlaucht der Erbprinz hat mich einen Petrarca genannt: wenn Sie das gelegentlich anbringen könnten. **Vous me feriez grand plaisir.**

(Der Vorhang fällt.)



Die

feindlichen Brüder

oder:

Homöopath und Allopath.

Possenspiel in drei Aufzügen.

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.

Bibliothecæ
Berolinensis

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Personen.

Benedictus Stix, Apotheker zu Naumburg } Geschwister.
Zacharias Stix, Arzt zu Wittenberg } Geschwister.
Räthin Hellwig, Wittwe } Geschwister.

August Stix, Doctor der Philosophie, des Apothekers Sohn.

Luise, des Doctors Tochter.

Sturm, Präfecturrath und zeitiger Chef der Polizei.

Till, Notar.

Fittig, Kellner.

Spitz, Polizei-Sergeant.

Jakob, Bedienter der Räthin. Zwei Gensd'armen.

Das Stück spielt zu Halle an der Saale im Jahre 1812.

Erſter Aufzug.

Scene: Ein Zimmer in der Wohnung der Räthin.

Erſter Auftritt.

Till ſitzt am Tiſche und ſpielt mit ſich ſelbſt Schach; Auguſt geht heftig hin und her.

Auguſt.

Das kürzeſte, folglich das Klügſte iſt, wir laſſen uns heimlich mit einander trauen.

Till.

Das geht nicht.

Auguſt.

Warum?

Till.

Weil es gegen das canoniſche Recht iſt.

August.

Wie so?

Till.

Das canonische Recht hat nun einmal die Grille, daß sich nur Mann und Weib verheirathen dürfen. Also dürfen wir uns mit einander nicht trauen lassen, weder heimlich noch öffentlich.

August.

Geht zum — — —! Mit Euch ist nicht zu reden.

Till.

Warum nicht?

August.

Ihr habt keine Ohren.

Till.

Ich danke.

August.

Wie so?

Till.

Große Ohren sind eine Grobheit; also sind kleine Ohren oder noch mehr gar keine Ohren eine Höflichkeit.

August.

Die Extreme berühren sich.

Titt.

Da habt Ihr Recht: sonst käme keine Heirath zu Stande, denn es giebt auf Erden nichts Extremeres als Mann und Weib.

August.

Wie ist es doch möglich, für gar nichts Reelles Sinn zu haben?

Titt.

Das wißt Ihr nicht und seyd Doctor der Philosophie und Privatdocent? (Er steht auf.) Ich will es Euch erklären. Wie oft ich auch Gelegenheit gehabt habe, wie man so sagt, Etwas zu werden, habe ich es doch immer vorgezogen, Nichts zu bleiben: denn ein Nichts ist zu nichts verbunden, einem Nichts kann man nichts anhaben, ein Nichts bekümmert sich um nichts. Daher interessirt mich an dem Treiben der Welt eben nur das Nichtige, oder mit andern Worten, das Komische.

August.

Ich danke für eine solche Laufbahn.

Titt.

Das glaube ich gern: sie ist nicht leicht, denn sie geht zwischen den Sirenen und Lotophagen durch.

August.

Behaltet Euere Räthsel für Euch.

Till.

Hm, einem Philosophen sollten doch Räthsel willkommen seyn; ich meine nicht zum Auflösen, sondern zum Weitergeben. Wer die Sirenen sind, brauche ich Euch nicht zu sagen; die Lotophagen aber sind die Vornehmen der Erde, die Aemter und Würden zu vergeben haben.

August.

Was haben die mit den Lotophagen gemein?

Till.

Die Vergeßlichkeit.

August.

Till, ich beschwöre Euch, bleibt einmal bei der Hauptsache und geht nicht ewig daneben.

Till.

Daneben gehen? Das kann ich nicht, weil ich nicht verheirathet bin.

August.

Ich sehe wohl, daß ich ein Thor bin, auf Eueren Beistand zu rechnen.

Till.

So? Und wer hat es denn bewirkt, daß Euere Tante in die Heirath mit Eurer Cousine willigt, wozu ie anfangs wenig Lust hatte? Habe ich es nicht?

August.

Nun ja; aber wahrlich mehr um mit meiner Tante Komödie zu spielen, als um mir zu helfen.

Till.

O Ihr Philosoph! Wißt Ihr denn nicht, daß alle Menschenfreundlichkeit mit der Fürsorge des Schäfers für seine Schafe auf demselben Princip beruht? Ich spiele Komödie mit Eurer Tante, damit Ihr Komödie mit Eurer Cousine spielen könnt: also Komödie für Komödie.

(Luise ist während des Letzten von der Rechten eingetreten.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Luise.

Luise.

Hier wird von Komödie geredet?

Till.

Ja, Mademoiselle; wir sprachen von Ihrer Verheirathung.

Luise.

Wie, Herr Notar? Ist eine Verheirathung eine Komödie?

Till.

Ganz und gar, und obendrein eine Comedia dell' arte mit drei ſtehenden Masken, Braut, Bräutigam und Hanswurſt, und in drei Akten, Liebeshandel, Brautſtand und Hochzeit.

Auguſt.

Wer iſt der Hanswurſt, Till, wer?

Till.

Der alte Adam, Freund, der alte Adam: das iſt der große Pritſchenmeiſter, der die Menſchen zu Paaren treibt.

Luiſe.

Ihr Gleichniß hinkt doch, Herr Notar, denn Sie haben den Eheſtand vergeſſen.

Till.

Was, Mademoiſelle? iſt das jungfräulich, daß Sie nach der Hochzeit hinter die Gardine gucken wollen? Oder ſoll man nach geſchloſſenem Stücke den Vorhang wieder aufziehen, um zu zeigen, wie alles Licht erliſcht, jede Zierrath abfällt, kurz die ganze romantiſche Welt ſich in Lappen und Lumpen auflöſt?

Luiſe.

Das ſind Seitenſprünge. Bei Ihrer Notariusehre, bringen Sie mir den Eheſtand unter!

Till.

Gut; so wollen wir aus dem Ehestande ein zweites Stück machen, abermals mit drei stehenden Masken, Mann, Frau und Hausfreund oder bisweilen Schwiegermutter, und abermals in drei Akten, Flitterwochen, Gewitterjahre und Scheidung.

Luise.

Sie sprechen wohl aus Erfahrung?

Till.

Nein; ich habe Scylla und Charybdis nur vom Ufer aus betrachtet.

Luise.

O! dann hat Sie die Fata Morgana Ihrer Weisheit betrogen.

Till.

Ja, Fata Morgana war dabei; sie deckte den Strudel mit Rosen und Lilien zu; aber ich wußte, die Polypen und Haifische steckten darunter, und meine Weisheit sagte mit dem Dichter: der Mensch versuche die Götter nicht!

August.

Aber wir versuchen die Götter durch dieses unnütze Geschwätz.

Till.

Unnütz? Wie man es nimmt. Setzt einmal den Fall, unser Geschwätz wäre der Anfang

eines Luſtſpiels; ſo gewönne das Publicum Zeit, ſich unterdeſſen zu verſammeln oder wieder herein zu kommen und ſich zu ſetzen, und wir hätten den Vortheil, unſere Expoſition vor einem geſetzten Publicum zu machen. Wäre das unnütz?

Luiſe.

Das iſt aber nicht unſer Fall.

Till.

O Mademoiſelle! Kennen Sie die große Maxime der Sittenlehre nicht: man ſoll immer ſo handeln und leben, als ob man vor dem Publicum ſtände?

Auguſt.

Liebe Couſine, laß Dich nicht mit ihm ein: er iſt heute ganz beſeſſen.

Till.

Er ſpricht von ſich ſelbſt: denn, ſtellen Sie ſich vor, ſeine Beſeſſenheit hat ihn zu dem Entſchluſſe gebracht, ſich heimlich mit Ihnen trauen zu laſſen.

Luiſe.

Da müßte ich doch auch dabei ſeyn.

Till.

Wenn Sie nicht etwa fürſtlicher Weiſe Ihr Kammermädchen dazu bevollmächtigten.

Luiſe.

Couſin, haſt Du wirklich den abſcheulichen Einfall gehabt?

Auguſt.

Abſcheulich? Das Beiwort iſt ja ein recht ſchmeichelhafter Ausdruck der Liebe.

Luiſe.

Es drückt eben aus, was es ſoll, daß, wer einem Mädchen im Ernſt dieſen Vorſchlag machen könnte, wenig Achtung und alſo auch wenig Liebe für ſie empfinden müßte.

Auguſt.

Aber was bleibt uns am Ende übrig, da unſere Väter ſeit acht Jahren die feindlichen Brüder ſpielen?

Till (zum Publicum).

Achtung! jetzt geht die Expoſition an.

Auguſt.

Würde nicht mein Vater —

Till (wie oben).

Der Apotheker zu Naumburg

Auguſt.

Sich eher in ſeinem größten Mörſer ſtampfen laſſen, als mir eine Verbindung mit der Tochter eines homöopathiſchen Arztes geſtatten? Und Dein Vater — —

Till (wie oben).

Der Doctor in Wittenberg

August.

Würde Deine Hand wohl eher einem Schuh- oder Kesselflicker bewilligen, als dem Sohne eines Apothekers.

Till.

Verachtet mir die Zunft der Flicker nicht: sie sind das Vorbild aller höhern Stände, deren jeder die schadhaft gewordene Menschheit zu flicken sucht, der Fürst und seine Minister mit Gesetzen, der Politiker mit Constitutionen, der Gelehrte mit Wissenschaft, der Prediger mit Moral.

Luise.

Aber die Krieger, die flicken doch nicht.

Till.

Nein; die schneiden nur das Loch etwas weiter aus, damit der Diplomat bequemer und haltbarer flicken könne.

August.

Recht so! Fangt nur wieder an, damit wir ja nicht bei der Hauptsache bleiben.

Till.

Was ist denn noch zu sagen? Eure Exposition ist gemacht, und ich habe sie als geschworener Notarius ergänzt, wo sie mangelhaft war.

Ihr wollt Euch heirathen, das iſt natürlich, denn die Ehemie iſt eine erſprießliche Kunſt; die beiden Väter werden von freien Stücken niemals einwilligen, das iſt nothwendig, denn ſonſt käme keine Komödie zu Stande. Laßt nur dem Stücke ſeinen Gang, und Ihr werdet Euch wundern, wie Euch der Schluß ans Ziel bringen wird. Fallt Ihr aber aus dem Luſtſpiel in die Oper, und verwandelt die feindlichen Brüder in ein Matrimonio secreto, ſo waſche ich meine Hände.

Luiſe.

O ſtill davon, Herr Notar! die ganze Sache hat ja in unſern Verhältniſſen keinen Sinn. Es iſt wohl ſchlimm, daß unſere Väter nicht in brüderlicher Eintracht leben; aber ich hoffe, es wird ſich dennoch ein milderes Mittel finden, zu unſerm Ziele zu gelangen. Ich baue auf die Tante und auf unſern Freund hier.

Auguſt.

Auf den? Kein Kartenhaus möchte ich auf ihn bauen.

Titt.

Da hören Sie. Er ſieht nicht ein, daß ich ihm helfen kann, ohne mir die Kleider vom Leibe zu reißen und die Schuhſohlen abzulaufen. Aber,

was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth: und daß ich ein kindlich Gemüth bin, muß ſogar ein Blinder ſehen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Räthin kommt von der Rechten.

Räthin.

Biſt Du noch da, Luiſe?

Till.

Ah, nun ſehe ich erſt, daß Mademoiſelle zum Ausgehen geputzt iſt.

Luiſe.

Wiſſen Sie denn nicht, daß heute Directors Minchen ihren Geburtstag feiert?

Till.

Ich bin zu höflich, um mir die Geburtstage der Damen zu merken.

Räthin.

Woher mag es kommen, werther Freund, daß wir Frauenzimmer in der That nicht gern von unſerm Alter reden.

Till.

Man könnte ſagen, aus Eitelkeit; aber es

giebt einen tiefern Grund. Das Alter macht ehrwürdig, und Ehrwürdigkeit iſt das Höchſte, was der Menſch erreichen kann: darum will Ihr Geſchlecht, deſſen Hauptcharakterzug die Beſcheidenheit iſt, ſich keinen Anſpruch auf dieſes Höchſte beilegen.

Räthin.

Vortrefflich.

Luiſe (das Lachen verbeißend).

Sind Sie denn nicht zu Directors eingeladen, Herr Notarius?

Till.

Allerdings, ohne zu wiſſen warum, zum Abendeſſen.

Luiſe.

Die Herrn zum Ball und Abendeſſen, wir aber auch zum Kaffee.

Till.

Wie billig und recht.

Räthin.

Woher mag es kommen, theurer Freund, daß eigentlich nur wir Frauenzimmer an den Kaffeetiſch paſſen?

Till.

Man könnte dieß und jenes ſagen; aber es giebt einen tiefern Grund. Nur bei Ihrem zart-

nervigen Geschlechte bringt der Kaffee die Begeisterung hervor, die mit feurigen Zungen redet.

Räthin.

Sehr treffend. Aber, Luise, Du solltest wohl gehen.

Luise.

Ja, liebe Tante, wiewohl es noch nicht fünf ist.

Räthin.

In meiner Jugend war zwei die Kaffeestunde. Woher mag es kommen, werther Freund, daß jetzt alles später geschieht als sonst?

Till.

Man könnte sagen aus Trägheit; aber es giebt einen tiefern Grund. Der wachsende Mysticismus drängt die Menschen immer mehr in sein Reich, in die Nacht, hinein; und die Zeit des wahren Heils wird erst dann erscheinen, wann wir um Mitternacht zu Mittag speisen werden.

Räthin.

Wahrhaft köstlich.

Luise (sich, um das Lachen zu verbergen, abwendend).

Cousin, Deinen Arm! ich will jetzt gehen.

August (nach seinem Hute gehend).

Ich bin bereit.

Räthin (zu Luiſen).

Empfiehl mich der Frau Directorin und entſchuldige mich, daß ich nicht zum Kaffee komme; wo möglich würde ich ſpäter noch auf ein paar Stunden die Ehre haben. (Zu Till.) Sie holen mich um acht Uhr, theurer Freund: wir gehen zuſammen.

Till.

Hand in Hand, wie die Freundſchaft ſoll.

Luiſe.

Adieu, liebe Tante.

Auguſt (der Räthin die Hand küſſend).

Auf Wiederſehen, Tante.

Räthin.

Adieu, Kinder!

Till.

Auf Wiederſehen!

(Auguſt giebt Luiſen den Arm; ſie gehen Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Räthin und Till.

Räthin (die den Beiden nachgeſehen hat).

Woher mag es kommen, theurer Freund, daß er Mann gewöhnlich der Frau den Arm giebt?

Till.

Man könnte sagen, um sie zu unterstützen; aber es giebt einen tiefern Grund. Mann und Frau sind in dieser Conjunction eine Verkörperung des synthetischen Satzes, der Mann das Subject, die Frau das Prädicat und das Armgeben die Copula.

Räthin.

Copula — ausnehmend schön. Aber man hört wohl, daß Sie ein Mann sind, denn Sie machen den Mann zum Subject, das heißt doch wohl zur Hauptsache.

Till.

Bitte um Entschuldigung, verehrte Freundin. Das Subject wird immer von dem Prädicate bestimmt; und da der Mann allezeit von der Frau bestimmt wird, sey es zum Ankauf einer Pellerine oder eines Titels, zu einer Badereise oder zur Unterstützung eines jungen unbemittelten Mannes, so ist die Frau das Prädicat und der Mann das Subject, oder besser auf französisch le sujet.

Räthin.

Im höchsten Grade richtig. Ich wünschte, meine Nichte und auch mein Neffe könnten öfter

Ihren Umgang genießen. Beide verſprechen nicht viel; alles nur oberflächlich; nichts als Heirathsgedanken im Kopfe.

Till.

Nun, das iſt vor der Hand noch die magnetiſche Richtung; mit der Zeit, hoffe ich, wird ſich auch die elektriſche einſtellen.

Räthin.

Glauben Sie? Nun ich will es wünſchen. Wovon ſprachen Sie denn, ehe ich kam, mit den jungen Leuten.

Till.

Wovon man ſo ſpricht, von canoniſchem Recht und Komödien, von Heirath und Vergeßlichkeit, von Homöopathie und kindlichem Gemüth.

Räthin.

Ich danke Ihnen: dieſe Mannigfaltigkeit bereichert den Geiſt der jungen Leute. Alſo auch von der Homöopathie ſprachen Sie? Ich wollte, es gäbe lieber gar keine Welt, als eine Welt mit Homöopathie.

Till.

Gar keine Welt! Welch ein gigantiſch genialer Gedanke!

Räthin.

Ein flüchtiger Einfall, lieber Freund, wie

gewöhnlich. Das kommt einem so. Aber wahr ist es. Nie herrschte wohl in einer Familie mehr Eintracht als sonst in der unsrigen. Die Brüder liebten sich, wie sich Brüder lieben sollen; ihre Kinder waren für einander bestimmt. Alle Jahre kamen wir in Naumburg zusammen, und feierten die Weinlese mit einander.

Till.

Die Naumburger Weinlese — welch ein begeisterndes Fest!

Räthin.

Ja wohl. Aber seit der Doctor die unselige Homöopathie ergriffen hat, ist Bruderhaß an die Stelle der Eintracht getreten, und seit acht Jahren sind alle meine Sühnversuche fruchtlos gewesen.

Till.

Ein medizinischer Eteokles und Polynikes, und Sie Antigone zwischen Beiden.

Räthin.

Haha! Sie sind doch immer scherzhaft, lieber Freund. Der Doctor als der jüngste, hätte nachgeben und die Homöopathie fahren lassen sollen, denn ob die Kranken so oder so curirt werden, ist am Ende eins: wer sterben soll, stirbt doch.

Till.

Echt orientalisch gedacht! Sie sind also eine Fatalistin.

Räthin.

Ja, da kann ich den Leuten nicht helfen; mag es ihnen fatal seyn, es ist einmal meine Denkungsart. Der Apotheker brauchte die Sache nicht so schwer zu nehmen: was wird ihm die Homöopathie thun? Dergleichen geht vorüber. Aber sie sind beide wie besessen, und so steht die Hoffnung meines Neffen und meiner Nichte auf schwachen Füßen.

Till.

Das ist die podagrische Natur aller Hoffnung.

Räthin.

Ich hätte ihnen vielleicht diese Hoffnung gar nicht gestatten sollen. Sie wissen, ich hatte auch anfangs keine Lust dazu.

Till.

Ich weiß; als Sie aber die Sache aus dem höheren Standpunkt betrachteten.....

Räthin.

Ja, aus dem höheren Standpunkte — —

Till.

Der großen Naturgesetze —

Räthin.

Ja, der herrlichen Gesetze —

Till.

Da sahen Sie ein, daß die Negation der mächtigen Naturprincipe immer nur zu Excentricitäten führt.

Räthin.

Ja, das wurde mir freilich sehr klar. Doch sehe ich nun nicht ein, das heißt noch nicht recht deutlich, wie wir die Einwilligung der beiden Väter erhalten wollen.

Till.

Ich habe den Plan ausgeführt, den Ihre Andeutungen mir neulich an die Hand gaben.

Räthin.

An die Hand? Ach — ja — richtig. — Wie war es doch gleich damit?

Till.

Sie meinten, wenn man die feindlichen Brüder nur einmal zusammen bringen könnte, würde sich wohl eine Versöhnung bewirken lassen. Ich hoffe, meine Anstalten sollen sie zusammen bringen. Wenn Sie erlauben — (Er zieht ein Papier aus der Tasche.)

Räthin.

Mit Vergnügen.

Till.

„Wohlgeborener Herr, insonders höchstzu-
„verehrender Herr Doctor. Ew. Wohlgeboren
„wollen gehorsamst entschuldigen, daß ich, als
„ein ungenanntes Subject, an einen so namhaf-
„ten Herrn und Homöopathen zu schreiben mich
„ermuthige. Es hat sich aber allhier ein Unglück
„ereignen wollen, das mich meine Blödigkeit zu
„überwinden zwinget. Dero Herr Bruder näm-
„lich, mein hochverehrter Principal, Herr Be-
„nedictus Stix ist nach und nach, sey es nun
„naturaliter, oder wegen vielerlei gehabten Cha-
„grins, oder auch durch häufigen Gebrauch man-
„nigfacher medicamentorum, in eine so tiefe me-
„lancoliam verfallen, daß derselbe zu allem und
„jedem Geschäft untauglich geworden, und sich
„in allen Wegen als einen mente captum ge-
„riret. Da nun desselben Herr Sohn abwesend
„auch zur Zeit noch minderjährig ist, so wollte
„ich Ew. Wohlgeboren auf das dringendste er-
„sucht haben, sich als nächster Anverwandter
„schleunigst anhero zu verfügen, um sowohl in
„Hinsicht des Patienten als auch seines Vermö-
„gens die gebührlichen Maaßnehmungen zu er-
„greifen. Der ich mit der überschwänglichsten

„Ehrfurcht verharre Ew. Wohlgeboren pflicht-
„schuldigst ergebenster Diener Elias Spätling,
„Provisor in der Hasenapotheke allhier. Naum-
„burg und so weiter."

Räthin.

Wie soll ich das verstehen, werther Freund?

Till.

Wie Sie es von Anfang an verstanden ha-
ben, verehrte Freundin, als Plan zu einer Komö-
die, die uns zum Ziele führen soll. Diesen Brief
hat der Herr Doctor schon vorgestern erhalten,
und bei der dringenden Aufforderung wird er ge-
wiß nicht säumen, sich nach Naumburg aufzu-
machen. Sein Weg führt ihn hier über Halle;
Sie, und mit Ihrer gütigen Erlaubniß auch ich,
wir begleiten ihn, und was dort zu thun seyn
wird, werden die Umstände lehren. Auf jeden
Fall haben wir sie beisammen.

Räthin.

Und das alles habe ich angedeutet?

Till.

Woher hätte ich es sonst genommen? Sag-
ten Sie mir nicht, die beiden Brüder hielten sich
schon längst gegenseitig für wahnwitzig? Liegt nicht
in dieser einen Andeutung schon der ganze Plan?

Räthin.

Freilich wohl. Indeß muß ich Ihnen gestehen, werther Freund, ich habe bei der Andeutung die Sache wohl nicht recht überlegt: jetzt erscheint sie mir doch etwas stark.

Till.

Ja, verehrte Freundin, anders bringt man heut zu Tage keine Komödie zu Stande. Ohne Zwang geht niemand mehr seinen eigenen Weg, und es wird bald dahin kommen, daß man für die ganze Bevölkerung von Europa mit einem einzigen Portrait ausreichen wird. Aber freilich dieß eine Portrait wird dafür das Bild des reinen, abstracten Menschen seyn.

Räthin.

Ja — abstracten. Was heißt das eigentlich?

Till.

Abstract, auf deutsch abgezogen.

Räthin.

Aha, soviel wie destillirt. Aber wieder auf unsern Plan zu kommen, haben Sie schon mit den jungen Leuten davon gesprochen?

Till.

Nein. Ich denke, sie brauchen nichts davon zu wissen: solche Kost ist für unreife Geister zu stark.

Räthin.

Sehr wahr! will ſie doch dem reifen Geiſte nicht recht munden. In der That, werther Freund, gehen wir nicht zu weit? Ich weiß nicht — aber man hat Beiſpiele, daß der Himmel zur Strafe ſolche Erfindungen wirklich gemacht hat.

Till.

Hm — ja; der Aberglaube hat auch ſeine ehrwürdige Seite, und man iſt jetzt aufgeklärt genug, um die Ruinen zu ſchätzen und zu erhalten.

Räthin.

Wie? trauen Sie mir Aberglauben zu? Nein; davon darf ich wohl glauben frei zu ſeyn.

Till.

Aberglaube findet ſich grade am meiſten in tiefen Gemüthern.

Räthin.

Allerdings; und von einer gewiſſen Art will ich mich auch nicht frei ſprechen.

Till.

Uebrigens können wir den ganzen Plan fallen laſſen. Er iſt von Ihrer Erfindung; Sie haben darüber zu ſchalten. Schade freilich iſt es darum: er iſt höchſt genial.

Räthin.

Genial? Wirklich? Iſt er genial?

Till.

Gewiß. Es iſt der Charakter des Genie's, daß es alle Schranken überſpringt; was alſo alle Schranken überſpringt, das iſt genial. Aber, wie geſagt, wir können den Plan noch fallen laſſen.

Räthin.

Keinesweges. So meinte ich es nicht: warum hätte ich ihn denn ſonſt erfunden. Glauben Sie alſo, daß er zum Ziele führen wird?

Till.

Unbezweifelt, da Sie ihn genial durchführen werden.

Räthin.

Nun, nun — wie ich es vermag. Das muß der Augenblick geben.

Till.

Wie alles Geniale, beſonders bei den Frauen. Aber jetzt, verehrte Freundin, erlauben Sie mir, Ihnen Lebewohl zu ſagen. (Er hebt ſeinen Hut.) Wir haben alles gehörig beſprochen, ja ſo viel geſprochen, daß, wenn wir auf dem Theater ſtän-

den, wir auch den Zeitlosen im Publicum Zeit gelassen hätten aufzublühen.

(Indem er ihr die Hand küßt, tritt der Doctor ein.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Doctor in Reisekleidern.

Doctor (an der Thüre hinausſprechend).

Zum Guckguck mit Dir, Burſche! Iſt das ein Verfahren? Willſt Du ſo freveln an Dir ſelbſt? Ein kaltes Bad, oder gehe zum Guckguck, ſage ich Dir.

Räthin (heimlich zu Till).

Der Doctor!

Till (eben ſo).

Ahà! glücklich gefangen.

Doctor (ſchlägt die Thüre zu und kommt vor).

Iſt denn die ganze Welt irrationell? Der Burſch ſpricht durch die Naſe, eine Stimme wie eine geſprungene Baßgeige, hat ſich ſtark erkältet, will Fliederthee trinken und ſchwitzen. Iſt das rationell? Ein kaltes Bad, ſage ich, ein eiskaltes Bad. Similia similibus curentur. Du verſtehſt kein Latein, Schweſter — grüße Dich Gott!

(Er umarmt die Räthin flüchtig; dann wendet er ſich

zu Till.) Aber Sie verſtehen mich vielleicht, Herr — similia similibus curentur — Mit wem habe ich die Ehre?

Till.

Notarius Till.

Doctor.

Ihr Diener.

Räthin.

Mein achtungswerther Hausfreund.

Doctor.

Hausfreund? So? (Zu Till.) Gehorſamſter Diener.

Till.

Es iſt mir unendlich ſchätzbar, Herr Doctor, den berühmten Homöopathen, den ich ſchon ſo lange aus ſeinen trefflichen Schriften kenne und verehre, nun auch perſönlich kennen zu lernen.

Doctor.

Sehr verbunden. Schriften? Ja. Was hilft es? Man predigt tauben Ohren.

Till.

Durch Schriften wohl unmaaßgeblich nur blinden Augen.

Doctor.

Alles eins — tauben Augen — blinden Ohren. Die Aerzte — ja! Schlendrian Dir lebe, Schlen-

drian Dir ſterbe ich; der irrationelle Weg iſt breit und glatt, der rationelle ſchmal und mühſam; der Schlendrian curirt drei Monate, das klingt mächtig und iſt fett; die Homöopathie curirt drei Tage, das klingt winzig und iſt mager. Die Apotheker — Apropos, Schweſter, weißt Du, was mich hierher führt?

Räthin.

Nein, Bruder Zacharias; aber was es auch ſeyn mag, Du biſt mir von ganzem Herzen willkommen. Seit fünf Jahren haben wir uns nicht geſehen: Komm, lieber Bruder, ſetze Dich zu mir, komm! (Zu Till.) Ich bitte, werther Freund.

(Alle Drei ſetzen ſich, der Doctor in der Mitte.)

Doctor.

Du weißt alſo nicht, was unſerm Bruder Benedict begegnet iſt?

Räthin.

Doch kein Unglück?

Doctor.

Wie man es nimmt: er hat den Verſtand verloren.

Räthin.

Bruder, das iſt ein böſer Scherz.

Doctor.

Scherz? Bei allen Potenzen! Ich könnte

mit dem jüngsten Tage Scherz treiben, nicht mit einer Krankheit. Sein Proviſor hat es mir geſchrieben.

Till.

Der gute Spätling?

Doctor.

Richtig, ſo heißt er.

Till.

Ich kenne ihn. Ja, was der geſchrieben hat, das iſt geſchrieben.

Doctor.

Verſteht ſich. Iſt es denn auch ein Wunder? Wer ſich der Homöopathie widerſetzt, iſt der nicht eigentlich ſchon mit ſeinem Verſtande fertig?

Till.

Gewiß. Und der Herr Bruder hat ſich ſtark opponirt.

Doctor.

Mündlich und ſchriftlich — hat einen ſchmählichen Aufſatz drucken laſſen — ruft die Polizei gegen die Homöopathie zu Hülfe. Prob dolor! die Polizei gegen die Wiſſenſchaft.

Till.

Das iſt wahrhaft antipathiſch.

Doctor.

Vollkommen antipathiſch.

Till.

Und ganz unbegreiflich. Was giebt es auf der Welt Einleuchtenderes, als den Grundſatz der Homöopathie: **Similia similibus curentur?** Sagt er denn etwas Anderes, als das anerkannte Sprüchwort: „Gleiches mit Gleichem?“ oder iſt nicht das Geheimniß der Homöopathie Wurſt wider Wurſt?

Doctor.

Sehr richtig bemerkt.

Räthin.

O ſeine Bemerkungen ſind immer höchſt treffend.

Till.

Offenbart ſich der Grundſatz der Homöopathie nicht überall im Thun der Menſchen? Wenn ein Junge ſich zu Hauſe über die Prügel beklagt, die ihm der Schulmeiſter beigebracht hat, ſo prügelt ihn ein rechtſchaffener Vater noch einmal durch. Das iſt homöopathiſch.

Doctor.

Ein Trinker, der am Katzenjammer leidet, fängt wieder an zu trinken. Das iſt homöopathiſch.

Till.

Die Basis der Gesellschaft, die Ehe, ist nichts als eine homöopathische Cur: sie heilt Liebe durch Gegenliebe, und zwar sehr schnell in den Flitterwochen. Das ist homöopathisch.

Doctor.

Wenn sich Einer die Nase erfriert, so reibt er sie mit Schnee. Das ist homöopathisch.

Till.

Wenn der Staat Schulden hat, so macht er eine Anleihe, um Schulden durch Schulden zu heben: das ist homöopathisch. Wenn die Presse zu pressant wird, so bringt man sie unter die stärkere Presse der Censur, oder man preßt ihre Producte wie in England die Matrosen: das ist abermals homöopathisch.

Doctor.

Höchst homöopathisch. (Er steht auf und umarmt Till, der ebenfalls aufsteht.) An mein Herz, Sie großartiger Freund der rationellen Heilkunde! — Wenn ich von Naumburg zurückkomme —

Käthin (die aufgestanden).

Du willst also nach Naumburg, Bruder?

Doctor.

Freilich. Bin ich nicht der natürliche Vor-

mund des Kranken? und kann ich ihn nicht homöopathiſch wieder herſtellen?

Räthin.

Das iſt hübſch von Dir, Bruder Zacharias, daß Du ihm helfen willſt, ob Ihr gleich nicht Freunde ſeyd.

Doctor.

Was Freunde? Wenn der Satan verrückt würde, ich wollte ihn homöopathiſch behandeln wie meinen Buſenfreund.

Till.

Ob es nicht unmaaßgeblich chriſtlicher wäre, den Satan verrückt zu laſſen, wenn er zum Heile der Welt einmal verrückt würde?

Doctor.

Erſt homöopathiſch, dann chriſtlich.

Räthin.

Ich kann an das Unglück gar noch nicht glauben.

Doctor.

Was iſt da zu zweifeln? Mußte es nicht ſo kommen? An der Homöopathie hängt das Heil der Menſchheit. Wer ſich alſo der Homöopathie widerſetzt, der iſt entweder ein Böſewicht oder ein Verrückter; ein Böſewicht aber iſt oder war

wenigſtens ſonſt Benedict nicht, alſo — — Apropos, wo iſt denn meine Tochter? was macht ſie?

Räthin.

Sie iſt geſund und froh, und hilft heute den Geburtstag einer ihrer Freundinnen feiern.

Doctor.

So? Gut. Kann ſie morgen ſehen; reiſe nicht vor neun Uhr.

Räthin.

Ich hätte Luſt Dich zu begleiten, Bruder.

Doctor.

Iſt mir lieb: ſollſt Zeuge ſeyn, wie ich ihn homöopathiſch angreifen will.

Räthin.

Dann müßteſt Du aber etwas ſpäter reiſen. Wie wäre es, wenn Du erſt bei mir zu Mittag äßeſt? Nach Naumburg kommen wir immer noch.

Doctor.

Kann geſchehen. Müſſen aber etwas früher eſſen: die Tage ſind kurz; im Dunkeln fahre ich nicht, um keinen Preis.

Räthin.

Wie Du willſt. Und was ſoll ich Dir denn vorſetzen?

Doctor.

Nichts, so viel wie nichts. Ich brauche wenig: Viel Essen und Trinken ist der Tod. Eine kräftige Suppe mit Rindermark, ein Stück Rindfleisch in rothem Wein gekocht, eine Schüssel Macaroni mit Parmesan, ein guter Lachs, ein Fasan oder ein Rehrücken, und dazu eine Flasche Rüdesheimer; das Uebrige hängt von Dir ab: denn, wie gesagt, ich brauche wenig.

Räthin.

Kann ich Dir nicht jetzt mit etwas aufwarten? Ich bin zwar zum Abendessen eingeladen; aber kalte Küche — —

Doctor.

Dank, Schwester. Habe mein Abendessen schon im Gasthofe bestellt.

Till.

Wo sind Sie abgestiegen, Herr Doctor?

Doctor.

Im Kronprinzen.

Räthin.

Wäre Dir etwa eine Tasse Thee gefällig, Bruder Zacharias?

Doctor.

Thee? Bei allen Potenzen, Schwester Brigitte! ich glaube, Du kommst auf Benedicts

Sprünge. Thee! Trägst Du Belieben zu allgemeiner Schwäche, Schlafsucht, Magenkrampf, Zuckungen und Fallsucht, daß Du Thee trinken willst?

Till.

Sollte der Thee alle diese Uebel hervorbringen?

Doctor.

Hervor, mehr als hervor. Ich habe diesen ganzen Symptomen-Complex an gesunden Leuten beobachtet, denen ich Thee gegeben: Sie wissen, wir Homöopathen probiren alle Arzeneien an Gesunden.

Till.

Wie billig und recht: Gesunde können eher krank werden, als Kranke.

Doctor.

Ich muß fort, sonst verdirbt mein Essen, und verdorbenes Essen ist eine arzneiliche Potenz. Auf Wiedersehen, Schwester! Ums Himmels willen, keinen Thee! (Zu Till.) Sehr schätzbar gewesen, Herr Notarius —

Till.

Ich zähle diesen Tag zu meinen glücklichsten, und freue mich morgen — — —

Doctor.

Sehr verbunden! Guten Abend! (Zur Räthin.)

Ums Himmels willen, keinen Thee, es müßte denn seyn, daß Du einmal an der Cardialgie der Schwangern litteſt. Gute Nacht!

(Er geht raſch ab.)

Räthin.

Nun, werther Freund, was meinen Sie? Wie habe ich meine Rolle geſpielt?

Till.

Vortrefflich, unnachahmlich. Wie natürlich ſpielten Sie die Unwiſſende in Hinſicht auf das Naumburger Unglück, wie fein lenkten Sie das Geſpräch auf das Mitreiſen! Nur eines habe ich nicht begriffen, warum Sie die Reiſe bis morgen Nachmittag aufgeſchoben.

Räthin.

Aufgeſchoben? Ja. Bis morgen Nachmittag? In der That.

Till.

Sie hatten gewiß irgend einen feinen Grund.

Räthin.

Grund? Freilich, ich bin ſehr für Gründe — — Ja, ſehen Sie, ich wollte es recht natürlich machen, und weil man uns Frauen doch immer vorwirft, daß wir niemals fertig werden — —

Till.

Wahrhaft einzig! Und so auf der Stelle zu improvisiren!

Räthin.

Ja, man hat so glückliche Momente. Immer würde es mir nicht gelingen.

Till.

Wunderbar! trotz Ihrer Behauptung freue ich mich doch schon auf alles, was Sie in Naumburg erfinden werden. Wie werden Sie die beiden Brüder — —

Räthin.

Ja, wie werde ich sie — — Was glauben Sie, daß ich werde?

Till.

Sie werden — ja wer kann Sie errathen? — Sie werden vielleicht den Herrn Apotheker bereden, daß der Herr Doctor den Verstand verloren hat.

Räthin.

Getroffen!

Till (ihr die Hand küssend).

O Sie Unnachahmliche!

Räthin (ihm einen Schlag auf die Wange gebend).

O Sie Schäker.

(Till geht, ein Gesicht schneidend, ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Scene: Ein schmäleres Zimmer der Räthin. Die Hauptthüre zur Linken. Abend.

Erster Auftritt.

Till kommt im Frack mit dem Hute in der Hand.

Till.

Ob mein Plan zum Ziele führen, ob mein Luſtſpiel einen regelrechten Schluß haben wird, das iſt die Frage; oder vielmehr das iſt nicht die Frage, denn ich frage nichts darnach. Spaß giebt es auf jeden Fall, und was in aller Welt kann ein Menſch, der des Leibes Nothdurft und Nahrung hat, weiter begehren? Muß denn alles, was geſchieht, zum Ziele führen? Die Geſetzgeber geben täglich Geſetze, ohne zu wiſſen, ob ſie zum Ziele führen werden; und eben ſo geht es

den Philosophen mit ihren Systemen. Sollen deßhalb die Gesetzgeber keine Gesetze und die Philosophen keine Systeme mehr machen? Wozu hätten sie denn studirt? Ja, wir alle mit einander wir leben Jahr aus Jahr ein, und machen jedes Jahr ein neues Stück Weltgeschichte, ohne zu wissen, ob die Weltgeschichte jemals zum Ziel führen wird. Sollen wir deßwegen aufhören zu leben? Beileibe! Laßt uns immer fort leben und Geschichte machen! Es steht zu hoffen, daß unser Herr Gott Shakespeare's: „Ende gut, alles gut" für die Weltbühne bearbeitet, und zwar besser, als es für die Bühnenwelt bearbeitet worden ist.

Zweiter Auftritt.

Till. Die Räthin, zum Ausgehen angekleidet, kommt von der Rechten.

Räthin.

Guten Abend, theurer Freund. Warum haben Sie mir nicht sagen lassen, daß Sie da sind?

Till.

Ich bin so eben erst gekommen, und noch hat es nicht achte geschlagen.

Räthin.

Sie sehen, ich bin bereit. Wollen wir gehen?

Till.

Ich stehe zu Befehl. Doch, wollen Sie gütigst einen Blick auf diese Schrift werfen? (Er giebt ihr eine Schrift.) Es ist der Ehecontract der jungen Leute: ich habe ihn zur Vorsicht ausgefertigt; wer weiß, wie bald wir ihn brauchen.

Räthin (die Schrift durchlaufend).

Gut — sehr gut — ganz nach meinem Wunsche, wie alles, was Sie thun. (Sie giebt die Schrift zurück.) Nun lassen Sie uns gehen. Aber nicht wahr, Sie bleiben mir bei Directors hübsch zur Seite? Es geht dort gewöhnlich so langweilig zu, daß man aus dem Gähnen gar nicht heraus kommt. Woher mag es wohl kommen, mein theurer Freund, daß man vor langer Weile gähnt?

Till.

Man könnte sagen, weil lange Weile schläfrig macht; aber es giebt einen tiefern Grund. Das Richtige, das uns langweilt, ärgert uns auch; Aerger aber erregt die Galle; erregte Galle verstimmt den Magen; ein verstimmter Magen bewirkt Krampf im Schlunde; Krampf im Schlunde aber äußert sich durch Gähnen.

Räthin.

Erſtaunenswerth!

Till.

Daher kommt es auch, daß Leute, die ſich über das Richtige nicht ärgern, weil ſie ſelbſt nichtig ſind, niemals vor langer Weile gähnen; ſondern nur geiſtreiche Menſchen.

Räthin (mächtig gähnend).

Ach — ſehr wahr.

Dritter Auftritt.

Räthin. Till. Jakob tritt ein.

Jakob.

Frau Räthin, es hält ein Wagen vor der Thüre.

Räthin.

Wer weiß, wem er hier im Hauſe gehört. Was geht es mich an?

Jakob.

Schon recht. Aber es ſitzt ein Herr in dem Wagen.

Till.

Nun ſo laß ihn ſitzen.

Jakob.

Schon recht. Aber der Herr will aussteigen.

Till.

Gut, so laß ihn aussteigen.

Jakob.

Schon recht. Aber er fragt nach der Frau Räthin.

Räthin.

Nach mir? Ich bin nicht zu Hause.

Jakob.

Schon recht. Aber er meint, er sey der Herr Apotheker Stix aus Naumburg.

Räthin.

Himmel! mein Bruder!

Till.

Pestilenz!

Räthin.

Ich bin ausgebeten, schon ausgegangen.

Till.

Der Meinung bin ich nicht. Bitte ihn herauf; Jakob, bitte ihn herauf!

(Jakob geht ab.)

Till.

Es wäre zu gefährlich, ihn sich selbst zu überlassen.

Räthin.

Freilich; aber was können wir thun? Ach, mein ſchöner Plan!

Till.

Wahrhaftig, wenn der Zufall ſchon im zweiten Akte ſolche Streiche machen will, ſo mag der Guckguck eine Komödie zu Stande bringen. Aber wir müſſen ihm nicht das Feld räumen: nur wer ſich ſelbſt verläßt, der iſt verlaſſen.

Räthin.

Verlaſſen Sie mich nur nicht, theurer Freund. Ich fühle mich in dieſem Augenblick ganz genielos.

Vierter Auftritt.

Die Räthin. Till. Der Apotheker tritt ein.

Apotheker (mit Jakob, der nicht eintritt, an der Thüre ſprechend).

Sage nur dem Kutſcher, er ſoll nach dem goldenen Löwen fahren, und meinen Mantelſack beim Wirth abgeben. (Sich umwendend.) Grüße Dich Gott, Schweſter Brigitte!

Räthin (die ihm entgegen gegangen).

Ei, willkommen, Bruder Benedict, herzlich willkommen!

Till (ihm die Hand reichend).

Willkommen in Halle, Herr Apotheker!

Apotheker.

Ah, Herr Notar: guten Abend. — Laß mich sitzen, Schwester! Ich bin ganz und gar von Kräften. (Alle drei setzen sich.)

Räthin.

Bist Du nicht wohl, Bruder? Daß Dich die kurze Reise so ermüdet hat?

Apotheker.

Das ist es nicht. Aber mir ist ein fürchterliches Abenteuer aufgestoßen.

Räthin.

Mein Gott! Was für ein Abenteuer?

Apotheker.

Stelle Dir vor. Als es dunkel wird, etwa eine Meile diesseits Merseburg, gesellt sich ein Reiter zu uns, ein Mensch, wenigstens sieben Fuß hoch.

Till.

Zu Pferde?

Apotheker.

Ja, zu Pferde — sieben Fuß hoch, in einem weiten Mantel, unter dem er ohne Zweifel Pistolen hatte, und mit einer Mütze — nein, von solch einer Mütze hast Du gar keinen Be-

griff — kohlschwarz, thurmhoch, ohne alle menschliche Form, und so weit und breit — — —

Till.

Daß gewiß alle möglichen Spitzbubengedanken darunter Platz hatten.

Apotheker.

Ja wohl, zehnmal mehr als unter meinem Hute hier, der doch auch etwas in sich faßt. Er ritt immer neben dem Wagen her, und als es nach einer Weile noch dunkler geworden war, fing er an zu pfeifen. Ich merke nun, was die Glocke geschlagen hat, und sage zum Kutscher: fahre zu! Der Kutscher fährt zu; aber was hilft es? der Spitzbube reitet zu. Ich sage zum Kutscher: fahre Schritt; der Kutscher fährt Schritt; aber was hilft es? der Schlagetodt reitet Schritt. Wie mir dabei zu Muthe war, kannst Du denken. Endlich kommt er ganz dicht an den Wagen, fängt an zu sprechen und will mich ausfragen — so — woher? wohin? Ich nehme in der Angst eine Prise Taback, und ziehe ungewöhnlich stark. Das hört er, und sagt: dürfte ich mir auch eine Prise ausbitten? und langt schon mit seinem Riesenarm in den Wagen. Es war um mich geschehen, denn wahrscheinlich wollte er

mich erwürgen; ich brüllte aber nach Hülfe; der Kutscher hieb die Pferde an, und so entkamen wir. Ich hörte ihn aber noch recht satanisch lachen.

Till.

Aus Verzweiflung über seinen mißlungenen Anschlag.

Apotheker.

Gott sey gelobt, daß er mißlang. Aber wozu giebt es nun Gensd'armen im Laude, wenn sie Böswichter mit solchen Mützen frank und frei herum reiten lassen?

Till.

Die Mützen gehören nicht in den Bereich der Gensd'armen, es müßten denn eingeschmuggelte oder Freiheitsmützen seyn.

Räthin.

Nun, lieber Bruder, was verschafft mir denn eigentlich die Freude, Dich so unverhofft bei mir zu sehen?

Apotheker.

Ehrlich gesagt, Schwester, ich dachte nicht daran, Dich zu besuchen, sondern ich wollte nach Leipzig zur Messe. Da bekomint gestern Abend mein Provisor Spätling einen Brief von unserm Bruder Zacharias.

Räthin.

Von Zacharias!

Till (für ſich).

O ſo ſchlage todt!

Apotheker.

Ja; und höre um Gottes willen, was er ſchreibt. (Er lieſt aus einem Briefe.) Ew. Hochedelgeboren danke für die gütige Nachricht, daß mein Bruder verrückt geworden iſt. Ich erſuche Sie, ihn durchaus von allen Geſchäften entfernt zu halten, ihn am Ausgehen zu verhindern, und ihn nöthigen Falles binden zu laſſen, wodurch Sie verbinden werden Ihren ergebenen Doctor Zacharias Stix **P. S.** Uebermorgen, ſpäteſtens Freitag, bin ich bei Ihnen. In großer Eile. — Nun, was ſagſt Du dazu?

Räthin.

Ja — lieber Himmel — (Sie huſtet.) — was iſt da zu ſagen? (Sie huſtet fort.)

Till (für ſich.)

Zum Guckguck! wenn ſich der Zufall in die Poeſie miſchen will, ſo ſollte er wenigſtens beſſer erfinden. Wie unwahrſcheinlich, daß einer erſt ſchreibt, wenn er ſelbſt kommen will! Was würden die Kritiker dazu ſagen, wenn ich das erfunden hätte?

Apotheker (gegen die Räthin fortfahrend).

Mein Spätling ist der kreuzbravste, allopathischste Pharmaceut, der eher alle Jalappe in meiner Officin einnehmen, als an einen Homöopathen schreiben würde. Und obenein solches Zeug. Bin ich verrückt? Ein Mann, der vom Morgen bis in die späte Nacht Giftiges und Ungiftiges dispensirt, kann der verrückt seyn? Nein; aber es liegt klar am Tage, er ist verrückt geworden. Darum habe ich den Umweg gemacht, um von Dir zu hören, Schwester, ob Du etwas davon weißt.

Räthin.

Ob ich etwas davon weiß? (Sie huſtet.) Ja, lieber Bruder. (Sie huſtet.)

Till.

Die Frau Räthin hat allerdings Nachrichten, daß der Herr Doctor krank ist.

Räthin.

Ja, betrübte Nachrichten —

Apotheker.

Also wirklich? Nun, es nimmt mich nicht Wunder: ich habe immer gedacht, daß er am Ende den Verstand verlieren würde; ja, ich wundere mich, daß er nicht noch mehr verloren hat.

(Indem er den Brief einſteckt, wirft er ein zuſammengerolltes Papier heraus.)

Till (das Papier aufhebend).

Sie verlieren etwas, Herr Apotheker. (Das Papier hat sich beim Aufheben aufgerollt.) Ei, was ist denn das? (Er rollt es vollends auf; es ist ein wenigstens eine Elle langes Recept.)

Apotheker.

Ein kleines Recept, das ich mir unterwegs selbst verschrieben habe: denn von dem scharfen Winde ist mir der Hals etwas rauh geworden, und man muß vorbeugen.

Till (der leise gelesen, nun laut.)

Alle Viertelstunden ein Bierglas voll zu nehmen. Das ist viel.

Apotheker.

Ach, verehrter Herr Notar! In dieser Schreckenszeit, wo die Seuche der Homöopathie immer mehr um sich greift, thäte es Noth, ein unglücklicher Apotheker verschluckte selbst seine ganze Officin.

Till.

Freilich. Stammbäume und Apotheken fallen täglich im Preise.

Apotheker.

Ja wohl, ja wohl! Vor zehn Jahren war meine Hasen-Apotheke noch unter Brüdern dreißig tausend Thaler werth; jetzt würde ich höch-

stens fünf und zwanzig bekommen, und da müßte sie noch ein Jüngling kaufen, dem das Heirathen Noth thäte.

Till.

Wehe dem Otterngezücht der Homöopathen, das der Apotheker Häuser frißt!

Apotheker.

Otterngezücht — vortrefflich. (Er reicht Tillen die Hand.) Ja, es giebt noch Tugend auf Erden. Kommen Sie nach Naumburg, und werden Sie krank! Sie sollen mehr Medicin haben, als Sie mit aller Anstrengung verbrauchen können.

Till (ihm die Hand schüttelnd).

Edles, dankbares Gemüth! Ich habe nur meine innigste Ueberzeugung ausgesprochen: denn in der That begreife ich nicht, wie ein Mensch mit gesundem Verstande die antipathische Heilmethode verwerfen kann. Werden denn nicht alle Uebel im Leben durch ihr Gegentheil, also antipathisch gehoben? Kunst durch Kritik, Licht durch Verfinsterung: Frieden durch Krieg, Freiheit durch Zwang, Liebe durch Gegenliebe, daher auch streng genommen, die Ehe eine antipathische Cur ist.

Räthin.

Das möchte ich doch bestreiten — —

Apotheker.

Er hat Recht. Wenn ich an meine Selige denke, so muß ich gestehen, es ist viel Antipathisches in der Ehe. (Er steht auf.) Nun, Schwester Brigitte, gute Nacht. Ich muß fort, denn ich will meinen Sohn noch auf ein Viertelstündchen besuchen. (Die Räthin und Till sind aufgestanden.)

Räthin.

Dann mußt Du eilen, so triffst Du ihn nicht mehr: er ist heute zu einem kleinen Balle eingeladen.

Apotheker.

Ja, ja, das tanzt und macht sich lustig, während der unglückliche Vater unter den Schlägen der Homöopathie erliegt. Vielleicht treffe ich ihn noch.

Till.

Auf jeden Fall morgen, Herr Apotheker. Sie werden uns doch nicht so bald verlassen?

Apotheker.

Morgen Mittag will ich in Leipzig seyn.

Till.

Sie sollten Ihre Reise aufschieben bis Nachmittags. Die Frau Räthin und ich haben auch die Absicht hinüber zu fahren; so führen wir zusammen.

Räthin.

Ja, Bruder Benedict, thue das. Du isſest bei mir zu Mittage.

Apotheker.

Gut; ich bin es zufrieden. Ich reiſe unbenehmend gern in Geſellſchaft.

Till (für ſich).

Dank ſey Momus! Da hätten wir ſie beide.

Apotheker.

Weiß denn die Tochter ſchon, was ihrem Vater zugeſtoßen?

Räthin.

Nein, wir haben ihr bis jetzt das Unglück verſchwiegen.

Apotheker.

Ein Unglück iſt es eigentlich nicht zu nennen, ſondern vielmehr eine gerechte Strafe Gottes. Denn ein Mann — (Er ſetzt ſich wieder.)

Till (für ſich).

Hilf Himmel! der ſetzt ſich noch einmal.

Apotheker.

Ein Mann, der die ſchönſten Gottesgaben, die Arzneien, den Menſchen ſo wenig gönnt, daß er ſie ihnen nur in Milliontheilchen eines Granes zukommen läßt; ein Mann, der das Grundgeſetz, worauf das Wohl des Staates und der Menſch-

heit ruht, daß kein Doctor selbst dispensiren darf, mit Füßen tritt — —

Till (für sich).

So kann es gehen bis Mitternacht.

Apotheker.

Ein Mann, der die Blüthe unserer Cultur, unsere Receptirkunst, verwirft, und die heilsamsten Anstalten, die Apotheken, diese wahrhaften Lebensfabriken, zu Grunde richten will.

Till.

Lebensfabriken — herrlich gesagt! Also sind die Apotheker Lebensfabrikanten.

Apotheker.

Ja, deß dürfen sie sich rühmen.

Till.

Nun, dann sind wir Alle sammt und sonders Apotheker.

Apotheker.

Ja, was ich sagen wollte — ein Mann, der seinem leiblichen Bruder, mit dem er unter einem Herzen präparirt worden ist, das tägliche Brot abzuschneiden trachtet —

Till.

Apropos von abschneiden! Gestern Abend hat man einem Menschen auf der Straße die Kehle abgeschnitten.

Apotheker (erschrocken).

Was? Kehle abgeschnitten? Sind die Strassen hier so unsicher?

Till.

Nach acht Uhr äußerst unsicher.

Apotheker (schnell aufstehend).

Gute Nacht! Auf morgen! gute Nacht!

Räthin.

Aber, lieber Bruder — —

Apotheker.

Eine Kehle, Schwester; weißt Du was eine Kehle ist? Gute Nacht — gute Nacht!

(Er geht rasch ab.)

Till.

Das hat ihn endlich in Bewegung gesetzt.

Räthin.

O Sie loser Freund! wie sind Sie mit dem armen Benedict umgegangen.

Till.

Habe ich denn mehr gethan, als Sie mich geheißen?

Räthin.

Geheißen? Wie so denn?

Till.

Wie? Glaubten Sie, ich würde Ihr Husten nicht verstehen? Lag nicht in diesem Husten alles, was ich gesagt habe?

Räthin.

Gott! Sie Ungeheuer von Verstand! (Mit offenen Armen auf ihn zugehend.) Herrlicher; kommen Sie — (Sie will ihn umarmen.)

Till (fängt ihren linken Arm mit seinem rechten ein). Zum Polizeidirector! (Er führt sie ab.)

Verwandlung.

Scene: Zwei Zimmer im Gasthofe durch eine Scheidewand getrennt, in der sich eine Thüre befindet. Das Zimmer links hat keinen besondern Ausgang; im Zimmer rechts ist der Ausgang auf der rechten Seite. In jedem Zimmer außer Tisch und Stühle ein Bett an der Scheidewand, und im Hintergrund ein Fenster. Auf dem Bette im Zimmer links ein Mantelsack, ein Kästchen daneben.

Fünfter Auftritt.

Fittig mit Licht, eine Flasche und ein Glas tragend, und der Doctor kommen durch das Zimmer zur Rechten in das Zimmer zur Linken gehend. Fittig setzt, was er bringt, auf den Tisch, und trägt diesen vor.

Doctor.

Schenk ein, Bursche, schenk ein! Ich muß

noch trinken, um Euer schlechtes Abendessen zu verdauen.

Fittig (einschenkend).

Ihr Gnaden haben nur des Guten zu viel gethan, und zu viel ist immer schlecht.

Doctor (nachdem er getrunken).

Was habe . für Wein gefordert, Bursche?

Fittig.

Rüdesheimer, Ihr Gnaden.

Doctor.

Ihr habt hier eine wunderliche Geographie: Rüdesheim muß Euch sehr nahe liegen; denn der Wein schmeckt nach der Nachbarschaft.

Fittig.

Nun, dann schmeckt er gut, denn sein Nachbar im Keller ist ein Faß Chateau-Lafitte.

Doctor.

O Schelm, so meine ich es nicht. Es ist Naumburger darunter.

Fittig.

I, da müßten Naumburger Reben nach Rüdesheim gekommen seyn; sonst ist es ganz unmöglich.

Doctor.

Wolltest Du das vor Gericht beschwören?

Fittig.

Nein, aus zwei Gründen nicht. Erſtens, weil nicht ich, ſondern der Herr die Weine macht; zweitens weil es mit dem Wein wohl ſo gehen kann wie mit den Frauenzimmern.

Doctor.

Wie geht es denn mit den Frauenzimmern?

Fittig.

Je nun, Ihr Gnaden, die Jungfern werden Frauen, und die Frauen werden Wittwen, und ſo geht es immer bergunter. Da nun auch der beſte Wein am Ende Eſſig wird, ſo könnte er wohl dazwiſchen Naumburger werden.

Doctor.

Warum ſeyd Ihr Leute nicht ehrlich und ſagt gradezu: die Flaſche koſtet ſo und ſo viel, aber es iſt Naumburger mit etwas Rüdesheimer?

Fittig.

Da hätten wir ſehr Unrecht. Wenn ein Baron ſich mit einer Schneiderstochter vermählt, ſo wird die Schneiderstochter Baroneſſe, aber niemals der Baron ein Schneider.

Doctor.

Spare Deine Einfälle für die, die ihren Witz in den Gaſthöfen an den Fenſterſcheiben

ſuchen. Es iſt ſchändlich, daß Ihr den Wein verfälſcht, nicht weil Ihr die Leute damit betrügt, denn jeder treibt ſein Handwerk, ſondern weil die rationelle Heilkunde verlangt, daß jede arzneiliche Potenz, wie der Wein auch iſt, rein und einfach gegeben werde. Weißt Du, was Homöopathen und Allopathen ſind?

Fittig.

Nein, ich kenne nur Taufpathen.

Doctor.

O Ignoranz!

Fittig.

Es thut mir leid, wenn Ihr Gnaden unzufrieden ſind.

Doctor.

Soll ich etwa zufrieden ſeyn? Verſprachſt Du mir nicht ein gutes Zimmer? Iſt das hier eines, im Hinterhauſe, mit einem Fenſter, das in eine grabfinſtere Quergaſſe geht?

Fittig.

In finſtern Zimmern ſchläft es ſich beſſer als in hellen.

Doctor.

Und zu ebener Erde, wo es natürlich dumpfig iſt.

Fittig.

Zu ebener Erde hat man den Vortheil, daß man sich bei Feuersgefahr durchs Fenster retten kann.

Doctor.

Und die Thüre hier schließt nicht einmal.

Fittig.

Darum rieth ich Ihr Gnaden beide Zimmer zu nehmen.

Doctor.

So? für zwei Zimmer bezahlen, und doch nur in einem wohnen?

Fittig.

Ihr Gnaden könnten ja vor Mitternacht hier und nach Mitternacht dort schlafen. Es wird Ihnen doch unangenehm seyn, wenn dieses Zimmer noch besetzt werden sollte.

Doctor.

Ei, wer wird jetzt noch kommen?

Fittig.

Wer weiß: während der Leipziger Messe haben wir immer viel Besuch; und kommt ein Gast, so muß er hier logiren: wir haben kein anderes Zimmer mehr.

Doctor.

Ei, laß den Satan hier logiren — —

Fittig.

Nein, der gehört nicht zu unserer Kundschaft. — Befehlen Ihr Gnaden noch etwas?

(Er will gehen.)

Doctor (ihn ein Weilchen betrachtend, dann freundlich).

Höre, Du scheinst mir ein munterer, aufgeräumter Bursche.

Fittig.

Ja, unser Einer muß so viel aufräumen, daß Einem endlich etwas davon anklebt.

Doctor (immer freundlicher).

Weißt Du, woher das kommt? Von einer vollkommnen Gesundheit. Du bist wohl recht gesund, ganz gesund, kerngesund?

Fittig.

Ja, Gott sey Dank. Ich wünschte nur mein Beutel wäre so voll, daß er meine Gesundheit heraus fordern könnte.

Doctor.

Wenn Dein Beutel zu schwach ist, möchtest Du wohl eine Stärkung für ihn gewinnen, z. B. einen Thaler?

Fittig.

O mit Vergnügen. Was müßte ich denn dafür thun?

Doctor.

Die Nacht über bei mir bleiben, aber ohne zu schlafen.

Fittig.

Die Zimmer sind zwar etwas abgelegen; aber es ist ganz geheuer hier, und Ihr Gnaden brauchen sich nicht zu fürchten.

Doctor.

Possen! Ich will Dich beobachten.

Fittig (für sich).

Wetter! Der gehört am Ende zur geheimen Polizei. (Laut.) Ach, Ihr Gnaden, das würde sich gar nicht der Mühe lohnen: ich bin ein ehrlicher Kerl, ein Kellner schlecht und recht, nicht einmal Freimaurer oder sonst etwas.

Doctor.

Was? Delirium? (Er fühlt ihm an den Puls.)

Fittig (für sich).

Ich bin doch wohl irre: die Polizei fühlt den Leuten höchstens auf den Zahn.

Doctor.

Ganz normal. Du bist gesund wie ein Fisch im Wasser, ganz scharmant gesund. Willst Du bleiben? Du hast nichts zu thun, als dort ruhig zu sitzen.

Fittig.

Aber ohne zu schlafen. Wenn es wenigstens zwei Thaler wären.

Doctor.

Es sollen zwei seyn. Wann kannst Du wiederkommen?

Fittig.

Ich denke, in zwei Stunden, Herr.

Doctor.

Das trifft sich gut: die Wirkung kommt nicht früher. (Er geht und holt ein Fläschchen Medicin aus dem Kästchen.) Ein Mann ein Wort. (Er nimmt einen Löffel heraus.)

Fittig.

Ein Mann ein Wort. Wollen Ihr Gnaden Medicin nehmen?

Doctor.

Nein; Du sollst sie nehmen.

Fittig.

Was? ich? Sie sagten ja selbst, daß ich kerngesund wäre.

Doctor.

Freilich: nun will ich Dich aber künstlich krank machen, um Dich zu beobachten.

Fittig.

Ei, das wäre noch schlimmer als Polizei. Gehorsamer Diener! (Er will gehen.)

Doctor (ihm den Weg vertretend).

Höre, mein Sohn, höre! Alle Arzneien müssen an Gesunden probirt werden, ehe man sie den Kranken giebt. Also nimm diese Medicin, damit ich sehe, ob sie hervorbringt, was ich glaube, Herzklopfen, Beängstigung, Zuckungen, Schwindel, Ohnmachten und Stumpfsinn.

Fittig.

Nein, Herr, daraus wird nichts. Mein Sinn ist gar nicht so scharf, daß er das Abstumpfen nöthig hätte. So ein ganzes Rudel von Krankheiten und obendrein für zwei Thaler.

Doctor.

Du sollst einen Ducaten haben, mein Sohn.

Fittig.

Nicht für hundert Ducaten, Herr. (Er sucht zu entwischen; der Doctor drängt ihn in die linke Ecke.)

Doctor.

Höre mich an, Bursche! Du leistest der Wissenschaft einen Dienst dadurch.

(Er gießt Medicin in den Löffel.)

Fittig.

Pestilenz! ich bediene meine Passagiere; die

Wissenschaft mag sich bedienen lassen, von wem sie will.

Doctor (ihm die Medicin hinreichend).

Nimm, mein Söhnchen, nimm! Thue es für die leidende Menschheit.

Fittig.

Herr, gehen Sie oder es wird nicht gut. Wir geben alle Monate sechs Groschen in die Armencasse: das ist mehr als zu viel für die leidende Menschheit.

Doctor.

Scheusal Du! Schluck Kannibale, schluck! (Er will ihm die Medicin aufdringen.) oder ich stoße Dir, wie Daniel die Pechkugel — —

Fittig (kriecht ihm unter den Armen durch, nachdem er die Medicin weggeschlagen, und läuft davon).

Doctor.

Barbarei! nichts als Barbarei und Finsterniß in unserm deutschen Vaterlande! Und wie sonnenhell könnte es in einem Lande seyn, das die Wiege der Homöopathie ist! Aber wir Deutschen glauben nicht eher an unser Licht, bis es uns ein Engländer oder Franzose unter die Nase hält und sagt: das ist Licht. — Aber der Spitzbube soll doch daran glauben, wenn nicht heute so morgen: der Kerl ist zu gesund, er muß die

Medicin nehmen. — (Er holt aus dem Mantelsacke Schlafrock und Nachtmütze, und bekleidet sich während des Folgenden damit.) Nun will ich mir es bequem machen, und vollends die Medicin für den verrückten Bruder präpariren. Ich habe ihn zwar noch nicht gesehen; aber ich wette, es ist die rechte. Es wird ein schauderhafter Anblick seyn: er war immer melancholischen Temperamentes, und die Melancholischen werden tobsüchtig, wenn sie den Verstand verlieren, wie die Friedfertigen zänkisch, wenn sie betrunken sind. — Halt! eine Idee! eine lichtvolle Idee! eine große Idee! Der Wein bringt den Menschen um die Vernunft, bewirkt eine Art von Tollheit; sollte er nicht ein Specificum gegen die Tollheit seyn? Wenn es ist, und es ist ja, so bin ich unsterblich. (Er setzt aus dem Kästchen einen kleinen Mörser und zwei Büchsen auf den Tisch und sich davor.) Dieser Gran Mischung enthält ein Zehntausendtheil Arzenei; (Er leert eine Büchse in den Mörser.) nun ihn mit diesen 99 Gran Milchzucker gemischt (Er leert die andere Büchse in den Mörser.), dann enthält der Gran ein Milliontheil Arzenei. Eine gewaltige Dosis, aber auch eine gewaltige Krankheit. Er ist gewiß im höchsten Grade wüthend. (Er fängt an zu reiben.)

Sechster Auftritt.

Der Doctor im Zimmer links; der Apotheker und Fittig (mit Licht) treten in das Zimmer zur Rechten.

Fittig.

Dieß ist das Zimmer: wenn es Ihr Gnaden gefällt, wird es uns Ehre und Vergnügen seyn.

Apotheker.

Hm — hm! Sehr abgelegen. Das Nebenzimmer dort ist doch unbesetzt?

Fittig.

Bitte um Vergebung: es ist besetzt.

Apotheker.

So? — Habt Ihr denn kein anderes?

Fittig.

Nein; und wenn uns Ihr Gnaden auf den Kopf stellten. Zur Zeit der Leipziger Messe ist selten ein Zimmer frei.

Apotheker.

Ja, im Löwen konnte ich auch kein anderes haben, und das, was sie mir geben wollten, mochte ich nicht.

Fittig.

Da haben Ihr Gnaden sehr Recht gehabt. Im Löwen — nun ja — es sind brave Leute; aber Fremde gehörig zu bedienen, dazu will mehr gehören.

Doctor (horchend).

Da hat der Satan doch wohl noch einen Fremden gebracht?

Apotheker.

Wer logirt denn da drin?

Fittig.

Damit kann ich Ew. Gnaden nicht dienen: plötzlich eingetretene Hinderniſſe haben mich verhindert, ihm den Nachtzettel vorzulegen.

Apotheker.

Aber doch ein honetter Mann?

Fittig.

Das will ich meinen! in unſerm Hauſe!

Apotheker (für ſich).

Was ſoll ich machen? Spät iſt es ſchon, und in einer kleinen Kneipe kommt man noch ſchlechter an. (Zu Fittig.) Ich nehme das Zimmer.

Doctor (der an der Thüre horcht).

Richtig! Wenn nur die verwünſchte Thüre ſchlöſſe! (Er bemüht ſich zuzuſchließen.) Umſonſt! (Er kehrt an den Tiſch zurück.)

Fittig.

Befehlen Sie noch etwas zu Nacht zu ſpeiſen?

Apotheker.

Was iſt denn noch zu haben?

Fittig.

Nichts mehr als Truthahn, aber delicat.

Apotheker.

Truthahn? Ich wollte lieber eine Kröte eſſen als einen Hahn. Hahn bliebe mir im Oeſophagus ſtecken, denn er würde mich an Hahnemann erinnern. —

Fittig (für ſich).

Mit dem iſt es wohl auch nicht richtig. (Laut.) So wünſche ich Ihr Gnaden wohl zu ruhen.

Apotheker.

Ob der Fremde dort ſchon ſchlafen mag?

Fittig.

Gewiß nicht. Ich glaube, der wird die ganze Nacht nicht ſchlafen.

Apotheker.

Das wäre entſetzlich. Warum denn nicht?

Fittig (halb leiſe).

Es kommt mir vor, als wenn es mit ihm rappelte.

Apotheker (für ſich).

Gerechter Himmel! was fange ich an?

Fittig.

Befehlen Ihr Gnaden ſonſt noch etwas?

Apotheker.

Ja, höre, mein Sohn, Du könnteſt Dir ein

doppeltes Trinkgeld verdienen, wenn Du die Nacht bei mir wachen wollteſt: ich bin das ſo gewohnt.

Fittig (für ſich).

Beiß mich der Narr? (Laut.) Unmöglich, Herr. Ein Kellner braucht den Schlaf nöthiger als irgend ein Menſch in der Welt; das ewige Trepp-auf Trepp-ab macht müde.

Apotheker.

Ah, Du biſt ein geſunder, ſtarker Burſche.

Fittig (für ſich).

Merkſt Du was?

Apotheker.

Und kannſt immer eine Nacht durchwachen. Wir wollen zuſammen ein Glas Punſch trinken.

Fittig (bei Seite).

Richtig. Spitzbuben, die mich einſchläfern wollen, um nachher zu ſtehlen. Die Thüre läßt ſich von außen verriegeln: ſie ſollen nicht heraus.

Apotheker.

Nun, haſt Du Dich beſonnen, mein Sohn?

Fittig (ſich immer mehr nach der Thüre zurückziehend).

Ganz unmöglich! Nicht um aller Welt Schätze. Es würde mir wohl ſchlecht bekommen. Angenehme Ruhe! (Er ſchlüpft zur Thüre hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Der Doctor links; der Apotheker rechts.

Apotheker.

Nicht um aller Welt Schätze, sagt er: da muß doch die Gefahr hier sehr groß seyn. Es würde ihm schlecht bekommen, sagt er: da muß die Gefahr entsetzlich seyn. Gott! Gott! was ist das für eine Welt! Wenn man den Fuß aus seinem Hause setzt, ist man von Gefahren umringt.

Doctor (den Tisch verlassend).

Die verwünschte Thüre. Ich hätte doch besser gethan, beide Zimmer zu nehmen. Es hat etwas Unheimliches, mit einem fremden Menschen so allein zu seyn, gleichsam in seiner Gewalt.

Apotheker.

Ich hätte doch besser gethan, meinen Sohn aufzusuchen. Aber konnte ich denn lange in Gassen herum laufen, wo man den Leuten die Kehlen abschneidet? Oder ich hätte lieber im Löwen bleiben sollen. — Nein, das ging nicht, gewiß nicht, nein wahrhaftig nicht. Saß ich nicht schon bei Tische, hatte ich nicht schon den ersten Bissen im Munde, als auf einmal der Bandit mit der Rie-

fennütze herein trat, und ich erfuhr, er würde in Nummer 15 neben mir logiren? Da war mein Appetit weg, als hätte ich schon das Rindfleisch einer ganzen Herde aufgegessen: denn nun war es außer Zweifel, daß er mir ans Leben wollte. Bin ich aber gebessert, wenn ich aus einer Mördergrube in ein Tollhaus gerathen bin? O Welt! o Welt! (Er holt aus seinem Mantelsacke Schlafrock und Nachtmütze, und bekleidet sich während des Folgenden mit beiden.)

Doctor.

Der Schauder, den ich fühle, ist eine Thorheit, oder vielmehr eine Verstimmung des Organismus, eine Krankheit. Warte! ich will mich homöopathisch davon curiren durch einen größern Schauder: ich will mir den verrückten Benedict vorstellen, wie ich ihn treffen werde, jetzt stumm mit stieren Kalbsaugen, dann, besonders, wenn er mich erkennen sollte, ausbrechend in tobende Wuth mit rollenden feurigen Augen, der abgezehrte Leib im weiten Schlafrock wie ein Kleiderstock in einem Carbonaromantel, das vergelbte Gesicht unter der hohen Schlafmütze wie eine Lehmgrube unter einem Felsen. Hui es wird schauderhaft seyn.

Apotheker.

Wer weiß, ob es auch so schlimmt ist. Der Fremde ist vielleicht ein wunderlicher Heiliger, der z. B. die Suppe nach dem Braten ißt, oder ein Engländer, der sich alle fünf Minuten die Hände wäscht. (Er geht nach der Thüre rechts und schließt sie zu.)

Doctor (auf und abgehend).

Jetzt kommt es mir vor, als wäre mir vorhin die Stimme des Fremden bekannt vorgekommen.

Apotheker (nach der Thüre in der Scheidewand sehend).

Das ist zu toll! nicht einmal ein Haken, um von hier zuzumachen. (Er horcht an der Thüre.)

Doctor (rascher gehend).

Ja bei allen Potenzen! Die Stimme klang wie Benedicts Stimme. — Nicht doch! nicht doch! Das ist die Association der Ideen.

Apotheker (horchend).

Der Fremde geht hin und her wie ein Regiment im Sturmschritt. Das ist ein furchtbarer Gang.

Doctor (ebenfalls horchend).

Der Fremde holt so heftig Athem, daß ich es bis hier höre. Das ist ein furchtbares Athmen!

Apotheker.

Wenn ich ihm nur Furcht einjagen könnte; daß es ihm nicht etwa einfällt zu mir zu kommen. (Er fängt an mit Tisch und Stühlen Lärm zu machen und dabei sehr laut.) Hm! Ha! Ho!

Doctor.

Wetter! das ist ein sehr unruhiger Gast. Ich muß ihm doch zeigen, daß ich auch Lärm machen kann. (Er poltert mit dem Stuhle und schlägt dabei mit dem Stößel gegen den Mörser.)

Apotheker.

Himmel! das ist Mörserklang. Der Fremde hat eine ungeheuere Mörserkeule. Ich bin verloren, wenn er zu mir kommt.

Doctor.

Wenn ich nur wüßte, wie er aussähe, ob es etwa ein baumlanger Kerl ist?

Apotheker.

Er soll nicht: ich will ihm den Weg verbauen. Aber wie?

Doctor.

Wenn ich nur wüßte, ob er Feuergewehr bei sich hat.

Apotheker.

Wenn ich das Bett vorschiebe, so langt er mit dem Riesenarme, den er gewißlich hat, zur

Thüre heraus, und erwürgt mich, wie mich der Kerl in der großen Mütze erwürgen wollte.

Doctor.

Ich kann mir ja irgend einen Behelf machen.

Apotheker.

Halt! Ich glaube der Tisch ist schwer genug. Wenigstens kann er dann nicht unbemerkt herein. (Er trägt den Tisch mit dem Lichte zur Zwischenthüre.)

Doctor (das Licht ergreifend).

Sehen muß ich ihn. (Er geht nach der Zwischenthüre. In dem Augenblicke, wo der Apotheker den Tisch vor die Thüre stellt, und darüber gebückt ist, öffnet der Doctor die Thüre, so daß sie einander ansichtig werden.)

Apotheker (zurückprallend, wirft mit dem Arme das Licht vom Tische, so daß es ausgeht).
Zacharias!
Doctor (läßt das Licht fallen, daß es verlischt).
Benedict! (Er schlägt die Thüre zu.)

Apotheker (in der Angst hin und her laufend).

Man hat ihn nicht bewacht.

Doctor (eben so).

Er ist seinen Wächtern entsprungen.

Apotheker.

Er hat mich erkannt.

Doctor.

Er nannte meinen Namen.

Apotheker.

Wenn ihm unsere Feindschaft einfällt —

Doctor.

Wenn seine Wuth gegen mich ausbricht —

Apotheker.

Er grinsete mich an wie ein Tiger.

Doctor.

Er stierte mich an wie ein Gespenst.

Apotheker.

Was soll ich machen, ich unglücklicher Apotheker?

Doctor.

Ich geschlagener Homöopath, was fange ich an? (Er rennt sich zufällig gegen die Thüre.)

Apotheker.

Hei! hei! er will die Thüre aufrennen. (Er läuft nach der Hauptthüre und schließt sie auf, kann sie aber nicht öffnen; er schlägt mit geballten Fäusten daran.) Heda! Heda!

Doctor.

Himmel! nun überfällt ihn die Tobsucht. Wohin rette ich mich? Ist denn niemand auf der Straße? (Er geht und öffnet das Fenster und sieht hinaus.)

Apotheker.

Niemand hört mich — die Thüre ist behext — der verfluchte Kellner hat draußen zugeschlossen. — Wenn nur ein Nachtwächter in der Nähe wäre! (Er geht ans Fenster, öffnet es und sieht hinaus.)

Doctor (vom Fenster zurück kommend).

Kein Hund ist auf der Straße — und so ein Verrückter hat Riesenkräfte. O schrecklicher Bruderzwist!

Apotheker (vom Fenster zurück kommend).

Keine Seele, geschweige ein Nachtwächter. O! o! o! sollen sich denn zwei leibliche Brüder erwürgen?

Doctor.

Ich will unter den Tisch kriechen; da findet er mich im Dunkeln nicht. (Indem er unter den Tisch kriechen will, wirft er ihn um.)

Apotheker.

Er kommt! er kommt! Ich bin geliefert. (Indem er nach dem Fenster zuläuft, rennt er einen Stuhl um.)

Doctor.

Ich bin verloren: er bricht ein. (Beide rennen, jeder an sein Fenster und springen hinaus.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Scene: Eine Straße. Auf der linken Seite Sturms Haus, deſſen Fenſter erleuchtet ſind. Nacht.

Erſter Auftritt.

Der Apotheker kommt außer ſich im vollen Rennen von der Linken.

Apotheker.

Er iſt hinter mir — der raſende Zacharias iſt hinter mir — er ſetzt mir nach mit der Mörſerkeule. — Ich kann nicht mehr — Wer rettet mich — wer rettet mich?

(Der Doctor rennt von der Linken zur Rechten über die Bühne.)

Apotheker.

Ah — Gott ſey Dank — er iſt fort — hat

meine Spur verloren. — — O! o! o! Ich kann mich nicht mehr auf den Füßen halten — Seit vierzig Jahren bin ich immer Schritt gegangen, wie ein Mann bei der Stadt, und nun auf meine alten Tage muß ich noch einmal laufen wie ein Bürstenbinder, und vor meinem leiblichen Bruder. O Hand des Himmels! Du liegst schwer auf einem unglücklichen Pharmaceuten. (Er hat sich unterdessen rechts auf einen Eckstein gesetzt, und sieht auf Sturms Haus.) Ach! da oben sitzen gewiß glückliche Menschen in den schön erleuchteten Zimmern, und sind fröhlich und guter Dinge. Gott! habe ich denn nicht selbst so ein herrliches Haus zu Naumburg am Markte? Wer hieß mich heraus gehen in die fremde Welt? — Da steht jetzt mein guter Spätling in der hell erleuchteten Officin, und dispensirt furchtlos, allopathisch, in mächtigen Dosen, oder er sitzt noch sichrer im Hinterstübchen bei der Lampe, und studirt die neue, unheilschwangere Apothekertaxe. Und ich der Principal, dem die Officin und das Hinterstübchen und die Lampe und die Taxe gehört, ich sitze hier in finstrer kalter Nacht, ohne Freund, ohne Trost, ohne Obdach, zwischen dem Riesenarm eines Straßenräubers, der Mörserkeule eines ra-

senden Homöopathen und dem Messer irgend eines Kehlabschneiders.

Zweiter Auftritt.

Der Apotheker. Jakob kommt aus Sturms Hause.

Jakob (etwas angetrunken, für sich.)

Schon recht! aber das muß wahr seyn, wenn der Herr Director einmal spendirt, da geht es groß her. Ich sage, es sind Schandmäuler, die der Polizei nachsagen, daß sie den Leuten nur Wasser und Brod gäbe. Ich komme von der Polizei, und habe Wein und Fleisch gekriegt. Ja, wenn die Polizei immer so verwaltet würde, da würde sie mehr Freunde haben, als sie hat.

Apotheker (in Gedanken versunken, seufzt).

Ach! ach!

Jakob.

Je, wer seufzt denn da? (Er geht nach der Rechten! stößt an den Apotheker und greift nach ihm.)

Apotheker (aufspringend).

Hei! hei! sie schneiden mir die Kehle ab!

Jakob.

J, seyd doch gescheidt: ich bin ein ehr-

licher Kerl, und habe nicht einmal ein Messer bei mir.

Apotheker.

Gütige Fügung Gottes.

Jakob.

Und hier zu Lande werden keine Kehlen abgeschnitten.

Apotheker (für sich).

Was? Ich glaube der Schelm will mich nur sicher machen.

Jakob.

Aber, guter Freund, was macht Ihr denn hier?

Apotheker.

Ich ruhe aus — Ich habe mich außer Athem gelaufen. — Habt Ihr nicht einen Menschen mit einer ungeheuern Mörserkeule gesehen?

Jakob (für sich).

Haha! Der hat einen Hieb. (Laut.) Ihr thut sehr schlecht, hier, der Polizei gegenüber, auszuruhen.

Apotheker (auf Sturms Haus zeigend).

Ist das die Polizei?

Jakob.

Versteht sich: hier wohnt der Herr Polizeidirector. Macht Euch fort! wenn Euch die Po-

Itzei merkt, ſteckt ſie Euch ein; denn ſie kann die Hiebe nicht leiden, wenn man ſie ſich nicht etwa bei ihr ſelber holt.

Apotheker.

Ja, wo ſoll ich hin?

Jakob.

Habt Ihr denn keine Wohnung hier?

Apotheker.

Nein.

Jakob.

Das nimmt die Polizei noch krummer; da ſeyd Ihr ganz verleſen. Kommt nur mit! ich will Euch wohin führen, wo Ihr Herberge findet.

Apotheker (für ſich).

Der Böſewicht will mich in irgend eine Mördergrube führen. (Laut.) Wenn Ihr wirklich ein ehrlicher Mann ſeyd, guter Freund, ſo geht Euerer Wege, und laßt mich allein.

Jakob.

Nun, das kann ich ſchon; wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen.

(Er geht zur Rechten ab.)

Apotheker.

Was fange ich an? Fort muß ich. Der Kerl könnte wieder kommen mit einem Meſſer, oder gar mit noch einem Kerle und einem Meſ-

ser. Aber wohin? — Zu meiner Schwester — ja. Weiß Gott, ob ich den Weg finden werde; so hat mich mein Unglück verwirrt. (Nach der Rechten deutend.) Ich denke da hinaus. (Er will gehen.) Aber, wenn Zacharias auch dahin gelaufen? — wenn wir uns begegneten? Wo ist die Hirnschaale, die einer Mörserkeule widersteht? Es bedarf ja nur eines Schlages. — Aber wohin? Hier ist Tod, Verderben, Mord. Verloren ist verloren — ich überliefere mich der Polizei — da bekomme ich Obdach und Wache, und kann obendrein bitten, daß man meinen unglücklichen Bruder festnimmt. (Er geht und klopft an Sturms Haus.) Es ist schrecklich; aber ich will lieber in die Hände der Polizei fallen, als in der Menschen Hände. (Er klopft wieder, Spitz tritt heraus.)

Dritter Auftritt.

Der Apotheker und Spitz.

Spitz.

Was giebt es?

Apotheker.

Ich wünschte den Herrn Polizeidirector zu sprechen.

Spitz.

Kann nicht geschehen. Vor Mitternacht hat er keine Zeit, und nach Mitternacht wird er schlafen.

Apotheker.

Ich suche Schutz bei der Polizei. Eine Riesenmütze verfolgte mich, und wollte mich erdrosseln bei einer Prise Taback; der wüthende Zacharias wollte mir mit einer Mörserkeule die Kehle abschneiden, nein, wollte ich sagen den Schädel, und ein Kerl hätte mir die Kehle abgeschnitten, wenn er ein Messer bei sich gehabt hätte.

Spitz (für sich).

Ist der verrückt oder selig?

Apotheker.

Der Wahnsinnige läuft nun frank und frei in der Stadt herum, und weiß Gott, wie viel Unheil er schon angerichtet hat. Das Wohl der ganzen Stadt hängt daran, daß ich den Herrn Director spreche.

Spitz (für sich).

Was er auch seyn mag, auf jeden Fall ist er ein Mensch, und gehört also vor die Polizei. (Laut.) Nun, so komme der Herr mit: ich will sehen.

Apotheker.

Endlich finde ich eine Ruheſtatt. Gott ſey Dank, daß es ſo gaſtfreie Anſtalten giebt wie die Polizei. (Er geht mit Spitz in das Haus.)

Verwandlung.

Scene: Ein Zimmer in Sturms Hauſe. Lichter.

Vierter Auftritt.

Sturm und Till kommen von der Rechten.

Sturm (angetrunken ſingt).

Gaudeamus igitur.

Till (ſingt).

Juvenes non sumus.

Sturm.

Dum, Herr Bruder, dum! (Singt.) Juvenes dum sumus.

Till.

Das leugne ich, Herr Bruder, das leugne ich.

Sturm.

Was? willſt Du einem Polizei-Chef das dum abſtreiten?

Till.

Mitnichten: ich gönne es ihm von Herzen. Ich proteſtire nur für mich: mit mir hat es ſich ausgejünglingt.

Sturm.

Was; Herr Bruder? fängſt Du an Philiſter zu werden? Sieh mich an! ich bin drei Jahr älter als Du, und blühe in ewiger Jugend.

Till.

Ja, das kommt von Deinem Polizeiamte.

Sturm.

Wie ſo, Herr Bruder? Einen Grund! einen gründlichen Grund!

Till.

Nun, iſt es nicht die ſchöne Beſtimmung der Polizei, die Menſchen ewig jung zu erhalten.

Sturm.

Ha ha! Du ſintiſirſt, Herr Bruder. Laß uns lieber phantaſiren, das heißt, einer Flaſche den Hals umdrehen.

Till.

Nein; ich bin nicht ſo mörderiſch geſinnt; und droben wird man den Hausherrn vermiſſen.

Sturm.

Gar nicht: meine Frau iſt oben. Ich mag

dem Balle nicht zusehen: mir schwindelt davon. Meine Frau hält es besser aus.

Till.

Das glaube ich: die Frauen werden nur beim Anblick einer Ratte ohnmächtig; Bälle aber halten sie ein Dutzend hinter einander aus.

Sturm.

Wie recht und billig. Die Frauen drehen sich, bis sie trunken werden, und wir trinken, bis wir drehend werden: Wir können nicht alle einerlei Gaben besitzen. Aber noch ein Fläschchen! es ist meiner Tochter Geburtstag, und an solchen Tagen bin ich kreuzfidel.

Till.

Gut gesagt! Wenn ein Ehemann fidel ist, kann er nur kreuzfidel seyn.

Sturm.

Siehst Du! hättest Du geheirathet, so könntest Du nun auch solche Vaterfreuden genießen.

Till.

Es ist nur schlimm, daß ein Kind nicht mehr als einen Geburtstag hat. Man sollte die Namenstage feiern; dann könnte man doch mit einem Jungen und einem Mädchen das ganze Jahr hindurch auskommen.

Sturm.

Sage was Du willst, ich danke meinem Schöpfer, das ich sechsmal Vater bin. Also noch ein Fläschchen!

Till.

Nein! nein! Wir haben des Guten genug than.

Sturm.

Haben wir? Schön! So habe ich es doch an nichts fehlen lassen.

Till.

Nein, Du bist höchst freigebig gewesen. Ja, es ist heute ein wundervoller Tag: Die Polizei ist liberal.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Spitz tritt ein.

Spitz.

Herr Director — — —

Sturm (auffahrend).

Was giebt es? Wer seyd Ihr?

Spitz.

I, Herr Rath, kennen Sie denn Ihren Sergeanten Spitz nicht mehr?

Sturm.

Ah, Ihr seyd es, Spitz? Hahaha! Herr Bruder, wie kann man Spitz heißen?

Till.

Ja, es ist ein wahrer Spitzname.

Sturm.

So wahr ich lebe! Nun, was giebt es? Redet, Spitz!

Spitz.

Es ist ein Mann — — — —

Sturm.

Hahaha! Ist es nicht ganz verwünscht, Bruder Till, daß ich einen Spitz zum Diener habe?

Till.

Ja wohl, Bruder Sturm: denn man kann nun sagen, daß Du Jahr aus Jahr ein bespitzt bist.

Sturm.

Das kann man, so wahr ich lebe, das kann man. Nun redet, Spitz!

Spitz.

Es ist ein Mann — — — —

Sturm.

Hahaha! Nein, sage mir um Gottes willen, Herr Bruder, wie kann der Mensch da Spitz heißen?

Till.

Es ist doch besser, als wenn er Spatz hieße. Dann dürfte er Dir nicht nahe kommen; Du führtest ihn sonst in alle Lüfte.

Sturm.

Was? bin ich ein Habicht?

Till.

Nein, ein Polizei-Chef. Aber der Sturm führt den Spatz in alle Lüfte.

Sturm.

Hahaha! Gut gesagt! Ja, Spitz, wenn Ihr Spatz hießet, so führte ich Euch in alle Lüfte. Es ist wahrhaftig gut, daß Ihr nicht Spatz heißet.

Spitz.

Nun, Herr Director, Spitz oder Spatz, es ist ein Mann da, der Sie sprechen will.

Sturm.

Sprechen? Nichts da! Will er mit mir trinken, so laßt ihn kommen.

Spitz.

Ich denke, er hat schon zu viel getrunken, wenn es nicht schlimmer ist.

Sturm.

Hat er? Hahaha! Laßt den braven Mann kommen.

Spitz.

Zu Befehl. (Er geht ab.)

Sturm.

Ein braver Mann, sage ich, der mich in der Nacht aufsucht. Andere Leute sind taub, wenn die Polizei sie am hellen lichten Tage um einen Besuch bittet.

Till.

Ich weiß nicht, warum die Menschen der Polizei so aufsäßig sind, und alles, was sie thut, zum Schlechten kehren. Als z. B. beim letzten Thauwetter große Teiche auf den Straßen standen, schrie Alt und Jung gegen die Polizei. Ich aber sagte: warum soll man denn in der Stadt nur immer im Wagen oder zu Schlitten fahren? Warum nicht auch einmal zu Kahne? und ist es nicht löblich von der Polizei, daß sie für Abwechselung in den öffentlichen Vergnügungen sorgt?

Sturm.

Ja wohl. Aber es ist eine undankbare Welt.

Sechster Auftritt.

Sturm. Till. Der Apotheker.

Sturm (den Apotheker erblickend).

Hahaha!

Till (für sich).

Hilf, Samiel! wieder der Apotheker.

Apotheker.

Herr Director — — — —

Sturm.

Hahaha! Masken, Herr Bruder! Masken zu unserm Balle!

Till.

Nicht doch! der Herr Apotheker Stix aus Naumburg. (Indem er den Apotheker begrüßt.)

Sturm.

Stix? Hahaha! Also eine Maske aus der Unterwelt. Freut mich recht sehr, Herr — hahaha!

Apotheker.

Sehr verbunden, Herr Director. Bitte nur mich wegen meiner ungebührlichen Kleidung zu entschuldigen.

Sturm.

Hat nichts auf sich.

Apotheker.

Eine dringende Lebensgefahr nöthigte mich zu entfliehen, wie ich stand und ging.

Sturm.

Lebensgefahr? Wie? was? wo? Reden Sie, Herr — hahaha!

Apotheker (für sich).

Welch eine aufgeweckte Polizei! (Laut.) Ich hatte den unglücklichen Einfall, im Gasthofe zum Kronprinzen einzukehren, weil ich im Löwen kein haltbares Quartier finden konnte. Im Kronprinzen also wies man mir ein Zimmer an, wo ich von einem andern Fremden nur durch eine Thüre getrennt war, die nicht einmal schloß. Indem ich [illegible]n einen Tisch davor setzen wollte — —

Sturm.

Wollen wir uns nicht auch setzen? Ich bin sehr ermüdet von — überhäuften Amtsgeschäften.

Till.

Ist Ihnen gefällig, Herr Apotheker? (Er bietet ihm einen Stuhl. Der Apotheker setzt sich auf der rechten Seite vor den Tisch, so daß ihm dieser zur Linken steht, Sturm an die linke Seite des Tisches; Till bleibt hinter dem Apotheker stehen.)

Apotheker.

Indem ich also einen Tisch vor die Thüre setzen wollte, that sie sich auf, ich erblicke den Fremden, und wer war es? Mein Bruder aus

Wittenberg, mein wahnsinniger Bruder, der — Gott weiß wie, hierher gekommen ist.

Till (für sich).

Ich will die Komödie verschwören. Was? ist der freie Mensch so Herr seiner Werke?

Sturm (gähnend).

So, so! Der Herr Bruder belieben wahnsinnig zu seyn?

Apotheker.

Ganz und gar, und der Herr Director können sich meine Lage denken. Natürlich wollte ich das Zimmer verlassen; aber, weiß Gott wie es zuging, die Thüre war nicht zu öffnen. Indem ich nun nachdachte, was ich thun sollte, hörte ich, daß ihm der Paroxysmus kam, und da blieb mir freilich nichts Anderes übrig, als mich durch das Fenster zu retten.

Sturm (gähnend).

So, so!

Till (für sich).

O Zufall, Du wunderthätiger Magus aller Himmelsgegenden! — Aber Muth! Muth. — Es wird auch so gehen. Ich will nur schnell meine Leute stempeln. (Er geht von den Beiden unbemerkt zur Rechten ab.)

Apotheker.

Daher wollte ich den Herrn Director ergebenst bitten, meinen unglücklichen Bruder in sichern Gewahrsam bringen zu lassen, damit er kein Unheil anrichte.

Sturm (einschlafend).

So — so — so. —

Apotheker.

Ja wohl. Er war immer ein sehr heftiger Mensch, und schon seit längerer Zeit nicht mehr gesunden Verstandes, was Sie mir gewiß glauben werden, wenn ich Ihnen sage, daß er, (lauter) Gott sey es geklagt, ein Homöopath ist.

Sturm (sich mit Gewalt ermunternd).

Hahaha!

Apotheker.

Ja wohl: es wäre zu belachen, wenn es nicht zu beweinen wäre. Ein Homöopath, muß ich die Ehre haben Ihnen zu sagen, ist eigentlich der Antichrist, weil er die Menschen unchristlicher Weise ohne Medicin dahin sterben läßt: denn, wenn er auch ein Billiontheilchen giebt, (Sturm ist eingeschlafen, der Apotheker betrachtet ihn aufmerksam.) so reicht das (Leiser.) zu einem christlichen Ende (Noch leiser.) doch nicht hin. — Er ist ents-

ſchlafen. Gott! welch eine milde Polizei! Aber freilich, dafür werden den Leuten auf der Straße die Kehlen abgeſchnitten.

(Spitz öffnet die Mittelthüre; der Doctor tritt ein.)

Siebenter Auftritt.

Sturm ſchlafend. Der Doctor. Der Apotheker.

Apotheker (für ſich).

Ach Du Gerechter! Zacharias! (Er ſteht leiſe auf und zieht ſich in die rechte Ecke zurück.) Zum Glück ohne Mörſerkeule.

Doctor (für ſich).

Peſtilenz! wieder Benedict. (Er geht ſcheu nach der Linken vor.)

Apotheker (für ſich).

Gott ſey Dank, daß man ihn feſt genommen hat.

Doctor (für ſich).

Wahrſcheinlich hat ihn der Wirth feſtnehmen laſſen.

Apotheker (für ſich).

Er ſieht jetzt nicht mehr ſo grimmig aus wie vorhin: er mag wohl ſeine lichte Stunde haben.

Doctor (für ſich).

Seine Tobſucht ſcheint vorüber. Wenn ich nur ſeinen Puls unterſuchen könnte.

Apotheker (für ſich).

Wenn ich wüßte, daß er nicht abermals wüthend würde, möchte ich ihm doch an den Puls fühlen.

Doctor (für ſich).

Vielleicht kann ich es, ohne daß er es merkt. Ich will mich ihm allmählig nähern. (Laut.) Mein guter Benedict!

Apotheker (für ſich).

Gott, wie verrückt! er nennt mich ſeinen guten Benedict. (Laut.) Lieber Bruder?

Doctor (für ſich).

Völlig verſtandlos! er nennt mich ſeinen lieben Bruder. (Laut, indem er einen Schritt nach der Mitte zu thut.) Wie geht es Dir?

Apotheker.

Gott ſey Dank, recht gut. (Er geht auch einen Schritt nach der Mitte vor.)

Doctor (für ſich).

Das iſt die wahre Verrücktheit, die ſich für Geſundheit hält.

Apotheker.

Wie befindeſt Du Dich?

Doctor (einen Schritt thuend).

Ich befinde mich recht wohl.

Apotheker (für ſich).

Der Unglückliche kennt ſeinen Zuſtand nicht. Aber er iſt doch ſehr ruhig. (Er geht auch einen Schritt.)

Doctor (für ſich).

Er hat eine ſehr gute Stunde: ich kann es wagen. (Laut, indem er einen Schritt thut.) Wie kommſt Du denn hierher, lieber Benedict?

Apotheker.

Ich will nach Leipzig zur Meſſe. (Er thut auch einen Schritt.)

Doctor (für ſich).

Der Aermſte hält ſich am Ende für einen Buchhändler. (Laut.) Biſt Du vielleicht ein Buchhändler?

Apotheker (für ſich).

Schauderhaft! Ich muß nur auf ſeine Narrheit eingehen. (Laut.) Freilich, der Buchhändler Jeremias Krebs.

Doctor (für ſich).

Welch ein Jammer! (Laut, einen Schritt thuend.) Was verlegſt Du denn?

Apotheker (für ſich).

Es wird Einem ganz unheimlich. (Laut, indem

er auch einen Schritt thut.) Elixire und Tincturen. (Sie stehen sich nun so nahe, daß sie einander erreichen können.)

Doctor (für sich).

Nun fällt ihm wieder der Apotheker ein.

Apotheker (für sich).

O thränenwerther Anblick! (Jeder greift leise nach der Hand des Andern.)

Doctor.

Mein — guter — Benedict! —

Apotheker.

Mein — lieber — Zacharias! —

(Sie ergreifen gegenseitig die Hand, erschrecken darüber, fahren aus einander und laufen schreiend in die Ecken zurück.)

Doctor und Apotheker.

Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Sturm (erwachend und aufspringend).

Hülfe! Hülfe!

(Spitz stürzt herein.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Spitz.

Spitz.

Wer schreit? Wo ist Mord und Todtschlag?

Sturm.

Donnerwetter! Spitz, wo seyd Ihr gewesen?

Spitz.

Wo anders, Herr Director, als im Vorzimmer?

Sturm.

Wie kommen da diese Figuren hieher?

Spitz.

Wie? Ei! ei! (Er führt ihn in der Mitte vor, heimlich.) Den da rechts haben Sie vorhin selbst kommen lassen.

Sturm.

Was? ich selbst?

Spitz.

Freilich. Erinnern Sie sich nur! Sie sagten, wenn er mit Ihnen trinken wollte — — —

Sturm.

Ach ja — jetzt erinnere ich mich. Ich habe heute wieder einmal meinen abscheulichen Schwindel — Ihr kennt ihn ja.

Spitz.

J, freilich. Wie soll ich ihn nicht kennen? Er ist ja mein Namensvetter.

Sturm.

Spitz, macht keinen Witz! denn das reimt sich, und ich als Polizeichef will nichts Gereimtes.

Spitz.

Der hier links ist von der Schaarwache ergriffen worden, und hat gesagt, es wäre ihm sehr lieb.

Sturm.

Lieb? So schlage das Wetter drein. Hahaha!

Spitz.

Ich glaube, es ist mit Beiden nicht richtig.

Sturm.

Was? — Spitz, bleibt hier im Zimmer! keinen Schritt aus dem Zimmer!

Spitz.

Sehr wohl. (Er zieht sich an die Thüre zurück.)

Sturm (für sich).

Verrückt? Das wäre des Teufels. (Er sieht den Doctor an.)

Doctor (mit vorgehaltener Hand leise zu ihm).

Er ist verrückt.

Sturm (für sich, wie das Vorige).

Wetter! (Er sieht den Apotheker an.)

Apotheker (mit vorgehaltener Hand leise zu ihm).

Er ist verrückt.

Sturm (wie vorher).

Pestilenz! (Er sieht den Doctor an.)

Doctor (ihn zu sich winkend, leise).

Auf ein Wort!

Sturm (geht zu ihm).

Was giebt es? Wer sind Sie, Herr?

Doctor.

Doctor Stix aus Wittenberg, und dies dort mein verrückter Bruder, der seinen Wächtern entsprungen seyn muß, und vor dessen Tobsucht ich mich im Kronprinzen zum Fenster hinaus gerettet habe, weßwegen Sie mich auch im Schlafrocke sehen. Es freut mich, daß man ihn festgenommen hat.

Sturm.

So? (Sich von dem Doctor entfernend, für sich.) Die Geschichte habe ich schon irgendwo gehört — ich kann mich nur nicht besinnen. (Er sieht den Apotheker an.)

Apotheker (ihn zu sich winkend, leise).

Auf ein Wörtchen!

Sturm (zu ihm gehend).

Nun, mein Herr?

Apotheker.

Das dort ist mein verrückter Bruder, von dem ich vorhin die Ehre hatte, mit Ihnen zu sprechen, vor dem ich im Kronprinzen zum Fenster hinaus gesprungen bin.

Sturm.

So? (Er geht von ihm weg.) Toll! toll! die-

ſelbe Geſchichte! Hahaha! (Laut.) Meine Herrn, wollen Sie nicht ein wenig näher kommen?
(Der Doctor und der Apotheker nähern ſich Sturm.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Till kommt von der Rechten. Später zwei Gensd'armen.

Till (an der Thüre ſtehen bleibend).

Beide hier! (Er winkt Spitzen zu ſich, und ſpricht während des Folgenden leiſe mit ihm.)

Sturm (zum Doctor).

Sie ſind alſo im Kronprinzen zum Fenſter hinaus geſprungen?

Doctor.

Zum Fenſter hinaus.

Apotheker (Sturmen zu ſich ziehend, heimlich).

Er hat mich ſpringen ſehen, und iſt mir nachgeſprungen.

Sturm.

Alſo ſind Sie im Kronprinzen zum Fenſter hinaus geſprungen.

Apotheker.

Zum Fenſter hinaus.

Doctor (Sturmen zu ſich ziehend, heimlich).

Vermuthlich hat er mich ſpringen ſehen, und nun ſpiegelt ihm ſein Wahnſinn vor, er ſelbſt ſey geſprungen.

Sturm.

Hahaha! O Ihr verrückten Springer! Hahaha. Beide verrückt!

Doctor und Apotheker.

Was? Ich verrückt?

Spitz (auf ein Zeichen von Till).

Was habe ich geſagt Herr Director.

Sturm.

Haſt Recht gehabt, Spitzius!

Spitz.

Ich denke, man bringt Sie ins Spittel.

Sturm.

Bene! Ins Spittel!

Doctor und Apotheker.

Mich ins Spittel?

Doctor.

Einen Homöopathen?

Apotheker.

Einen Pharmaceuten?

Sturm.

Wen denn ſonſt?

Doctor und Apotheker (jeder auf den andern zeigend).

Den da.

Spitz.

Beide! Beide!

Sturm.

Hahaha!

Doctor.

Er ist besoffen. (Auf Spitzen deutend).

Apotheker.

Besoffen.

Sturm.

Was? Ich besoffen? Blitz und Hagel! Insultirt man die Polizei? (Schreiend.) Wache!

Spitz (stärker schreiend).

Wache.

(Zwei Gensd'armen treten ein.)

Sturm (zu den Gensd'armen).

Greift die drei Verrückten!

Spitz.

Wer ist denn der Dritte?

Sturm.

Eins, zwei — ja so — ich hatte mich mitgezählt. Die beiden hier — packt sie! und fort mit ihnen ins Spittel.

(Die Gensd'armen nähern sich. Till tritt vor.)

Till.

Halt! Einen Augenblick, Herr Bruder! (Er

geht zu den Brüdern.) Meine Herrn, Sie ſind in einer ſehr bedenklichen Lage.

Doctor (heimlich).

Machen Sie ihm doch begreiflich, daß nur mein Bruder verrückt iſt.

Apotheker (heimlich).

Sagen Sie doch, daß nur mein Bruder verrückt iſt.

Till.

Meine Herrn, keiner von Ihnen iſt verrückt.

Doctor.

Unmöglich.

Till.

Auf mein Wort, irgend ein böſer Bube hat Sie Beide gefoppt. Werden Sie aber hier als Verrückte ins Spittel geſteckt, ſo wird keine Katze mehr an Ihren Verſtand glauben.

Doctor und Apotheker.

Rathen Sie! Helfen Sie!

Till.

Ich will es verſuchen. (Er ſtellt ſich zwiſchen die Brüder einer- und Sturmen und Spitzen andrerſeits.) Dieſe Herrn ſind keineswegs verrückt. (Er klatſcht in die Hände.)

Spitz (auf dieß Zeichen).

Ich ſage: ins Spittel.

Sturm (zu den Gensd'armen).

Packt sie! packt sie!

Till.

Halt! (Zu den Brüdern.) Gute Nacht Ehre und Reputation, Homöopathie und allopathische Pharmacie!

Doctor.

Ein wahrer Heide!

Apotheker.

Helfen Sie uns.

Till (zu Sturm).

Glaube mir Herr Bruder. (Er klatscht in die Hände.)

Spitz (auf dieß Zeichen).

Ich sage: ins Spittel.

Sturm.

Packt sie! packt sie!

Apotheker (für sich).

O Wolf im Schafspelze, der so mild schlafen kann!

Till (zu den Brüdern).

Er ist nicht zu bewegen, wenn wir ihm nicht eine Nase drehen. Wollen Sie unweigerlich thun, was ich sagen werde, nachdem ich gehustet habe?

Doctor und Apotheker.

Unweigerlich.

Till (zu Sturm).

Laß die Wache einen Augenblick abtreten, so sollst Du sehen, das Ganze ist nur ein Spaß.

Sturm.

Spaß? gut. (Zu den Gensd'armen.) Marschirt ab.

(Die Gensd'armen gehen ab.)

Till.

Diese Herrn Gebrüder Stix, Doctor und Apotheker, sind leibliche Brüder unsrer verehrten Freundin, der Frau Räthin Hellwig.

Sturm.

Hahaha! (Er macht den Brüdern ein Compliment.) (Doctor und Apotheker erwiedern es mit tiefer Verbeugung).

Till.

Und lieben sich mit wahrhaft brüderlicher Liebe, wie Du (Er hustet.) an dieser ihrer zärtlichen Umarmung siehst.

(Doctor und Apotheker umarmen sich nicht ohne Widerstreben.)

Till.

Sie sind nach Halle gekommen, um ihre Kinder zu verloben, die heute bei Dir auf dem

Balle ſind. Dieß erfuhren ſie von uns; und da ſie ein paar luſtige alte Herrn ſind, wie Du denn ſiehſt, daß ſie über dieſen Schwank (Er huſtet.) herzlich lachen und Schnippchen ſchlagen.

(Doctor und Apotheker lachen und ſchlagen Schnippchen.)

Till.

So beſchloſſen ſie als Masken auf Deinen Ball zu kommen, und ihre Kinder, die ſich zwar lieben aber von der Väter Abſicht noch nichts wiſſen, hier mit der Verlobung zu überraſchen. Deßhalb haben Sie ſich maskirt wie Du ſiehſt; der Herr Apotheker iſt freiwillig gekommen, der Herr Doctor aber hat ſich von der Schaarwache ergreifen laſſen, um die Sache pikanter zu machen. Nicht wahr?

(Doctor und Apotheker bejahen mit Verbeugungen.)

Sturm.

Unmöglich!

Till.

Was unmöglich? (Er zieht die Schrift aus der Taſche, die er früher der Räthin gezeigt.) Hier iſt ja der Ehecontract der jungen Herrſchaften, und in Deiner Gegenwart ſollen ihn die Herrn unter-

ſchreiben. (Er legt die Schrift auf den Tiſch und huſtet.) Wenn es beliebt, meine Herrn!

Doctor.

Das hat wohl Zeit bis morgen.

Apotheker.

Morgen, Herr Notar, morgen!

Till.

Warum nicht heute? (Er klatſcht in die Hände.)

Spitz (auf dieß Zeichen).

Ich ſage: ins Spittel!

Sturm.

Packt ſie! packt ſie!

(Doctor und Apotheker eilen zu dem Tiſche und unterſchreiben während des Folgenden.)

Sturm.

Aber doch unmöglich!

Till.

Unmöglich? Wie kannſt Du ſagen, unmöglich? Habe ich etwa erzählt, die Polizei ſolle auf den Friedensfuß geſetzt werden? Sieh! haben die Herrn nicht unterſchrieben? Komm, überführe Dich, und unterſchreibe als Zeuge. (Er führt Sturmen an den Tiſch, und während dieſer unterſchreibt, giebt er Spitzen ein Zeichen, ſich zu entfernen, und geht ſelbſt zur Rechten ab.)

Sturm (nachdem er geschrieben).

Hähaha! So wahr ich lebe! Zwei Stixe und ein Sturm. Toll! toll! toll! Aber recht so, Ihr lustigen alten Herrn! Spaß muß seyn, trotz aller Polizei. Ich bin selbst ein lustiger Knabe trotz meiner Polizei. Spaß und Polizei erhalten die Welt frisch und gesund. Ihr kommt mit hinauf zum Balle. Ihr müßt mit tanzen, meiner Tochter zu Ehren eins tanzen. Hahaha!

Doctor (für sich).

Tanzen? Ein Homöopath?

Apotheker (für sich).

Tanzen? O unglückseliger Bruderzwist!

Zehnter Auftritt.

Doctor, Apotheker, Sturm, Till, Räthin, August und Luise kommen von der Rechten.

(Till führt die beiden letztern an den Tisch und läßt sie unterschreiben.)

Sturm (indessen).

Und dann wollen wir trinken, bis wir den Mond für einen Polizeichef ansehen, und die Sterne für Gensd'armen. Hahaha!

Räthin, August und Luise (zu Till).

Aber, wie war es möglich?....

Till.

Still! Aufgeschaut! Wer sind die Masken dort?

(Doctor und Apotheker kehren sich um.)

August und Luise.

Mein Vater!

Räthin.

Zacharias! Benedict!

Till.

Ja, Euere Väter sind es, die en masque gekommen, um Euch mit Eurem Glück zu überraschen. Seht, was Vaterliebe vermag! Fliegt hin, jubelt, dankt, küßt die Hände, laßt Euch segnen! aber alles im Stillen, denn man weiß es auswendig.

(August und Luise eilen zu ihren Vätern, und es geschieht während des Folgenden ungefähr, was Till gesagt hat.)

Sturm (zu Till).

Aber ich, Herr Bruder, weiß noch blutwenig, und die Polizei kann nicht im Dunkeln bleiben.

Till.

O Fintenmacher! warum denn nicht? Als ob die Polizei jemals Geſpenſter ſähe!

Räthin (zu Till).

Erklären Sie mir, mein höchſt theurer Freund. — — —

Till.

Wollen Sie mich aufs Glatteis führen? Iſt das nicht alles Ihr Plan?

Räthin.

Ach ja — allerdings. Aber wie haben Sie ihn ausgeführt! Himmliſch, göttlich. Ich bewundere Sie, ja — warum ſoll ich es länger in meinem Buſen verſchließen? — Ich liebe Sie.

Till (für ſich).

Ach Du Gerechter! Undank iſt doch ewig der Welt Lohn. (Er ſchleicht ſich weg.)

Doctor.

Aber sub conditione, daß alle meine Enkelkinder homöopathiſch behandelt werden.

Apotheker.

Nimmermehr. Allopathiſch.

Doctor (Pulſen wegreißend).

So wird nichts daraus.

Apotheker (Auguſten wegreißend).

Deſto beſſer.

Till (dazwiſchen tretend).

Ei, meine Herrn Stixe, denken Sie zurück, und laſſen Sie uns dieſen Streit nach dem canoniſchen Rechte entſcheiden! Dieß ſtellt feſt: Bei gemiſchten Ehen zwiſchen Antipathenſöhnen und Homöopathentöchtern ſollen die Knaben antipathiſch, die Mädchen aber homöopathiſch behandelt werden.

Sturm.

Von Rechtswegen — nein, von Polizei wegen. Hahaha!

Doctor (zu Luiſen).

Lauter Mädchen, Kind! wenn Du Deinen Vater liebſt.

Apotheker (zu Auguſten).

Lauter Jungen, mein Sohn! Ich habe es wohl um Dich verdient.

Luiſe (zu Till tretend).
Erklären Sie mir — — — —

Auguſt (zu Till tretend).
Sagt mir, Till — — — —

Till.

St! Was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

(Der Vorhang fällt.)

Ill. 2649

Robert der Teufel.

Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1834.

Robert der Teufel.

Romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Thle. 8 Rthlr. — Gr.

Brentano, C., Ponce de Leon. Lustsp. 1 Rthlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.

Auf Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 4 Thle. 2te vermehrte Auflage 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke von Kahldorf. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — französische Zustände, 8. 2 Rthlr. — Gr.

Lewald, A., Album aus Paris 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle. 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Przebracki der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Gergona. Bilder aus d. französischen Mittelalter. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Oettinger, E. M., der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der Hundertundachtundzwanzig. 2 Thle. 3 Rthlr. — Gr.

Raupach, E., dramatische Werke komischer Gattung. 3 Thle. mit Portr. 8. 5 Rthlr. 8 Gr.

— — Schauspiele und Trauerspiele. 1r Thl. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Wienbarg, Dr. L., Holland in den Jahren 1831 u. 1832. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 16 Gr.

Woltmann, J. E. A. B., Beschreibung einer Reise nach Petersburg, Stockholm und Kopenhagen. gr. 8. 2 Rthlr. — Gr.

Robert der Teufel.

Romantiſches Schauſpiel in fünf Aufzügen

von

Dr. Ernſt Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Personen.

Hubert, Herzog von der Normandie.
Mathilde, seine Gemahlin.
Robert, genannt der Teufel, beider Sohn.
Aſtolf, König von Italien.
Cinthia, seine Tochter.
Oſorio, Prinz von Capua.
Camilla, Cinthia's Vertraute.
Scapa, Oſorio's Stallmeiſter.
Hilario, ein Eremit.
Bertha, ein Fräulein.
Der Marſchall Aſtolfs.
Ein Rathsherr.
Drogo, Julio } Räuberhauptleute.
Ein Ritter.
Ein Bandit.
Ein Sklavenhändler.
Ein Page. Ein Diener Huberts.
Herrn, Ritter und Knappen, Frauen und Fräulein. Eremiten. Pagen. Hofbediente. Jäger. Soldaten. Banditen. Diener.

Ort der Handlung. Im erſten Aufzuge die Normandie, in den übrigen Rom und die Umgegend.

Erſter Aufzug.

Scene: Ein Gemach im herzoglichen Schloſſe zu Rouen.

Erſter Auftritt.

Hubert und Mathilde; ein Diener an der Thüre.

Hubert (zu dem Diener).

Laß ſie nur kommen. Zwar ich weiß, ſie werden
Nur Jammerboten ſeyn und Klagen bringen,
Die unſer Herz, wie unſer Ohr zerreißen,
Weil wir zum Troſt, ſtatt hülfereicher That,
Nur Worte geben können, leere Worte.
Doch freundliches Gehör, ein Blick, ein Laut
Des Mitgefühls, der heiße Wunſch zu helfen,
In ächten Herzensworten ausgeſprochen,
Iſt auch ſchon Linderung. Drum, laß ſie ein.

(Der Diener geht ab.)

Mathilde.

Wie oft ich auch den weiten Kreis des Jammers,
Der Menschen treffen kann, durchlaufen mag,
Ich finde keinen, der dem unsern gliche.
Ein einzig Kind, und ein ruchloses Kind!
Mit Schmerz geboren, und ein Ungeheuer
Mit Lieb' erzogen, und ein Höllengeist!

Hubert.

Laß uns nicht murren wider Gottes Fügung!
Denn auch das Böse dienet seinem Rath.
Wir sind nicht ohne Schuld, und ob wir sie
Schon abgebüßt, weiß nur der Herr der Gnade.
Sieh auch die frommen Patriarchen an:
Den größten fiel ein gleiches Jammerloos
Denn Adam war des ersten Mörders Vater,
Und Noah zeugte den schaamlosen Ham.

Mathilde.

Laßt, lieber Herr! Der Mensch ist nicht so schlecht,
Daß fremdes Leid ihm Trost gewähren könnte.
Es giebt auch keinen zwischen Erd' und Himmel
Für unser Leid: ein ungerathnes Kind
Ist ein Geschwür im Innersten des Herzens,
Das jeden Athemzug zum halben Tode,
Und jeden Pulsschlag uns zur Hölle macht.

Hubert.

Muth, liebes Weib, nur Muth! — Ich höre kommen.
Laß unser Unglück wenigstens uns lehren,
Dem Unglück wohlzuthun durch Freundlichkeit.
(Sie setzen sich auf der rechten Seite.)

Zweiter Auftritt.

Hubert und Mathilde. Von mehreren Hofleuten werden drei Rathsherrn eingeführt, die sich vor Hubert niederwerfen.

Rathsherr.

Wir kommen flehend, Herr —

Hubert.

Steht auf! steht auf!
Die Schuld'gen nur gehören in den Staub;
Das seyd Ihr sicher nicht.

Rathsherr.

Vor Gott gewiß,
Doch nicht vor Dir.

Hubert.

Steht auf! und deutet uns
Die Leidensschrift in Euern blassen Zügen;
(Die Rathsherrn stehen auf.)
Ich hab' ein Ohr für des Geringsten Noth.

Rathsherr.

Ja, Du warst stets ein gnadenvoller Herr;
Ein Vater sorgt nicht treuer für die Seinen
Als Du für uns gesorgt; drum kommen wir
Mit dem Vertrau'n der Kinder, Hülfe suchend
Bei unserm Vater in der bängsten Noth.

Hubert.

Was ist geschehn?

Rathsherr.

Dein Sohn.

Mathilde.

Weh mir! mein Sohn!

Rathsherr.

Ja, Weh uns Allen! denn man ist versucht
Zu murren wider Gott, der solchen Sohn
So frommen Eltern gab.

Mathilde (für sich).

Er gab ihn nicht.

Hubert.

Was that er?

Rathsherr.

Vor drei Tagen überfiel
Er und sein wüthend Heer zur Zeit des Schlafes
Das Weichbild unsrer Stadt, und füllte gräßlich
Mit Plündrung, Mord und Brand die stille
Nacht.

Das Sturmgeläut, der Widerschein der Flamme,
Die unsre Dörfer ringsumher verzehrte,
War unser Wecker. Unsre Jugend griff
Rasch muthig zu den Waffen, aber — ach!
Nur um die Zahl der Opfer zu vermehren,
Denn wen'ge der Besiegten kehrten heim.
Wir hörten der Mißhandelten Geschrei,
Bis es verstummte vor'm Geräusch des Tages;
Die Flammen leuchteten in unsre Zellen,
Bis sie erloschen vor dem Morgenlicht.
Der Boden liegt nun wüst, wie er gelegen,
Eh' unsrer Väter Fleiß ihn angebaut;
Geraubt ist alles Gut, und, was der Raubsucht
Nicht folgen wollte, hat die Wuth vernichtet;
Die Menschen sind zerstreut, hinweg geschleppt,
Gemordet, ja der Flamme Raub geworden;
Lebt irgend noch ein Greis, so lebt er nur,
Den blut'gen Fall der Söhne zu bejammern,
Und Mütter leben nur, um sich das Haar
Ob ihrer Töchter Schande zu zerraufen.
Und dieses Elends Stifter hat gedroht,
In sieben Tagen woll' er wiederkehren
Gleich grausem Schicksal unsre Stadt zu weih'n.

Hubert.

O! könnt' ich sagen! es ist unerhört!

Ich kann es nicht: ach! nicht zum ersten Male
Verwundet solche Botschaft meine Seele.
Weh mir, dem unglückseligsten der Fürsten!
Ein hundertfacher Kain ist mein Sohn,
Und mordet mir die andern lieben Kinder.

Rathsherr.

O hilf uns, Herr!

Hubert.

Wie kann ich helfen? That ich
Nicht alles schon, wozu mich Lieb' und Pflicht
Und eigener wie fremder Rath mich spornte?
Ich brauchte Bitte, Drohung und Gewalt,
Ich sandte Heere wider den Empörer;
Geschlagen kehrten sie zurück, und nun,
Geschreckt von seiner Macht und Grausamkeit,
Verweigern meine Mannen mir den Dienst.
Nur eine Hoffnung hält mich noch zurück
Vom Aeußersten. Ein frommer Eremit,
Deß Wunderruf die ganze Welt erfüllt,
Ist jüngst gelandet hier, aus Irland kommend,
Wohin der heil'ge Vater ihn gesendet.
Wir haben ihn an unsern Hof geladen,
Daß seine fromme Weisheit Rath uns gäbe,
Wie wir dem Lande Frieden, unsern Herzen
Den einz'gen Sohn, dem Himmel eine Seele

Zurück gewönnen. Trügt auch diese Hoffnung,
Dann mag das Aeußerste geschehn. Ich biete
Zu einem heil'gen Kriege wider ihn
Mein ganzes Volk, die Nachbarvölker auf;
Ich stelle selbst mich an des Zuges Spitze,
Und hetzen will ich dieses Ungeheuer,
Den gift'gen Auswurf meines eignen Blutes,
Bis er verendet, oder ich die Liebe
Zu meinem Volk mit meinem Tod besiegte.

Mathilde.

O lieber Herr! nicht tadeln kann ich Dich;
Doch seh' ich nun mit Zittern und mit Zagen,
Ich kann elender werden, als ich bin.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Diener tritt ein.

Diener.

Der fromme Eremit Hilario, Herr,
Den Deine Gnaden an den Hof berufen,
Ist eben angelangt.

Hubert (aufstehend).

Er ist willkommen.

(Zu den Hofleuten.)

Geht ihm entgegen, geht! mit Ehrerbietung,
Wie's seinem Ruf gebührt, empfanget ihn,
Und führt ihn her! (Die Hofleute gehen ab.)

(Zu den Rathsherrn.)

Ihr aber weilt bis morgen;
Vergeßt, wie Ihr's vermöget, Eures Kummers:
Leicht kann es besser werden über Nacht.

Rathsherr.

Habt Dank, mein gnäd'ger Herr.

Hubert.

Auf Wiederseh'n!

(Die Rathsherrn gehen mit dem Diener ab.)

Mathilde.

O Himmel gieb, daß diese letzte Hoffnung
Nicht abermals ein täuschend Irrlicht sey!
Ach! eine letzte Hoffnung gleicht an Werth
Der ganzen Hoffnungssumme dieses Lebens,
Und über sie hinaus ist nur das Grab.

Vierter Auftritt.

Hubert und Mathilde. Hilario wird von den Hofleuten eingeführt.

Hilario.

Der Friede Gottes sey mit diesem Hause!

Hubert (ihm die Hand küssend).

Hab' Dank', ehrwürdiger Vater!

Mathilde (ihm die Hand küssend).

Heißen Dank,
Daß Du es nicht verschmähtest, in die Pferten
Des jammervollsten Hauses einzugehn.

Hilarie.

Der Weg der Pflicht ist auch der Weg der Lust,
Und bei den Hülfsbedürft'gen ist mein Amt.

Mathilde.

Dann ist es hier.

Hubert (zu den Hofleuten.)

Geht! lasset uns allein!

(Die Hofleute gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Hubert. Mathilde und Hilarie.

Mathilde.

Du hast zum Gruße Frieden uns gewünscht:
Ach! bringest Du nicht selbst uns diesen Frieden,
So kehrt er nimmer ein in unser Haus.

Hubert.

Ein jahrelanges, unerhörtes Leid —

Hilario.

Ich kenn' es wohl, aus Eures Boten Munde,
Wie von den tausend Zungen des Gerüchts.

Mathilde.

O rathe, frommer Vater!

Hubert.

Ja, wir suchen
Bei Deiner frommen Weisheit Rath und Hülfe.

Hilario.

Was mir an Licht die Gnade hat verlieh'n,
Gebrauch' ich gern, um Eure Nacht zu bannen.
Doch sagt, seyd einer Schuld Ihr Euch bewußt?

Mathilde.

Wir sind, ehrwürd'ger Vater.

Hilario.

Redet denn!

Hubert.

Die reinste, vollste Jugendliebe war's,
Die unser Bündniß schloß, und dennoch lebten
Zehn Jahre wir in kinderloser Ehe.
Wir sehnten uns nach einem Pfand der Liebe,
Nach einer Hoffnung für die spätern Jahre,
Nach einem Erben unsers ird'schen Glücks;
Doch Fasten und Gebet, Gelübd' und Opfer
Blieb sonder Frucht, und immer dunklern Schatten
Warf dieses Grames Wolk' auf unser Leben.

Da kam ein weiser Maurenarzt aus Spanien,
Vertraut mit der Natur geheimen Kräften,
In diese Land', und bot uns einen Trank,
Der unsern Gram auf immer bannen sollte.
Wir nun, bezwungen von dem heißen Wunsch,
Gebrauchten diesen Trank; und wirksam zeigte
Der Zauber sich; denn nur neun Monden später
Gebar mein theures Weib mir diesen Sohn.

Mathilde.

Ach! die drei Schmerzenstage der Geburt,
Die letzten meines Glückes waren sie:
Denn gleich erschreckten mich viel böse Zeichen.
Der Knabe kam zur Welt mit allen Zähnen,
Mit dichten dunkeln Locken um das Haupt,
Und ohne Weinen, diese ersten Laute,
Womit das Kind uns sagt: ich bin ein Mensch;
Er sah mir stumm und trotzig in die Augen,
Als man zuerst mir in die Arm' ihn legte;
Den Priester, der ihn durch die heil'ge Taufe
Zum Christen weihte, schlug er ins Gesicht,
Und niemals konnt' ihn eine Amme säugen.

Hubert.

Und diese Zeichen haben sich bewährt:
Denn wilder Trotz und Hang zur Willkür war

Und blieb sein Wesen, einem Stamme gleichend,
Den man nur brechen, niemals biegen kann.
Da half nicht Bitte, Warnung noch Belehrung,
Und jeder Zwang vermehrte nur den Trotz.
Der ungemess'nen Leibeskraft vertrauend,
Verhöhnt' er jede Schranke des Gesetzes.
Was soll ich Dir erzählen, wie er uns
An jedem Tage neuen Gram bereitet?
Ich wollt' ihn wehrhaft machen, er verwarf
Die Ritterwürde mit den Ritterpflichten;
Ich wollt' ihn zwingen, er entfloh, gesellte
Zu Räubern sich, und ward als Räuberhaupt
Des Landmanns Furcht, des bangen Wandrers Schrecken.
Die Rotte wuchs, wie Böses reißend wächst,
Er nahm Besitz von einem festen Schlosse,
Und haust nun dort, trotz meiner Waffen Macht,
Als blut'ge Geißel meines armen Volkes,
Als meines Alters Schmerz und Fluch, und Robert
Den Teufel nennt man ihn durchs ganze Land.

Mathilde.

Ich habe vor den Heiligen die Knie
Mir wund gekniet, um seine Bess'rung flehend
Ach! unerhört ist mein Gebet verschollen.

Hilario.

Ihr habet schwer gebüßt die schwere Schuld.
Als Ihr zum Zauber'er Eure Zuflucht nahmt,
Vergaßet Ihr, daß auch das reinste Gut,
Auf falschem Weg erstrebt, Verderben bringt.
Ihr wandet Euch vom großen Geist des Lichts
Zu der Natur geheimen finstern Mächten.
Was ist Natur? Der bunte Josephsmantel,
An dem die Höll' uns faßt, der wilde Strom,
Den unser Geist, hinüber nach dem Ufer
Der Ewigkeit durchschwimmen muß, der Nebel,
Der tückisch uns den Himmelsweg verhüllt.
Und doppelt stark ist nun in Eurem Sohne
Die Feindin unsres Heils, weil ihre Mächte,
Gebannt in jenen argen Zaubertrank,
Zu seinem Werden finster mitgewirkt.
Er folgt nun ihrem Ruf wie Stürm' und Fluthen,
Und hört des Geistes schwächre Stimme nicht.

Mathilde.

So ist in Ewigkeit mein Kind verloren.

Hilario.

Verloren ist nur, wer im öden Busen
Die kalte Lust am Bösen hegt, und selten
Wird über Gottes Geist im Menschenherzen
Die Hölle so weit Meisterin. Die Gnade

Giebt jedem Sünder Stunden, wo er klar
Im Spiegel des Gewiſſens ſich erblickt.
Dann ſchaudert er vor ſeiner Häßlichkeit,
Der gute Geiſt in ihm wird wieder mächtig,
Und zeugt die Reue, die zur Beſſrung führt.
Solch eine Stunde laßt uns von dem Himmel
Für Euern Sohn erfleh'n! Begleitet jetzt
Zum heil'gen Amt mich, dann verharret einſam
In brünſtigem Gebet, und hofft auf Gott!
Vielleicht iſt Eurem Kummer ſchon gewehret,
Eh' morgen noch die Sonne wiederkehret.

(Er geht mit Beiden zur Rechten ab.)

Verwandlung.

Scene: Ein Saal in Roberts Schloſſe. Im Hintergrunde der Haupteingang; eine Thüre auf der rechten, ein großes Fenſter auf der linken Seite. Nacht.

Sechster Auftritt.

Robert, Fulko und Drogo ſitzen mit neun andern Räubern beim Zechgelage. Jeder wird von einem Mäd-

chen bedient, **Robert** von Bertha. Diener gehen ab und zu.

Alle (heben die Becher empor und singen).

Hoch! hoch die Becher! und trinket,
So lange blinzet und winket
Der Sterne trunkener Schwarm!
Laßt Feige denken und sorgen!
Die Welt wie heute so morgen
Gehört dem starken Arm.

(Sie trinken, lassen sich dann von den Mädchen wieder einschenken, und thun wie eben.)

Hoch, hoch die Becher! und trinket,
Bis daß die Welt versinket,
Wir alle taumelnd mit ihr!
Dem Knechte Plagen und Mühen!
Uns ist die Erde verliehen
Zum weiten Jagdrevier.

(Sie trinken.)

Robert.

Bei meinem Bruder in der Hölle! ein wackeres Lied!

Fulke.

Wie sollte es nicht? Hat es doch (auf Diego zeigend) ein Mönch gemacht.

Diego.

Rückt es mir nicht immer vor, daß ich Mönch

gewesen bin. Habe ich diese Schmach nicht durch meinen Uebergang zu Euch abgewaschen? Für jedes Ave, das mir in meiner Knechtschaft entfahren ist, habe ich, seit ich frei bin, wenigstens schon eine Unze Blut vergossen.

Fulko.

Das ist kein Verdienst, denn Du thust es zum Vergnügen.

Drogo.

Wohl wahr: ich kenne kein größeres Vergnügen als Todesangst auf einem blassen Gesichte. Aber, wenn das Vergnügen kein Verdienst aufkommen ließe, so gäbe es gar kein Verdienst: denn die Menschen thun alles zum Vergnügen, was sie thun, die Dummen und Feigen, was sie Gutes nennen, die Klugen und Tapfern, was jenen Böses heißt.

Fulko (gähnend).

Hast Recht: es ist nur verschiedener Geschmack. Aber, so wahr ich lebe, die Ampeln brennen, als ob sie ihre Widersacherin, die Sonne witterten. Ich denke, es ist Zeit zum Schlafen.

Drogo.

Ja wohl: der Hahn hat schon gekräht.

Robert (aufſpringend).

Erwürgt mir dieſen Hahn! Bei der Hölle! ich habe mir von meinem Vater nicht befehlen laſſen, und nun ſoll mir ein Hahn befehlen ſchlafen zu gehen, wenn ich nicht will? (Zu einem Diener.) Du drehſt ihm den Hals um; wenn ich ihn wieder höre, hole ich an Dir nach, was Du an dem Hahne verſäumt haſt. (Zu den Andern, die auch aufgeſtanden ſind.) Gehe ſchlafen, wer Luſt hat! ich will nicht ſchlafen.

(Er geht nach vorn.)

Fulko.

Noch einen Becher, Geſellen! (Zu den Mädchen.) Schenkt ein!

Mädchen (ſchenken ein).

Fulko.

Unſer Hauptmann ſoll —

Robert.

Halt! nicht Hauptmann! Robert, der Teufel!

Fulko.

Robert, der Teufel, ſoll leben.

Alle.

Soll leben, hoch!

Robert.

So iſt es Recht; das iſt mein Rang und meine Würde, auf die ich ſtolz bin. Der Teufel

ist mein Mann: vor ihm fürchtet sich die ganze Welt, und nur vor ihm!

(Julko und Drogo sind nach vorn gekommen, während die Uebrigen jeder mit einem Mädchen abgegangen sind.)

Drogo.

Außer ihm höchstens noch vor Gott.

Robert.

Auch nur, weil er sie dem Teufel übergeben kann. Der Teufel ist mein Mann. Er hat sich dem Gesetz des Himmels nicht unterworfen; er hat gesagt: ich will nicht.

Drogo.

Es ist ihm aber schlecht bekommen.

Robert.

Er hat sich doch nicht gebeugt, doch nicht. Ich sage Euch, er ist mein Mann. (Er setzt sich rechts in einen Sessel, und schlummert später ein.)

Drogo.

Auch mein Mann ist er.

Julko.

Sage lieber, Dein Herr; und ich fürchte, Du wirst eine schwere Dienstzeit bei ihm haben.

Drogo.

Ich hoffe vielmehr, er wird mich als einen weitläufigen Verwandten zu Ehren bringen; ich fühle so etwas von seinem Geist in mir.

Fulko.

Ja, wenn Grausamkeit den Teufel macht. Ich weiß nicht, was es für ein Vergnügen ist, Wehrlose umzubringen?

Droge.

Was willst Du? jeder folgt seiner Natur. Wenn so eine Jammergestalt in Todesangst vor mir auf den Knieen liegt, und um ihr Bischen Athem bettelt, möchte ich vor Jubel aus der Haut fahren. Da stelle ich mich bald gerührt, bald ergrimmt, und wie ich es thue, springen in dem blassen Gesichte die Muskeln um, wie die Wetterfahnen im Sturm, von Angst zu Wonne, von Wonne zu Angst, daß es kein Possenreißer besser machen könnte. Am Ende sehe ich gern Blut. Wie gesagt, jeder folgt seiner Natur. Aber siehe da! unser Hauptmann (auf Robert zeigend) folgt auch der Natur, und schläft.

Fulko (sich umsehend).

So wahr ich lebe: er wollte nicht schlafen, und schläft nun zuerst. Er will immer nicht müssen, und muß doch.

Droge.

Er ist ein Narr mit seinem Wollen.

Julko.

Freilich; aber ein Narr von einem gewaltigen Schlage, den ich liebe: verstehst Du mich? Komm! laß ihn schlafen!

(Sie gehen Beide ab; zwei Mädchen folgen.)

Siebenter Auftritt.

Robert schlafend; und Bertha.

Bertha.

Er schläft. Wie kann er schlafen? Er hat wohl Recht, daß er nicht schlafen will: seine Träume müssen ja voll Blut und Entsetzen seyn. O mein Gott! wie kann solch ein Ungeheuer nur ein Vaterunser lang schlafen? Ach! daß ihm ein Engel im Traum erschiene und ihn bekehrte zu Gott! Er hat es um mich verdient.

Robert (im Schlafe auffahrend).

Ich will nicht. (Sich ermunternd.) Hei! — Was ist? — Bertha? Du? (Aufspringend.) Bei meinem Bruder in der Hölle! habe ich geschlafen?

Bertha.

Du hast geschlafen, Herr.

Robert.

Verflucht sey Du, Natur, die uns den

Bissen Leben giebt, um ihn uns wieder halb aus dem Munde zu stehlen. Ist es nicht genug, daß uns Deine Mißgeburt von Sohn, der Tod, dieser Schatzmeister der Fäulniß, dieser Tafeldecker der Würmer, daß er uns so gut zu Aase macht, wie eine Ratte oder einen Maulwurf? mußt auch Du uns so lange wir leben, zum Vieh erniedrigen?

Bertha.

O Herr! warum schiltst Du den Schlaf? Mir scheint er eine Wohlthat, ohne die das Leben unerträglich lang seyn würde.

Robert.

Recht — unerträglich. Die Tage sind zu lang, die Monden zu lang, alles zu lang und zu leer. Es ist nicht Arbeit genug im Leben. Und Vergnügen? Worin man sich auch berauschen mag, in Lust, Wein oder Blut, der Rausch ist kurz, die Nüchternheit kommt wieder, leer und ekelhaft. Ich müßte andere Gesellen haben; die ich habe sind um etwas klüger, als abgerichtetes Vieh, aber um vieles viehischer, als wilde Bestien.

Bertha.

O Herr, wenn Du das erkennst, so thue sie von Dir! Du bist unendlich besser.

Robert.

Ich bin Robert, der Teufel.

Bertha.

So nennen Dich die Menschen, denen Du Leides thust, ich nicht. Zwar Deine Hand ist sehr blutig; aber Dein Herz ist menschlich.

Robert (wild lachend).

Hahaha!

Bertha.

Meine Unglücksschwestern haben Entsetzliches erduldet; ich danke Gott, daß ich Dir zugefallen; Du hast menschlich mein geschont.

Robert.

Weil ich so wollte.

Bertha.

Warum wolltest Du aber?

Robert.

Weil — weil ich so wollen wollte.

Bertha.

Weil Dein menschliches Herz es Dir befahl.

Robert (wüthend).

Bei den Pforten der Hölle! Du widersprichst Robert dem Teufel? Fahre in die Erde, zerrinne in Luft vor meinem Grimm. Kniee nieder! nieder! Ich will Dich mein menschliches Herz fühlen lassen. Kniee nieder! mich dürstet nach Blut.

Bertha (auf den Knieen).

Gnade, Herr, Gnade!

Robert.

Still! Schaue dorthin! Ich will Blut. Entblöße Deinen Hals. (Er zieht das Schwert.)

Bertha (seine Knie umfassen wollend).

Gnade!

Robert.

Bei meinem Bruder in der Hölle! soll ich Dich meinen Knechten Preis geben, oder willst Du sterben?

Bertha (ihren Kragen abreißend).

Sterben. (Sie betet still.)

Robert.

Ich will mit Deinem Haupte Kugel spielen; Du sollst drüben erzählen von meinem menschlichen Herzen. — Bist Du fertig?

Bertha.

Ich habe meine Seele Gott empfohlen.

Robert (haut nach ihrem Nacken; hält aber plötzlich inne).

Pah! ich will nicht. (Er wirft sein Schwert in die Scheide.) Steh auf! Reize mich nicht wieder, Du Wurm! Hier bin ich Gott der Herr, und mein Wort Gesetz.

Bertha (steht auf).

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Fulko und Drogo bringen Hilario und zwei andere Eremiten herein. Räuber und Knechte folgen.

Drogo.

Zeitvertreib, Hauptmann, Zeitvertreib!

Fulko.

Den unsre Streifparteien eingefangen.

Robert.

Wer seid Ihr?

Hilario.

Drei arme Klausner, die nach Welschland pilgern.

Robert.

Bei Nacht und Nebel! und fürchtet Euch nicht vor Räubern?

Hilario.

Wir haben einen Schatz nur, unsern Glauben.

Robert.

Ihr zählt also Euer Leben für nichts?

Hilario.

Der Herr ist unser Schutz und unser Schirm.

Robert.

Laß sehen, wie er Euch schützen wird! Wißt Ihr, vor wem Ihr steht?

Hilario.

Vor Herzog Huberts unglückſel'gem Sohne.

Robert.

Vor Robert, dem Teufel.

Hilario.

Der Fürſt der Hölle ſelbſt erſchreckt uns nicht,
Wie nun ſein ſchwaches Abbild in dem Wurme?

Robert.

Schwach? Wurm? Bei meinem Bruder in der Hölle! Ich ſchlage ein Streitroß zu Boden mit meiner Fauſt. Ihr ſollt ſehen, ob ich ſchwach bin, ob Jener Euch retten kann.

Hilario.

Er kann, ſo bald er will: es koſtet ihm
Nur einen Blitzſtrahl auf Dein frevles Haupt.

Robert.

Ich fange den Blitz auf mit meiner Hand, und ſchleudre ihn dem Himmel wieder ins Angeſicht.

Hilario.

Ohnmächt'ger Menſch! Du armer Staub von Staube!
Du, Glühwurm, willſt die Sonne überleuchten?

Robert.

Laß ſehen, ob ich es nicht kann. Euer Le-

ben iſt verwirkt; wollt Ihr es retten, ſo bekennet laut, daß Ihr Narren ſeyd, auf Jenen zu hoffen; entſaget ihm, verwerft, verwünſchet ihn, und betet in mir meinen Bruder an, den Herrn der Finſterniß!

Die Eremiten.

Wir werden nicht.

Robert (das Schwert ziehend.)

Nicht? nicht? (Er eilt auf ſie zu.)

Die Eremiten.

Wir werden nicht.

Robert (will ſie niederhauen).

Drogo (ihm in den Arm fallend).

Halt, Hauptmann! nicht ſo ſchnell! Der Spaß muß länger dauern.

Robert.

Wahr. Geht, laßt ſchnell einen Holzſtoß unten im Hofe bauen. (Er zeigt nach der Linken.)

(Räuber und Knechte eilen ab.)

Drogo.

So iſt es recht: dieſe Zugvögel müſſen gebraten werden.

Hilario (zu Drogo).

Du biſt verloren: ſchon auf ewig hat
Die Gnad' ihr Antlitz von Dir abgewendet.

(Zu Robert.)

Du bist zu retten, unglückſel'ger Menſch,
Der Du mit Flüchen und Verbrechen lärmſt,
Um Gottes Wort in Dir zu übertäuben,
Und Rauſch auf Rauſch, auf Frevel Frevel häufſt,
Um Deiner Seele Leerheit auszufüllen!
Du bist nicht ſieh: was aber ſind doch Werke
Die nicht einmal für dieſe Spanne Zeit
Des Erdenlebens ſieh Dich machen können?
Und immer leerer, finſtrer wird es werden
In Dir und um Dich her, bis Du verzweifelnd
Selbſtmörderiſch flichſt vor dem Geſpenſt des Lebens.
Kehr' um, weil noch die Zeit der Gnade rinnt.

Drogo (der unterdeſſen an das Fenſter getreten iſt und es geöffnet hat).

Wie ſchnell doch ein Ding geht, das man mit Liebe thut! Der Scheiterhaufen da unten iſt fertig.

Robert (die Eremiten an das Fenſter führend).

Schaut hinab! ſeht die Pfähle, den Holzſtoß und die Knechte mit Fackeln! Wollt Ihr Jenem entſagen, und meinen Bruder in der Hölle anbeten oder ſterben in dieſem Feuerbette.

Die Eremiten.

Wir wollen ſterben.

Robert.

Hinab mit ihnen! Fort ins Feuer, nach dem ſie gelüſtet.

Drogo.

Kommt! kommt, Hochehrwürdige! Ihr ſollt bedient werden.

Hilario (zu Robert).

Der Gnade Licht erleuchte Deine Seele!
Daß Du im Leben froh und nach dem Leben
Einſt ſelig werdeſt. Gott vergebe Dir,
Was Du an uns verbrichſt, wie wir vergeben.

Robert.

Hinweg! hinweg!

Die Eremiten (ſingen).

Errett' uns, Herr, aus Noth und Graus,
Nach Deinem heil'gen Willen!

(Sie werden unterdeſſen von Fulko und Drogo abgeführt, ſo daß ſie das Letzte ſchon draußen ſingen. Bertha ſinkt betend nieder.)

Dein mächtig Wort löſcht Flammen aus,
Und kann die Wogen ſtillen.

Neunter Auftritt.

Robert und Bertha.

Robert.

Sie wollen sterben — das ist auch ein Wille. — Seht mir! Wer würde in diesen Gerippen so tüchtigen Willen suchen? — Des Willens wegen hätten sie verdient zu leben.

Bertha (aufsehend).

O Herr! noch ist es Zeit —

Robert.

Schweig! Meinst Du, weil ich Dein Halsblut nicht gewollt. — Es sind Narren, Wahnwitzige — Nein! Sie wußten doch, daß ich nicht froh bin. Es ist wahr, ich bin niemals fröhlich.

Bertha.

Nur in Gott kann der Mensch fröhlich seyn.

Robert.

Heuchler sind es, Heuchler.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Die Eremiten außerhalb.

Die Eremiten (singen anfangs sehr fern, dann immer näher auf der Linken).

Was Du verhängst, muß heilig seyn,
Wir trauen Deinem Worte,

Und wandeln froh durch kurze Pein
Zur schmalen Himmelspforte.

(Während dessen.)

Robert.

Heuchler sind es und Betrüger. Bei meinem Bruder in der Hölle! sie haben den Feuertod verdient für ihre Scheinheiligkeit. Sind es nicht Heuchler, Bertha? sind sie nicht?

Bertha.

Gott allein schaut in die Tiefen der Herzen.

Robert.

Schweig! Ich sage Dir, es sind Heuchler. Aber laß sehen, ob ihre Wachslarven nicht schmelzen werden im Feuer!

(Der Gesang hört auf.)

Robert (an das Fenster tretend).

Aha! sie stehen schon an den Pfählen. — — Nun sind sie angebunden. (Hinausrufend.) Wollt Ihr nun thun, was ich will?

Die Eremiten.

Wir wollen nicht.

Robert.

Brennt an, Knechte! brennt an! — — So! So! — So!

(Der Wiederschein eines Feuers fängt an das Fenster und ihn zu beleuchten.)

Die Eremiten (singen).

Vergieb uns, Herr, des Staubes Schuld,
Wie wir dem Feind vergeben!
Auch ihn errette Deine Huld
Vom ew'gen Tod zum Leben!

(Während dessen.)

Robert (nach dem ersten Verse zurückschaudernd).

Was? eine Flammenmauer schließt sie ein, und sie singen? (Er verläßt das Fenster.)

Bertha.

So sangen auch die drei frommen Männer im Feuerofen. Der Hauch des Allmächtigen weht die Flamme weg, und ihnen Kühlung zu.

Robert.

Sie wollten sterben. Bei meinem Bruder in — — — ich hätte es auch gewollt an ihrer Stelle. — Aber vergeben hätte ich nicht, bei den Pforten — vergeben nicht. — — Horch! es ist still geworden.

Bertha.

Ihre Seelen sind bei Gott.

Robert (wütend).

Nein! nein! nein!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Fulko tritt ein mit Drogo.

Drogo.

Es iſt geſchehen, Hauptmann: ſie ſind beſorgt, und ſo rein vom Feuer aufgezehrt, daß keine Spur von ihnen übrig iſt.

Robert.

Haha! Hat Jener ſie nun gerettet? (Er geht ans Fenſter.)

Die Eremiten (ſingen).

Vergieb uns, Herr, des Staubes Schuld,
Wie wir dem Feind vergeben!

Robert (der einen Schritt zurückgewichen nach dem Fenſter ſtarrend.)

Hat ſie das Feuer aufgezehrt und ſie ſingen? — Hörtet Ihr?

Fulko (erſchrocken).

Ich hörte.

Bertha.

Es waren Heilige.

Robert.

Fort aus dieſem Saale, fort! Es iſt unheimlich hier.

(Er geht nach der Mittelthür und öffnet ſie.)

Die Eremiten (singend hinten).

Auch ihn errette Deine Huld
Vom ew'gen Tod zum Leben!

Robert (zurückschreckend).

Auch hier? Kommt als Teufel wieder, nur nicht so! Will Euer Rabenlied mich fest bannen in diesem verfluchten Saale? (Er eilt nach der Seitenthüre rechts und stößt sie auf.)

Die Eremiten (rechts singend).

Vergieb uns, Herr, des Staubes Schuld.

Robert (stürzt in die Mitte zurück und dort auf die Kniee.)

Fulko und Bertha (sinken auf die Kniee).

Robert.

Herr! Herr! vergieb die grause Schuld!
Auch mich errette Deine Huld
Vom ew'gen Tod —

(Er stürzt auf sein Gesicht nieder.)

Drogo (lacht wild auf.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Scene: Hilario's Einsiedelei im Gebirge unweit Rom. Zur Rechten ein kleiner Betaltar mit einem Crucifix darauf.

Erster Auftritt.

Hilario kniet betend vor dem Altare, steht aber nach einer kurzen Pause auf.

Hilario.

So bin ich denn gekräftigt und gerüstet
Zum unbekannten Tagewerk. — Es kommt
Der Tag gleich einem Gast an unsre Schwelle,
Und freundlich sollen wir den Gast empfangen,
Was er auch bergen mag in seiner Brust;
Er kommt gleich einem Boten, der uns Leid
Wie Freude bringen kann, und ehrerbietig
Geziemt es sich den Boten aufzunehmen
Zur Ehre dessen, der ihn abgesendet.
Man schilt das Leben räthselhaft. Die Räthsel
Sind nicht im Leben, nur in unsrer Brust:

Wenn in uns selbst die bösen Mächte schweigen,
So wird das Leben keinen Räthsel zeigen.

Zweiter Auftritt.

Hilario. Robert tritt ein in Pilgerkleidern und sein Schwert statt des Stabes in der Hand.

Robert.

Gelobt sei Jesus Christ.

Hilario.

In Ewigkeit.
Sei mir willkommen! Sieben Tage schon
Erwart' ich Dich.

Robert.

Du kennst mich, frommer Vater?

Hilario.

Ich kenne Dich zur Gnüge: Du bist Robert,
Der Sohn des Herzogs von der Normandie.

Robert.

Das bin ich leider. O! mir wäre besser,
Ich wär' ein Köhlerbub, und hätte gleich
Von Kindheit auf des Lebens Joch getragen.

Hilario.

Wo leicht die Tugend sich erwirbt, da ist

Ihr Glanz auch minder, minder das Verdienst
Sie nannten Dich den Teufel.

Robert.

Und mit Recht.
Doch durch ein Wunder hat des Himmels Gnade
In meiner finstern Seele Tag gemacht.

Hilario.

Drei Eremiten kamen — —

Robert.

Wie? Du weißt —?

(Nachdem er ihn schärfer ins Auge gefaßt.)

Bei dem lebend'gen Gott! Du warst der eine:
Jetzt kenn' ich Deine Züg' und Deine Stimme.

Hilario.

Ich war's.

Robert.

Und lebst noch?

Hilario.

Gottes Gnadenhand
Entriß uns Deinen Flammen, um Dich selbst
Den Flammen der Verdammniß zu entreißen.

Robert.

Gott sei gelobt, daß dieser Frevelthat
Erdrückendes Gewicht vom Herzen fällt.

Hilario.

Im Willen liegt die Schuld, nicht in der That:

Du haſt den Mord an uns verübt. Und wenn auch
Neun hundert neun und neunzig Tauſendtheile
Der Sündenlaſt von Dir genommen würden,
Es bliebe noch genug, Dich zu verdammen.

Robert.

Doch ſuch' ich nun den Weg des ew'gen Heiles.

Hilario.

Und wirſt ihn finden, wenn Du ſtandhaft ſuchſt.

Robert.

Der ſchändlichen Genoſſenſchaft entſagend
Verließ ich noch denſelben Tag das Schloß,
Und alle minder Böſen folgten mir
Auf dieſer Bahn, wie auf der Bahn des Frevels.
Die Andern blieben unter Drogo's Führung — —

Hilario.

Sie haben ihren Lohn: ſie ſind nicht mehr.
Kaum war das Fräulein, das Du mit befreit,
Als Botin Deiner Sinnesänderung
Zu Rouen angelangt, ſo zog Dein Vater
Mit reiſigem Volke wider jene Frevler,
Und alle fanden den verdienten Tod.

Robert.

Ich zog als Pilger, betend, ſingend, faſtend,
Hierher nach Rom; ich warf mich zu den Füßen

Des heil'gen Vaters nieder, und bekannte
Ihm ohne Rückhalt meiner Frevel Menge.
Erlassung meiner Schuld verhieß er mir,
Wann ich die Buße streng vollendet hätte,
Die Du, als weiser Arzt erkrankter Seelen,
Mir auferlegen würdest. Rede denn!
Was muß ich thun, daß mir vergeben werde?

Hilario.

Was führst Du dort für einen Pilgerstab?

Robert.

Es ist mein gutes Schwert.

Hilario.

Was soll das Schwert
In Pilgershand?

Robert.

Vertheid'gen soll es ihn,
Wenn lose Buben, wie gar oft geschieht,
Ihn und sein Kleid verhöhnen.

Hilario.

Leg' es ab!
Der böse Geist des Trotzes wohnt darin.
So lange man das Schwert noch kennt und ehrt,
Wird Gottes Reich auf Erden nimmer blüh'n.

Robert.

Es sei wie Du gebietest, frommer Vater;
(Er legt das Schwert bei Seite.)

Und was Du mir zur Sühnung meiner Schuld
Auflegen magst, ich werd' es gern vollziehen.

Hilarie.

Der Urquell Deiner Sünde war der Stolz;
Drum soll Erniedrigung die Buße seyn,
Daß Demuth Deines Uebels Keim zerstöre.
Hinziehen sollst Du an des Königs Hof,
Und dort der niedrigste der Knechte werden.

Robert.

Was? ich ein Knecht?

Hilarie.

Nein, minder als ein Knecht,
Ein Thier in menschlicher Gestalt. Du sollst
Den Geist verleugnen, den Dir Gott gegeben,
Und Du gemißbraucht hast, statt seiner Blödsinn
Und Stumpfheit zeigen, Deine Nahrung nur
Mit hündischer Geberd' am Boden suchen,
Und mit dem Hund in seiner Hütte schlafen;
Kurz eine jener Mißgeburten seyn,
Die man zu Spott in den Palästen füttert.

Robert.

Daß sie mich stießen, schlügen, Haar und Bart
Mir frech zerrauften, mich mit Füßen träten?

Hilarie.

Das werden sie. Du aber wirst geduldig,

Was Uebermuth an Dir begeht, ertragen;
Nie, was auch immer sich ereignen mag,
Und schien' es Tod und Leben auch zu gelten —
Nie sagen, wer Du bist, nie ahnen lassen,
Daß ein verständ'ger Geist Dein Haupt be[illegible],
Wohl Gutes thun, wenn Gott es Dir verleiht,
Doch Deine That den Blicken und dem Lobe
Der Menschen stets entzieh'n und ohne Murren
Und Neid es seh'n, wenn Andre sich vielleicht
Mit Deinen Thaten schmücken, und den Lohn,
Nach dem Dein Herz sich sehnet, Dir entreißen.

Robert.

Das ist unmenschlich. Nein, das werd' ich nicht,
Das will ich nicht.

Hilario.

Ist das Bußfertigkeit?
Der Mensch ist frei: geh' hin, und wandle wieder
Die Wege dessen, den Du Bruder nanntest;
Vertilge das Gedächtniß Deiner Frevel
Durch neue Missethat, mit der verglichen
Das Früh're nur ein Kinderspiel gewesen;
Sei wieder, was Du warst, lebendig todt.

Robert.

Und werd' ich glücklich seyn, wann ich gebüßt?

Hilario.

Nicht feilschen soll der Büßer mit dem Himmel:
Denn nicht dem Himmel dient er, nur sich selbst.
Der Seele Frieden kann ich Dir verheißen;
Ob Glück, ob Unglück folgt, das weiß nur Gott.

Robert.

Wie lange müßt' ich dulden solche Schmach?

Hilario.

Bis ich, und wo nicht ich ein andrer Bote
Des heil'gen Vaters sagt: es ist genug.

Robert.

Wann aber wird der Bote mir erscheinen?

Hilario.

Vielleicht nach Monden schon, vielleicht nach Jahren,
Vielleicht nicht früher, als der Tod. Die Länge
Des Weges kann den Wandrer nicht verdrießen,
Der sich mit Inbrunst nach dem Ziele sehnt;
Und auf der Bahn zum ew'gen Heile stärket
Die Wand'rung selbst den anfangs schwachen Waller.

Robert.

Ich bin nicht schwach; ich will die Schmach ertragen,
Und wenn ich sag' ich will — —

Hilarie.

O eitler Mensch!
Du willst aus Stolz demüthig seyn. Der Gnade
Des Höchsten muß der Mensch sich überlassen,
Wenn er ein Ewiges erreichen will.
Doch nicht das Strengste will ich jetzt schon fordern.
Beginne nur, mein Sohn; beharre dann!
Und aufgeh'n wird in Dir das rechte Wollen.

Robert.

Wie komm' ich auf den Schauplatz meiner Schmach?

Hilarie.

Der König jagt in diesen Bergen hier;
Ich zeige Dir den Weg, und gebe Dir
Ein Kleid, das schicklich ist zu Deiner Buße;
Und dieses Briefchen bringest Du dem König.
(Er übergiebt ihm einen kleinen Brief.)
So laß uns denn nicht säumen, und vernimm
Noch Eines: jeder Rückfall in die Sünde
Vernichtet schon vollzog'ner Buße Frucht.
Drum richte stets zum Himmel die Gedanken,
Erflehe Kraft vom Urquell aller Kraft!
Mißtraue furchtsam Deiner eignen Stärke!
Denn Selbstvertrau'n verdirbt der Menschen Werke.
(Sie gehen mit einander ab.)

Verwandlung.

Scene: Ein Platz im dichten Wald unweit Rom.

Dritter Auftritt.

Cinthia und Camilla in Jagdkleidung kommen von der Linken.

Camilla.

Entfernen wir uns, Herrin, nicht zu weit
Vom Sammelplatze? Laß zurück uns kehren,
Nicht in den düstern Wald uns mehr vertiefen.

Cinthia.

Laß diesen Wald noch zehnmal düstrer seyn,
Er ist mir doch zu hell. Heut wäre mir
Der Wüste Einsamkeit noch zu belebt,
Des Grabes Schweigen noch zu laut. Ich möchte
Mich selbst verlieren, um allein zu seyn,
Allein mit meinem neuen wonnevollen
Und schmerzenreichen Leben in der Brust.

Camilla.

Wie kann ein Traum die Seele so verwirren?

Cinthia.

Das frag' ich auch. Weil's aber dieser konnte,
So war's kein schlichter Traum, von Blut und Dunst
Nach der Natur gemeinem Lauf erzeugt.

Du weißt, daß ich am Morgen meiner Träume
Mich nicht erinn're, höchstens die Gestalten
Wie Nebelbilder frühster Kindheit sehe;
Doch dieser Traum steht hell vor meinem Geist,
Als wär' es eine Wirklichkeit von gestern.
Den Prinzen seh' ich noch in männlich schöner
Und heldenartiger Gestalt, ich höre
Noch seiner anmuthvollen Stimme Klang;
Ich seh' ihn noch, nach schrecklicher Verwandlung,
Als Ungethüm mit einer Schellenkappe,
Ich hör' ihn gräßlich gleich dem Hunde bellen;
Ich fühle mich durchglühet noch von Liebe,
Durchschaudert noch von Schrecken und von
Schmerz:
Wie könnt' ich das nach einem schlichten Traume,
Ich, deren Herz noch nie ein Mann bewegt?
So, siehst Du, zwingen mich Lebendigkeit,
Gestalt und Art und Wirkung meines Traumes
Ihn für gezeugt von höh'rer Kraft zu achten.
Bedient der Himmel oftmals sich der Stürme,
Gewitter, Feuerkugeln, Nebensonnen,
Um auf das Herz der Menschen einzuwirken,
Warum nicht auch des Traums?

Camilla.

Das könnte seyn:

Wer aber hat den Himmel Dir genannt!
Wie, wenn der Traum von jenen Mächten stammte,
Die stets beflissen sind, uns zu verderben!
Ich fürcht' es fast, wenn ich ihn recht erwäge.
Darum verbanne die Erinn'rung, Herrin!
Zerstreue Dich! Laß uns zur Jagd zurück. —

Cinthia.

Nein! nicht zurück! Die Jagd, das Fest, die Arbeit
Die Laute, der Gesang, und was noch sonst
Mein Leben ehedem genügend füllte,
Und heiter machte, ekelt jetzt mich an.
Komm! komm! mich dünkt, daß ich mich wohler fühle,
In Waldesdunkel und in Waldeskühle.

(Sie geht im Linken ab, Camilla folgt.)

Vierter Auftritt.

Oserio, Scapa und zwei Banditen kommen im Hintergrunde von der Rechten.

Oserio.

Jetzt ist der günstigste Augenblick und hier der bequemste Ort. Sie kann auf keinem an-

dern Wege zu den Zelten zurückkehren. Also verbergt Euch hier im Gebüsch, und wenn sie kommt, brecht Ihr aus Eurem Hinterhalt hervor, und thut, was Ihr wißt. (Er geht im Hintergrunde zur Linken ab.)

Scapa (will ihm folgen, besinnt sich aber und bleibt).

Ich hoffe zu Gott, Leute, Ihr wißt wirklich, was mein Herr der Prinz meint, daß Ihr wüßtet.

Bandit.

Wir wissen es. Wir sollen die Prinzessin ergreifen und hinunter nach dem Steinbruche schleppen. Da wollt Ihr, Du und Dein Herr, über uns herfallen, und wir sollen nach einiger Gegenwehr davon laufen, daß es aussehe, als hätte sie Dein Herr aus unsern Händen befreit.

Scapa.

Richtig. Ihr habt ein gut Gedächtniß, und es wäre zu wünschen, es hätte Euch nicht hinsichtlich der zehn Gebote im Stiche gelassen. Führet nun trefflich aus, was Ihr so trefflich wißt. Mein Herr erwirbt sich dadurch ein großes Verdienst um die Prinzessin, und wenn sie in Eurer Schule Mores gelernt hat, wird sie natürlich seine Bewerbung artiger aufnehmen als bisher.

Bandit.

Aber, Herr, es ist ein Schelmstreich. Wenn der Prinz die Prinzessin wirklich entführte, und auf eines seiner Schlösser brächte, und dort zu seinem Willen zwänge, das wäre ehrlich gehandelt.

Scapa.

Höchst ehrlich.

Bandit.

Aber so ist es nichts als Lug und Trug.

Scapa.

Sehr wahr, und ich scheue mich nicht zu sagen, mein Herr ist der schlechteste Mensch unter der Sonne.

Bandit.

Ei, Herr, wenn er hörte, daß Du so schlecht von ihm sprichst.

Scapa.

Spreche ich schlecht? Ich habe immer bei Hofe für einen guten Sprecher gegolten. Und wenn ich von Einem sage, daß er der Erste in irgend einem Fache ist, so heißt das gut von ihm sprechen; und wenn es leider ein schlechtes Fach ist, so ist das vielmehr ein Unglück als eine Schlechtigkeit; denn man weiß ja wohl, daß nur selten jemand selbst das Fach wählt, dem er sich widmen will. Nun, ich gehe; thut Eure Pflicht.

Bandit.

Das wollen wir: denn, was kümmert es uns am Ende? es ist bestellte Arbeit.

Scapa.

Das ist eine gesunde Philosophie, die Leib und Seele zusammen hält. Auf Wiedersehen!

Bandit.

Noch Eins, Herr! Da ist ein Fräulein mit der Prinzessin: was machen wir mit der?

Scapa.

Wenn bloße gemeine Weiberhaftigkeit ihr den Rath giebt davon zu laufen, so laßt sie laufen; wenn aber vornehme Weiblichkeit ihr zumuthet, in Ohnmacht zu fallen, so laßt sie liegen. Und somit Gott befohlen, edle Herrn!

(Er geht ab, wo Osorio abgegangen ist.)

Bandit.

Du! das ist ein grundschlechter Mensch. Wenn sie drunten über uns herfallen, will ich ihn tüchtig zeichnen, wie von ungefähr. (Er sieht sich nach der Linken um.) Schau! da kommen sie. Wir wollen nicht eher zugreifen, bis sie aus dem Dickicht heraus sind.

(Die Banditen treten bei Seite. Man hört Hörner in großer Ferne.)

Fünfter Auftritt.

Die Banditen. Cinthia und Camilla.

Camilla (etwas raſch von der Linken kommend und hinter ſich ſprechend).

Komm, Herrin! ſchnell! die Hörner rufen uns.

Cinthia (kommt in Gedanken eben daher).

Ich habe nichts gehört. Und — laß ſie rufen!

Camilla (die weiter nach der Rechten gegangen).

Doch, wenn der König Dich vermißte —

Banditen (vorſpringend und Cinthia ergreifend).

Halt!

Camilla (nach der Rechten entfliehend).

Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Cinthia (zugleich).

Hülfe! Hülfe!

(Sie wird von den beiden Banditen nach der Linken fortgeſchleppt, ſinkt aber am Fuße eines Baumes ohnmächtig nieder.)

Banditen.

Verwünſcht! ſie iſt ohnmächtig geworden. Nun wird es ſchwer halten, ſie fortzubringen. Wir müſſen ſie tragen.

Sechster Auftritt.

Die Banditen. Cinthia. Robert in schlechten Bauernkleidern. Dann Hilario.

Robert (von der Linken herbeieilend.)

Hier hört' ich Hülfe rufen.

(Er erblickt die beiden mit Cinthia beschäftigten Banditen.)

Böſewichter!

(Er stürzt auf sie los; sie wollen sich zur Wehre setzen, er faßt sie aber und schleudert den Einen links ins Gebüsch, den Andern (den Sprechenden) auf die rechte Seite. Dieser Letztere entflieht hinten zur Linken.)

Robert (nun erst die ohnmächtige Cinthia betrachtend).

Ein Weib, ein schönes Weib! Ich bin zu spät
Gekommen, wie es scheint: sie ist dahin.

(Hilario ist unterdeß von der Linken gekommen.)

Hilario.

Wo bist Du, Sohn?

(Robert erblickend.)

Was hast Du hier geschafft?

Robert.

Aus Räuberhänden dieses Weib gerettet.
Ach nein! nur ihren Schmuck, denn sie ist todt.
Sie scheint mir reich: wer mag die Arme seyn?

Hilario (Cinthia betrachtend).

Hilf Gott! des Königs Tochter, Cinthia ist's.

(Er kniet neben ihr.)

Robert.

Des Königs Tochter! O du armer König!
Wie schön! wie schön! Was muß sie erst im Leben
Gewesen seyn, da selbst der finst're Tod
Der Schönheit Glanz nicht überwält'gen konnte.

Hilario.

Sie ist nicht todt; nur in des Herzens Tiefen
Hat das erschreck'ne Leben sich geflüchtet;
Bald kehrt's zurück und öffnet wiederum
Der Sinne Pforten. — Horch! ich höre Tritte.
(Er steht auf.)
Man darf nicht ahnen, daß Du sie befreit:
Hinweg!

Robert.

Und wenn die Räuber wiederkehren,
Und sie nun tödten?

Hilario.

Schnell in das Gebüsch!
(Er zieht ihn zur Linken ins Gebüsch.)

Siebenter Auftritt.

Cinthia noch immer ohnmächtig. Oſorio, Scapa und der Bandit kommen im Hintergrunde von der Linken.

Bandit.

Ich ſage Euch, gnäd'ger Herr, es war der Teufel in höchſteigener Perſon. Mich ſchleuderte er bei Seite, wie einen Flederwiſch, und mit meinem Cameraden und der Prinzeſſin iſt er wahrſcheinlich abgefahren.

Scapa (Cinthia erblickend).

Da liegt ja die Prinzeſſin.

Bandit.

Nun ſo muß der Böſe kein Liebhaber ſeyn.

Oſorio.

Hölle und Teufel! ſie iſt todt. Mit ihr ſtirbt mir ein Königreich. (Er kniet neben ſie nieder.)

Scapa.

Wetter! das wäre ein weitläufiger Todesfall.

Oſorio.

Nein, ſie lebt; ſie iſt nur ohnmächtig.

Bandit.

Das war ſie ſchon, als uns der Satan in Quere die kam.

Oſorio.

Gut, daß ich darauf vorbereitet bin. (Er hält ihr ein Balſambüchschen vor.)

Scapa.

Gnädiger Herr, da sie nicht weiß, wer sie befreit hat, so könnten wir unsern Plan immer noch ausführen. Wenn sie erwacht, will ich ihr uns als ihre Retter vorstellen.

Oforio.

Der Zufall begünstigt uns. Wenn aber der wirkliche Retter —

Scapa.

Was wird er ausrichten gegen einen Prinzen? (Zum Banditen.) Deinen Dolch her, Barnabas! (Er nimmt ihm den Dolch, und wirft Scheide und Dolch getrennt auf die Erde.) Und nun ein Stück von Deinem Wamms. (Er reißt ihm ein Stück vom Wamms ab und wirft es auf den Boden.) Nun erlaube mir noch, Dir eine Hand abzuhauen, so ist das kleine Schlachtfeld fertig.

Oforio.

Sie erholt sich.

Scapa.

Fort mit Dir, Barnabas, fort!

(Der Bandit geht im Hintergrunde zur Linken ab.)

Achter Auftritt.

Cinthia. Oſorio und Scapa.

Cinthia (erwachend).

Wo bin ich? wo? —

Oſorio.

Im Walde, hohe Herrin,
Doch in der Obhut Deines treuſten Knechtes.

Cinthia.

Du biſt es, Herr? Mein Gott! was iſt geſcheh'n?

Scapa.

Deine Hoheit war in ſehr niedrigen Händen, in Banditenhänden.

Cinthia.

Wahr — jetzt beſinn' ich mich — Banditen — ja —
Und Du haſt mich aus ihrer Hand gerettet?

Oſorio.

Ein Zufall, hohe Herrin — Doch warum
Es Zufall nennen? Eine Ahnung war es,
Die mich dem muntern Jägerſchwarm entfliehen
Und dieſes Hochwalds Dunkel ſuchen hieß.

(Er hat unterdeſſen Cinthia aufgehoben.)

Cinthia.

Und Du haſt mich gerettet?

Oſorio.

Hohe Herrin,
Das Wort klingt viel zu groß für meine That;
Es deutet auf Verdienſt; wo wäre das?
Wär's auch nur nennenswerth, wenn gegen Mörder
Mein Leben ich vertheidigt? und wie wenig
Iſt mir das Leben im Vergleich mit Dir!

Scapa.

Das iſt eine zu große Verkleinerung oder eine zu kleine Vergrößerung Deines Verdienſtes, Herr. Es war kein Spaß: fünf baumſtarke Banditen, und nur vier Arme gegen ſie: freilich Arme, die ihr Fach verſtehen, aber doch immer nur vier. (Zu Cinthia.) Deine Hoheit kann an dieſen Trümmern (auf den Boden zeigend) ſehen, daß es ſcharf hergegangen iſt.

Cinthia.

Ich dank Euch Beiden: zwiefach werd' ich danken,
Wenn Ihr mich ſicher zu den Zelten bringt.

(Oſorio reicht ihr den Arm und führt ſie zur Rechten ab. Scapa folgt.)

Scapa.

Das wäre denn recht artig uns gelungen.

Neunter Auftritt.

Robert stürzt aus dem Gebüsch zur Linken. Hilario folgt.

Robert.

Verräther! Heuchler! Betrüger! (Er will jenen nach.)

Hilario (ihn bei der Hand fassend).

Mein Sohn —

Robert.

Laß mich! Ich will ihm nach, will ihn erwürgen, vor ihren Augen erwürgen, den Schändlichen, der mir meine That stiehlt.

Hilario.

Das kann er nicht. Kann jemand eine That
Aus dem Bewußtseyn ihres Thäters reißen,
Auslöschen aus dem ew'gen Buch des Himmels?
Die That bleibt zeitlich Dein und ewig Dein.
Du aber willst die Ehre, willst den Lohn:
Des Stolzes böser Geist ist wieder mächtig,
Und übt die alte Herrschaft über Dich.
Sieh', Du verwarfst einst jegliches Gesetz
Um frei zu seyn, und warst und bist nur Sklave
Des eignen Stolzes, darfst das Werk der Buße,
Das Du beschlossen hattest, nicht vollführen,

Weil er das Werk nicht will. Mein Sohn!
mein Sohn!
Du wirst den Weg des Heiles nimmer finden.

Robert.

Ich werd' ihn finden, Vater. Segne mich!
Die Bahn ist rauh, ist steiler als ich dachte:
Dein Segen stärke mich!

(Er kniet nieder.)

Hilario.

Die Gnade Gottes
Sey mit Dir immerdar! sie stärkt allein
Den müden Pilger auf dem Dornenpfade.

(Er hebt ihn auf.)

Bedenke stets, nicht Freiheit vom Gesetz,
Nein, von dem Zwang der irdischen Natur,
Ist wahre Freiheit, und um frei zu seyn,
Muß sich der Mensch vor allem überwinden:
Denn nur in Gott kann er die Freiheit finden.

(Er geht zur Linken, Robert zur Rechten ab.)

Verwandlung.

Scene: Ein Platz am Walde mit freier Aussicht. Hinten links die Vorderseite eines großen Zeltes.

Zehnter Auftritt.

Vor dem Zelte hinten stehen Kämmerlinge, Jäger und Diener. Astolf kommt mit Cinthia von der Rechten; ihnen folgen Camilla, Osorio. Der Marschall, andere Herrn, Scapa und Jäger.

Astolf.

Auf, alles, was die Waffen führt! durchstreifet
Das ganze Waldgebiet, und jagt sie auf
Die Räuber, die mit ihren Frevelthaten
So keck sich in des Königs Nähe wagen.
Sie sollen noch vor Sonnenuntergang,
Als dieser Bäume schauderhafte Frucht,
Den Frevler schrecken, der vorüber zieht.

(Alle Jäger stellen sich unter ihrem Anführer im Hintergrunde auf, und gehen dann zur Rechten ab.)

Astolf (während dessen zu Cinthia).

Und Du, Verweg'ne, sprich! was irrest Du
So unbeschützt, gleich einer armen Dirne,
Die Holz zu lesen kommt, im Wald umher?

Cinthia.

Mein Vater, zürne nicht! Wie konnt' ich ahnen,

Daß die Gefahr kaum einen Pfeilschuß weit
Von Deinem königlichen Zelt mir drohte?
Wer würd' es glauben, wär' es nicht geschehn?

Astolf.

Doch weil's geschehn, so laß es für die Zukunft
Dir eine Warnung seyn.

Cinthia.

Gewiß, mein Vater.

Astolf (zu Oserio).

Mein edler Prinz, ich liebe meine Tochter
So väterlich, daß, wenn ein herbes Schicksal
Mich zwischen Kron' und ihr zu wählen zwänge,
Ich sterben müßt' im Schmerze dieser Wahl.
Nach dieser Liebe miß nun meinen Dank,
Und sage selbst, wie kann ich würdig lohnen?

Oserio.

Mein hoher Herr, ich übte Ritterpflicht,
Die keinen Lohn begehrt. Auch hat Fortuna
So liebend mütterlich für mich gesorgt,
Daß ich undankbar wäre, wünscht' ich mehr.
Wenn Eines noch an meinem Glücke mangelt,
So kannst Du's zwar bewilligen, doch nicht
geben.
Ich kann's ersehnen, doch erringen nicht;
Es muß aus freier Gnade selbst sich schenken.

Aſtolf.

Wohl, ich verſte[illegible], Prinz, und hoffe feſt,
Dein guter Dienſt hat Dir die Gnad' erworben.
Was meinſt Du, Cinthia?

Cinthia.

Mein hoher Herr,
Was ſich erwerben läßt, das iſt nicht Gnade,
Was wirklich Gnad' iſt, das erwirbt ſich nicht.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Robert außerhalb.

Robert (außerhalb zur Linken).

Hau! hau! hau!

Cinthia (heftig erſchüttert, heimlich zu Camilla).

Ein Klang aus meinem Traum!

Aſtolf.

Was waren das
Für wunderbare Töne?

Robert (wie oben).

Hau! hau! hau!

Cinthia (wie oben Camillen nach der Rechten drängend).

So voll das Ungethüm in meinem Traum.

Aſtolf.

Seht nach! Wer iſt der Freche, der uns äfft?

(Einige Herren wollen nach der Linken abgehen. Robert kommt ihnen entgegen.)

Robert.

Hau! hau! hau! Iſt der Mann hier mit der gezackten Mütze?

(Hilario's Brief dem Marſchall hinreichend.)

Da! da! da!

Cinthia (heftig erſchüttert).

Er iſt's! er iſt's!

Aſtolf (lachend).

Das iſt ein Waldgeſpenſt.

Cinthia (heimlich zu Camilla).

Es iſt der Prinz.

Aſtolf (zu dem Marſchall).

Was gab er Dir?

Marſchall.

Ein Schreiben

An Deine Hoheit.

Aſtolf.

Deff'n es denn und lies!

Marſchall (öffnet es).

Hilario, der fromme Klausner, ſchreibt: (Er lieſt:) Gottes Segen über Deine Hoheit! Ich

sende Dir dieses Briefchen durch ein Wesen, das ich Deiner Barmherzigkeit empfehle. Einen Menschen kann ich es nicht nennen: denn Blödsinn oder vielmehr Wahnsinn hat das Menschliche in ihm so verdunkelt, daß nur die Gestalt übrig geblieben ist. Laß ihn in Deinem Palaste Obdach und Nahrung finden. Er ist unschädlich, und sein Wahnsinn ist zu Zeiten sinnig genug, um Dir Kurzweil zu gewähren. Der Himmel schütze Deine Hoheit. Hilario.

Astolf (zu Robert).

Wer bist Du?

Robert.

Hau! hau! hau!

Astolf.

Ist das Dein Name?

Robert.

Ich habe keinen Namen; ich habe ihn weggeworfen, weil er schlechte Gesellschaft liebte; jetzt heiße ich Namenlos.

Astolf.

Doch woher bist Du? wer sind Deine Eltern?

Robert.

Mein Vater ist der große Hund droben am Himmel, und meine Mutter war eine Regenwolke.

Scapa.

Das ist eine feuchte Abstammung; und auf die Weise ist Dein eigenthümlichstes Wesen hündisches Wasser.

Robert.

Das ist besser als ein wässerichter Hund.

Astolf (lachend).

Was sagst Du, Scapa?

Scapa.

Ich sage, Hoheit, er ist aus seiner Mutter Schooß herab gefallen und auf den Kopf.

Robert (zu Astolf).

Das hätte er nicht gekonnt: er hat seinen Kopf erst zehn tausend Tage nach der Geburt gekauft.

Astolf (lachend).

Sehr gut; den Kopf gekauft! Von wem gekauft?

Robert.

Von einem Kürbishändler. Klopft nur an!

Astolf (lachend).

Gut. Willst Du bei mir bleiben, Namenlos?

Robert (sich ihm zu Füßen werfend).

Hau! hau! hau!

Cinthia (wie oben).

Ich trag' es nicht.

Camilla (heimlich).

O Herrin!

Aſtolf (zu Robert).

Heißt das Ja?

Robert.

Soll Namenlos mit ſeinen Verwandten eſſen, mit ſeinen Verwandten ſchlafen?

Aſtolf.

Das ſollſt Du. Aber wer ſind die Verwandten.

Robert (aufſtehend).

Wer? Phylax, Mordax, Türk, Packan — o! o! o! es iſt die größte Familie in der Welt.

Scapa.

Das glaube ich gern: denn den Namen nach iſt es das zahlreiche und fruchtbare Geſchlecht der Hunde.

Robert.

Hunde! Hunde! Hunde!

Aſtolf.

Er bleibt bei uns ſtatt des verſtorb'nen Narren;
Bis ſich ein Andrer findet, iſt er gut.

(Zum Marſchall).

Sobald wir heimgekehrt ſind, giebſt Du ihm
Ein Narrenkleid und eine Schellenkappe.

Cinthia (für ſich).

Unwürdig! ſchrecklich!

(Laut.)

Wie, mein Vater? ſoll
Das Mitleidswerthe zum Geſpötte dienen,
Und Unglück ſeyn des Hochmuths Zeitvertreib?

Aſtolf.

Ich will es ſo. Wie wagſt Du zu verwerfen,
Was ſelbſt Hilario uns empfohlen hat?
Kommt, folgt mir jetzt zum Frühmahl in das Zelt!

(Alle außer Cinthia und Camilla gehen in das Zelt.)

Zwölfter Auftritt.

Cinthia und Camilla.

Cinthia.

Lebendig wird mein Traum: er war's, er war's!
So Zug für Zug, ſo edel die Geſtalt,
Die ſelbſt unwürd'ge Hülle nicht verhüllt,
So reich an geiſt'gem Glanz ſein Feuerauge,
So tiefer Ahnung voll der Stimme Klang,
So werth der Liebe, Liebe ſo gebietend,
Daß Liebe Zwang wird, und der Zwang zum Glück.

Camilla.

O Herrin, Deine Reden schrecken mich:
Ich sehe nichts von allem, was Du siehst.

Cinthia.

Von allem nichts? Auch nicht, daß er es ist,
Der aus der Räuber Händen mich errettet?

Camilla.

Wie weißt Du das, da Du in Ohnmacht lagst?

Cinthia.

Die Stimme drang durch meiner Ohnmacht Schlummer;
Sie bräche durch des Grabes festern Schlaf,
Und weckt' ein todtes Ohr zum Hören auf.

Camilla.

Ein Wahn! ein Wahn!

Cinthia.

Die Liebe hat's gehört:
Die Liebe schläft auch in der Ohnmacht nicht.

Camilla.

Ach, Herrin! einen Bettler, einen Thoren — —

Cinthia.

Verwandelt nur, auf kurze Zeit verwandelt.
Auch das nicht; nur verlarvt. Bald tritt er glänzend,
So wie die Sonn' aus Morgennebeln tritt,
Aus der unwürdigen Verfinsterung.

So muß es ſeyn; wenn's anders iſt, ſo iſt
Die ganze Schöpfung eine große Lüge.

Camilla.

Gott ſey uns gnädig!

Cinthia.

Das bedürfen wir.
Ich fühl' ums Haupt ein ſeltſam ſchauriß Wehen,
Ich höre was, wie rauhen Flügelſchlag;
Mich dünkt, die Sterne kann ich wieder ſehen,
Und Nacht verſchlingt den kaum gereiften Tag.

(Sie gehen Beide nach dem Hintergrunde; indem der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Scene: Rom. Der Garten am königlichen Palaste. Abend. Sonnenuntergang.

Erster Auftritt.

Scapa sitzt auf einer Rasenbank in einer Laube zur Linken.

Scapa.

Wahr ist wahr, und mein Herr ist ein grundschlechter Mensch. Ich darf nur irgend einen niederträchtigen Gedanken fallen lassen, gleich hebt er ihn auf- und führt ihn aus. Oberflächlich angesehen, könnte man freilich seine schlechten Streiche mir zur Last legen; das wäre aber flache Weisheit und tiefer Irrthum. Die Natur bringt in ihrer großartigen Weise giftige, wie heilsame Kräuter hervor, und niemand verdammt sie deßwegen; wenn aber der engherzige Mensch die giftigen Kräuter braucht, um seinen Nebenmenschen zu vergiften, heißt er bei Alt und Jung

ein Bösewicht. So verhält es sich mit uns Beiden: ich bin die großartige Natur und mein Herr ist der engherzige Bösewicht. (Er sieht auf und sieht nach der Rechten.) Wer kommt denn da? Pfui! es ist der Narr. Ich kann diesen Narren nicht ausstehen; ich habe immer Lust, das Wappen meiner Hand auf seine Wange zu drücken: denn sein Gesicht sieht allezeit aus, als sagte es zu dem meinen, ich bin besser als Du. Hat es nun Unrecht, so verdient es Strafe für seine Lügenhaftigkeit; hat es aber Recht, so verdient es Züchtigung dafür, daß es sich erfrecht als Narrengesicht besser zu seyn, denn das Gesicht eines weisen Mannes.

Zweiter Auftritt.

Scapa. Robert in Narrenkleidung kommt von der Rechten.

Robert.

Hau! hau! hau!

Scapa (ihm nachsprechend).

Hau! hau! hau! Wenn das heißt guten Abend, so sage ich Wau! wau! wau! und das heißt: Ich mag Deinen guten Abend nicht.

Robert.

Stecke ihn ein! stecke ihn ein! kannst ihn vielleicht noch brauchen.

Scapa.

Ich will nichts von Dir einstecken, Narr: es würde meine Taschen beschmutzen.

Robert.

Du hast schon viel Schlimmeres eingesteckt.

Scapa.

Wie so, namenloser Narr? das sage mir auf der Stelle!

Robert.

Hehe! Der Jägermeister gab Dir neulich auf der Jagd eine Ohrfeige, und Du warst schnell mit der Hand am Backen, nahmst sie weg und stecktest sie ein.

Scapa.

Ja, ich steckte sie ein, aber bloß um sie für Dich aufzuheben. Da hast Du sie! (Er schlägt ihn.)

Robert (ihn mit Wuth fassend).

Stirb, elender Wurm!

Scapa (schreiend).

Hülfe! Hülfe! Hülfe!

Robert (ihn nieder werfend).

Zertreten will ich Dich.

Scapa (vor ihm knieend).

Herrlicher Sohn des großen Hundes, allmächtigster Namenlos, zertritt mich nicht!

Robert (faßt ſich, und läßt ihn los.)

Sey nicht böſe! ſey nicht böſe! (Er hebt ihn auf.) Vergieb, lieber Heer, vergieb dem armen Namenlos!

Scapa.

Gut. Deine hündiſche Furcht entwaffnet meinen verderblichen Zorn.

Robert.

Lege mir eine Buße auf für meine Miſſethat!

Scapa.

Gut! das will ich. (Er geht zu der Raſenbank.) Komm her!

Robert (folgt ihm).

Scapa.

Siehſt, Du, hier habe ich geſeſſen, und durch meine Wichtigkeit das Gras niedergedrückt. Richte mir die Halmen wieder auf, die ich zertreten habe.

Robert.

Namenlos wird ſie aufrichten.

Scapa.

Das will ich meinen. Wo Du aber ein einziges Hälmchen übergehſt, ſo will ich ein Exempel an Dir ſtatuiren, Narr, daß vor dem

Namen Scapa alle Narren aus der Welt laufen und die Weisheit zum täglichen Brote werden soll. (Er geht zur Linken ab.)

Dritter Auftritt.

Robert (allein).

Robert.

Schmachvolles Loos, wo solch ein hohles Ding,
Deß ganzer Inhalt nur Verneinung ist,
Verneinung aller Tugend, allen Werthes,
Sich frech als meinen Herrn geberden darf!
So wird zum Knecht, wer übermenschlich frei
Zu seyn begehrt; so findet Spott und Schmach,
Wer ehrvergessen sich um Ehre müht.
Doch ist dies äußre Leid nur gleich der Mücke,
Die uns nur neckt und höchstens leicht verwundet;
Im Herzen aber sticht der Scorpion.
O! zehnmal reicher ist an Schmerz die Reue,
Als je die Sünd' an Lust. — An's Werk! an's Werk!

(Er kniet vor der Rasenbank nieder und fängt an die Grashalme aufzurichten.)

Vierter Auftritt.

Robert. Cinthia und Camilla kommen von der Rechten. Die Abendröthe geht allmählig in Dämmerung über.

Cinthia.

Welch schöner Abend! Sieh, es hat der Tag
Die Lippen seiner Braut, der holden Nacht,
Der zücht'gen Nacht, schon purpurroth geküßt,
Und wird nun bald an ihrer Brust entschlummern.
Der Zephyr flüstert leise nur im Hain,
Als ob er Philomelen seine Liebe,
Sein heimlich Glück an Flora's Brust vertraute,
Daß sie davon ein süßes Lied ihm sänge,
Und sanft gewiegt, im weichen, duft'gen Bette
Des blau und purpurrothen Aethers ruht
Die sonnenmüde, still geword'ne Erde,
Wie eine Biene schläft im Blüthenkelch.
O selig, wessen Herz so friedlich still
Im weichen Schooß des innern Friedens ruht,
In dessen Seele solch ein Abend waltet!

Camilla.

Wir selber, Herrin, schaffen in der Brust
Der Elemente Kampf und ihren Frieden.
Der unglückſel'ge Wahn, der in dem Narren
Dir einen liebenswerthen Prinzen zeigt,

Erregt und nährt allein das Ungewitter,
Das ruhelos Dein Inn'res jetzt zerreißt.
Du darfst ja wollen nur, so hast Du Frieden.

Cinthia.

Ich wollen? Die in schrecklicher Verwandlung
Sich selbst verloren, und von einer fremden,
Streng zwingenden Gewalt getrieben wird?

Camilla.

Warum verschmähst Du meinen Rath, dem frommen
Hilario Deine Leiden zu vertrauen?
Unheimlich dünkt mich, was Dich jetzt beherrscht,
Unheimlich stammt es aus dem Reich der Träume:
Und mächtig über böse Geister ist
Des heil'gen Mannes Rath und Segensspruch.

Cinthia.

Nein! nein! es zieht mich nicht zum Heiligen.
Hilario würde Wahn und Schmerz mir nehmen:
Der Wahn ist jetzt mein Glück, der Schmerz mein Leben,
Und elend wär' ich ohne diesen Wahn,
Und sterben müßt' ich, fehlte mir der Schmerz.
(Im Vorgehen wird sie Roberten gewahr. Schnell zu Camilla.)
Geh, hole mir die Laute! Süßer klingen

Die Töne nie, als wenn sie auf den Wellen
So milder Abendluft sich schaukeln können.
So geh doch, geh! Mich durstet nach Musik.

Camilla.

Ein gutes Zeichen, das auf Besserung deutet.
(Camilla geht zur Rechten ab.)

Fünfter Auftritt.

Robert und Cinthia.

Cinthia (nachdem sie sich Roberten genähert).
Glück zu dem schönen Abend, Namenlos!

Robert (wehmüthig, wie in der ganzen Scene.)
Gieb mir eine Brodrinde oder einen Knochen:
das ist mir lieber als Dein Glück.

Cinthia (für sich).
Zum Dolch wird jedes dieser Unglücksworte.
(Zu Robert.)
Was treibst Du für ein wunderlich Geschäft?

Robert.

Ich richte die Hälmchen auf, arme Hälmchen.
Sie sollen wieder wachsen und grünen. Der
Herr ist mitleidig: hat er sie niedergetreten, so
hat er mir befohlen, sie wieder aufzurichten.

Cinthia.

Wer ist der Herr, der solche Thorheit will?

Robert.

Ein gewaltiger Herr, ein stolzer Herr.

Cinthia.

Worin gewaltig, und worauf denn stolz?

Robert.

Gewaltig im Sitzen. Sieh! sieh! wie er die armen Hälmchen zerknickt hat — die grünen nun niemals wieder. Stolz aber — o! stolz darauf, daß er einen Namen hat: er heißt Scapa, und ich bin Namenlos.

Cinthia.

Wie? von dem Wichte nimmst Befehl Du an? Steh auf! steh auf! und laß die Thorenarbeit!

Robert.

Nein! nein! Herr Scapa hat eine schwere Hand. Er würde mich wieder schlagen.

Cinthia.

Er hat sich unterfangen Dich zu schlagen?

Robert.

Er hat mich geschlagen — o weh! o weh!

Cinthia (bewegt nach der Rechten sich entfernend, für sich).

Weh mir! es war nur Täuschung, Trug und Traum,
Und Wahrheit ist, was ich für Schein gehalten.

Der Niedrigste muß erst sich selbst vergessen,
Eh' er sich einem Scapa unterwirft;
Wo noch ein Funke Menschenwerth, wie tief
Verschüttet auch, in einem Busen glimmt,
Da müßte wild des Zornes Flamme lodern,
Maßt solch ein Feigling Herrenrecht sich an;
Der Blödsinn nur kann sich von solchem Wurm
Mißhandeln lassen, und ihn nicht zertreten.
Weh mir! ein nicht'ger Traum voll Gleißnerei
Hat um des Lebens Wahrheit mich betrogen.
(Sich wieder nach Roberten hinwendend, und ihn betrachtend.)
Und doch — und doch! Wie käme die wahrhaft'ge
Natur zu dieser unverschämten Lüge?
Sie gab dem Tiger nicht des Lammes Sanftmuth
Verkündende Gestalt, dem Raben nicht
Der Nachtigall entzückenden Gesang.
Wer weiß, welch Unglück ihm gebeut, in dieses
Unwürd'ge Kleid die fürstliche Gestalt
Den hellen Geist in Blödsinn zu verstecken?
(Sie geht wieder zu ihm.)
Steh auf! steh auf! Du bist in meinem Schutz,
Und niemand lebt, den Du zu fürchten hättest.

Robert (aufstehend).

Dann bist Du niemand, denn ich fürchte mich vor Dir.

Cinthia.

Vor mir? O guter Gott! warum vor mir?

Robert.

Deine Worte klingen so weich, daß ich weinen möchte, wie meine Mutter, die Regenwolke; aber wenn ich weinte, würde der große Hund, mein Vater, sehr böse seyn.

Cinthia.

O Namenlos! — — Nein! nein! ich nenne Dich
Nicht ferner so: befreundet ist dem Menschen
Nur das, was er mit Namen nennen kann,
Und furchtbar ist ihm alles Namenlose.
Wie heißest Du? Du darfst es mir vertrauen:
Beim Himmel! niemand außer Dir soll je
Von meinen Lippen Deinen Namen hören.
Du hast doch, oder hattest einen Namen.

Robert.

Ja, ja. Aber ich habe ihn verloren, als ich in die Stadt damit ging, um ihn vergolden zu lassen — verloren.

Cinthia.

Warum verhüllst Du Dich vor einem Auge
Das desto freudenvoller glänzen würde,

Je höher, herrlicher es Dich erblickte.
Du bist nicht, der Du scheinst: das weiß ich sich'rer
Als daß ich lebe. Hat ein Unglück Dich,
Hat ein Gelübde Dich zu solcher Schmach
Und Niedrigkeit verdammt, vertrau' es mir!
Ich werde, ist's ein Unglück, nicht den Schmerz,
Ist's ein Gelübde, nicht die Buße stören;
Nie reden — nie von Dir und Deinem Schmerz,
Mit Keinem, nicht mit Dir, nicht mit mir selbst
In meinen Zügen nur und Augen sollst
Du Deines Leides Wiederschein erblicken;
Und milder wird im Licht des Mitgefühls
Sein Bild in diesem Spiegel Dir erscheinen,
Als seine Wirklichkeit in Deiner Brust.
O! wenn ein Herz Dir menschlich schlägt im Busen,
So laß ein Herz, das mit Dir trauern will,
Um Dein Vertrauen nicht vergebens betteln.

Robert (sich vergessend).

O schöne Herrin, hohe, liebe Herrin — —

(Sich fassend).

Gieb mir ein Stücklein Brod: mich hungert sehr.

Cinthia (für sich).

O Schmerz! o Schmerz, der meine Seele bricht!

(Zu Robert.)

Wer Du auch seyn magst, wenn des Menschen Vorzug
Von einem Gott zu wissen, Dir geworden,
Beschwör' ich Dich bei diesem Gott der Wahrheit,
Daß Du mir sagst, ob Du's gewesen bist,
Der aus der Räuber Händen mich gerettet?

Robert.

Räuber? Wo? wo? wo? Hau, hau, hau, hau!

Cinthia (zurückschreckend, in heftiger Bewegung.)

Umsonst! umsonst! des Glückes Wahn zerrinnt:
Weh, wenn der Himmel solch ein Schicksal spinnt!
Still, Klage! nicht der Traum hat mich belogen,
Das Herz nur hat ihn deutend mich betrogen.
Einst war er, wie der Traum ihn mir gebracht;
Wer aber hieß mich das Gewes'ne lieben!
Wer sagte mir, daß eine gût'ge Macht
Zerstreuen würde seines Wahnsinns Nacht,
Worein ihn Unglück oder Schuld getrieben?
So kehre wider mich, unwûrd'ge Gluth,
Du wahngebor'ne Liebe, deine Wuth!
Dann werd' ich, ist sein Wahnsinn nicht zu heilen,
Doch schmerzenlos sein finst'res Schicksal theilen.

(Sie geht rasch zur Linken ab.)

Sechster Auftritt.

Robert allein. Später Hilario.

Robert.

Sie liebt mich! Herr, mein gnäd'ger Gott! sie liebt mich,
Und Liebe war, was mir nur Mitleid schien,
Und Liebesthränen waren's, was ich oft
Für Thränen weiblichen Erbarmens hielt.
Ich liebe sie; ich habe nie geliebt;
Doch dies Gefühl, das nicht an ihren Busen,
Das mich zu ihren Füßen zieht, das muß
Die Liebe seyn, die Männer unterjocht.
Soll ich noch länger der Geliebten heucheln?
Ein Glück, das sich zum ersten Mal mir beut,
Durch die unwürd'ge Larve selbst zerstören?

(Es ist völlig dunkel geworden, und der Mond geht auf. Hilario kommt von der Rechten.)

Hilario.

Gott sey mit Dir, mein Sohn!

Robert (sich umkehrend).

Hilario's Stimme!
Wohl, daß Du kommst! Sie liebt mich, Cinthia liebt mich.

Hilario.

Ich weiß, und Dich zu warnen komm' ich her.

Der Fürſt der Finſterniß hat ſie erſeh'n,
Dich von dem Pfad des Himmels zu verlocken,
Und hat in ihrem unbewachten Herzen
Durch einen Traum die wilde Gluth entflammt.

Robert.

Sie weiß, daß ich den Räubern ſie entriſſen.

Hilario.

Vom Abgrund kommt ihr dieſe Wiſſenſchaft,
Daß Dankgefühl der Liebe Flammen nähre.

Robert.

Nein! Die Geſtalt iſt ſchöner als der Tag,
Der Geiſt iſt heller als das Sonnenlicht,
Der Sinn iſt milder als die Abendröthe:
Was hat die finſtre Hölle denn mit Tag
Und Sonnenlicht und Abendroth zu ſchaffen?

Hilario.

Der Tag hat Wolken, Flecken hat die Sonne,
Die Abendröthe Dunſt; ſo hat der Menſch,
Der reinſte ſelbſt, noch einen ird'ſchen Zuſatz,
Woran die Finſterniß ihn faſſen kann.

Robert.

Ein Glück — Bedenk! — ein Glück, das ich noch nie
Gefühlt, gekannt, nur erſt ſeit Tagen ahne,
Und das unendlich iſt in dieſer Ahnung.

Hilarie.

Hast Du denn Glück verdient? Das Glück berauscht,
Und nüchtern sei der Wand'rer, der auf steilem
Und rauhem Pfade nach dem Ziele strebt.
Erst werde gut, dann magst Du glücklich werden!

Robert.

Und werd' ich jemals dieses Glück erringen?

Hilarie.

Ich weiß es nicht; und was brauchst Du's zu wissen?
Das Glück ist nur ein äußrer Schmuck des Lebens;
Sein inn'res Wesen aber ist die Tugend.
Erwäge dies, und sei auf Deiner Hut!

(Er geht wieder zur Rechten ab.)

Siebenter Auftritt.

Robert. Dann Cinthia, Oserio und Scapa.

Cinthia (außerhalb.)

Helft! Helft! zu Hülfe!

Robert.

Himmel, ihre Stimme!

(Indem er vorn zur Linken abgehen will, stürzt Cinthia fliehend hinten von der Linken herbei.)

Cinthia.

Ein Löwe! ein Löwe! helft!

(Sie ſtürzt ohnmächtig zu Boden.)

Robert (nach hinten eilend.)

Ein Löwe? Wo?

(Ein Löwe erſcheint hinten von der Linken; Robert ſtürzt ſich ihm entgegen, faßt ihn, und drängt ihn zurück, ſo daß er mit ihm verſchwindet. Bald darauf kommt Scapa fliehend vorn von der Linken, Oſorio folgt ihm mit bloßem Degen.)

Scapa.

Löwen! Löwen! Löwen!

Oſorio.

Steh, Memme, ſteh!

Scapa.

Ein ganzes Afrika von Löwen!

Oſorio (ihn faſſend).

Steh endlich, Feiger! Wenn wir fliehen, ſind wir gewiß verloren. Zieh' den Degen!

Scapa.

Gegen eine unvernünftige Beſtie, die keinen Kampfgebrauch reſpectirt?

Oſorio (nach der Linken ſehend).

Sieh! ſo wahr ich lebe! da ringt jemand mit dem Löwen.

Scapa (hinsehend).

Bei meinem Degen! es ist der Narr! O Du Ausbund von einem Narren!

Oforio.

Komm! ihm zu Hülfe!

Scapa.

So? (Er wird Cinthia gewahr.) Hei! hei! hier liegt Einer, den der Löwe schon verschlungen hat.

Oforio.

Wer ist es? Himmel! die Prinzessin! (Er kniet neben sie.)

Scapa.

Die Prinzessin? Teufel! so ein Löwe will hoch hinaus. Aber um Gottes willen, Herr, laß sie liegen! Wenn der Löwe den Narren gefressen hat, könnte ihn nach Weisheit hungern, um die Narrheit zu verdauen. Komm! komm! (Er will rechts abgehen.)

Oforio (mit Cinthia beschäftigt.)

Bleib, oder Du hast gelebt. Sie ist ohnmächtig.

Scapa.

Ich wollte, ich wäre es auch, und läge im Bette. (Aengstlich nach der Linken sehend.) Wenn der Afrikaner — Donnerwetter! Der Narr wirft den Lö-

wen nieder — er knieet ihm auf den Leib. Ich glaube wahrhaftig, er hat ihn erwürgt: im Würgen hat er etwas gethan. So wahr ich lebe! Der Löwe ist todt; der Narr geht weg, und läßt ihn liegen. Das ist recht; ich hätte es auch gethan.

Orsio.

Geh, suche Hülfe, um die Prinzessin ins Leben zurückzurufen.

Scapa.

Herr, es eilt nicht: ihre Ohnmacht ist wieder ein gefundener Handel für uns. Wir wollen sagen, daß Du sie aus den Klauen des Löwen gerettet hast.

Orsio.

Unmöglich. Würde der Narr schweigen?

Scapa.

Freilich wird er. Niemand Anderes, als er hat sie damals von unsern Banditen befreit, und doch hat er geschwiegen. Natürlich: Der Weise erinnert sich und Andere jeden Augenblick an seine guten Thaten; also muß der Narr, der in allem das Widerspiel des Weisen ist, die seinigen vergessen.

Oſorio.

Wenn aber die Prinzeſſin, ehe ſie ohnmächtig wurde, geſehen hätte —

Scapa.

Was wird ſie? Ein Mädchen hört und ſieht nicht, wenn ſo ein Liebhaber ihr nachläuft.

Oſorio.

Wahr. Und ich hätte dann ein Recht mehr auf ihre Hand und ihre künftige Krone.

Scapa.

Und ein Hieb nach dem andern, ſo fällt der Baum.

Oſorio.

Ich will es wagen. Geh, hole mir von dem Löwen eine Handvoll Mähne.

Scapa.

Ich? und eine Handvoll? Nein: der Löwe könnte nur im Starrkrampf liegen, und wieder aufwachen, wenn ich ihn rauſte. Geh Du lieber hin, Herr, und tauche Dein Schwert in das Blut des Löwen!

Oſorio.

Das will ich, Memme! Komm, unterſtütze die Prinzeſſin!

(Scapa nimmt Oſorio's Stelle ein; Oſorio geht zur Linken ab.)

Scapa.

Erwache, zartnerviges Königskind! Erwache, schöne Daphne! der zottige Apoll, der Dich verfolgte, ist über einen Narren gestolpert, wie mancher weise Mann, und hat den Hals gebrochen. Du hast nichts mehr zu fürchten, weder von seinem Händedruck noch von seinem Kusse.

(Osorio kommt mit blutigem Degen zurück.)

Osorio.

Ich habe ihm das Schwert ins Herz gestoßen.

Scapa.

In den Magen wäre besser gewesen: denn alle Bosheit stammt aus dem Magen. Ich höre kommen. Hülfe! Hülfe! Hülfe!

(Camilla kommt mit einer Laute von der Rechten.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Camilla.

Camilla.

Wer ruft? Was ist — — Heiliger Himmel! Die Prinzessin! (Neben sie kniend.) Was ist geschehen?

Scapa (aufstehend).

Was geschehen ist? Eine Kleinigkeit. Ein

Löwe war seinem Käfig entsprungen, und lief der Prinzessin nach. Er wollte eine Hoheit zum Abendbrote; aber wir haben ihm den Spaß versalzen. Mein gnädiger Herr hat sich mit ihm geschlagen, und ich habe pflichtmäßig sekundirt. (Auf Osorio's Schwert zeigend.) Das Blut an diesem Schwerte ist Herzblut eines Löwen.

Osorio.

Laß uns nicht prahlen mit unserer That, sondern dem Himmel danken, daß er uns zum Werkzeug ihrer Rettung erkoren!

Cinthia (sich erholend).

Was ist geschehn? Wie komm' ich denn hieher?

Camilla.

Auf, theure Herrin, auf!

(Indem sie ihr, von Osorio unterstützt, aufhilft.)

Du sollst erfahren,
Welch gräßlich Loos an Dir vorüber zog.
Jetzt nach dem Schlosse, daß Du Dich erholest!
(Sie führt mit Osorio Cinthia'n zur Rechten ab.)

Scapa (ihnen nachsehend).

Ein grundschlechter Mensch! Wie kann sich Einer für etwas danken lassen, was er nicht gethan hat? — Nun will ich gehen, und dem Löwen eine Handvoll Mähne ausreißen, um meine

Secundantentapferkeit darzuthun. (Er will Links abgehen.) Pfui! wer wollte sich mit fremden Federn schmücken? Da wäre ich ja wie mein Herr. Obendrein ist der Löwe eine Katze, und Katzen haben ein zähes Leben.

(Er geht den Andern nach.)

Neunter Auftritt.

Robert (kommt von der Linken).

Robert.

Da ging er hin mit meiner That geschmückt,
Und stiehlt zum zweiten Mal mir meinen Lohn.
Einst hab' ich ihm der Lüge Frucht gegönnt:
Da liebt ich nicht, da wurd' ich nicht geliebt,
Da ward ich ärmer nicht durch seinen Raub.
Jetzt stiehlt er mir das süße Wort des Dankes
Aus der Geliebten Mund, den frohen Blick,
Die Freudenthrän' in der Geliebten Auge;
Jetzt quält er mich, indem er die Geliebte
Mit seinem angelog'nen Rechte quält;
Und knickt vielleicht, zum Dank die Holde zwingend,
Der Liebe Wuchs, eh' sie zur Blüthe kommt. —
Und muß es denn so seyn? Ist Frevel nur

Durch müssig Dulden aller Schmach zu sühnen?
Wird nicht die That durch That nur aufgewogen?
Und hindert ein erlaubtes Glück, das muthig
Zu edlen Thaten macht, der Seele Heil? —
Woher dem Klausner diese Wissenschaft?
Macht Frömmigkeit allwissend? Bleibt nicht auch
Der frömmste Mensch ein Mensch, der irren kann? —
Und wenn Hilarie irrte. — Ja — er irrt.

Zehnter Auftritt.

Robert. Drogo leichenblaß, aschgrau gekleidet, erscheint auf der Rechten hinter einer Erhöhung aus der Erde. Später Stimmen.

Drogo.

Hör', Robert, höre!

Robert (sich umkehrend).

Ha! wer ruft? — Entsetzen:
Wer bist Du, Spuk der Nacht, gespenstig Wesen?
(Nachdem er sich ihm etwas genähert.)
Ha! — Drogo? Du nicht todt?

Drogo.

Todt, Robert, todt.

Robert.

Geist des verfluchten Drogo — —

Drogo.

Höre! höre!

Wenn Dich nicht Furcht betäubt.

Robert.

Mich Furcht? Sag' an!

Drogo.

Gedenkt's Dich, daß wir einst der Hölle spottend
Uns feierlich gelobten, wer zuerst
In ihre Schrecken nieder führe, sollte
Dem Andern Kunde bringen?

Robert.

So geschah's.
Und bringst Du Kunde nun? Wie lautet sie?

Drogo.

Es ist dort drüben Himmel nicht, noch Hölle.

Robert.

Wie, aller Zeiten Glaube wär' ein Wahn?

Drogo.

Ein Wahn, von düstrer Schwermuth ausgebrütet,
Vom Ehrgeiz mit der Herrschsucht groß gezogen,
Erseh'n zum ersten Schergen der Gewalt.

Robert.

Und weder Lohn noch Strafe gäb' es drüben?

Trage.

Im Kinde liegt, wie schon im Kern der Baum,
Des Menschen Leben und Geschick auf Erden,
Und was er wird, muß er nothwendig werden:
Drum ist für Schuld nicht, für Verdienst nicht Raum,
Und die Vergeltung nur ein eitler Traum.
Aus diesen Träumen suche zu erwachen,
Nicht dulde mehr des Kinderwahnes Quaal,
Der frei Dich macht, um schuldig Dich zu machen!
Weg mit dem Hirngespinst der freien Wahl!
Du wirst umsonst dem Zwange widerstreben:
Und wie Du lebst, mußt Du nothwendig leben.

(Er versinkt.)

Robert (in heftiger Aufregung.)

Das hab' ich stets gefühlt, wir sind nicht frei;
Nur Zwang ist alles. Wenn wir thöricht glauben,
Daß wir gewollt, so haben wir gemußt:
Wie thäten wir sonst oftmals räthselhaft
Das Widerspiel von dem, was wir gewollt?
Thor, wer dem Wahne dient und Opfer bringt!
Hin will ich — ja! will sagen, wer ich bin,
Was ich gethan, das Leben liebend fordern,
Das zweimal ich dem finstern Tod entriß,

Ans volle Herz die Heißgeliebte drücken,
Mich baden in der nie gekannten Luft,
Und meines Buſens ſeliges Entzücken
Ausgießen in die ſelbſtentzückte Bruſt.

(Er will zur Rechten abgehen.)

Stimmen (außerhalb ſingend).

Was er verhängt, muß heilig ſeyn
o! traue ſeinem Worte,
und wandle froh durch kurze Pein
zur ſchmalen Himmelspforte!

Robert (der während des Geſanges mit gefaltenen Händen niedergekniet iſt, ſteht wieder auf, ſchwermüthig.)

Zu Bett, zu Bett, Du ſtolzer Namenlos!
Zum Hunde, der mit Recht Dein Bruder heißt:
Ihn hält die ehr'ne, Dich die Sündenkette.
Geh, armer Namenlos! zu Bett! zu Bette!

(Er geht rechts ab.)

Verwandlung.

Scene: Ebendaselbst; ein Saal im königlichen Palast. Abend.

Eilfter Auftritt.

Cinthia und Camilla kommen von der Rechten.

Cinthia.

Wenn wahr ist, was Du sagst, daß der verhaßte
Oserio mich gerettet hat, so wäre
Mir besser, wenn der Löwe mich zerrissen.
Nicht bittrer kann der Tod seyn, als ein Leben,
Wofür man dem Verhaßten danken soll.

Camilla.

O liebe Herrin, wie so ungerecht!
Kannst Du Dich auch nicht zwingen, ihn zu lieben;
So hat er doch nicht Deinen Haß verdient.

Cinthia.

Er hat, er hat ihn tausendmal verdient
Sonst hatt' ich nur nicht Ursach' ihn zu lieben;
Jetzt hab' ich Ursach' tödtlich ihn zu hassen.
Er ist ein Räuber, und nicht etwa einer,
Der Schätze, Kronen, Heiligthümer stiehlt;
Das ist gemein; er aber ist ein Räuber
Von ungemeiner Art, er stiehlt nur Thaten.

Camilla.

Wie meinst Du das?

Cinthia.

Er hat zum zweiten Mal
Dem Namenlos die gute That gestohlen:
Denn dieser war's, der vor des Löwen Wuth
Wie einstens vor den Räubern mich beschützte.

Camilla.

Ach! ewig dieser Wahn!

Cinthia.

Es ist kein Wahn
Ich fiel; der Löwe faßte schon mein Kleid,
Da stürzte Namenlos aus dem Gebüsche,
Rief „Cinthia! Cinthia!" o! mit einem Tone,
Der nie in seiner Brust zu wohnen schien,
Und warf sich auf das Ungethüm, und riß
Das brüllende zurück von seiner Beute.

Camilla.

Wie hättest Du das seh'n und hören können?
Hielt nicht die Ohnmacht Aug' und Ohr gefangen?

Cinthia.

Wie wüßt' ich's denn? Ich bin nicht irren Geistes;
Und in der Ohnmacht, weiß ich, träumt man nicht.

Camilla.

Wer ist zu solcher Lüge frech genug?

Wie schwiege Namenlos? und welch ein Zufall,
Daß stets im Augenblicke Deiner Rettung
Der Prinz an Deiner Seite steht! Auch sah ich
Das Blut am Schwert; man fand des Löwen
Brust
Durchstoßen, und der Narr geht ohne Waffen.

Cinthia.

O halt nur tausend Lichter mir vors Auge,
Damit es blöde schon noch ganz erblinde!
Laß mir die Nacht, in der noch Leben ist!
Ich bin wie Uhu für die Nacht geboren,
O bete! bete, daß es nimmer tagt! —
Des Wahnsinns Liebchen — des Verhaßten
Magd —
Sobald der Morgen graut, bin ich verloren.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Astolf und Osorio treten ein.

Astolf.

Hier bring' ich Dir den heldenmüth'gen Prinzen,
Dem zweimal schon das Höchste wir verdanken,
Ich mein geliebtes Kind und Du Dich selbst.
Wie sorgsam ängstlich sein bescheid'ner Sinn

Sich Deinem Danke zu entziehen strebt,
So brennend, hoff' ich, ist auch Dein Verlangen,
In Fülle diesen Dank ihm zu entrichten.

Cinthia.

Des sey gewiß, mein königlicher Vater.

(Zu Oforio.)

Du hast das Leben mir gerettet, Prinz;
Das Leben aber ist der Inbegriff
Von allen Gütern; so hat Deine That
Der jetzigen und künft'gen Güter Füll',
Die unermeßlich seyn kann, mir gerettet,
Und unermeßlich muß der Dank auch seyn.
Drum laß es Dich nicht wundern, wenn es mir
Nicht gleich gelingen will, Unendliches
Ins endliche beschränkte Wort zu kleiden.

Oforio.

Es soll auch nicht gelingen, hohe Herrin.
Du bist des Königs zweite schön're Krone;
Und wie verdiente der Vasall wohl Dank,
Der für die Krone seines Herrn sich opfert?
Und wie verdiente wohl der Sklave Dank,
Der für die Herrin Blut und Leben wagt?
Er wagt ja nur, was nicht sein eigen ist:
Ist nicht der Sklave Dein, wie Deine Hand,
Und dankst Du je der Hand für ihren Dienst?

Aſtolf.

Was ſoll das loſe Spiel mit leeren Worten?
Der rechte Dank iſt That, und einem König
Geziemt am meiſten ſolcher thät'ge Dank.
Du kennſt des Prinzen Wunſch; er iſt der meine:
Noch hat ſich Keiner würdiger gezeigt,
Mein Sohn und Erbe meines Throns zu werden.
Reich' ihm die Hand, das iſt der rechte Dank.

Cinthia.

Wie überfällſt Du mich mit dieſer Ford'rung?
Nur in der Einſamkeit vermag ein Kind
Das Herz vor ſeinem Vater auszuſchütten.

Aſtolf.

Bezahl' den Dank, den Du ihm ſchuldig biſt,
Den ich ihm zuerkenne! Willſt Du nicht,
So gieb der Weigrung einen triſt'gen Grund!

Cinthia.

O laß mir Zeit!

Aſtolf (heftig werdend).

Ha, Zeit! Was wird's mir helfen,
Wenn ich zum Tod einſt ſage: laß mir Zeit!
Ich will mein Reich, mein Haus geſichert wiſſen,
Eh' meine Zeit verrinnt. Entſchließe Dich!

Cinthia.

So zwingſt Du mich zu reden; Du biſt Schuld,

Wenn ich, ſtatt ihm zu danken, ihn verletze.
Was Du begehrſt, gewährt die Liebe nur;
Die aber, weißt Du, ſpottet unſers Willens.
Ich liebe nicht, und nimmer werd' ich lieben.

Aſtolf.

Nicht lieben den, der das für Dich gethan,
Der Ehr' und Leben Dir gerettet hat?

Cinthia.

Wenn er's gethan hat, und zum Dank dafür
Nun meine Ehre fordert und mein Leben,
So hat er ſich allein, nicht mir gedient;
Die Forderung entbindet mich des Dankes,
Denn ſeine Wohlthat macht mich bettelarm.

Aſtolf (entrüſtet).

Ha, ſchwarzer Undank! und an meinem Kinde!
Dies Laſter, ſtets vor allen mir ein Gräuel,
In meinem eignen Blute muß ich's finden?

Oſorio.

O ſchilt ſie nicht, mein königlicher Herr!
Denn ehe Deines Zornes Wort verwundend
Ihr Herz erreicht, durchbohrt es meine Seele.

Aſtolf (wie oben fortfahrend).

Der Undank und der Hochmuth bauten einſt
In Gottes lichte Welt die finſt're Hölle:
Denn dieſe Laſter waren's, die den Satan

Bewegen gegen Gott sich zu empören.
Fort mit dem Undank! fort aus meinem Hause!
Die Undankbar' ist meine Tochter nicht.

Dreizehnter Auftritt

Die Vorigen. Der Marschall tritt rasch ein.

Marschall.

Auf! auf, mein Herr und König zu den Waffen!
Ein Heer von Saracenen ist gelandet,
Und füllt die Küste so mit Blut und Brand,
Daß in der Flammen Wiederschein das Meer
Als Feuerband den Horizont begrenzet,
Ein gräßlich Abendroth um Mitternacht.

Astolf.

Ein Räuberhaufe — sende Völker hin —

Marschall.

Nein, Herr, so ist es nicht: Es ist ein Heer;
Von tausend Schiffen wimmelt das Gestade;
Es droht der Stadt, es droht dem ganzen Reich.

Astolf.

Nun denn, so laß mein ganzes Volk sich rüsten;
Bald komm' ich selbst und führ' es in die Schlacht.

(Der Marschall geht ab.)

Aſtolf (zu Oſorio).

Geh, waffne Dich! Wir wollen dieſe Heiden
Mit Gott im Meer begraben, das ſie brachte.

Oſorio.

Das hoff' ich; und ich will mit Heidenblut
Das Löwenblut von meinem Schwerte waſchen.
O überlaß des Heeres Führung mir!

Aſtolf.

Ich führ es ſelbſt.

Oſorio.

Bedenke, Herr, Dein Alter!

Aſtolf.

Der König altert nicht. Er ſteht zu hoch
Um das gemeine Menſchenloos zu theilen;
Die große Pflicht, die Liebe zu dem Volk,
Die ſind in ihm der ew'gen Jugend Mächte.
(Trommeln und Hörner in der Ferne bis zu Ende.)
Er kennt nur einen Preis, um den er wirbt,
Ein glücklich Reich dem Sohne zu vererben,
Und wie das Volk gern für den König ſtirbt,
So weiß der König für ſein Volk zu ſterben.
(Er und Oſorio ziehen die Schwerter und gehen ab.)

Cinthia.

O könnt' ich dieſes Werk mit ihnen theilen!
O wär' auch ich geſchaffen für die Schlacht!

Hinaus in's Kampfgefilde wollt' ich eilen;
Da sitzt ein Arzt, der hat allein die Macht
Von der Verzweiflung Seelenkrampf zu heilen;
Da sitzt ein Richter in der blut'gen Nacht,
Der würde bald den bösen Streit mir schlichten,
Und zwischen mir und meinem Schicksal richten.

(Indem sie mit Camilla abgeht, fällt der Vorhang.)

Vierter Aufzug.

Scene: Eine Gegend zwiſchen Rom und dem Meere. In der Ferne Trommeln und Trompeten.

Erſter Auftritt.

Einzelne römiſche Flüchtlinge eilen hinten von der Rechten zur Linken über die Bühne. Dann kommt von der Rechten Aſtolf, ſich an ſein Schwert ſtützend, von zwei Knappen geführt, mit ihm der Marſchall; alle ſind gerüſtet.

Marſchall.

Mein königlicher Herr, verlaß den Kampfplatz,
Kehr' in die Stadt zurück! Du biſt verwundet.

Aſtolf.

Die Wund' iſt nichts — kaum ein'ge Tropfen Blut. —
Nur müde bin ich von der blut'gen Arbeit. —
Laßt mich ein wenig ruh'n, um Kraft zu ſammeln.

(Er ſetzt ſich links auf einen abgehauenen Baum.)

Marschall.

Herr, das ist keine sich're Ruhestatt.
Des Feindes Uebermacht hat unsre Reihen
Schon überall erschüttert, und es wächst
Mit jedem Augenblicke die Gefahr.
O kehre nach der Stadt zurück! Wir werden
Den Sieg nicht lassen, bis er uns verläßt,
Und dann gefaßter, muth'ger unterliegen,
Wenn wir Dein Leben, und mit Deinem Leben
Des Reiches Zukunft auch gesichert wissen.

Adolf.

Wer zu viel in die Nacht der Zukunft schaut,
Erblindet für den Tag der Gegenwart.
Es thue jeder nur die nächste Pflicht,
Und stelle Gott der Zukunft Loos anheim.
Dich ruft die Pflicht jetzt in den Kampf zurück.
Folg' ihrem Ruf, ich will der meinen folgen.
(Der Marschall geht wieder zur Rechten ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Marschall. Ein Ritter kommt von der Rechten im Hintergrunde.

Ritter.

Sagt, wenn Ihr's wißt, wo ich den König finde?

Astolf.

Du hast ihn schon gefunden.

Ritter.

Hoher Herr,
Vom rechten Flügel bring' ich böse Kunde.

Astolf.

Was ist geschehn?

Ritter.

Er ist geworfen, Herr.
Der feigste Theil bedeckt entschaart und fliehend
Schon das Gefild umher, und bald erliegt
Der bess're Theil der Uebermacht des Feindes.

Astolf.

Ist denn Osorio todt?

Ritter.

Er ist verschwunden.

Astolf.

Vielleicht verwundet?

Ritter.

Zeugen sagen aus,
Daß sie gesehn, wie er die Flucht ergriffen.
Ein andrer Führer ist vor allem Noth.

Astolf (zu einem der beiden Knappen.)

Schnell! sag' dem Seneschall, er soll sogleich
Des rechten Flügels Führung übernehmen.

(Der Knappe geht zur Rechten ab.)

Astolf (zu dem Ritter).

Du kehrest in den Kampf zurück; es darf
Kein Tapfrer heut dem Vaterlande fehlen.

(Der Ritter geht im Hintergrunde zur Rechten ab.)

Astolf.

Oserio ist entfloh'n. So ist es wahr,
Die Noth nur ist die Prüferin des Menschen;
Sie bricht die Schaal' und läßt den Kern uns seh'n.
Entfloh'n! Unwürdiger Vasall! so bist Du
Ein Held nur gegen Bestien oder Diebe,
Ein Feigling aber auf dem Feld der Ehre,
Und Cinthia's Herz hat richtiger geahnt,
Als mein Verstand geurtheilt? Sey nun, Feiger,
Auch feig genug aus meinem Reich zu fliehen,
Sonst bist Du nur dem ehrenvollen Tode
Entfloh'n, um eines schimpflichen zu sterben.

Dritter Auftritt.

Astolf und der Knappe. Der Marschall kommt eilends von der Rechten. Später Kriegsvolk. Zuletzt Robert.

Marschall.

Herr, rettet Euch! Verloren ist der Tag.

Mit frischen Haufen dringt der Feind heran,
Und unsre Schlacht beginnt sich aufzulösen.

Astolf (der aufgestanden ist).

Mich retten? Nein! Ich wurde nie besiegt:
Wer als Besiegter leben kann, der lebe!
Ich kann es nicht.

Marschall.

Laß Dich beschwören, Herr —

(Aus allen Räumen der Rechten kommt fliehendes Kriegsvolk.)

Astolf (ihm entgegentretend).

Im Namen Gottes, steht! Zurück zum Kampf!

Krieger.

Flieht! flieht!

Astolf.

Verlaßt Ihr Euern König?

Krieger.

Flieht!

(Robert in weißer Rüstung mit geschlossenem Visir kommt das Schwert schwingend von der Linken.)

Robert.

Zum Kampf! zum Kampf für Gott und Ehr'
und Recht,
Für Vaterland und König, Weib und Kind!

(Indem er sich nach der Rechten durchdrängt).

Mir nach! mir nach! Mit Gott! Ich brech'
Euch Bahn.

Krieger.

Ihm nach! ihm nach!

Marschall.

Mit Gott auf Christi Feinde!

(Robert, der Marschall und die Krieger eilen zur Rechten ab, nur die beiden Knappen bleiben bei Astolf. Man höret Waffengeklirr und Trompetenklang, die sich jedoch mehr und mehr entfernen.)

Astolf.

Welch Wunder trug sich zu? War das ein Mensch?
Wie? oder war's ein überirdisch Wesen,
Das mir der Herr in meiner Noth gesendet? —
Gleich einem Zaubrer bannt er Furcht und Schrecken,
Und reißt die Flücht'gen mit sich in die Schlacht. —
Da weht sein Helmbusch schon in Feindesreihen;
Da blitzt sein Schwert schon in des Kampfes Wolken —
Unwiderstehlich wie ein Wetter Gottes
Durchbricht er ihrer Speere dichten Wald.
Ha, wackrer Schnitter mähst Du so, dann ist
Das Feld gesäubert, eh' die Sonne sinkt.
Wir wollen auch nicht müßig seyn. Auf! auf!
Zum rechten Flügel, wo man unsrer Hülfe
Und der Ermuthigung bedürfen wird.

Der Himmel giebt die Gunst des Augenblickes;
Wer schnell sie faßt, wird Meister des Geschickes.
(Er geht mit dem Knappen rechts im Hintergrunde ab.)

Verwandlung.

Scene: Ein Gebüsch näher bei Rom. Auf der rechten Seite ein großer hohler Baum.

Vierter Auftritt.

Scapa kommt von der Rechten. Dann Osorio.

Scapa.

Hier ist es kühl und stille, grade wie es seyn muß, wenn ein Mensch ausruhen und zu einem vernünftigen Gedanken kommen will. Je mehr ich darüber nachdenke, desto vernünftiger finde ich es, daß ich der Schlacht Valet gesagt habe? Warum, aus welchem Vernunftgrunde hätte ich auf die Saracenen einhauen sollen? Weil sie plündern und brennen? Das hieße mich unberufen fremder Sachen annehmen. Weil sie Ungläubige sind? Das wäre eine Unduldsamkeit, die einem aufgeklärten Manne nicht wohl ansteht. Der Ehre wegen? Die Ehre ist für unsereinen, was Austern für den Bauer sind; er wird

nicht satt davon. Ich hatte also Recht, mich davon zu machen, und da meine musterhafte Anhänglichkeit an meinen Herrn mir nicht erlaubte, mich von ihm zu trennen, so hatte ich abermals Recht, ihn mitzunehmen. Daß er mir aber folgte, das war von ihm grundschlecht: denn ihn hätte Vasallenpflicht und Ehre zurückhalten sollen. Es giebt unglaublich schlechte Menschen in der Welt.

Oserie (kommt von der Rechten).

Seltsam, höchst seltsam! Das Getöse der Schlacht ist verstummt, und doch sieht man weder Flüchtige von unserm Heere noch Saracenen, die sie verfolgten.

Scapa.

Vielleicht haben die beiden Heere einander aufgerieben.

Oserie.

Thorheit! Wie die Schlacht stand, müßten jetzt die Unsern in voller Flucht seyn. Was ist geschehen? Hat der Kampf eine andere Wendung genommen!

Scapa.

Immerhin! die Wendung, die wir genommen haben, ist doch die beste.

Oſorio.

Wenn der König doch geſiegt hätte, und mich nun vermißte — es wäre um mich geſchehen.

Scapa.

Keinesweges, Herr. Dann bringen wir Dich in einer Sänfte als ſchwer Verwundeten nach Capua, und machen von dorther einen rührenden Bericht an den König über Deine Leiden.

Oſorio.

Das wird mir mein Recht auf Cinthia und ihre Erbſchaft nicht wiedergeben.

Scapa.

Wenn Du auch dieſes Recht ganz fahren läſſeſt, Herr, verlierſt Du doch nicht mehr, als der, von deſſen Dache ein Sperling davon fliegt. Der König wird ſeine Tochter niemals zwingen, und ſie wird niemals freiwillig Ja ſagen, da Deine Heldenthaten gegen Banditen und Löwen ſie nicht gerührt haben.

Oſorio.

Ich will meine Hoffnung nicht aufgeben, wie es auch ſtehen mag, ich kehre in die Schlacht zurück.

Scapa.

Laß mich offenherzig reden, Herr. Es giebt

Leute, die sonderbarer Weise Geschmack daran finden, todtzuschlagen oder todtgeschlagen zu werden. Wenn die sich nun in die Schlacht stürzen, so habe ich nichts dagegen, denn über den Geschmack ist nicht zu streiten. Du aber hast diesen Geschmack nicht; Dich triebe also nur der Ehrgeiz; der Ehrgeiz ist aber eine Leidenschaft, und der Mensch muß seine Leidenschaften bezähmen. Horch! ich höre Tritte schallen! (Er sieht nach der Rechten.) Da sehe ich eine Rüstung schimmern; es ist ein einzelner Ritter; aber fort! hier darf uns niemand sehen. Wir wollen uns ins Gebüsch verbergen; denn wir müssen hier die Nacht erwarten.

(Sie verbergen sich vorn zur Linken.)

Fünfter Auftritt.

Robert kommt von der Rechten.

Robert (sich umsehend).

Bin ich auch recht gegangen? Ja — ich bin.

(Er fängt sich an zu entwaffnen.)

Vollendet hab' ich, was ich hofft' und wollte,
Die Niederlag' in einen Sieg verwandelt,

Und die Verfolger in ein fliehend Heer.
O wie viel Dank, Hilario schuld' ich Dir,
Daß Du so freundlich meiner Bitte wichst,
Mir Rüstung gabst und Waffen zu dem Kampfe,
Zu meinem ersten Kampf für Gott und Recht,
Zum ersten Kampf für ein geliebtes Wesen,
Das mir mit Lust und Schmerz die Brust erwärmt.
Ha! welch ein Fest das war! welch schönes Fest!
So lang' hat schon der Arm das Schwert entbehret,
So lange schon der Leib das ehr'ne Kleid!
Wie wohl that beiden die gewohnte Last!
Wie wonnig klang dem Ohr des Kampfes Brausen!
Wie ward die Brust so weit im Sturm der Schlacht! —
Still, Namenlos, nun still! es ist vorüber.
Und wie am Morgen nach dem Feste jeder
Die Feierkleider in die Truhe birgt,
Den Alltagsrock dem Staub' entnimmt, und wieder,
(Indem er Narrenkleid und Kappe aus dem Baume nimmt).
Für des gemeinen Lebens Last sich kleidet;
Vertausch' ich hier, Hilario's Wort gemäß,
Die Rüstung wieder mit dem Narrenrocke.

(Er zieht den Narrenrock an und verbirgt Rüstung und Schwert in den hohlen Baum.)

Wer kleidet sich so schlicht, daß er nicht einst
Sein Kleid mit einem schlichteren vertauschte?

(Er geht zur Linken ab.)

Sechster Auftritt.

Osorio und Scapa kommen wieder von der Linken.

Scapa.

Nun wahrhaftig, wenn solche Dinge geschehen, wäre es kein Wunder, wenn der vernünftigste Mann zum Narren würde. Wie kommt der Narr zu der Rüstung, oder vielmehr, wie kommt die Rüstung zu dem Narren? Ist er in der Schlacht gewesen und was hat er verwitziger Weise da gemacht? Wenn ich nur verstanden hätte, was er mit sich selbst zu sprechen schien!

Osorio.

Hast Du gesehn, mit welchem Anstande er die Waffen trug? So trägt sie nur, wer von Jugend auf damit vertraut ist. Ohne Zweifel hat er an der Schlacht Theil genommen. Das thut Keiner, dem der Krieg nicht schon früher Beruf

gewesen ist. So wird mir die Ahnung zur Gewißheit, daß der Narr nicht ist, was er scheint. Ich habe vielleicht sehr unrecht gethan, mir seine guten Werke zuzueignen.

Scapa (indem er die Waffen aus dem Baume nimmt).

Eins kann ich zugeben, das andere muß ich leugnen. Es ist wohl möglich, daß der Narr irgend ein Fürst oder Ritter ist; aber dann hat ihn der Himmel mit Wahnsinn geschlagen, höchst wahrscheinlich, um ihn für seine Sünden zu bestrafen. Wenn er nun für seine guten wahnsinnigen Werke Ehre und Lohn einerntete, so wäre das der Absicht des Himmels zuwider; also handelt, wer ihn darum bringt, im Sinne des Himmels.

Osorio.

Was willst Du mit den Waffen?

Scapa (die Waffen zusammenbindend).

Sie mitnehmen, Herr, für uns auf die Seite bringen. Wer weiß, wozu sie uns nützen können? Ein weiser Mann übersieht nichts. Die Launen eines Weibes sind unerschöpflich; aber der Zufall ist noch unerschöpflicher; und wie es an einem Hunde gerühmt wird, wenn er den Brocken, den man ihm zuwirft, mit der Schnauze

aufsorgt, so ist es preiswürdig an dem Manne
seyen, wenn er den Zufall beim Schopfe zu fas-
sen weiß.
(Er geht mit den Waffen zur Linken ab; Oforio folgt.)

Verwandlung.

Scene: Rom; ein Saal im königlichen Palaste.
Rechts ein Thron.

Siebenter Auftritt.

Cinthia kommt sehr bewegt von der Rechten. Camilla folgt. Später ein Page.

Camilla.

Wohin denn, liebe Herrin?

Cinthia.

Nirgendshin.
Der Seele heftige Bewegung theilt
Sich nur dem Leibe mit, und wie sie selbst
Ununterbrochen die Gedanken wechselt,
So zwingt sie ihn die Stätte rasch zu wechseln.

Camilla.

Das, Herrin, ist der Weg zur Ruhe nicht.

Cinthia.

Weil überhaupt kein Weg auf dieser Erde
Zur Ruhe führt.

Camilla.

Es führt ein Weg dahin;
Allein zum Unglück ist die Leidenschaft,
Indeß sie tausend falsche Wege sieht,
Für diesen einen, für den rechten, blind.

Cinthia.

Was säumt der Page doch? — Gut, daß er säumt,
Es ist ein gutes Zeichen. Kommt er nun,
So wird es heißen: er ist nicht zu finden.
Ich sag' es Dir, so wird, so muß es heißen:
Denn wenn in solchem Traum nicht Wahrheit ist,
So ist die Wahrheit nur ein Ammenmährchen.

(Ein Page kommt von der Rechten.)

Page.

Der Narr ist nicht zu finden, hohe Herrin;
Vergebens hat man im Pallast, im Garten
Laut rufend ihn gesucht; er ist nicht da.

Cinthia.

Ich danke Dir, mein liebes, gutes Kind!
Komm her! komm her!

(Der Page kommt zu ihr, sie nimmt eine goldene Kette ab und hängt sie dem Pagen um.)

Nimm dieses goldne Kettchen
Für Deine Mühe!

Page (ihr die Hand küssend).
Ich danke, hohe Herrin!
(Er geht wieder zur Rechten ab.)

Cinthia.
Nun, hab' ich Dir es nicht voraus gesagt?
Er ist nicht da. Wie könnt' er auch? Er muß
Ja draußen seyn im wilden Schlachtgewühl,
Muß kämpfen in den Vorderreihen, muß
Sein Schwert zum Blitz des Himmels für die Feinde,
Zur Feuersäule für die Unsern machen,
Die ihnen leuchtet auf des Sieges Bahn.

Camilla.
O, liebe Herrin, mir ist bang' um Dich.
Fast vor den Thoren braust der blut'ge Kampf;
Wir hören fast die ehr'nen Würfel klirren,
Womit gespielt wird um des Volkes Heil,
Des Reiches Daseyn, Deiner Väter Thron;
Ein wilder Feind droht unserm heil'gen Glauben
Vernichtung, Untergang, dem Priester Tod,
Den Jungfrau'n Schande, harte Knechtschaft Allen;

Nach Beute spähend schwebt des Todes Aar
Ob Deines Vaters greisem Haupt, und stürzt
Vielleicht in diesem Augenblick herab;
Dann bringt man Dir des Vaters blut'ge Leiche,
Und Du, des Heidenfürsten Sklavin bald,
Kannst nicht einmal ihr eine Gruft bereiten.
Das alles rührt Dich nicht; der Hölle Macht
Hat Deine Seel' umstrickt; Du hast nur Sinn
Für tollen Wahn, und für unwürd'ge Triebe.

Cinthia.

O grausam hältst Du mir den Spiegel vor,
In dem ich meine Häßlichkeit erblicke.
Ach! thu' es nicht! ich hab' in heller Stunde
Mich schon zum Schrecken in mir selbst geseh'n.
Ja, Du hast Recht: ich bin ein Ungethüm;
Jedwede Tugend, die der gnäd'ge Himmel,
Der heil'ge Lehrer und die fromme Mutter
Mir in das Herz gepflanzt, die Kindesliebe,
Die heil'ge Schaam, die Demuth, der Gehorsam
Ist in dem Brand der Leidenschaft geschmolzen.
O! ich bin häßlich wie die Winternacht,
Wie das vom wilden Sturm zerriss'ne Meer,
Wie die vom Lavastrom verbrannte Wüste.
Ach! gräßlich elend macht mich alles Licht,
Bei dem ich meine Mißgestalt erblicke;

So sey barmherzig denn, und reiß mich nicht
Aus meines Wahnsinns fürchterlichem Glücke.
(Sie wirft sich in Camilla's Arme. Kurze Pause.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marschall tritt ein.

Marschall.

Heil meiner hohen Herrin! Heil dem König!
Er sendet mich voraus, die Freudenbotschaft
Dir zu verkünden: unser ist der Sieg.

Camilla.

Gott sey gelobt!

Marschall.

Aufs Haupt geschlagen sind
Die Widersacher unsers heil'gen Glaubens.
Das Land, das sie geplündert und verheert,
Bedecken büßend sie mit ihren Leibern;
Die Woge, die die Beutegier'gen brachte,
Spühlt ihre blut'gen Leichen jetzt hinweg;
Und die ein günst'ger Schicksal ihre Schiffe
Erreichen ließ, entflieh'n mit Sturmeseile.

Cinthia.

Sprich, wie verlief der Kampf? was gab den
Ausschlag?

Marschall.

Weit war des Feindes Macht uns überlegen,
Der rechte Flügel fing zu weichen an;
Osorio, der ihn führte, war entflohen.

Cinthia.

Entflohen? Recht! entfloh'n. Osorio kann
Nicht eigne Thaten thun, nur fremde stehlen.

Marschall.

Was meinst Du, Herrin?

Cinthia.

Nichts. Nur weiter — weiter:

Marschall.

Der linke Flügel, wo der König stritt,
Hielt länger Stand; doch endlich wich er auch.
Da zeigte plötzlich, einem Wunder gleich,
Sich unserm Aug' ein unbekannter Ritter.

Cinthia.

In weißer Rüstung? Nicht?

Marschall.

In weißer Rüstung.

Cinthia.

Geschlossen das Visier?

Marschall.

Geschlossen, Herrin.

Cinthia.

Der Helmbusch weiß und blau, Unschuld und Himmel?

Marschall.

So war es in der That. Er rief zum Kampf —

Cinthia.

Da kehrte Muth in die erschrocknen Seelen;
Sie folgten ihm: unmöglich schien der Tod,
Gewiß der Sieg in seiner mächt'gen Nähe.
Er brach mit eines Bergstroms Allgewalt
In des bestürzten Feindes dichte Schaaren;
Und wie der Hagelschlag die Ernte knickt,
So sank vor seinen Streichen Reih' um Reihe,
Bis uns der Sieg aus ihrem Blut erstand.

Marschall.

Ward Dir's schon angesagt?

Cinthia.

Wer war der Ritter?

Marschall.

Wir wissen's nicht. Indeß die flücht'gen Feinde
Wir nach dem Strande jagten, hatt' er sich
In der Verwirrung unserm Blick entzogen.
Doch hat der König Boten ausgesandt,
Die ihn ringsum auf allen Wegen suchen,
Denn königlich will er dem Retter lohnen.

(Man hört Trompeten in großer Ferne.)

Ha! die Drommete hör' ich schon erklingen;
Sie kündigt uns des Königs Einzug an:
Vergönne mir, entgegen ihm zu eilen.
(Er geht ab. Die Trompeten kommen immer näher.)

Cinthia.

Nun? war mein Traum das Werk der finstern Macht?
Webt sie aus Wahrheit ihre Truggebilde?
Der Ew'ge sey gelobt! nun wird sich alles
In Freud' und Frieden lösen. Wieder hat
Den alten Namen Namenlos gefunden,
Im Blute dieser Schlacht den Heldennamen,
Den schon mit Ehrfurcht alle Völker nennen.
Der Knechtschaft und des Wahnsinns Hülle legt
Er endlich ab; nur ein Gelübde zwang
Zur Buße diese Mißgestalt ihm auf.
Osorio ist entflohen, ich bin frei.
Der Fürst, der Held, der Retter darf ja wohl
Das Höchste fordern: und was wär' es anders,
Wenn auch gering mit seinem Werth verglichen,
Als Cinthia's Hand und Herz und Cinthia selbst?
Wie schnell hat Angst in Freude sich verwandelt!
(Die Trompeten hören auf.)
Mein Glück, mir nun vom Himmel zugetheilt,
Wird meine Seligkeit nicht mehr gefährden;

Ich bin von meiner Häßlichkeit geheilt,
Und meine Liebe wird zur Tugend werden.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Astolf, der Marschall und andere Herren und Ritter, alle noch gerüstet, treten ein.

Cinthia (dem Könige entgegeneilend).
Mein Vater!

Astolf (sie umarmend).
Cinthia! — — Preis dem Gott der Gnade,
Der dieses Wiedersehen uns bereitet!
So blutig und gefahrvoll war der Tag,
Daß alle Hoffnung fast zur Thorheit wurde.

Cinthia.
Ich weiß, mein Vater, und ich preise Gott,
Der Dir so wunderbar den Sieg verlieh'n,
Und in der Noth den Retter Dir gesendet.

Astolf.
Ja wunderbar erschien der Retter mir;
Fast wunderbarer noch ist er verschwunden.
Es würde tief mich schmerzen, wenn ich ihn
Nicht wiedersehen, ihm nicht danken sollte.
Doch, wenn er nicht als überirdisch Wesen

Dem ird'schen Auge sich entziehen kann,
So hoff' ich, werden ihn die Unsern finden.

Cinthia.

Gewiß, gewiß. Er wird auch Deinem Danke
Sich nicht entzieh'n: das wäre Hochmuth nur,
Und Hochmuth wohnt in keiner edlen Seele.

Astolf.

Und welches Lohnes glaubst Du dann ihn würdig?

Cinthia.

Des höchsten, Vater.

Astolf.

Dessen ist er werth:
Darum gedenk' ich ihn, wofern sein Stamm
So adlig ist, wie mutherfüllt sein Herz,
Mit Deiner Hand und Mitgift zu belohnen,
Wenn er auch Dir des Preises würdig scheint.

Cinthia.

Ich beuge gern mich vor des Vaters Willen:
Auch der Gehorsam, Herr, ist süße Pflicht.

Astolf.

Schon hab' ich's öffentlich verkünden lassen:
Wie Du Dich zeigst, so hofft' ich Dich zu finden.

Cinthia.

Und hattest Recht. O glaube nicht, mein Vater,
Daß schwarzer Undank mir das Herz verfinstert,
Oserio nur —

Aſtolf.

Nichts mehr von dieſem Feigling!
Gebrandmarkt hat er ſich durch ſchmähl'ge Flucht;
Und hätte zweimal nicht des Zufalls Laune
Zum Retter Deines Lebens ihn erkoren,
Ich zög' ihn wohl zu ſchwerer Rechenſchaft.

(Trompeten außerhalb.)

Trompeten? Forſchet nach, was ſie verkünden!

(Indem der Marſchall gehen will, tritt ein Ritter ein.)

Ritter.

Der weiße Ritter.

Aſtolf.

Ha! ſo fehlt zum Segen
Des ſchönen Tages nichts.

(Er ſetzt ſich auf den Thron.)

Cinthia (für ſich).

Er kommt! er kommt!

(Sie ſetzt ſich auf einen Seſſel zur Rechten des Thrones.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Oſorio in Roberts weißer Rüſtung und mit geſchloſſenem Helmgitter tritt von mehrern Rittern begleitet ein. Später Scapa und Robert.

Aſtolf.

Sey mir willkommen, unbekannter Held!

Und Dank dafür, daß Du Dich meinem Danke
Nicht stolz entzogen hast. Wie Du das Höchste
Um mich verdient, soll Dir das Höchste werden.
Bist Du von fürstlicher Geburt, so sey
Mein Eidam und der Erbe meines Thrones.

(Scapa und Robert treten unbemerkt ein.)

Wo nicht, so doch der Erst' in meinem Rath
Der Erst' in meinem Heer, und meines Reiches
Geehrtester und mächtigster Vasall.
Laß uns Dein Antlitz seh'n!

Osorio (schlägt das Helmgitter auf).

Alle (erstaunt).

Osorio!

Cinthia (für sich).

Weh mir!

Robert (auf der Linken aus der Menge hervortretend, für sich).

Ha Frechheit, deren selbst die Stirn
Des Lügengeistes sich nicht schämen dürfte!

Astolf (zu Osorio).

Du warst es, und ich wähnte Dich entfloh'n?

Osorio.

Vergieb mein Wagniß, Herr! Schon neigte sich
Der Sieg zum Feind; verloren war der Tag;
Nur Unerhörtes konnte Rettung bringen.
Da zog ich mich zurück, und kehrte bald

In diesen Waffen als ein Fremdling wieder:
Ein Wunder, hofft' ich, würd' es unserm Heere,
Ein plötzlich Schrecken unsern Feinden seyn;
Und Wunder kräftigen der Menge Muth,
Und plötzlich Schrecken lähmt die Kraft der Heere.
Ich lud, wohl wußt' ich's, auf mein schwaches Haupt
Der möglichen Verrechnung schwere Folgen;
Doch schön hat sich erfüllt, was ich gehofft.

Astolf.

Weil Du mit Muth und Tapferkeit vollbracht,
Was Du mit klugem Sinn erfunden hattest.

Oserio.

Nicht mir allein gebühret dieses Lob;
(Auf Scapa zeigend, der ihm zur Linken steht.)
Es war der Rath des treuen Dieners hier.

Scapa.

Ja, ich bitte Deine königliche Hoheit, mit diesem meinem schlechten Gedanken vorlieb zu nehmen. Man hat ab und zu solche Einfälle.

Astolf.

Drum magst Du eine Gnade Dir erbitten.

Scapa.

Wenn Deine Hoheit nur nur gewährt, was ich bitten möchte.

Astolf.

Ich gebe Dir mein königliches Wort.

Scapa.

Nun so bitte ich Deine Hoheit, mir ein Geschenk (auf Robert zeigend) mit diesem Narren hier zu machen.

Astolf.

Mit diesem Narr'n? mit diesem armen Narren?
Ich thu' es ungern, Freund? Bestehst Du drauf?

Scapa.

Ja, hoher Herr; ich bestehe auf diesem armen Geschenke, weil jedes andere zu reich ist, um meine Bescheidenheit ins rechte Licht zu stellen.

Astolf.

Du hast mein Wort; Dein ist er; doch ich hoffe,
Du wirst ein milder Herr ihm seyn.

Robert (für sich).

O Schmach,
Die weiter reicht, als je ein Mensch gedacht!

Astolf.

Empfange nun auch Deinen Lohn, Osorio!
Auf, Cinthia! reich' als Braut ihm Deine Hand!

Cinthia (die bisher in stummer Verzweiflung unbeweglich gesessen, steht rasch auf und wirft sich vor dem Throne nieder.)

Mein Herr! mein Vater! das begehre nicht!
Es ist unmöglich. Bei den Heil'gen allen,

Die, wie Dein flehend Kind vor Deinem Throne,
Vorm Throne Gottes für uns bittend knieen,
Unmöglich iſt's, in Ewigkeit unmöglich!

Aſtolf.

Ha! ſo erfüllſt Du Dein gegeb'nes Wort?
Iſt der Gehorſam nicht mehr ſüße Pflicht,
Verfinſtert ſchwarzer Undank nun Dein Herz,
Weil er es iſt, dem Du vergelten ſollſt?
Doch ſchwör' ich's bei dem Ewigen, du ſollſt.

Cinthia.

O gönne Friſt nur, eine Stunde nur,
Damit ich Dir mein ganzes Herz erſchließe!
Ich werde ſo gewicht'gen Grund Dir ſagen,
Daß Du bald ſchwören wirſt: es kann nicht ſeyn.
Befiehlſt Du jetzt, ſo tödteſt Du Dein Kind:
Mir ſagen, reich' als Braut ihm Deine Hand,
Das heißt mich weih'n zu einer Braut des Todes.

Aſtolf.

Hinweg von mir! Du biſt ſo voller Undank,
So voller Launen, Unverſtand und Tücke,
Daß man an meiner Menſchheit zweifeln könnte,
Weil eine ſolche Tochter ich gezeugt.
Ich bin Dein Vater nicht mehr, nur Dein Herr.
Als er nur Dich gerettet, mußt' ich Dir's,
Ob Du ihm danken wollteſt, überlaſſen;

Nun er mein Reich, mein Volk gerettet hat,
Nun ist es meine königliche Pflicht,
Den wohlverdienten Dank ihm zu erzwingen!
Und wer den menschlich schönen Trieb nicht fühlt,
Freiwillig seinem Volke sich zu opfern,
Der hat verdient, daß man als Opferthier
Ihn zum Altar des Vaterlandes schleift.

Cinthia.

Er hat das Reich gerettet: gieb es ihm!
Er sey Dein Sohn, Dein Erbe! Mich vergiß!
Das Kloster sey des Ungehorsams Strafe!

Oforio.

O Herr! ich gebe Dir Dein Wort zurück,
Daß nicht, vom Vaterherzen überwunden,
Mein königlicher Herr unköniglich
Gestehen müss, ich kann mein Wort nicht halten.

Astolf.

Nicht halten? Bei dem Firmament! ich will's.
Her! reißt sie auf! (Zu Cinthia.) Du, reich' ihm Deine Hand!
Sonst hab' ich, obschon alt, noch Kraft genug,
Um in des Bräut'gams Arme Dich zu schleudern.

Cinthia (in heftiger Bewegung aufstehend).

Nun denn — so höre, König! höret Alle!
Ein Heuchler ist's, der frechste der Betrüger:

Nicht er hat den Banditen mich entrissen;
Nicht er hat vor dem Löwen mich geschützt;
Nicht er hat die Ungläub'gen heut geschlagen.

Astolf.

Wer sonst? wer sonst?

Cinthia (auf Robert zeigend).

Hier dieser — Namenlos.

Alle.

Der Narr?

Robert (für sich).

Hilf Gott! Hilf Gott.

Cinthia.

So nennt Ihr ihn
In Euerm Blödsinn. Kann nicht eine Wolke
Die Sonne bergen?

Astolf.

Weh! Ihr Geist ist krank.

Cinthia.

Wie? krank? Sind meine Worte sinnlos? oder
Kann auch Verstand seyn in des Wahnsinns
Reden?

Astolf.

Bist Du nicht krank, beweise, was Du sagst!

Cinthia.

Nur das Gemeine kann der Mensch beweisen;
Was höher mit dem Himmel ihn verbindet,

Des Geiſtes wortlos Zeugniß in der Bruſt,
Das kann er niemals vor den Richterſtuhl
Des blöden, irdiſchen Verſtandes bringen.
Doch — (zu Robert) rede ſelbſt, wo warſt Du,
als ich während
Des Kampfes Dich vergebens ſuchen ließ?

Robert.

Hei! ich ſaß auf einer Eiche draußen, um das Todtſchlagen zu ſehen; aber die Krähen hielten mich für eine Eule, und biſſen und rauften mich.

Cinthia.

Beim Gott der Wahrheit, Herr, beſchwör' ich Dich,
Zum dritten Male rette mir das Leben!
Leg' die Verſtellung ab, und rede wahr!

Robert (mit gebrochener Stimme.)

Hau! hau! hau! hau!

Cinthia.

Wer rettet mich?

Aſtolf.

Genug des irren Treibens!
Oſorio, wenn ihr Wahnſinn Dich nicht ſchreckt —

Oſorio.

Was wär' die Liebe, die ſich ſchrecken ließe,
Die nicht im Unglück heißer nur entbrennte?

Aſtolf.

So geh' und küſſe ſie als Deine Braut!

(Oſorio nähert ſich Cinthia'n).

Cinthia (ihn von ſich weiſend).

Verräther! Heuchler!

Aſtolf.

Unglückſel'ge, ſchweige!
Bei meinem Zorn, Ihr Frauen, bringt ſie fort!
(Camilla und die Frauen umringen Cinthia.)
Ihr aber rüſtet mir das Hochzeitfeſt,
Das ich begeh'n will mit der Morgenröthe.

Cinthia.

Ja geht, bereitet mir das Hochzeitfeſt!
Nur rath' ich Euch, mit Blumenlaſten ſchmücke
Mit Indiens Gaben würze ſich das Mahl!
Damit der Duft den Grabgeruch erſticke,
Der ſich verbreiten könnte durch den Saal.
Nur rath' ich Euch, des Oceanes Brauſen,
Des Himmels Donner und des Sturmes Sauſen
Als Flötenbläſer ladet ſie mir ein!
Daß der Palaſt von ihrem Spiel erdröhne,
Und ſo nicht etwa wilde Jammertöne
Die Tanzmuſik unziemlich überſchrei'n.
Nur rath' ich Euch, zwei Sonnen zu beſtellen
Für dieſen Tag, der mein Geſchick erfüllt;

So kann die eine doch die Welt erhellen,
Wenn auch vor Schreck die and're ſich verhüllt.
Das ſag' ich Euch, Ihr ſchafft mir Licht für morgen;
Für Nacht und Graus wird ſchon ein Andrer ſorgen.

(Indem ſie mit den Frauen zur Rechten abgeht, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Scene: Rom. Ein geräumiger Hof im königlichen Palaſte. Auf beiden Seiten Flügel des Palaſtes, jeder mit einem Eingange. Im Hintergrunde eine Mauer mit einem Thore, jenſeits der Mauer ein Garten. Auf der Linken im Hintergrunde eine große Hundehütte, an deren Eingange eine Dogge an der Kette liegt und ſchläft, nur wenig ſichtbar. Mondhelle Nacht.

Erſter Auftritt.

Cinthia, in einen Schleier gehüllt, tritt aus dem Eingange rechts.

Cinthia.

Zu hell! zu hell! Was ſoll die helle Nacht?
Iſt nichts als Widerſpruch in dieſer Welt!
Iſt helle Nacht nicht wie lebend'ger Tod,
Wie glühend Eis, wie tugendhaft Verbrechen?

Was willſt Du ſehen, Leichenantlitz, Mond?
Wie eine Königstochter den Geliebten
Im Stall der Hunde ſucht? Pfui! iſt das keuſch,
Daß Du den Gang der Liebenden belauſcheſt.
Iſt ſüße Liebesthorheit Dir ſo neu? —
Was ſäumſt Du noch, Prinzeſſin?
(Sich nach der Hundehütte wendend.)
Sieh! da prangt
Ja der Palaſt, wo auf goldfarb'nem Lager
Der Auserwählte Deines Herzens ruht.
(Sie nähert ſich der Hütte.)
Auf, Namenlos! Heraus! — komm, Namenlos! —
Ich bitte, Namenlos! — ein Wort mit Dir!

Zweiter Auftritt.

Cinthia. Robert kommt aus der Hütte.

Robert.

Wer ruft? Iſt die Morgenſuppe da? (Er ſieht ſich um.) Nein! nein! Es iſt noch zu früh zur Morgenſuppe: der Hahn hat noch nicht geſungen, und die Eule iſt noch beim Tanze. Wer biſt Du?

Cinthia.

Erkennst Du Cinthia nicht? sie ist es, Herr.
Des Elends Uebermaaß, der Inbegriff
Von allem Erdenjammer kommt zu Dir
Dem einz'gen Retter, Rettung zu erflehen.

Robert.

Ich bin nicht der einzige. (Auf den schlafenden Hund zeigend.) Dort schläft einer meiner Brüder; der ist besser als ich; sprich mit dem.

Cinthia.

Nicht diese Larve, Herr! Sie täuscht die Menge,
Die nur nach außen sieht, nach außen hört;
Ich seh' und höre tief hinab ins Inn're,
Und in der Tiefe wohnt der Geist der Wahrheit.

Robert.

Wirst Du von Geistern geplagt? Ei! ei! ich weiß, wie das thut. Soll ich bellen, und sie verscheuchen?

Cinthia.

Du schreckst mich nicht durch diese Wahnsinnsreden
Von meinem Flehen ab: ich weiß ja doch,
Daß ein verständ'ger Geist mich hört und faßt.
Du hast das Leben zweimal mir gerettet:
Es ist, und wärest Du der Sünde Liebling,

Ein Fürſt der Miſſethat, doch Deiner Frevel
Verruchteſter, wenn Du nicht auch vom Elend,
Das jetzt mir droht, durch Wahrheit mich er-
rettetſt.
Der frechſten Lüge Opfer ſoll ich werden,
Dem ſchwärzeſten der Heuchler Treue ſchwören,
Dem Haſſenswürdigſten der Liebe Pflichten,
Dem Laſter ſelbſt der Tugend Früchte weih'n.
Und dazu — dazu haſt Du mich gerettet?
Nein, nicht gerettet nur, mich auch verdammt:
Denn Deine Thaten leihen ihm den Glanz,
Der meinen Vater blendet und ihn zwingt,
Sein einzig Kind der Hölle hin zu werfen.

Robert.

Huhu! der Nachtthau iſt kalt; bei meinen Brüdern iſt es warm. Geh ſchlafen, Nachtigall, ehe die Eule Dich findet, wenn ſie heim kommt. (Er will nach dem Hintergrunde zurück.)

Cinthia (ihm den Weg vertretend).

O höre — höre mich! — Zwar weiß ich nicht,
Was Dir ſo ehern feſt die Zunge bindet;
Doch, was es ſey, es kann nicht heil'ger ſeyn,
Als der Gebote Gottes erſtes, höchſtes:
Du ſollſt den Jammer dieſer Erde mindern,
So viel der Thränen trocknen, wie Du kannſt.

Was Dich auch bindet, Schwur, Gelübde, Buße,
Wenn Du deshalb die Hand der Sinkenden
Umsonst sich strecken lässest aus der Fluth,
So wird Gelübde, Buße, Schwur zum Frevel.
Dann fluch' ich Deinem Muthe, Deiner That,
Die in des Lebens Folterkammer mich
Zurückgehalten, muß ihr fluchen — ich
Mit einer Brust voll tiefen Dankgefühles —
Nein! nein! hinweg mit dieser Heuchelei! —
Mit einer Brust voll glühend heißer Liebe.

Robert (erschrecken für sich.)

Hilf Gott! Hilf Gott!

Cinthia.

Ja — hör' es — hör' es nur —
Ein Wölkchen deckt den Mond — ich liebe Dich.
Ich habe Dich geliebt mit bangem Sehnen,
Bevor ich Dich geseh'n, ich liebe Dich,
Seitdem ich Dich geseh'n mit Furcht und Zittern,
Und darum heißer, heißer tausendmal.
O wenn ein Herz den Geist der Finsterniß
So glühend liebte wie das meine Dich,
Er kehrte wieder gut zu Gott zurück:
Du aber, Du, der niemals aus dem Himmel
Der Menschlichkeit gefallen ist, Du könntest

Die Wahrheit, die mich rettet, mir verſagen,
Der Liebenden, die hier im Staube fleht —?

(Sie will vor ihm niederknieen.)

Robert. (Sie in ſeine Arme nehmend, ſelbſtvergeſſen.)
Ich liebe Dich mit aller Liebeskraft,
Die ungeweckt ſo lang' im Herzen ſchlief:
Denn nie hab' ich geliebt und nichts geliebt;
Du erſt erſchließeſt mir den ird'ſchen Himmel.

Cinthia.

Dank Gott! ich bin gerettet.

Robert (heftig erſchreckend für ſich).
Herr im Himmel!

(Er wirft ſich vor Cinthia nieder.)

Vergieb, vergieb, o Herrin! Deine Gnade
Hat gleich dem Zaubertranke mich berauſcht.
Vergieb, daß Mörderarme Dich umfaßt!

Cinthia (erſchrocken, zurückweichend).
Grauenvolles Wort! Wer biſt Du? Sage, wer?

Robert.

Du ſollſt es hören: denn der guten Stunden,
Nein! nein! der böſen Stunden hab' ich eine,
Wo ich mich ſchaudernd wieder ſelbſt erkenne.

Cinthia.

Ein Mörder und der Retter meines Lebens!
Ein Mörder und ein ruhmgekrönter Held!

Robert.

O wär' ich das! die Schaale meiner Sünden
Ist bis zum Balken voll; die andr' ist leer.
Hätt' ich gethan die Thaten, die Du nennst!
So legt' ich etwas doch in diese Schaale.

Cinthia.

Du hättest nicht?

Robert.

Nein, Herrin!

Cinthia.

Wehe! wehe!
Wer bist Du, sprich!

Robert.

Mein Vater war ein Ritter,
Ein armer Mann mit einem bösen Sohn.
Ich wollte größer werden als mein Vater,
Und ward ein Räuber. O entsetzlich Handwerk,
Deß Handwerkszeug das Feu'r ist und das Schwert!
Der Menschen Gut hab' ich geraubt, zerstört;
Der Menschen Häuser hab' ich angezündet;
Der Menschen Blut hab' ich mit Lust vergossen,
Das Haupt des greisen Vaters nicht geschonet,
Und meiner armen Mutter Herz durchbohrt.
Da sind drei braune Männlein zu mir kommen, —

Und haben mir ein Lied gesungen — hu!
Ein Lied, das hat mich namenlos gemacht. —
Fleuch, Nachtigall, entfleuch! — die Eule kommt —
Die Eule, die zerreißt Dich — hau! hau! hau!

Cinthia (die mit starrer Angst, als ob sie ein Gespenst sähe, ihm zugehört hat).

Verfluchter Laut! Haha! die Hölle lacht,
Daß sie an mir ein Meisterstück vollbracht.

(Sie stürzt durch den Eingang zur Rechten ab.)

Robert (aufstehend, sehr erschüttert).

Es ist geschehn. Wie Menschenrecht und Freiheit
Und Ehr' und Ruhm ich von mir schon geworfen,
So nun das höchste Glück, des Herzens Glück. —

(Nach einer kurzen Pause fast weinend.)

Ist's nun genug, mein Gott? ist's nun genug?
Säß' ich auf Deinem Thron, ich spräche Ja.

(Drogo wie im dritten Aufzuge erscheint im Hintergrunde.)

Dritter Auftritt.

Robert und Drogo.

Drogo.

Hör', Robert, höre!

Robert (ihn erblickend).

Du? schon wieder Du?

Was hängst Du, bleicher Unterthan des Todes,
An meine, des Lebend'gen, Ferſen Dich?

Drogo (langſam vorſchreitend).

Mich ſendet Einer, der Dich ſchützen will,
Beſchützen vor Dir ſelbſt und Deinem Wahne;
Die Zukunft ſoll ich Dir, die Ernte zeigen,
Zu der Du jetzt den Saamen thöricht ſtreuſt.
(Er hält ihm einen Zauberſpiegel vor.)

Robert (in den Spiegel blickend).

Ha! Cinthia! ringend mit dem Tod — gebadet
Im eignen Blut — im Buſen einen Dolch —
O Cinthia! Cinthia! haſt Du mir geflucht? — —
Oſorio auf dem Thron — zu ſeinen Füßen
Ein jammernd Volk von Ketten wund gedrückt —
Und mich verklagt ſein gräßlich Wehgeſchrei — —
Ich ſelbſt, als nackter Sklav im Heidenlande —
Anſtatt des Stieres an den Pflug geſpannt —
Des Treibers Geißel trifft den blut'gen Rücken —
(Er tritt zurück.)
Das meine Zukunft und mein eignes Werk?

Drogo.

Des Blödſinns Werk, der eigenſüchtig wirbt
Um eine Seligkeit, die nirgends iſt.

Robert.

Weh, daß ich ward und bin!

Drogo.

Die Feigheit klagt.

Robert.

Was frommt der Muth, wo nichts zu ändern ist?

Drogo.

Ein andrer Saamen giebt auch andre Frucht.
Wenn pflichtgetreu die Wahrheit Du enthüllst,
So wird die Zukunft anders sich gestalten.

Robert.

So ständ's in meiner Wahl?

Drogo.

In Deiner Wahl.

Robert.

Dann ist der Mensch ja frei; Du nanntest jüngst
Ihn einen Sklaven der Nothwendigkeit:
So widerspricht sich auch, was frei geworden
Von irdischer Beschränkung jenseits lebet?
Nun hab' ich Dich erkannt. Hinweg von mir!
Der Widerspruch kann nicht vom Himmel stammen;
Im Namen Gottes denn befehl' ich Dir:
Zurück, Du Höllengeist, in Deine Flammen!

(Drogo versinkt unter Feuer.)

Robert.

Es war die Hölle, die mich locken wollte,
Daß ich vom Pfad des Heiles weichen sollte.
Ich danke Gott, der sie zu überwinden

Die Kraft im schwachen Herzen mich ließ finden. — —

Ich bin betrübt, und kann mir's nicht verhehlen,
Der Schmerz wird nimmer weichen aus der Seelen;
Und dennoch fühl' ich in mir eine Stille,
Als wär' der Schmerz mein Wunsch, das Leid mein Wille.
Die Ruhe kommt auch in der Trübsal Wohnung;
Das ist der Tugend irdische Belohnung.
Ja, wenn sie dort auch nicht vergolten würde,
Hier von uns fiele mit des Leibes Bürde,
Sie wäre doch der Uebung werth hienieden,
Denn sie nur giebt in Glück und Unglück Frieden. — —

Nun, da die Hölle fruchtlos sich bemüht,
Und klein're Mächte minder noch vermögen,
Geh' ich dem Tag, der bald im Osten glüht,
Dem bösen Tage, stillen Muths entgegen.
Was Gott verhängt, muß heilig seyn;
Ich traue seinem Worte,
Will wandeln still durch kurze Pein
Zur schmalen Himmelspforte.

(Er geht in den Hintergrund und kriecht in die Hütte.)

Verwandlung.

Scene: Ebendaſelbſt. Ein Gemach Cinthia's im Palaſte. Zwei Seitenthüren, keine Mittelthüre. Morgen.

Vierter Auftritt.

Cinthia mit etwas zerſtörtem Haar und Camilla kommen von der Rechten.

Cinthia (geht nach der Linken, bleibt aber plözlich ſtehen).

Wo wollt' ich hin?

Camilla (nach der Linken zeigend).

Dort, in Dein Putzgemach,
Wo Deine Frauen mit den Feſtgewändern
Schon Deiner harren.

Cinthia.

Thun ſie? Laß ſie harren!
Wer harrt, iſt glücklich noch; Entſcheidung bringt
Uns Unglück nur: des Schmerzes Wermuth iſt
Ein bittrer Trank, und ſchaal wird über Nacht
Jedweder Freude Wein; das ganze Leben
Iſt nur erträglich, weil's ein Harren iſt.

Camilla.

Komm, Herrin, komm! Die Stunde drängt;
schon brennt
Das Morgenroth auf den Sabinerbergen,
Und mit dem frühen Tage will der König —

Cinthia.

Gut! gut! ich weiß schon, was der König will.
Ich aber will nicht andre Kleider tragen:
Ich bin geschmückt genug zu diesem Fest.

Camilla.

Du wirst des Königs Zorn dadurch erregen.

Cinthia.

Als ob ich jetzt in der Verfassung wäre,
Wo man um eines Königs Zorn sich kümmert!

Camilla.

O Herrin, wunderlich sind Deine Reden;
Ein kalter Schauer weht darin und macht
Viel bänger mir, als ihre sonst'ge Gluth.

Cinthia.

Ja, Deine ganze Seel' ist Bangigkeit,
Und wenn ich einmal sage: „Schlafe wohl!"
Statt: „Gute Nacht!" so fängst Du an zu
zittern.
Ich bin so ruhig, wie ich nie gewesen

Seit jenem ersten unvernünft'gen Traume.
Ich glaubte mich von diesem Traum erwacht,
Und schlief doch immerfort, und litt vom Alp;
Drum ging ich diese Nacht zu meinem Prinzen,
Der sich, bescheiden und ein Feind des Prunkes,
Den Stall der Doggen zum Palast erwählt.
Was ich von ihm gehört, hat mich erweckt
Aus meinem lügenhaften Traum: ich wache;
Es ist vorbei — ist gut — und still davon!

Camilla.

Gott sey gepriesen! Wer sein Uebel kennt,
Der ist schon auf dem Wege zur Genesung.
Komm denn, und laß Dich schmücken, liebe Herrin!

Cinthia.

Nichts mehr von Schmuck! Das Haar nur ordne mir!
Der Nachtthau hat die Locken aufgelöset,
Und eine Fledermaus hat sie verwirrt.

(Sie setzt sich.)

Komm ordne sie! Nur, bitt' ich Dich, recht hoch!
Bau' einen Thurm von Babel mir aufs Haupt!
Ich will beim Feste mit dem König reden,

Und mit des Menschen Leibesgröße wächst
Auch seines Worts Gewicht: darum recht hoch!

(Camilla, die schon hinter sie getreten, ordnet während des Folgenden ihr Haar.)

Und nichts von anderm Schmuck! Was sollt' ich schmücken?
Der Seele Schmuck erfordert lange Jahre;
Der Schmuck des Leibes — — Pfui! verdient er Schmuck?
Was ist die Kette, die ans Thier uns bindet,
Das Joch, das uns, dem edlen Geist zum Hohne,
Dem thierischen Bedürfniß unterwirft?
Es ist der Leib. Wie heißt der schmutz'ge Boden,
Auf dem des Lasters Unkraut wuchernd sprießt,
Der finstre Götze, dem man Ehr' und Tugend
So häufig opfern sieht? Er heißt der Leib.
Was macht ein menschliches Geschöpf zum Weibe,
Das heißt zur Sklavin, die auf höchster Höhe,
Wo doch die Luft der Dienstbarkeit nicht weht,
Auf einem Throne selbst noch Sklavin bleibt?
Es ist der Leib. Was zwingt den freien Geist
Vor Kerkern, Ketten, Geißeln, Schwert und Flammen,

Die ihn doch nicht erreichen, sich zu fürchten,
Und auszuhalten in des Lebens Kerker,
Indeß ein Stoß die Pforte sprengen könnte?
Es ist der Leib, und wiederum der Leib,
Es ist die Furcht, dem Leibe weh zu thun.
So ist der Leib der Stifter alles Bösen;
Und schmücken sollt' ich diesen argen Feind?
(Sie steht auf.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Page kommt von der Rechten.

Page.

Des Königs Hoheit sendet her und fragt,
Ob Du zum Feste schon bereitet seyst?

Cinthia.

Ich bin bereit. Man soll dem König sagen —
Doch nein! — Geh' nur! Camilla bringt die Antwort.

(Page ab.)

Geh' Du zum König, sag', ich ließ ihn bitten,
Den Narren mir zur Hochzeit einzuladen,
Ich hätte schweres Unrecht zu vergüten,
Und könnt' es nur in Gegenwart des Narr'n.

Camilla.

Das iſt ein wunderſam Begehren, Herrin.

Cinthia.

Vollziehe den Befehl, und klügle nicht!

Camilla.

O wäre dieſer Tag doch ſchon vorüber!
(Sie geht zur Rechten ab.)

Cinthia.

Er wird vorüber geh'n, wie alles — alles.
(Sie zieht einen kleinen Dolch aus dem Buſen.)
Nun komm, Du kleiner Freund, mein Däumling, komm!
Wohl biſt Du winzig klein, doch groß genug,
Den Lavawogen des entflammten Blutes
Den Krater zu eröffnen, und dem Berg
Dem arggequälten Ruhe zu verſchaffen.
Mein kleiner Finger iſt das Maaß des Dolches,
Und dennoch reicht er bis zum Sitz des Lebens.
Wie kurz der Weg zum Herzen iſt! Was Wunder,
Daß Lieb' und Hoffnung, Jammer und Verzweiflung
So leicht ihn finden und ſo ſchnell durchwandern?
(Indem ſie den Dolch in ihr hohes Haargeflecht verbirgt.)
Ins Haar mit Dir! tief in der Flechten Wuſt!
Da biſt Du ſichrer als an meiner Bruſt.

So! liege nur im Dickicht, kleine Schlange,
Bis ich nach Deinem Todesstich verlange.
Das, König, das bedachtest Du wohl nicht,
Wie tödtlich tief solch eine Natter sticht?
Ich weiß, Du sähst die Tochter gern vermählet;
Zu dienen, Herr! Der Bräut'gam ist gewählet.
(Sie geht zur Rechten ab.)

Verwandlung.

Scene: Ebendaselbst. Der Thronsaal im Palaste.
(Aufz. 4. zu Ende.)

Sechster Auftritt.

Hofgesinde schon gegenwärtig. Osorio tritt mit Scapa und anderem Gefolge, alle festlich gekleidet, ein. Osorio und Scapa kommen in den Vordergrund.

Scapa.

Ich bitte Dich, Herr, mache ein hochzeitliches Gesicht zu Deinem hochzeitlichen Kleide! Ich bin ein entschiedener Freund des Harmonischen. Was hast Du denn für Ursache, Dich zu grämen?

Oſorio.

Habe ich etwa keine? Wer weiß, wie das Räthſel mit dem Narren ſich noch löſen wird.

Scapa.

Der Narr iſt ein Räthſel, und Räthſel müſſen gelöſet werden: das iſt gewiß. Nun giebt es hier eine dreifache Löſung. Wir können den Narren ſelbſt auflöſen und auf ſeine Elemente zurückführen; oder ihn in ein Loch ſtecken, wo ihn keine Sonne mehr beſcheint; oder ihn als Sklaven nach Afrika verkaufen. In allen drei Fällen ſind wir vor ſeinem Verrathe ſicher. Ich habe den letzten vorgezogen, und bin ſchon mit einem Sklavenhändler eins: er zahlt mir 20 Unzen und der Narr iſt ſein.

Oſorio.

Wie aber ſoll der Sklavenhändler ohne Aufſehen ſeiner habhaft werden? Wird nicht der König —

Scapa.

Laß mich gewähren. Du ſchickſt mich morgen nach Capua; der Narr als mein Diener begleitet mich; unterwegs an der Küſte überfallen uns Seeräuber und ſo weiter. Auf dieſe bequeme Art haben ſchon Brüder ihre Brüder und

Weiber ihre Männer verkauft. Was willſt Du? Es iſt der bewundernswürdige Trieb des Menſchen zur Induſtrie.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marſchall kommt von der Rechten und geht an die Mittelthüre, welche die Diener ihm öffnen. Auf ſeinen Wink erſchallen draußen Pauken und Trompeten. Herren, Ritter und Hofleute treten ein, unter den Letztern Robert. Die Thüre bleibt offen. Zugleich kommen von der Rechten Pagen, dann Aſtolf mit Cinthia, dann Camilla und andere Frauen Cinthia's.

Aſtolf.

Oſorio, edler Prinz von Capua,
Empfang' aus Deines Königs Hand den Lohn
Für Deiner Treue, Deiner Liebe Thaten.

(Er legt Cinthia's Hand in die Oſorio's, der ſie knieend empfängt.)

Oſorio.

O Herr! in dieſes Lohnes Glanz verſchwänden
Wohl ſelbſt die Thaten von Alkmenens Sohn.

Aſtolf.

Des Gotteshauſes Pforten ſind geöffnet;

Im heiligen Gewande harrt der Priester
Schon am Altar: so laßt mit Gott uns geh'n.

Cinthia.

Ein Wort vorher, mein hoher Herr und Vater.
Den edlen Prinzen hab' ich schwer beleidigt,
Ihn schimpflich vor den Herrn und Rittern allen
Der Heuchelei und des Betrugs gezieh'n.
Jetzt, da ich meinen Irrthum eingesehen,
Bekenn' ich auch vor Allen meine Schuld,
Und bitte demuthsvoll, daß er vergebe.

Oforio.

Vergeben? Dir! O! wenn Du mich gekränkt,
Hast Du mir wohl gethan, als Du mich kränktest:
Denn immer überwiegt bei edlen Seelen
Die Buße zehnfach ihre Schuld.

Cinthia.

Du irrst,
Wenn Du von Cinthia mehr als Worte hoffst.
Wie gegen tödtlich Gift sich die Natur
In uns mit aller Kraft empört und sträubt,
So meine Seele gegen diesen Bund,
Den man mich zwingen will mit Dir zu schließen.
Nenn's Wahnsinn, Widerspruch — doch Wahrheit ist's:

Der Ehre scheinst Du wie der Liebe werth,
Ich kann Verachtung nur und Haß Dir geben.
Ich könnte Dich nicht sehen ohne Grau'n,
Ich könnte Dich nicht hören ohne Beben,
Ich könnte Dir nicht lächeln um die Welt.
Hast Du noch Muth zu diesem süßen Bunde?

Osorio.

Warum sollt' ich verzweifeln an der Hülfe
Der mächt'gen Zeit, der Allversöhnerin?

Astolf.

Fort zur Capelle!

Cinthia.

Sey barmherzig, Vater!
Gestatte Frist! Laß ein'ge Jahre mir
In eines Klosters heil'ger Stille Zeit
Von meinem Seelenübel zu genesen!

Astolf.

Fort zum Altar!

Cinthia.

Des einz'gen Kindes Leben,
Den Frieden Deines Alters gilt es — meine
Und Deine Seligkeit.

Aſtolf.

Fort zum Altare!
Nimm Deine Braut, Oſorio! folge mir!

Cinthia.

Hinweg denn, Schaam! Noch eins muß ich entdecken;
Dann folg' ich Euch zum Opferfeſt, wenn dann
Der Prinz ſich mit der Schande will vermählen.

Aſtolf.

Wie kommt das Wort in meiner Tochter Mund?

Cinthia.

Wo biſt Du, Namenlos?

Robert (tritt auf der Linken aus der Menge hervor).

Cinthia.

Seht dieſen Mann!
Was er jetzt iſt, das iſt des Wahnſinns Werk;
Was er geweſen, wißt Ihr nicht. So höret —
In lichter Stund' entlockt' ich's ihm — er war
Ein Räuber einſt, der Frevel ſein Gewerb,
Der Schreck ſein Ruhm, der Menſchen Fluch ſein Lohn;
Die Flamme hetzt' er auf das Haus des Friedens,
Den Mord geſellt' er zu dem heil'gen Schlafe,
Und blutig ſtets war ſeiner Ferſe Spur;

So viel hat er geschlachtet und gebrannt,
Daß Feu'r= und Blutdampf Wahnsinn ihm gebracht,
Ja Vater, Mutter selbst hat er gemordet.

(Alle weichen betroffen zurück.)

Nun, schaudert Ihr vor diesem Ungeheuer?
Mir steigt das Haar zu Berg', erstarrt das Blut;
Doch reißt zu ihm mich heiße Liebesgluth.
So endet schön die gräßliche Geschichte:
Wir lieben uns, wir haben's uns vertraut
In süßer Nacht bei Luna's keuschem Lichte.
Wer will des Mörders Liebste nun zur Braut?

Astolf (sich von seiner Bestürzung erholend).

Stirb, schändlich Weib, von Deines Vaters Händen!

(Er zieht das Schwert und stürzt auf sie zu.)

Cinthia (auf die Knice fallend).

Willkommen Tod!

Robert (stürzt hinzu und entreißt dem Könige das Schwert).

Hegt Wahnsinn hier Gericht?

(Der Marschall und andere Herren und Ritter ziehen die Schwerter.)

Zurück, Gewürm! Wollt Ihr zertreten enden?
Und könntet Gott Ihr seine Sonn' entwenden,

Dies heil'ge Haupt verletzen sollt Ihr nicht.

(Er besinnt sich plötzlich und läßt das Schwert fallen.)

Kommt! fesselt mich! Verfallen ist mein Leben.

(Camilla und Oforio heben Cinthia auf und führen sie nach der Rechten.)

Astolf.

Fort mit dem Mörder in des Kerkers Nacht!
Nein! eilt, dem Henker ihn zu übergeben!

Robert.

Gelobt sey Gott der Herr! es ist vollbracht.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Hilario, Hubert, Mathilde, die schon etwas früher unbemerkt eingetreten sind.

Hilario (nach hinten unsichtbar).

Es ist vollbracht.

(Der Kreis der Anwesenden öffnet sich, so daß Hilario nun sichtbar in der Mitte steht.)

Astolf.

Hilario! Hoch willkommen!

Hilario.

Ich bringe Gäste Dir, mein hoher Herr:

(Hubert und Mathilden, die weiter rückwärts standen, gegen Astolf verführend.)

Den edlen Herzog von der Normandie
Und ſeine Herzogin.

Robert (ſie erblickend).

Ha! Vater! Mutter!

(Er eilt zu Hubert und Mathilden.)

Hubert.

Mein Sohn!

Mathilde.

Mein Sohn!

(Sie umarmen ihn eines nach dem Andern; dann kniet er zwiſchen ihnen nieder; ſie ſegnen ihn, heben ihn dann wieder auf, und er ſcheint ſie von dem Vorgefallnen zu unterrichten. Dies alles mehr zur Linken während des Folgenden zur Rechten.)

Aſtolf.

Ihr Sohn?

Hilario.

Ihr einz'ger Sohn,
Einſt Herzog von der ſchönen Normandie,
Der Retter Cinthia's, und der Heiden Sieger,
Der, büßend für der Jugend wilde Thaten,
Zu Wahnſinn ſich und Dienſtbarkeit erniedrigt.

(Er ſpricht mit Aſtolf leiſe weiter.)

Cinthia (die geſpannt zugehört, ſtürzt auf die Kniee).
Mein Herr! mein Gott! — ich habe keine
Worte —

Du willst ja Wort' auch nicht — Dein Auge sieht
Des Herzens dankbar Klopfen in der Brust,
Der Reue Leid, der Seele stilles Weinen.
Ich fühle mich so leicht und wohl. Ich bin —
Dank Dir, allgüt'ger Gott! — ich bin genesen:
Die Fiebergluth ist von der Stirn gewichen,
Des Krampfes Schmerzen aus der Brust.

(Sich immer noch knieend zu Astolf wendend.)

O Vater!
Vergieb, wenn Dich die Tochter pflichtvergessen
Durch Wort und That gekränkt! Ich war es nicht;
Ach! eine arme Fieberkranke war's:
Sie ist geheilt; nimm Deine Cinthia wieder!

Astolf (sie in seine Arme aufhebend).

An Deines Vaters Herz, mein armes Kind!

Robert (zu Hubert und Mathilden).

Nein, Vater, Mutter, nein! nur minder schlimm,
Nicht tugendhaft kehrt der Verlor'ne wieder:
Der Tugendweg ist lang, und fern das Ziel.

Astolf (auf Oforlo und Scapa zeigend).

Greift die Verräther! werfet sie in Ketten!

Robert.

O Herr! kein Strafgericht an diesem Tage

Der allgemeinen himmlischen Versöhnung!
Ich schenkt' ihm meine Thaten, da ich schwieg:
Auch will ich glauben, daß ihn wahre Liebe
Verblendet hat; und Liebe kann gar viel.

Astolf.

So fliehet denn, verbannt aus meiner Nähe,
Aus meinem ganzen Reich auf immerdar.

Scapa.

Heil wenn die Weisheit solchen Lohn empfängt,
So wird die Zeit an Narren fruchtbar werden.
(Er geht mit Osorio ab.)

Hilario (nimmt von einem Diener Huberts das Schwert, das im 2. Aufzuge Robert in der Klause gelassen, und giebt es diesem).

Hier nimm Dein Schwert zurück. Der heil'ge Vater
Schickt Dir's entsündigt. Wer sich selbst beherrscht,
Nur der ist würdig Andre zu beherrschen.
Und hier —

(Indem er Cinthia's Hand faßt, zu Astolf.)

Vergönnst Du, Herr?

Astolf.

Mit Gott, Hilario.

Hilario (Cinthia zu Robert führend).

Nimm Deine Braut!

(Zu Hubert und Mathilden.)

Ihr gebt ihm Euern Segen?

Hubert.

Von Herzen.

Mathilde.

Ja, aus liebevollem Herzen.

Robert.

Zum ersten Mal gesegnet — ew'ger Gott! —
Und hier mein Schwert, und hier die süße Braut!

Cinthia.

O mein geliebter — nun, wie heißest Du?
Jetzt wirst Du doch mir nennen Deinen Namen?

Robert.

Ich heiße Robert.

Cinthia.

O mein tapfrer Robert,
Mein theurer Herr, mein Held und Lebensretter,
Vergieb mir nur, daß ich zu sehr Dich liebte!
Ich liebte Dich zu viel für meine Ehre;
Jetzt lieb' ich Dich zu wenig für mein Herz.

Robert.

O meine Cinthia, spar' dies Zauberlied,

Bis ich's durch gute Thaten einſt verdiene!
Dazu wird mir der Himmel Kraft verleih'n:
Denn ewig will ich halten an dem Worte:
Der Weg der Tugend führt durch kurze Pein
Auf Erden ſchon zu einer Himmelspforte.

(Der Vorhang fällt.)

191. 7647

Der

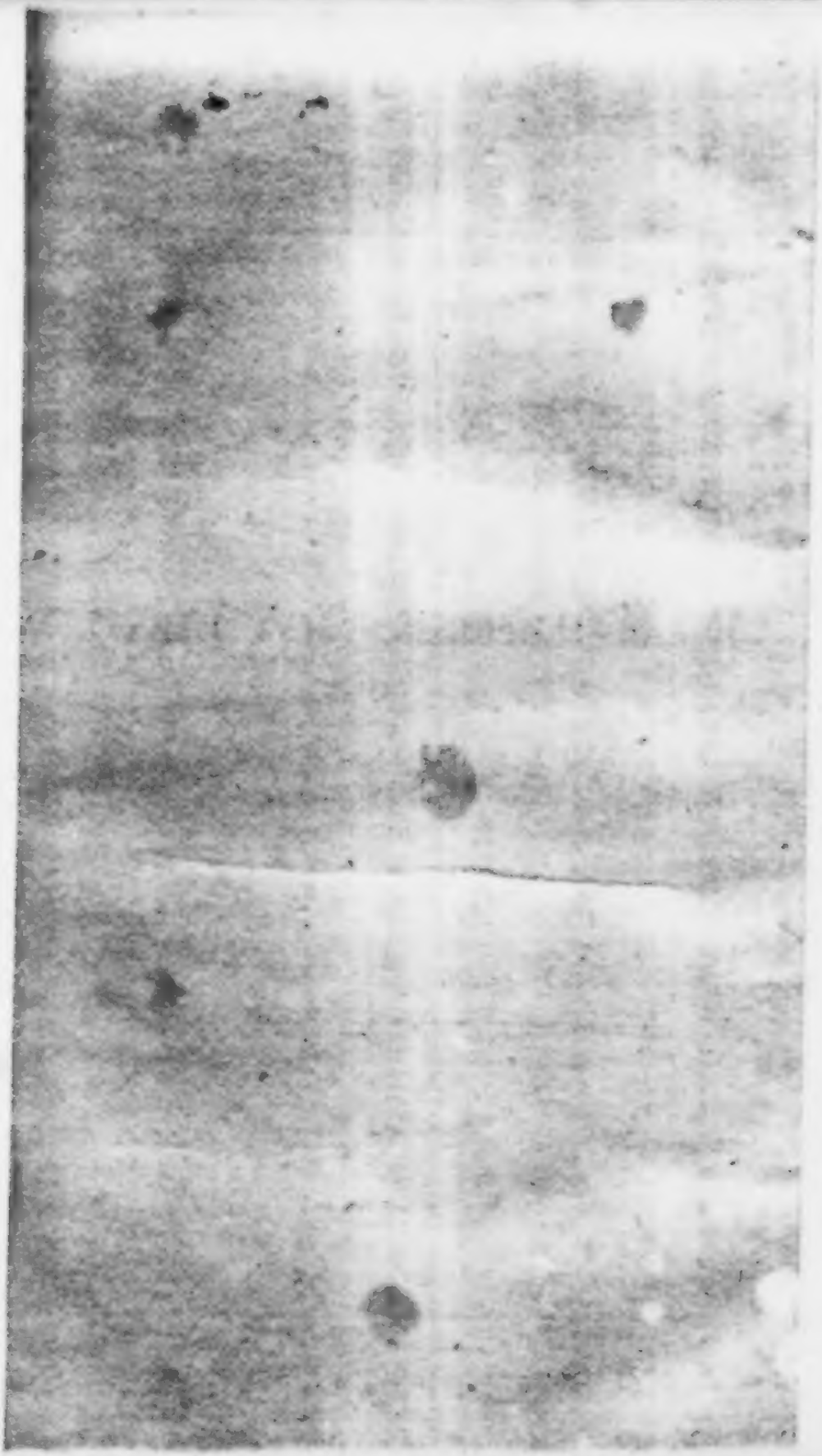
Nibelungen-Hort.

Tragödie in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.



Der
Nibelungen-Hort.

Tragödie in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortgef. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833 u. 1834, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., gesammelte Schriften 8. 8 Thle. Ladenpreis 8 Thlr. — Gr.

Cäcilia. Ein Taschenbuch für Freunde der Tonkunst, herausgegeben von Lyser, 1. Jahrg. mit Kupfern und Musikbeil. 1833. 12. 1 Rthlr. 8 Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 4 Theile, 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — Nachtr. zu den Reisebildern, 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Przebracki, der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

Maltitz, Freiherr G. A. von, Oliver Cromwell oder die Republikaner. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — der alte Student. Schauspiel. 8. — Rthlr. 12 Gr.

— — das Pasquill. Schauspiel. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Pfefferkörner. 3 Hefte, 12. 2 Rthlr. — Gr.

Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauersp. 1 Rthlr. — Gr.

— — Laßt die Todten ruhen! Lustsp. — Rthlr. 20 Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — Kritik und Antikritik, Lustsp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Schleichhändler, Lustspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — das Sonnet. Lustspiel. 8. 14 Gr.

— — der Stiefvater. Lustspiel. 8. 16 Gr.

— — der Wechsler. Lustspiel, 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — die Tochter der Luft. Myth. Trag. 1 Rthlr. — Gr.

— — Denk' an Cäsar! Posse in 5 Aufz. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — Schelle im Monde, ein Mährchen in 4 Aufzügen und einem Vorspiele, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

Der

Nibelungen-Hort.

Tragödie in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1834.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Personen.

Günther, König der Burgunden.
Chriemhild, seine Schwester.
Siegfrid, ein Königssohn aus Niederland.
Brunhild, Königin von Isenland.

Hagen von Troneck
Dankwart, sein Bruder
Markgraf Eckart
Ortwin von Metz
} Günthers Mannen.

Volker von Alzey, Spielmann in Günthers Sold.
Etzel (Attila), König der Hunnen.
Blödel, sein Bruder.

König Dietrich von Bern
Markgraf Rüdiger
Fürst Hawart
Fürst Iring
} Etzel zinsbar.

Der Marschalk Brunhilds.
Sintlh, Brunhilds Vertraute.
Hildiko, Chriemhilds Vertraute.
Eine Dienerin Brunhilds.
Zwei Herolde.
Eugel, der Nibelungenkönig.
Edle, Reisige, Frauen, Zwerge, Diener, Volk.

Vorspiel.

Scene: Eine wilde Berggegend; im Hintergrunde hohe Felsen, auf beiden Seiten Wald.

Erster Auftritt.

Sobald der Vorhang aufgeht, hört man donnerähnliches Gebrüll, und sieht über den Felsen zur Linken Flammen aufsteigen; beides ist aber im Abnehmen. König Eugel und mehrere Zwerge stehen lauschend zur Rechten. Die Ouvertüre, den Kampf und dessen allmähliges Aufhören ausdrückend, dauert während dieses Auftrittes fort, und in Zwischenräumen spricht

Eugel.

Dumpfer rollt das Gebrüll des Drachen;
Matter schimmert die Feuersäule,
Die aus dem Rachen des Ungethümes,
Wie aus der Esse des Hekla's stieg.

(Musik.)

Also nahet der Kampf sich dem Ende,
Und verheißen haben die Sterne
Sieg dem jungen, muthigen Recken,
Blutigen Fall dem scheußlichen Wurm,

(Musik.)

Rettung wird der weinenden Jungfrau,
Die auf dem Stein der Drache verwahret,
Und wir Kinder der dunkeln Erde
Werden erlöset vom schmählichen Joch.

(Musik von etwas längerer Dauer. Eugel deutet nach der Linken.)

Er hat gesiegt; — er steigt vom Felsen nieder,
Und trägt im Arm das holde Königskind.
Kommt! in's Geklüft verbergen wir uns wieder,
Bis er uns ruft, deß Diener wir nun sind.

(Schluß der Ouverture, während Eugel und die Zwerge sich nach der Rechten entfernen.)

Zweiter Auftritt.

Siegfrid kommt von der Linken, die ohnmächtige Chriemhild in den Armen tragend.

Siegfrid.

Was? todt die schöne Maid? die allerschönste,
Die je mein Aug' erblickt, mein Mund geküßt,

So schön und hold, daß ich wohl unermüdet
Im Arm sie trüge durch die ganze Welt.
(Indem er sie rechts auf eine Rasenerhöhung niederlegt.)
Als ich sie sah, gewann ich gleich sie lieb.
Ihr Auge war so hell, und ist nun finster,
So lieblich klang ihr Mund, und ist nun stumm.
(Er entfernt sich von ihr.)
So wollt' ich doch, ich hätte statt des Drachen
Den Tod erschlagen, der mißgünstig stiehlt,
Was ihm nichts frommt: So wollt' ich es doch, käme
Mir Ries' und Ungeheuer in den Weg,
Die ich's entgelten ließe, daß sie starb.
(Er kehrt zu ihr zurück.)
Hei! wenig Jungfrau'n sind so schön im Leben,
Wie dies' im Tod. Auch von den kalten Lippen
Will ich den Dank mir holen für den Kampf.
(Er kniet neben ihr nieder und küßt sie.)
Bei meinem Schwert! sie lebt: ihr Mund ist warm,
Warm auch die Hand. — Sie lebt; sie muß auch leben;
Sonst wäre ja fürwahr der Tod so schön,
Daß sich das Leben vor ihm schämen müßte. —
Sie schläft nur. Schöne Maid, wach' auf! wach' auf!

Haha! Du hörst mich nicht. O warte nur,
Ich will Dich küssen, bis Du aufgewacht.

(Er küßt sie wieder. Sie kommt zu sich.)

Chriemhild (ihn von sich drängend).

Ha, Ungethüm! — In Deinen Armen? — Fort!
Ich hasse Dich, wenn Du auch Mensch geworden.

Siegfrid.

Du träumst noch, schöne Maid. Bin ich der Drache?
Dem hab' ich solch ein Wiegenlied gesungen,
Daß er auf immer eingeschlafen ist.

Chriemhild.

Ja — ja — Du bist es — Du der edle Degen,
Der mit dem Ungeheuer Kampf begann.
Vergieb mir, lieber Herr, daß Dich mein Auge
Gesch'n und doch die Seele nicht erkannt.

Siegfrid (aufstehend und Chriemhild aufrichtend).

Ei, süße Jungfrau, sprich nicht so! im Schlafe
Vergißt man alles. Wunder nimmt mich's wohl,
Daß Du entschlafen bist: ich meine doch,
Kurzweilig war der Kampf mit Deinem Drachen.

Chriemhild.

O fürchterlich. Und so wie Du den Drachen,
Mußt' ich bekämpfen meines Herzens Angst:

Wie viel auch Hoffnung gab Dein männlich Streiten,
Des Drachen Kraft erregte gröſs're Furcht.
Und als das Ungeheuer, wuthentbrannt,
In seines Schweifes doppelt Rad Dich faſste,
Da glaubt' ich Dich verloren, und mein Herz,
Von Grausen übermannt, vergaß zu schlagen.

Siegfrid.

So starbst Du wirklich, und jetzt lebst Du wieder?

Chriemhild.

Ich starb nicht, Herr.

Siegfrid.

So schliefst Du ein vor Angst?
Das hab' ich nie gehört.

Chriemhild.

Ich schlief nicht ein:
Ich sank in Ohnmacht, Herr.

Siegfrid.

Du sankst in Ohnmacht?
Was ist das für ein Ding?

Chriemhild.

Halb Tod, halb Schlaf.

Siegfrid.

Und diesem Schlaftod warf der Schreck Dich zu?
Wie, schöne Maid, kannst Du so zaghaft seyn,
Und bist doch, wenn der Zwerg mich nicht belog,

Der mir die erste Kunde von Dir gab,
Bist eine Königstochter.

Chriemhild.

Das ist wahr.
Ein edler König sitzt zu Worms am Rheine,
Mit Namen Günther, der Burgunden Herr;
Des Schwester bin ich, Chriemhild heißt man mich.
Mein Vater Danchrat und die Mutter Ute
Sind beide todt; der Bruder pfleget mein.

Siegfrid.

Er pfleget Dein gar schlecht: wie wärst Du sonst
Dort in des Drachen Felsennest gekommen?

Chriemhild.

Ich stand am Abend von dem schönen Mondlicht
Herausgelockt, noch spät auf dem Altan;
Da kam das Ungethüm herbeigeflogen,
Und faßte mich in seine Löwenarme,
Und führte durch die Lüfte mich davon.
Nun hab' ich gramvoll auf dem Stein gesessen
Ein Jahr und drüber wohl — ich weiß es nicht:
Denn droben war kein Frühling und kein Herbst;
Die Tage hab' ich nicht gezählt: ich sah
Mit Angst sie kommen, denn der Drache sollte
Bald wieder Mann, ich seine Gattin werden.

Siegfrid.

So bin ich ja zu rechter Zeit gekommen.

Chriemhild.

Gekommen als der Engel, edler Degen,
Den ich vom Herrn erbeten und erweint.
Ich bin nun frei, ich bin herabgestiegen
Vom dürren Felsen in die schöne Welt.
Wo Baum und Erde grünt und uns vertraulich
Aus Blumenaugen anschaut, wo die Vögel
In Morgenliedern und in Abendliedern
Den Schöpfer loben und die Sonne sich
Im Bache badet, sein Crystall vergoldet.
Die Heimath werd' ich wiedersehn und alles,
Was meiner Liebe lohnt mit Gegenliebe,
Und Alles, was, wenn's auch nicht lieben kann,
Ich dennoch liebe, weil ich's stets gekannt!
Im grünen Rhein werd' ich mich wieder spiegeln,
In unsern Gärten werd' ich Früchte pflücken
Zur Zeit des goldnen Herbstes, und im Lenz
Mit meinen Mägden Blumen auf der Wiese,
Und den Prophetenruf des Guckguks hören,
Und ihn befragen um des Lebens Zeit.
Dies alles werd' ich — O! mir weint das Herz
Vor Freuden in der Brust. — Und dieses alles
Verdank' ich Dir; wie soll ich Dir nun danken?

Es treibt mich in den Staub vor Dir zu fallen,
Und Deine Kniee dankend zu umfassen.

Siegfrid.

Ei sieh! wie hätten's meine Knie' verdient?
Doch, willst Du etwas, schöne Maid', umfassen,
Umfasse mich.

Chriemhild.

Du forderst gleich zu keck.

Siegfrid.

Nun so vergönne, daß ich Dich umfasse:
Denn süß umfängt sich ein so schöner Leib.

Chriemhild.

Das darf der Bruder nur.

Siegfrid.

Nicht auch der Mann?

Chriemhild.

Man sagt, er darf's.

Siegfrid.

Nun, schöne Jungfrau, höre!
Mein Auge war nicht schneller, als mein Herz;
Dies liebte Dich, sobald Dich jenes sah.
Willst Du mein Weib seyn, bin ich gern Dein Mann:
Ich bin gleich Dir aus königlichem Stamme.

Chriemhild.

Wie magst Du so zu einer Jungfrau reden?

Siegfrid.

Wenn ich von Schwertern, Rossen, Schlachten sprächе,
Da möchtest Du wohl fragen: schickt sich das?
Allein vom Freien mit der Jungfrau sprechen — —

Chriemhild.

Ich will nicht freien.

Siegfrid.

Warum bist Du denn
So hold und schön?

Chriemhild.

Nun, bin ich wirklich schön,
So will ich schön auch bleiben; Manneslіebe
Ist aber Mehlthau für die Schönheitsblüthen.

Siegfrid.

Das Alter raubt sie auch und ohn' Ersatz.
Für wen denn bist Du schön? Für Sonn' und Mond?
Für Thier' und Vögel oder Deine Mägde?
Du bist's für einen Mann: drum mußt Du frei'n.

Chriemhild.

Ich darf nicht freien.

Siegfrid.

Wer hat's untersagt?

Chriemhild.

Ein Traum hat mich gewarnt.

Siegfrid.

Was für ein Traum?

Chriemhild.

Erzogen hatt' ich einen edlen Falken,
Stark, schön und schlehdornblüthenweiß: ich liebte
Den Falken sehr, und küßt' ihn morgendlich
Und abendlich, und reicht' ihm süße Speise.
Da kamen einst zwei Aare, nächtlich schwarz,
Entführten ihn von meinem Schooß, und würgten
Ihn in den Lüften, und bedeckten mich
Mit meines Lieblings blutigem Gefieder.
Frau Uten, meine Mutter, fragt' ich bangend
Um dieses Traums Bedeutung, und sie sprach:
Der Edelfalk' ist ein erkor'ner Degen,
Der einst Dich lieben wird, und frei'st Du ihn,
So bringt er Dich in Noth und Gram und Thränen
Durch seinen frühen Tod und schnöden Fall.

Siegfrid.

Sie hat sehr wahr geredet, und von mir.
Mir ist geweissagt, daß ich früh soll sterben,
Doch vorher rühmlich kämpfen manchen Kampf,
Von dem noch spät der Sänger werd' erzählen.

Sieh, schöne Maid, das trifft gar sonderbar:
Ja, glaube mir, ich bin Dein Edelfalke,
Und wie Du damals mich im Traum geküßt,
So solltest Du mich jetzt in Wahrheit küssen.

Chriemhild.

Und glaubt' ich auch, Du seyst mein Edelfalk,
Und wollt' ich Dir auch süße Atzung reichen;
Wie sollt' ich wissend mir den Schmerz bereiten,
Dich zu beweinen bis an meinen Tod?

Siegfrid.

Ei, süße Chriemhild, laß das Kommende
Dich doch nicht kümmern! Was der heut'ge Tag
Uns Schönes beut, das laß uns fröhlich nehmen!
Mein Vater ist sehr alt; was frommt es ihm?
Er kann nicht kämpfen, kann nicht lieben mehr.
Bedenke nur, wenn wir ein Jahr uns lieben,
So sind's viel tausend Stunden, und wie oft
Kann ich Dich küssen in der Stunde Lauf.
Drum sage, Jungfrau, ob ich Dir gefalle,
Nur halb so viel gefalle, wie Du mir?

Chriemhild.

Wie sehr ein Degen auch der Maid gefiele,
Bekennen dürft' es nimmermehr der Mund.

Siegfrid.

So sage nur, ob Du mein Weib willst werden!

Chriemhild.

Das weiß ich nicht; Du mußt den Bruder fragen.

Siegfrid.

Wie? soll ein Andrer mir den Dank gewähren,
Den Du mir schuldig bist?

Chriemhild.

Ich will bezahlen,
Wenn nicht zu viel Du forderst, edler Held.

Siegfrid.

Ich fordr' ein Wort —

Chriemhild.

Das ich nicht sagen kann.
Doch sagen kann ich Dir, als mit dem Drachen
Du für mich strittest, that ich ein Gelübde
Zur heil'gen Jungfrau, Dir mein Leben lang
Als Mägd zu dienen, wenn Du Sieger wärest.
Du bist nun Sieger, und — — —

Siegfrid.

Du meine Magd.

Chriemhild.

Bereit zu thun nach des Gebieters Willen.

Siegfrid.

Wenn ich nun spräche: Komm ganz nah zu mir?

Chriemhild.

Gehorchen müßte freilich dann die Magd.

(Sie thut es.)

Siegfrid.

Und wenn ich weiter spräch'? Umfange mich?

Chriemhild.

Gehorchen müßte freilich dann die Magd.

(Sie thut es.)

Siegfrid.

Und wenn ich dann geböte: Küsse mich?

Chriemhild.

Gehorchen müßte freilich dann die Magd,
Wenn auch die Scham des Auges weißen Spiegel
Ihr purpurn färbte.

(Sie will ihn küssen, weicht aber zurück.)

Ich kann nicht, edler Herr.
Das Dulden wäre leichter, als das Thun.

Siegfrid (sie küssend).

Ha, Jungfrau, wunderfüß! Nicht meine Magd,
Nein! meine Herrin, meine Königin,
Mein höchstes Kleinod bist Du; will Dich hüten
Wie meines Auges Stern, und will Dich schmücken
Mit Gold und Edelstein, daß Dich die Sonne
Für eine schön're Schwester halten soll.
Nun auf! daß ich nach Worms Dich bring',
und dort
Von Deinem Bruder Dich zum Weib begehre.
Wenn er's gestattet, wirst Du gern mein Weib?

Chriemhild.

Gewonnen hat mich ja Dein tapfrer Arm.

Siegfrid.

Ich wollt', es käm' ein Tausend Drachen her,
Daß ich in meiner Freude sie erwürgte.
Nein! fort nach Worms! da harret Süß'res mein.
Wer nun den Weg aus dieser Waldung fände —.
Wo ist der Zwerg jetzt, der mich hergeführt?
Hei, König Eugel! — Eugel, laß Dich seh'n!
(Eugel erscheint mit einem zahlreichen Gefolge von Zwergen von der Rechten; Alle knieen vor Siegfrid nieder.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Eugel und Zwerge.

Eugel.

Preis Dir, o edler Degen, Drachentödter,
Der von dem Joch der Knechtschaft uns befreit!
Wir kommen Dir zu huld'gen, denn wir sind
Jetzt Deine Unterthanen. Dein ist alles,
Was wir besitzen; Dein sind alle Schätze,
Die dieser Felsen weiter Schooß verbirgt.

Siegfrid.

Steht auf! steht auf! Ihr seyd schon klein genug.

Ich dachte nicht daran, Euch zu befreien;
Doch da's geschehen, ist mir's lieb. Nur sprich
Mir nicht von Huldigung und Unterthanen:
Noch mag ich nichts, denn Roß und Schwert regieren.
Was aber sagtest Du von Schätzen hier?

Eugel.

Von rothem Gold und Edelsteinen liegt
Ein reicher Hort in dieser Berge Klüften.
Wenn hundert Könige, freigeb'ger alle,
Als je ein König noch auf Erden war,
Auch hundert Jahr mit vollen Händen gäben,
Sie würden nicht erschöpfen diesen Schatz.

Siegfrid.

Und der ist mein?

Eugel.

Wenn Du ihn nehmen willst.

Siegfrid.

Fürwahr, das will ich.

Eugel.

Für das Köstlichste
Des reichen Hortes gilt die Nebelkappe.

Siegfrid.

Was ist das, Nebelkappe?

Eugel.

Eine Kappe

Aus Gold gewoben. Decket sie Dein Haupt,
So kann Dich keines Menschen Aug' erschauen:
Du bist unsichtbar.

Siegfrid.

Ei, die nehm' ich auch,
Und Edelstein und Gold, den ganzen Hort.

Eugel.

Hast Du bedacht, ob er Dir frommen wird?
Denn Uebermacht gebiert wohl Uebermuth,
Und Goldesklang und Diamantenlicht
Weckt in Euch Menschen leicht die bösen Geister,
Und nur, wenn diese schlafen, seyd Ihr gut.
Laß Dich ein Beispiel warnen! Frevel hat
Schon dieser Hort erzeugt —

Siegfrid.

Sprich! welchen Frevel?

Eugel.

Wir wohnen — Nibelungen nennt man uns —
Von Anfang her in diesen Felsenkammern,
Und unsre Lust war stets, was irgend glänzt,
Erz oder Stein zu holen aus der Nacht,
Und manch ein künstlich Werk daraus zu bilden.
So ward der Hort gesammelt. Dies nun wissend,
Kam übers Meer der Riese Hreidmar her,
Und machte sich zum Herren unsrer Schätze

Und uns zu Knechten. — Dienen mußten wir,
In harter Frohne thun, was vormals wir
Aus freier Luſt gethan, bei Tag und Nacht
Oft ſchwer gezüchtigt, ihm den Schatz vermehren.
Die großen Götter gaben ihm den Lohn:
Denn ſeine Söhne — Fafner hieß der eine,
Der and're Reigen — nach dem Reichthum gei-
zend,
Erſchlugen ihren Vater, da er ſchlief.
Als ſie nun theilen ſollten, ſtellte Fafner,
Weil er den Schatz allein beſitzen wollte,
Mit arger Liſt dem ſchwächern Bruder nach;
Doch der entfloh, und ward nicht mehr geſehen.
Die großen Götter ſtraften Fafners Frevel,
Er ward zum Drachen, den Du heut' erſchlugſt.

Chriemhild.

O edler Degen, mein ſehr lieber Herr,
Laß Gold und Edelſtein und künſtlich Werk!
Sie haben einmal Blutſchuld ſchon gezeugt,
Und könnten Blutſchuld abermals erzeugen.

Siegfrid.

Wie biſt Du doch ſo ſchön, und ſprichſt ſo
thöricht?
Was geh'n mich Andrer Thaten an? Wenn auch
Mit einem Schwert zehn Kinder ihre Väter

Ermordet hätten, nehmen würd' ich's doch,
Wär's sonst ein gutes Schwert; ich weiß gewiß,
Ich werde meinen Vater nicht erschlagen.

Gugel.

„Ich weiß", ist keck gesagt von künft'gen Dingen.

Chriemhild.

Auch ist's ein andres hier: denn dieser Hort
Ist eitel Heidens, eitel Zaubergräu'l;
Wir aber sind — — Du bist doch auch ein Christ?

Siegfrid.

Ich bin ein Christ; doch will ich drum nicht lassen,
Was ich gewonnen hab' im guten Kampf.

Chriemhild.

Mich dünkt, der Tod liegt schlafend auf dem Hort;
Willst Du ihn wecken?

Siegfrid.

Ja, ich will's, und wär' es
Der Teufel selbst, ich weck' ihn.

Chriemhild.

O gedenke
Des Edelfalken!

Siegfrid.

Nun, ich thu's, und denke,

Ein edler Falke darf die Furcht nicht kennen.
Was sollt' ich denn auch fürchten? Hab' ich doch,
Eh' ich den Berg bestieg, ein Dutzend Drachen —

Eugel.

Es waren Fasner's Diener.

Siegfrid.

Mögen sie.
Ich hab' ihr Nest anzündend sie verbrannt,
Und habe mich gesalbt mit ihres Panzers
Geschmolznem Horn, das unverwundbar macht.

Eugel.

Verwundbar aber ist ein Fleck geblieben,
Den Deine Hand nicht traf: an seiner Farbe
Erkennst Du ihn.

Siegfrid.

Wo ist er?

Eugel.

Auf dem Rücken.

Siegfrid.

Mag seyn: da trifft mich wenigstens kein Feind.

Chriemhild.

Doch der Verrath.

Siegfrid.

Still, allerschönste Maid!
Ich will den Hort: Du, meine Königin,

Sollst alle Königinnen überglänzen,
Die auf geschmücktem Altan je geglänzt.

Chriemhild.

Du bist gar hold und freundlich, lieber Herr.

Siegfrid.

Nun, Eugel, tummle Dich! den Hort nach Worms
Zu bringen, brauch' ich Mäuler oder Rosse.

Eugel.

Du wirst wohl hundert brauchen, edler Degen;
Doch ist Dein Wille hier ein Zauberwort.
(Indem Eugel sich zum Abgange wendet, hört man Stimmen von der Rechten.)

Erste Stimme.

Ist endlos denn der Wald?

Zweite Stimme.

Dort seh' ich Menschen.

Chriemhild.

Ha! meines Bruders Stimme! (Nach der Rechten zeigend.) Bruder! Bruder!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Günther, Hagen und Volker mit Gefolge kommen von der Rechten. Chriemhild ſtürzt in Günthers Arme.

Günther (Chriemhild umarmend).

Ha, ſüße Chriemhild, traute Schweſter mein!
So hab' ich endlich — endlich Dich gefunden,
Nach der ich Jahre lang Gebirg' und Wald
Durchzogen bin mit dieſen wackern Degen,
Und ſonder Müh' und Kampf gewinn' ich Dich.

Chriemhild.

Nein, trauter Bruder, lieber Herre mein,
Nicht ſonder Kampf. (Auf Siegfrid zeigend.)
Der edle Degen hier
Hat mich dem grauſen Drachen abgewonnen.

Günther (zu Siegfrid).

Dank, junger Recke, Dir! Laß nun mich wiſſen,
Wie man Dich nennt, und weſſen Kind Du biſt.

Siegfrid.

Ich heiße Siegfrid, König Siegmund's Sohn
Von Niederland.

Günther (ihm die Hand reichend.)

Nun, nochmals Dank Herr Siegfrid
Von Niederland! und wüßteſt Du, wie ſehr

Ich liebe dies mein einzig Schwesterlein,
So kennteſt Du des Dankes Herzlichkeit.

Volker (Siegfrid die Hand reichend).

Auch meinen Dank, Herr Siegfrid.

Hagen (eben ſo).

Auch den meinen.

Siegfrid.

Nun, laßt es gut ſeyn, liebe Herrn. Es war
Kein groß Verdienſt: denn Arbeit ſuchend zieh' ich
Von Land zu Land; zu Hauſ' iſt alles ſtill,
Und jungem Blut wird Zeit und Weile lang.
So kam ich hier vorbei, fand Rieſ' und Drache,
Und weil ich grad ſie fand, erſchlug ich ſie.
Doch wenn Du, König, Deines Dankes Wahrheit
Mir zeigen willſt, ſo gieb mir Deine Schweſter,
Weil ich vom Drachen ſie befreit, zum Weib.

Hagen.

Ha! eine Königstochter von Burgund,
Das nenn' ich einen Dank!

Siegfrid.

Hab' ich vielleicht
Ihn nicht verdient? Warum kamſt Du nicht ſelbſt
Und ſchlugſt den Drachen todt?

Hagen.

Ich hätt's gethan,
Wenn Dich das Glück nicht früher hergeführt.

Siegfrid.

Ich glaub' es Dir: Du scheinst ein wackrer Recke;
Doch bist Du mir zu stolz. Sprich, König, Du!

Volker.

Der Lohn ist groß, doch groß auch ist der Dienst.
Herr Siegfrid ist aus königlichem Blute,
Und seinen Namen nennt schon manches Land.

Günther.

Hier ist nicht Ort noch Zeit darum zu handeln:
Das mag zu Worms auf unsrer Burg geschehn,
Wenn Du zuvor mir um die Schwester dienst.

Siegfrid.

Ich will Dir dienen, König: sage, wie.

Günther.

Jetzt, da die Schwester frei ist, will ich thun,
Wozu schon lange mich der Geist getrieben,
Antreten eine Fahrt nach Isenland.
Da sitzet eine reiche Königin,
Brunhild geheißen, eine schöne Maid,
Und hohen Muthes voll: die will ich freien.

Begleite mich: der Weg geht über Meer,
Und Ihr von Niederland, Ihr seyd zumeist
Des Meeres kundig.

Siegfried.

Willig folg' ich Dir,
Und nicht unkundig bin ich auch des Meeres.

Eugel.

Brunhilden willst Du freien, König Günther?
Weißt Du, wie Du die Stolze mußt gewinnen?

Günther.

In dreien Kämpfen muß ich sie besiegen:
Im Lanzenwurf, im Steinwurf und im Pfeilschuß.

Eugel.

Und siegst Du nicht, so ist Dein Leib verloren.

Günther.

Doch wenn ich Sieger bin, hab' ich gewonnen
Die hohe Jungfrau und ihr Königreich.

Eugel.

So hat durch Runenkraft und Zauberspruch
Es ihre Mutter über sie verhängt.
Damit nicht Stolz und trotz'ger Mannessinn
Geerbt vom Vater, und von Riesenstärke

Des Leibes unterstützt, die schöne Maid
Unfruchtbar altern ließe.
Du, König Günther, wirst sie nicht besiegen.

Günther.

Was weißt Du?

Eugel.

Viel, was Euch verborgen ist:
Den Zauber kann nur Zauber überwinden.

Siegfrid (heimlich zu Günther).

Da weiß ich Rath. Du sollst Brunhilden freien,
Giebst Du die Schwester mir.

Günther (eben so ihm die Hand reichend).

Ich sage zu.

Eugel (zu den Beiden).

Ihr Kön'ge, wäget sorgsam Euern Rath!
Sich selbst betrügt gewöhnlich der Betrüger.

Siegfrid (Günthers Hand schüttelnd).

Das ist vertragen. Nun nicht mehr gesäumt!
Die Schwester sende Du zurück nach Worms.

Günther (zu Volker).

Du, edler Spielmann, übernimmst dies Amt.

Volker.

Mit Freuden, Herr.

Siegfrid.

Nun, Eugel, tummle Dich!
Beſchicke mir den Hort! ich ſend' ihn mit.

(Zu Günther.)

Gar reiche Schätze hab' ich hier gewonnen.

Eugel.

Und meine Warnung gilt — — —

Siegfrid.

Ein andermal.
Laß mir nur ſchnell die Nebelkappe holen.
Fort! fort nach Iſenland! (Zu Volker.) Du, edler Degen,
Geleite Hort und Maid auf ſichern Wegen!

(Zu Chriemhild.)

Du, ſüßes Lieb, gedenkeſt Du wohl mein?

Chriemhild.

Hier wird der Leib, bei Dir die Seele ſeyn.

(Alle außer Eugel und die Zwerge gehen zur Rechten ab.)

Fünfter Auftritt.

Euget und die Zwerge.

Euget (zu einem Zwerge).

Du gehst, und trägst die Nebelkapp' ihm nach,
Wie er befohlen hat. (Zu Anderen.) Ihr eilt und bergt
In Kisten und in Beutel unsern Hort.
(Zu Andern.)
Ihr aber legt das goldene Gebiß
Den wilden Rossen dieser Waldung an:
Sie werden zahm gehorchen Eurem Willen.
(Die Zwerge haben sich nach Maaßgabe seiner Befehle entfernt.)
Zur Freude des Menschen lassen die Götter
Wachsen im nächtlichen Schooße der Erde
Die Zauberwurzel, das schimmernde Gold.
Zur Freude des Menschen lassen die Götter
Blühen auf Erden am rosigen Lichte
Die lebende Blume, das herrliche Weib.
Doch siehe! Der Mensch, sich selbst nur wollend,
Fröhnend den Lüsten, machet zu Schanden
Der Götter freundlichen Willen und Rath:
Und es erwächst aus der schimmernden Wurzel,
Und es erblüht aus der lebenden Blume
Verrath und Verwüstung und blutiger Mord.

(Zwerge fangen an im Hintergrunde Gepäck von der Linken zur Rechten zu tragen.)

Sie haben gewählt, die ſtolzen Könige;
Ob zum Heile ſich oder Verderben,
Das lehrt ſie die alles lehrende Zeit.
Ich durft' ihr Schickſal nicht weiter enthüllen:
Frei wollen die Götter des Menſchen Willen;
Er ſoll nur ernten von ſeiner Saat,
Daß ſelbſt erkorene Laſt er nur trage,
Daß nimmer mit Recht er die Götter verklage,
Und nur erliege der eigenen That.

(Er geht zur Linken ab.)

Erster Aufzug.

Scene: Ein freier Platz an der Küste von Isenland; im Hintergrunde das offene Meer.

Erster Auftritt.

In dem Augenblicke, wo der Vorhang aufgeht, landet ein Schiff unter Musik. Die Segel desselben sind purpurfarben; eine weiße Fahne ist ausgesteckt. Siegfrid steht am Steuer, der übrige Raum ist mit Schiffsvolk angefüllt.

Siegfrid (nachdem die Musik aufgehört hat).

Halloh! halloh! schon küßt der Ufersand
Des Schiffes Kiel; wir sind in Isenland.

Schiffsvolk.

Halloh! Halloh!

Siegfrid (springt über Bord ans Land. Dann zum Schiffsvolke).

Gesellen! frisch! die Leitern schnell heraus!

(Günther, Hagen, Dankwart, Ortwin und Gefolge erscheinen auf dem Verdeck.)

Daß aus der harten, unbequemen Wiege
Den König und die Recken wir befrei'n.

(Die Schiffsleitern sind ausgelegt, und die eben Genannten steigen während des Folgenden aus dem Schiffe.)

Ja, ja! die Wieg' ist hart und unbequem,
Zumal, wenn uns der Sturm das Wiegenlied
Zum Schaukeln singt: denn eine wilde Amme
Mit einer rauhen Kehle ist der Sturm. —

(Zu Günther, ihm die Hand reichend.)

Willkommen, edler König, in dem Lande,
Das Du nun bald das Deine nennen wirst.

Günther.

Der Himmel schenk' uns ferner Glück und Hülfe,
Wie er bis jetzt vor Unfall uns bewahrt.

Hagen.

Das ist ein gut Gebet: der Himmel helfe!
Es ist nicht Recht, daß Du Dein Leben wagst
In solchem Kampf: der König soll nicht wagen.

Dankwart.

Ein Kampf auf fester Erd' ist nur ein Spiel,
Verglichen mit des schwanken Meers Beschwerden.

Siegfrid.

Ihr seyd wohl froh, daß wieder sichern Boden
Ihr unter Euern Füßen fühlt? Ja, ja,

Die See ist mehr als Euer Bischen Rhein;
Sie ist ein ungebändigt Roß, das jetzt
Den Rücken wölbt zum ungeheuren Berge,
Jetzt schnell sich streckend ihn zum Thale höhlt;
Jetzt, wild sich bäumend, zu des Himmels Wolken
Den Schaum emporspritzt, jetzt, den Kopf zur Erde
Jach niederstürzend, Stein und Sand begeifert,
Und so dem Reiter nimmer Ruhe gönnt,
Und ihn betäubt mit dröhnendem Gewieher.

Günther.

Du aber, Siegfrid, bist ein tücht'ger Reiter,
Deß starke Hand das Ungethüm beherrscht.

Siegfrid.

Es ist wie jedes Roß, kennt seinen Reiter,
Und weiß, was es ihm bieten darf, was nicht.

Günther (ihm die Hand reichend).

Nun meinen Dank, Du wackrer Steuermann!

Hagen.

Dies Land hier blickt gar finster auf den Gast,
Als wollt' es sagen: Weg von meiner Thür!

Dankwart.

Ja wohl; es scheint auf Gäste nicht gerichtet.

Günther.

Es scheint ein wildes Land, und doch ein schönes.

Die Säulen dieser finstern Waldung dort
(Nach der Rechten zeigend.)
Verwandeln leicht in Kiele sich und Masten;
Der Berge Schooß, schließt er auch Gold nicht ein,
Doch wohl das Erz, womit man Gold gewinnt,
Und wie das Land sind wohl auch seine Kinder,
Rauh aber stark und muth'ge Schlachtenschläger.
So dünkt das Land mich schon des Kampfes werth.

Ortwin (nach der Linken zeigend).
Und sieh auch dort die hohe Königsburg!
Der erste Blick sieht einen finstern Bau;
Bald aber zeigt uns manchen äuß're Schmuck,
Daß drinnen Reichthum wohnt und Ueberfluß.

Siegfrid.
Gewiß: gar manchen Schatz verschließt die Burg,
Den Brunhild selbst, die waffenstarke Maid,
Und ihre Väter auf dem Meer gewonnen.

Dankwart (nach der Linken sehend).
Ha seht! ein Zug kommt von der Burg herab.
Ich denke, Boten sind's, die Brunhild sendet,
Um zu erforschen unsrer Landung Zweck.

Siegfrid.

Was? unſern Zweck? Sie ſollen's bleiben laſſen.
Kein Wort! Wir ſind gekommen, weil wir wollten.

Günther.

Still, edler Degen! jetzo keinen Streit.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Brunhilds Marſchalk kommt mit Gefolge von der Linken.

Marſchalk.

Mich ſendet, fremde Recken, meine Herrin,
Brunhild, des Landes mächt'ge Königin.
Sie hat das Schiff geſeh'n vom hohen Thurm,
Und fragt Euch, wer Ihr ſeyd, von wannen Ihr,
In welcher Abſicht Ihr zu uns gekommen?
Die Purpurſegel zeigen einen König,
Die weiße Fahn' ein friedliches Begehr.

Günther.

Ich heiße Günther, der Burgunden König
Am fernen Rhein', und dies ſind meine Mannen.
Was mich hieher geführt hat, iſt ſo freundlich
Und gut von Art, daß ſelbſt der Frühling nicht
In beſſ'rer Abſicht auf die Erde kommt;

Doch nur der Kön'gin selbst kann ich's entdecken,
Und deshalb wünsch' ich gastlichen Empfang.

Marschalk.

Den findet jeder, der in Frieden kommt.
Drum bitt' ich, edler König, folge mir.

Siegfrid.

Ich bleib', um Wacht zu halten bei den Schiffen.

(Er zieht Günther bei Seite, heimlich.)

Geh' nur voran, unsichtbar folg' ich Dir.
Man soll vor'm Kampf mich in der Burg nicht sehen;
Wenn aber auf dem Kampfplatz eine Hand
Die Deine drückt, so wisse, Siegfrid ist's.
Sey gutes Muths! der Preis wird Dir gewonnen:
Denn ich bin stark und unverwundbar auch,
Und helfend werd' ich Dir zur Seite stehen.

(Er tritt zurück.)

Günther (zum Marschalk).

So zeige mir den Weg, ich folge Dir.

(Der Marschalk, dann Günther, nach ihm Hagen, Dankwart und Ortwin, zuletzt das beiderseitige Gefolge geben zur Linken ab.)

Siegfrid (die Nebelkappe aus dem Busen ziehend.)

Komm, Wunderkappe, goldner Zauberhut,
Der mich vor jedem Blick in Nebel hüllt,
Mich selbst zu Nebel macht, ich will Dich heut

Zum ersten Mal in wicht'gem Dienste prüfen.
Man könnte Dich zu schlechtem Dienst gebrauchen,
Mit Dir in manches Schatzgewölbe schleichen,
In manches stille Kämmerlein bei Nacht,
Durch Dich erspäh'n der Menschen stilles Sinnen
Und lautes Träumen, und es offenbarend
In Feindschaft Freundschaft, Lieb' in Haß verwandeln;
Doch meines Dienstes sollst Du nie Dich schämen.
Hier gilt's dem Freund zu helfen, und ein Weib
Zu zähmen, das nicht lieben will. Ei seht doch,
Was nutzt ein Weib auf Erden, das nicht liebt?
Fort mit dem Unkraut! — So ist Chriemhild nicht.
Wie eine Blume bei der Sonne Gruß,
So schloß ihr Herz sich auf, als ich dem Drachen
Sie abgewonnen hatt', und ihr zuerst
Aus meinem Herzen sagt': ich liebe Dich.
Jetzt steht sie kummervoll auf dem Altan,
Und sieht nach Mitternacht, und denkt dabei:
Dort unter jenen Wolken mag er seyn,
Und dieser Vogel fliegt vielleicht zu ihm.
Dann schaut sie nach der Wetterfahn' und forscht,
Woher der Wind kommt, ob er günstig ist,
Und hörte lieber einen Löwen brüllen,

Als das Geſchrill der Wetterfahn' im Sturm.
O! 's iſt ein herrlich Ding um ſolch ein Weib. —
Allmählig will ich nun der Burg mich nah'n,
Daß ich die Zeit des Kampfes nicht verfehle.
(Nach hinten zu dem Schiffsvolke.)
Ihr dort! ſeyd munter! haltet gute Wacht!
Sonſt ſpeiſt noch heut' ein Wallfiſch Euch zu Nacht.
(Er geht zur Linken ab.)

Verwandlung.

Scene: Ein Saal in Brunhilds Burg mit einem Throne auf der rechten Seite, Fenſter auf der Linken.

Dritter Auftritt.

Sirith, von mehreren Frauen begleitet, und der Marſchalk kommen von der Rechten.

Sirith.

Ich ſoll die fremden Degen hier begrüßen
Statt der Gebieterin: ſie will den König
Nicht ſehen, bis ſie weiß, er kommt in Wahrheit
So mild geſinnt und arglos wie der Lenz;

Drum, Marſchalk, führ' ihn ein, daß wir's erforſchen.

(Der Marſchalk geht durch die Mitte ab.)

Der Herrin ahnet, daß er, wie ſchon Viele,
Verhaßte Werbung anzubringen kommt.

Frau.

Wohl unbekannt iſt ihm der Werbung Art,
Wenn er ſie kennt, wird die Gefahr ihn ſchrecken.

Sirith.

Das hoff' ich nicht, wen hat ſie je geſchreckt?

Frau.

So trag' er denn ſein Haupt dem Tod entgegen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Sirith ſtellt ſich auf die unterſte Stufe des Throns; der Marſchalk kehrt zurück, mit ihm Günther, Hagen, Dankwart, Ortwin und Edle von Iſenland.

Sirith.

Ihr ſeyd gegrüßt im Namen meiner Herrin,
Der hohen Königin von Iſenland,
Der Herrſcherin des Meeres rings umher.

Günther.

Dank, Frau, für den Gruß; doch hoff' ich ihn
Von Deiner Herrin selbst.

Sirith.

Sie fragt durch mich,
Was Dich geführt an ihres Reiches Küsten?

Günther.

Der Ruf von ihrer Schönheit, ihrer Macht
Und ihrem Heldenmuth ist übers Meer
Zu uns gedrungen, und manch edler König,
Der ihrer sich nicht unwerth achten darf,
Hat zu sich selbst gesagt: o wär' sie mein!
So hab' auch ich gedacht, und ihrem Rufe,
Wie eine Maid dem Ton der Nachtigall,
Nachgehend, bin ich endlich hier gelandet,
Daß ich zu meiner Herrin sie erwürbe.

Sirith.

Das Dein Begehr? Und ist Dir auch bekannt — —

Günther.

Ich weiß, dreifachen Kampf muß ich bestehen.

Sirith.

Und wenn sie Dich besiegt?

Günther.

So fällt mein Haupt.

Sirith.

Du redest wahr: so lautet das Gesetz,

Von ihren Eltern über sie verhängt,
Verbürgt von allen Edlen ihres Reiches,
Und von ihr selbst bei dem Allvater Odin
Und bei der Asen heil'ger Zahl beschworen.
Willst Du nun diesem Spruch Dich unterwerfen,
Und Deine Mannen bringen zu dem Eid,
Daß sie nicht Fehd' erheben, Dich zu retten?

Günther.

Sag' ihr, was das Gesetz will, will ich auch.

Sirith.

Nein! Laß Dir erst die bleichen Häupter zeigen,
Die der Walküh'r' in gleichem Kampf verfallen.

Günther.

Wie viel der Häupter sey'n, ich wanke nicht.

Sirith (zu einer Frau).

Der Herrin melde, was Du hier gehört!

(Zu den Edlen.)

Ihr aber geht, den Kampfplatz zu bereiten:

(Eine Frau geht zur Rechten, zwei Edle durch die Mitte ab.)

Denn also hat's die Königin befohlen,
Daß ungesäumt sich die Entscheidung nahe.

(Zu Günther.)

Du sollst ihr Gast nicht seyn: denn um sie werben,
Das heißt, ihr Ihren und Freiheit rauben wollen;
So kommst Du feindlicher, denn je ein Feind.

Wirst Du besiegt, so hörst Du auf zu leben;
Besiegst Du sie, so bist Du Herr der Burg,
Und nicht mehr Gast: Du kannst ihr Gast nicht seyn.
Drum, König, auf! bereite Dich zum Kampfe!
Bereite Dich zum Tode, den Du suchst.

Hagen (heimlich zu Günthern).

Mein König, höre mich! Ich hoffte fest,
Daß unsre Schwerter, fehlte Dir der Sieg,
Dich retten könnten. Soll ein Eid sie fesseln,
So sieh' ich, Herr, entsage dem Gedanken.

Günther.

Es kann nicht seyn! Auf, folgt mir in die Schranken.

(Alle bis auf Sirith und die Frauen gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Sirith und die Frauen.

Sirith.

Kommt! Hier von diesem Söller wollen wir
Den Kampf, wie oftmals schon, auch heute schauen,
Und Zeugen seyn, wie unsre Herrin siegt.

Frau.

Die großen Götter mögen so es wenden!

Sirith.

Das werden sie. Weh' uns, wenn's anders käme!
Wenn sie der Mann erwürbe, müßten wir
In ferne, fremde Länder mit ihr ziehen,
Und ist das fremde Land auch zehnmal schöner,
Zur Heimath wird's doch nie, das sagen alle,
Die je aus fremden Landen heimgekehrt.

(Sie treten an die Fenster zur Linken.)

Frau (nach einer kurzen Pause).

Sieh doch: die Herrin wägt den mächt'gen Stein. —

Sirith.

Sie schleudert ihn. — Wie saust er durch die Luft! —
Nun fällt er nieder — ha! das war ein Wurf! —

Frau.

Der König wirft.

Sirith.

Weh! schneller fliegt der Stein —
Und weiter auch — viel weiter. O Ihr Götter!
Wollt Ihr heut meine Königin verlassen?

Frau.

Sie greift zum Bogen.

Sirith.

Ha! nun wird sie siegen:

Der Kampf will nicht nur Stärke, will auch Kunſt,
Und keiner thut's in dieſer Kunſt ihr gleich. — —
Sie hat ins Ziel getroffen.

Frau (nach einer kurzen Pauſe).

Auch der König.

Sirith.

Wer näher? Kannſt Du's ſeh'n?

Frau.

Ich kann es nicht. —
Die Herrin ſcheint erzürnt.

Sirith.

O! wenn ſie zürnt,
Iſt ſie beſiegt. — Ach! Angſt ergreift mein Herz:
Nun naht der ſchlimmſte Kampf, wo Blut kann fließen.

Frau.

Die Kön'gin ſchwingt den Speer.

Sirith (freudig).

Der König wankt!
Von ihrer Lanze ſcheint ſein Schild durchbrochen.

Frau.

Doch ſchleudert er den Speer.

Sirith (aufſchreiend).

Die Herrin ſtürzt!
(Indem ſie das Fenſter verläßt.)
Sie iſt verwundet — tödtlich — fort zu ihr!
(Sie will gehen.)

Frau (die noch am Fenſter geblieben).
Nein! ſie erhebt ſich. — Sie verläßt die Schranken.

Sirith.
Sie iſt beſiegt — ich denk' es nur mit Grauen.
Ach! nur auf eins noch läßt ſich Hoffnung bauen.

Sechster Auftritt.

Brunhild in Waffen, kommt heftig bewegt durch die Mitte. Die Vorigen.

Brunhild.
Reißt mir die Waffen ab! ich bin beſiegt.
Solch ehrenvoll Geſchmeide ſoll die Schmach
Des Leibes, dem die Kraft gebrach zum Siege,
Nicht ferner decken: der beſiegte Kämpfer
Entweiht, entehrt die Waffen, die er trägt.
Reißt mir die Waffen ab! ich bin beſiegt.—
(Die Frauen fangen an ſie zu entwaffnen.)
Beſiegt! und mit dem Waffenruhm verloren
Des Magdthums reine Herrlichkeit, der Glanz
Der freien Kön'gin, und des Lebens Luſt:
Denn eines Mannes Weib muß ich nun werden;
Das Meerroß darf ich ferner nicht beſteigen,
Nicht auf dem blauen Felde kämpfen mehr.
Feindſel'ge Mutter! welche Schuld zu rächen,

Haſt Du dies finſtre Schickſal mir gewoben?
Wo berg' ich meine Schmach? wo iſt der Ort,
In dem kein Licht dringt, keine Luft, kein Laut?

(Sie iſt entwaffnet, und erſcheint ganz weiß gekleidet, unter der Bruſt einen purpurnen Gürtel mit ſilbernen Runen.)

Sirith.

Du biſt noch nicht beſiegt: iſt Deine Bruſt
Nicht von dem Runengürtel noch umſchloſſen?

Brunhild.

Ja, dieſes einz'ge Kleinod iſt geblieben,
Des güt'gen Vaters Gabe, deren Kraft
Der Mutter argen Künſten widerſtand.
Ich bin noch Brunhild. Laßt die Recken ein!
Daß mit dem Vegt vom Rhein' ich ernſtlich rede.

(Eine der Frauen geht ab.)

Ich will ſo mit ihm reden, daß er bangend
Vielleicht aufgiebt das halb vollbrachte Werk.

(Sie beſteigt den Thron.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Günther, Siegfrid und Hagen treten ein.

Günther.

Du haſt uns her entboten, Königin.

Brunhild (auf Siegfrid zeigend.)

Wer iſt der edle Degen, der als Dritter
Jetzt mit Euch kommt? Ich ſah ihn früher nicht.

Siegfrid.

Ich hielt am Strande bei den Schiffen Wacht.

Günther.

Er iſt des Königs Sohn von Niederland,
Und meine Schweſter Chriemhild wird er freien.

Brunhild.

Jetzt, edler Vogt vom Rheine, höre mich!
Du haſt mir obgeſiegt: mein Speer durchdrang
Nur Deinen Schild, der Deine warf mich nieder;
Zehn Klafter überflog Dein Stein den meinen;
Den meinen ſpaltend fuhr Dein Pfeil ins Ziel.
Nun will mein Schickſal, daß, wenn Du's begehrſt,
Dein Weib ich werden muß: doch ſag' ich Dir,
Begehr' es nicht: das wird uns Beiden frommen.

Günther.

Zum Weib Dich zu gewinnen, zog ich her
Durch weite Land' und über wüſte Wogen;
Wie ſollt' ich hier nun ändern meinen Sinn?

Brunhild.

Du wirſt ihn ändern, wenn Du's wohl erwägſt.
Die Götter gaben mir des Weibes Bildung;

Doch männlich schlägt das Herz in meiner Brust,
Und männlich denkt der Geist in meinem Haupt.
Ein Abscheu sind mir alle Frauenwerke,
Zu denen rohe Kraft sie zwingt. Ich will
Nicht weben gleich der mißgeschaff'nen Spinne,
Nicht gleich der feisten Hummel Vorrath sammeln,
Nicht hadernd, strafend Mägd' in Ordnung halten,
Wie Schaf' ein Hund durch Bellen und durch Biß.
Gehorchen kann ich nicht; ich kann nur herrschen.
Die Liebe kenn' ich so nur, daß ich weiß,
Sie macht das Weib zu eines Herren Magd.
Ich kann nicht Kinder nähren, warten, pflegen,
Denn brechen würd' ein so gebrechlich Wesen
In meiner Lanz' und Schwert gewohnten Hand.
Was frommt Dir solch ein Weib? Ein and'res suche,
Das frei durch Schwachheit Dir freiwillig folge.
Du hast gesiegt, in einem Kampf gesiegt,
Der schon viel edler Recken Leib verdorben;
Begnüge Dich mit der errungnen Ehre,
Und trachte nicht dem Preis des Kampfes nach.

Günther.

Viel Hartes hast Du, hohe Maid, gesagt;
Allein Du hast's gesagt mit holdem Munde,

Und Deines Mundes Schönheit lockt den Geist
So ſtark ins Auge, daß vom Geiſt verlaſſen
Das Ohr nur Klänge, keine Worte hört:
So ließ mich unbewegt die harte Rede.
Im Schimpfſpiel mag die Ehre wohl genügen;
Beim Kampf auf Leib und Leben iſt der Preis
Des Kampfes Ziel, dem nur ein Thor entſagt.

Siegfrid.

Und wenn man Ehre wollte, wär's doch ſeltſam,
Daß man ſie ſucht' im Kampf mit einer Maid.

Günther.

Iſt Dir der Frauenſtand, hochherz'ge Jungfrau,
Auch jetzt verhaßt, er wird's nicht immer ſeyn:
Die Freiheit liebend ſcheueſt Du die Feſſel,
Doch wirſt Du gern ſie tragen, kennſt Du ſie.
So wie der Gärtner pfropfet edles Reis
Auf wilden Stamm, ſo impft der Liebe Hand
Geſelligkeit und Bildung auf Natur,
Und wie der wilde Stamm dann ſüße Frucht,
So trägt holdſel'ge Tugend die Natur.

Brunhild.

Das hoffe nicht! Steh' ab von dem Verlangen!

Günther.

Ich kann es nicht: ſo reizend iſt der Preis,
Daß nur der Blödſinn ihm entſagen könnte.

Brunhild.

So sey's. Doch einen Kampf noch mußt Du kämpfen.
Sobald die Nacht des Himmels Licht verhängt,
Wird auch bereit die Hochzeitkammer seyn.
Nicht aber willig folgen werd' ich Dir,
Mit starkem Arm mußt Du dahin mich tragen,
Mit starkem Arme werd' ich widerstehn,
Und nichts vermagst Du, bis Du diesen Gürtel —
Betracht' ihn wohl, in ihm liegt meine Kraft —
Bist Du den Gürtel mir geraubt; doch kannst Du
Es nicht vollbringen, eh' die Mitternacht
Den jungen Tag gebiert, verfällt Dein Haupt.
(Pause. Günther blickt zweifelhaft auf Siegfrid.)

Siegfrid.

Herr Günther wird auch diesen Kampf bestehen.

Günther.

Mein Werk wird, hoff' ich, dieser Sieg vollenden.

Brunhild.

Dann schwindet meine Kraft; beraubt des Gürtels
Bin ich nicht stärker denn ein andres Weib;
Vollendet ist mein Schicksal, ich bin Dein,
Und meine Kron' ist Dein und all' mein Gut.
(Sie steht auf.)
Doch diese Güter nur und diesen Leib

Kann Deiner Macht das Schicksal untergeben;
Ich bleibe mein: so wie der Fels nicht wankt,
Weil Mücken spielen um sein Haupt, so zwinget
Den freien Geist der Lauf der Sterne nicht.
Die Erde kann zergehn, die Sonn' erblassen,
Ein rechter Geist nicht von sich selber lassen.
(Sie geht rasch ab; die Frauen folgen).

Achter Auftritt.

Günther, Siegfrid, Hagen.

Siegfrid.

Haha! nun giebt es einen lust'gen Kampf
Mit einer schönen Maid bei dunkler Nacht.

Günther.

Ja, Du allein kannst ihr den Gürtel rauben.
Denn bloße Menschenkraft besiegt sie nicht.

Siegfrid.

Ich folge — Dank sey dieser lieben Kappe —
(Er zieht die Nebelkappe aus dem Busen.)
Dir unsichtbar, und wie ich Speer und Stein
Für Dich geworfen und den Pfeil geschossen — —

Hagen.

Wie? das hat er gethan?

Günther.

Er hat's: unsichtbar
Durch diese Kappe stand er neben mir.

Siegfrid.

So werd' ich auch den Gürtel für Dich rauben,
Wenn Du der wilden Braut nicht mächtig wirst.
Nun, ist Dir dies genehm?

Günther.

Das ist es wohl,
Und welchen Lohn ich zahl', ist Dir bekannt.

Siegfrid.

Wohl trag' ich groß Verlangen nach dem Lohn,
Allein ich thät es auch der Kurzweil halben.
Doch bis zum Abend ist die Zeit noch lang;
Ich will mich umsehn, ob ich Arbeit finde.

Günther.

Vergiß nicht, daß Du Schweigen mir gelobt.

Siegfrid.

Ich hab's gelobt, gelob' es abermals.

Günther.

Doch hast Du jetzt gebrochen Dein Gelübde.

Siegfrid.

Das ist kein Bruch: (auf Hagen deutend) er ist
Dein treuer Mann.

(Er geht ab.)

Günther.

Du blickest finster; Dir gefällt es nicht.

Hagen.

Nein, König, mir gefällt dies alles nicht.
Daß er für Dich gekämpft, das läßt sich dulden:
Man dinget Kämpfer und Du zahlst ihm Lohn;
Doch, daß er nun auch in das Heiligthum
Des Brautgemaches Dich begleiten soll,
Wo Keuschheit selbst die dunkelste der Nächte
Zu hell noch findet, und sie dunkler macht,
Um sich vor ihrem Sieger drein zu hüllen;
Daß er der Frauen Leib berühren soll,
Die Du erkürst zur Bett- und Throngenossin,
Zur Mutter künft'ger Kön'ge von Burgund,
Das dünkt mich ungefüg' und schwere Schuld.

Günther.

Soll unvollendet bleiben dieses Werk?
Soll ich dies schöne Königreich, das halb
Mir schon gewonnen ist, nun von mir stoßen?
Ist's nicht des Königs Pflicht, die Macht zu mehren,
Daß er im Kriegessturme fester stehe?

Hagen.

Das ist des Königs Pflicht; doch wer zu theuer
Ein neues Gut erwirbt, der mehret nicht.

Der mindert seiner Güter Maaß. O Herr!
Mir ahnet, nicht zum Heile der Burgunden
Führst Du dies Heidenweib in Deine Burg.

Günther.

Bekümmert Dich's, daß sie noch Heidin ist?
Zu unserm Glauben werd' ich sie bekehren.

Hagen.

Den Weinstock mußt Du schon im Lenz besorgen,
Wenn er im Herbst Dir Früchte bringen soll.
Ein steinicht, ein verwildert Erdreich ist
Das Herz der Königin; das ist kein Boden
Für unsers Glaubens milde Saat. Und wäre
Auch zehnmal mächtiger dies Königreich,
Ich nähm' es nicht mit dieser Königin.

Günther.

So hast Du Dich vor ihrer Red' entsetzt?
Es waren Wort', erdacht, um uns zu schrecken.

Hagen.

Nein! Wahrheit sprach aus ihr: so wilder Stolz
Läßt nimmer zur Verstellung sich herab.
Wenn ihr einst kund wird, wie man sie betrogen,
Und diese böse Mähr das wilde Herz,
Den stolzen Geist mit Recht in Gährung setzt —
O König! denk' an Deines Hauses Frieden.
Ein feindlich Heer vor Deiner Burg ist minder

Gefährlich als der Haß in ihren Mauern.
Der Wuth des Sturmes trotzt der eichne Pfosten,
Des schwachen Wurmes Biß zertrümmert ihn.

Günther.

Du hörst, daß er Verschwiegenheit gelobt.

Hagen.

O Herr! auf die Beständigkeit des Windes
Und auf des Meeres Stille magst Du rechnen,
Auf die Verschwiegenheit des Menschen nicht —

Günther.

Wie sprichst Du also, mein getreuer Degen!
So könnt' ich auch nicht auf die Deine bau'n!

Hagen.

Auf die Verschwiegenheit des Menschen, mein' ich',
Der außer Dir auf Erden etwas liebt.
Ich, Herr, bin Dein: die Treue gegen Dich
Ist meine einz'ge Lieb' auf dieser Welt,
Und Ehre, sonst des Mannes Königin,
Ist doch bei mir die Dienerin der Treue.
Dies weißt und glaubst Du, Herr, und dies erwägend
Gehorche jetzt der Treue treuem Rathe,
Gieb auf das Werk des Trugs und der Gefahr.

Günther.

Ich kann das Herz nicht von dem Vorsatz wenden:
Die Maid ist schön und ihre Kron' ist reich.

Hagen.

Frei magst Du wählen, das ist Königsrecht;
Der treue Mann soll prüfen nur und rathen,
Was seinem König frommt, und, wenn die Wahl
Zum Unheil führt, ihm treu zur Seite stehen.

Günther.

Das, weiß ich, wirst Du: Deine Treu' ist Fels.

Hagen.

Ja, fordert uns das Unglück in die Schranken,
Fest werd' ich steh'n und erst im Tode wanken.

(Sie gehen. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Scene: Eine Halle in Günthers Burg zu Worms.

Erſter Auftritt.

Brunhild tritt raſch durch die Mitte ein, Günther folgt; Beide ſind feſtlich geſchmückt.

Brunhild.

Laß ab von mir! Ich will nicht länger bleiben.

Günther.

Du thuſt, was ſich nicht ziemt. Das Kampfſpiel iſt
Zur Hälfte kaum gedieh'n, und iſt doch aus,
Sobald die Kön'gin den Altan verläßt.

Brunhild.

Es ſoll auch aus ſeyn.

Günther.

Sprich! was iſt geſchehen?
Wer hat der Kön'gin Leides zugefügt?

Brunhild.

Verhöhnst Du mich, und nennst mich Königin?
Seit wann ist Bettelhaftigkeit das Zeichen
Der Könige? Nicht hundert Kämpfer stritten
In meiner Farbe; wohl dreihundert prangten
In Deiner Schwester Chriemhild Kleid, und Schmuck.

Günther.

Wie mag Dich das erzürnen? weißt Du doch,
Die Menge drängt sich zu der reichern Hand,
Und meine Schwester spendet aus dem Schatze
Der Nibelungen, Siegfrids Morgengabe,
Den die Verschwendung selbst nicht wünd' erschöpfen

Brunhild.

Weil sie dies kann, ist sie die Königin.
Mein Hauptschmuck zeigt nur die Gestalt der Krone,
Ihr Stirnband hat der Krone Werth und Glanz.
Wie prangte sie! Ihr Haupt war sonnenhell,
Und ihr Gewand dem Winterhimmel gleich,
Wenn er sich schmückt mit allen tausend Sternen.
Wie Bienen hängen an der Königin,
So hingen alle Blick an ihr, und ich
Ward nur gesehen, weil ich neben ihr,

In ihrem Glanze saß. Ich habe stets
Den Mond gehaßt, weil er sein schwarzes Antlitz
Mit dem erborgten Sonnenlichte schminkt,
Und soll nun selbst ein Mond seyn, nur gesehn,
Wann eine Kön'gin-Sonne ihn beleuchtet!

Günther.

Wie kann Dich das erzürnen?

Brunhild.

Was denn soll,
Was — bei den großen Asen! — mich erzürnen?

Günther.

Du wagst die Heidengötter noch zu nennen!

Brunhild.

Es sind die Götter meiner freien Jugend.
O! hab' ich darum nur sie aufgeopfert
Für einen Glauben, den ich nicht verstehe;
Darum von meinem Haupt der Krone Glanz,
Aus meiner Hand des Scepters Macht gegeben;
Darum vertauscht des reinen Magdthums Freiheit
Mit eines Eheweibes schnöder Knechtschaft,
Daß ich nun einer Andern hier soll weichen,
Und nicht einmal die erste Sklavin seyn?

Günther.

Brunhild, mein liebes Weib, ich sage Dir,
Du solltest fleißiger zur Messe gehen,

Daß dieſer Alp des Hochmuths von Dir wiche.
Was man an Lieb' und Ehr' auch meine Schweſter
Genießen läßt, Du biſt die Königin.

Brunhild.

Ein leeres Wort, an Troſt und Freude leer.
Ich heiße nur, Chriemhild iſt Königin;
Sie ehrt das Hofgeſind', ſie ehrt das Volk,
Und alles dränget ſich zu ihrem Dienſt
Und achtet es gering, daß ich es bin,
Die ſeinen künft'gen König ſchon geboren.
Zu Deiner Schweſter Dienſten drängt ſich alles:
Denn geben kann ſie dreimal mehr als ich;
Sie iſt von heim'ſchem Stamm, und ich bin fremd;
Ihr Angeſicht iſt ſchöner als das meine. —
Was war mir Schönheit, als auf freiem Meer
Ich, eine freie Kön'gin, meine Schiffe
Zu Sieg und Beute führte? Warum haſt
Du ſo mich ausgeplündert, daß ich nun
Ein elend Gut, wie Schönheit, muß begehren?
Wenn Du mich liebteſt, würdeſt Du für alles,
Was Du geraubt, mir wenigſtens den Troſt,
Den armen Troſt der äußern Ehre ſchaffen.

(Hagen tritt ein, bleibt aber im Hintergrunde ſtehen.)

Zweiter Auftritt.

Brunhild. Günther. Hagen.

Günther.

Hör' auf zu hadern, ungefüges Weib!
Ich bin es müd', auf Klagen zu erwiedern,
Zahlloser, hohler als die Waſſerblaſen
Beim Wetterguß auf eines Teiches Spiegel.
Hat Chriemhild mehr des Volkes Lieb' als Du,
Weß iſt die Schuld? Vor'm Nordwind ſchlieſſen ſich
Die Blumen zu, ſo vor dem Stolz die Herzen.
Ich liebe Dich; doch werd' ich mehr Dich lieben,
Wann Du einſt bändigſt den unbänd'gen Stolz.

Brunhild.

Das will ich nicht; mein Stolz bin ich: ich habe
Es Dir vorhergeſagt, ich würd' es nicht.

Günther.

Was kann ich thun, um Frieden Dir zu ſchaffen?

Brunhild.

Was Du geraubt, Du kannſt's nicht wiedergeben;
Nicht mehr die freie Kön'gin kann ich werden,
Die auf dem Meerroß kühn die Fluth durchzieht:
Die Kraft iſt hin, der Zauber iſt gelöſt.
Doch Siegfrid ziehe fort: laß heim ihn kehren
An ſeines Vaters Hof.

Günther.

Das kann ich nicht.

Brunhild.

Laß heim ihn ziehen, daß von Deiner Schweſter
Ich nichts mehr wiſſe, höre, nichts mehr ſehe.

Günther.

So wilder Laune geb' ich nimmer nach.

Hagen (vortretend).

O thu' es, Herr! ich rathe ſehr dazu.

Günther.

So räthſt Du ſchlecht. Soll ich des wackern Freundes,
Des allerkühnſten Degens mich berauben,
Um eines Weibes Laune zu vergnügen?

Hagen.

Ja, König. Zwiſchen Frauen, die ſich haſſen,
Leg' ein Gebirg und noch ein Meer dazu.

Brunhild.

Ja, Meer und Berge zwiſchen mich und ſie!

Günther.

Wo iſt ein Recke, der ſich ihm vergliche?
Verdankten wir im letzten Sachſenkriege
Nicht ihm den Sieg, nicht ihm die reiche Löſung
Für die gefang'nen Könige?

Brunhild.

Und wenn
Du ihm die Welt verdanktest, laß ihn zieh'n!

Hagen.

Mit Ehren hab' ich manchen Kampf bestanden,
Und darf nicht neidisch seyn auf fremden Ruhm.
Drum sag' ich gern, er ist der beste Degen,
Den je mein Auge sah; doch sag' ich auch:
Er ziehe heim.

Günther.

In dieser Zeit, wo uns
Der mächt'ge Dänenkönig Krieg bereitet!
Wo täglich drohender für uns im Osten
Die Macht des wilden Hunnenkönigs wächst?

Brunhild.

Ha! zitterst Du, wenn Dich sein Arm nicht schützt?

Hagen.

Wir haben Sieg erfochten, eh' er kam,
Wie nähm' er nun des Sieges Hoffnung mit?

Günther.

Wie kann der Freund zum Freunde, der aus Lieb'
Ihm treu und viel gedient hat, sagen: Geh!?
Wie kann der König einen Mann entlassen,
Der selbst ein Heer ist, einen Bundsgenossen

Beleid'gen, deſſen Macht der ſeinen gleicht?
Das ziemte nicht, und nimmer ſoll's geſcheh'n.

Brunhild.

So liebſt Du mich, daß Du auf meine Bitte
Ein rauhes Nimmer mir zur Antwort giebſt?
Auf meine Ohnmacht bauend, thuſt Du ſo;
Doch leichter iſt es, Löwen auszuweichen,
Als Scorpionen, die im Dunkel ſchleichen.

(Sie geht raſch zur Rechten ab.)

Hagen.

Ein wahres Wort. O höre mich, mein König!

Günther.

Still! Immer widerſtrebſt Du meinem Sinn.

Hagen.

Der treue Freund ſagt öfter Nein als Ja:
Denn blind iſt jeder in der eignen Sache.

Günther.

Soll ich in ihrem Stolze ſie beſtärken?
Ein König unterthan dem Weibe ſeyn?

Hagen.

Die Klugheit räth, von Siegfrid Dich zu trennen;
Fern mögt Ihr Freunde bleiben, hier nicht mehr:
Denn glaube mir, wo ſich die Frauen haſſen,
Kann auch der Männer Freundſchaft nicht beſtehn.
Und welch Geheimniß liegt in ſeiner Bruſt!

Günther.

Wie? was er dreizehn Monden ſchon bewahrt,
Das ſollt' er ferner nicht bewahren können?

Hagen.

O König! König! darauf baue nicht!
Wie kein Gewebe, ſo iſt auch kein Leben
Durchaus ſich gleich: es kommt ein Augenblick,
Da läßt auch feſte Tugend ſich beſiegen,
Und das vergangne Leben ſtraft er Lügen.
(Sie gehen Beide zur Rechten ab.)

Dritter Auftritt.

Chriemhild, prächtiger noch als Brunhild gekleidet, kommt von der Linken; ſie hat den Gürtel, den Brunhild im erſten Aufzuge trug, in der Hand.

Später Siegfrid.

Chriemhild.

Das muß ich wiſſen — o! das muß ich wiſſen,
Und ſollt' ich Tag und Nacht drei Jahre lang
Nichts thun als weinen, und kein Wort ihm gönnen,
Und ihn nur anſehn, um ein rothes Auge
Und in dem Auge Thränen ihm zu zeigen,
Er ſoll und muß mir ſagen, was es iſt.
(Siegfrid tritt durch die Mitte ein.)
(Chriemhild den Gürtel verbergend.)
Gut, Siegfrid, daß Du kommſt: ich ſuchte Dich.

Siegfrid.

Ei, das ist freundlich, daß mein Lieb mich sucht.
Auch meine Blicke haben Dich gesucht
Und wieder Dich gesucht beim Ritterspiel.
(Sie in die Arme nehmend.)
Du dünkst mich heute wunderbarlich schön,
So hold, daß niemals holder Du gewesen.
Ja, wenn Dich heut ein fremder Degen sähe,
Er fragte wohl: Wer ist die schöne Maid?

Chriemhild.

Recht gut! recht gut! Laß meine Schönheit jetzt,
Und sage (ihm den Gürtel plötzlich zeigend) was ist dies?

Siegfrid.

Hei! wie kommt das
In Deine Hand? (Darnach greifend.) Gieb her!

Chriemhild (den Gürtel wegziehend).

Nur mit dem Leben.
Nun sprich! was ist es? Weißt Du's, Armer, nicht?
Hast Du im Schreck vergessen, was es ist?
So sag' ich Dir: es ist ein Frauengürtel.
Geschmeide noch in Deinem Schreine suchend
Fand ich ihn wohl verwahrt, ja tief versteckt,
Wie man das Liebste zu verwahren pflegt.
Wo hast Du ihn denn her?

Siegfrid.

Ich weiß es nicht:
Zum Nibelungen-Hort mag er gehören.

Chriemhild.

Wie käm' ein Frauengürtel in den Schatz?
Ich seh', er ist getragen, seh' auch das,
Gewalt hat ihn der Trägerin entrissen,
Denn krumm gebogen ist des Schlosses Oehr
Und eingerissen hier die seid'ne Borte.
O weh mir, Unglückseel'ger! dieser Gürtel
Ist eine Schlang' im Neste meines Glücks,
Die jeglich Ei, aus dem die Mutter Zeit
Mir eine Lust ausbrüten soll, zerstöret.
O weh mir! daß ich einen Mann erkieß,
Der meine Liebe schwer verwundet sieht,
Und statt der Wunde Schmerzen mit dem Balsam
Der Wahrheit mir zu lindern, durch das Gift
Der Heuchelei und Falschheit sie noch schärfet.
O weh mir, daß ich solchem Mann vertraut!

Siegfrid (sie wieder in seine Arme fassend).

Laß gut seyn, liebe Chriemhild, Traute mein!
Was wolltest Du um solch ein Nichts Dich grämen?
Sey gut, mein Lieb! Was ist es denn nun weiter,

Wenn dieser Gürtel nicht zum Schatz gehört?
Sieh! wenn man so auf Abenteuer geht,
Trifft man mit mancher hübschen Maid zusammen,
Und wenn man weiter geht, so nimmt man wohl
Ein Angedenken mit, ein Fingerlein,
Ein Armband, eine Spang', ein Löckchen Haar.
So ist's auch mir ergangen, meine Traute,
Bevor ich Dich gesehen und geliebt.

Chriemhild (sich seinen Armen entziehend).

Wie Du gelogen hast, so lügst Du wieder.
Wär' dieser Gürtel solch ein Angedenken,
Du hättest ihn, als Du mich lieb gewonnen,
Nicht so sorgfältig aufbewahrt, vielmehr
Ihn weggeworfen, oder mir geschenkt.
Du weißt recht gut, wie freudig vom Geliebten
Wir früh'rer Liebe Angedenken nehmen,
Und hast Du nicht manch goldnes Fingerlein
Und manches andre Kleinod mir geschenkt?
Warum den Gürtel nicht, Du falscher Mann?

Siegfrid.

Warum? Ich weiß es nicht. Ich hätt's gekennt.

Chriemhild.

Nein, Heuchler! die den Gürtel hat getragen,
Die hat empfangen, was Du mir geraubt.
Weh mir! die Zeit des Glückes ist vorüber.

Ich thöricht Weib, wie hegt' ich auch den Wahn,
Die Liebe sey das Blümlein Immergrün?
Elf Monden nur hat sie gegrünt; elf Monden
Sind eine kurze Zeit und doch zu lang
Für Männerliebe. Wehe mir Betreg'nen!
Entflohen ist der Wahn, und hat dem Sohn,
Dem bittern Schmerz, mich grausam preisgegeben.

Siegfrid (sich ihr wieder nähernd).

So schön Du bist, so thöricht sprichst Du,

Chriemhild.

Ich liebe Dich, nur Dich, und habe nimmer
Dich mehr geliebt als jetzt, das schwör' ich Dir.

Chriemhild (sich von ihm entfernend).

Fort! Männerschwüre sind wie Morgenroth,
Das uns zum Ausgang lockt, und auf dem Wege
Mit Regenfluth uns tückisch übergießt.
Ich weiß gar wohl, warum Du mich verschmähst.
Weil ich den Knaben Dir geboren habe,
Und drum verwelkt ist meines Leibes Blüthe.
(In Thränen ausbrechend.)
Ich werde fürder seyn wie eine Magd:
Nur die ist Herrin, die der Gatte liebt.

Siegfrid (sie wieder in seine Arme schließend).

Pfui, Chriemhild, weine nicht! Wenn Dich die Leute
Verweinten Auges sähn, was dächten sie?

Du biſt mir lieb, jetzt zehnmal lieber noch,
Da Du ein holdes Knäblein mir geſchenkt;
Auch blühſt Du wieder wie ein Frühling irgend
Auf Erden herrlich blüht. Hör' auf zu weinen!
Die Liebe ſchaut ſo hold mich immer an
Aus Deinem Auge; wenn Du nun durch Weinen
Dein Auge trübſt, wo ſeh' ich Deine Liebe?
Komm her! komm her! daß ich die Thränen
trockne.

(Er trocknet ihr die Thränen ab.)

Chriemhild (ihn liebkoſend).

Du willſt mir ſagen, weß der Gürtel iſt?

Siegfrid.

Ich will's Dir ſagen, wenn Du ſchweigen kannſt:
Denn meine Ehr' vertrau' ich Deiner Zunge.

Chriemhild.

Ich kann es wohl, bin keine Schwätzerin,
Die, wenn des Redens Taumel ſie befällt,
Nicht mehr an Himmel noch an Hölle denkt.
Nun, Süßer, ſage mir, weß war der Gürtel?

Siegfrid.

Ich ſtritt für Deinen Bruder mit Brunhilden,
Und warf, unſichtbar durch die Nebelkappe,
So Speer wie Stein für ihn, und ſchoß den Pfeil.
Ein letzter Kampf blieb zu beſteh'n: er mußte

Der ſtolzen Maid, eh' ſie zur Hochzeitkammer
Ihm folgen wollte, dieſen Gürtel rauben,
Der zauberiſch ihr Rieſenkraft verlieh.
Unſichtbar folgt' ich Günther in die Zelle,
Wo ſie vor ihrem Brautgemache ſaß.
Der Kampf begann, und als durch ihre Stärke
In Noth der König kam, trat ich hinzu,
Und rang mit ihr, bis ich den Gürtel nahm.
Da ſchwand auch ihre Kraft; ſie ließ geduldig
Von ihm ſich in die Hochzeitkammer führen;
Der Gürtel aber blieb in meiner Hand.

Chriemhild.

Das war bei Nacht!

Siegfrid.

Bei düſterm Ampellicht.

Chriemhild.

Ihr war't allein?

Siegfrid.

Dein Bruder war zugegen.

Chriemhild.

Hei! wer das glaubte! Wie nur hätte ſie
Es nicht gewahrt, daß ſie mit Zweien kämpfe?
Ich ſchwör's, Ihr war't allein: und wer den Gürtel
Ihr hat geraubt, der hat auch mehr gethan.

Siegfrid.

Ei schäme Dich! ich sage Dir nichts mehr.

Chriemhild.

Schon gut! Ich weiß, was ich zu denken habe:
Ich schwör's, Ihr war't allein — war't ganz allein.

Siegfrid.

Wir waren's nicht. Laß mich's nicht wieder sagen.

Chriemhild.

Schon gut! ich weiß, was ich zu denken habe.

Siegfrid.

Nichts sollst Du denken, nichts; still sollst Du seyn.
Es wird mir gallenbitter schon ums Herz,
Und niemals hat mein Zorn, das weißt Du wohl,
Dir gute Zeit gebracht: drum schweige jetzt
Und gieb den Gürtel wieder!

Chriemhild.

Laß mir ihn,
Herzlieber Mann! Wenn Du ihn aufbewahrst,
So werd' ich denken stets, er sey Dir theuer
Der Stunde wegen, wo Du ihn gewannst.

Siegfrid.

Ha! bei den Heidengöttern möcht' ich schwören,
Man muß ein Weib mehr lieben denn sich selbst,
Ums zu ertragen.

Chriemhild (ihn liebkosend).

Sey nur gut, Du Lieber!
Wir fehlen nur aus allzu großer Liebe;
Wir schmollen, weinen, zürnen, schelten nur,
Und haben Launen aus zu großer Liebe:
Weil unsre Schwachheit nun aus Lieb' entspringt,
Und uns an Liebe die Natur gewiesen,
So hat sie unsre Schwachheit auch gewollt.
Nicht wahr, mein Herz, Du schenkest mir den Gürtel?

Siegfrid.

Behalt' ihn nur, Du Thörin! doch bewahre
Mir dies Geheimniß wohl! Ich habe Günther
Verschwiegenheit gelobt, und meine Ehre
Und seines Hauses Friede hängt daran.

Chriemhild.

Du kränkst mich, daß Du Schweigen mir empfiehlst.
Ich werd' es ja um Deinet- und des Bruders
Und auch um Brunhilds willen: wenn ich sie
Auch nicht kann lieben, heg' ich Mitleid doch;
Sie könnt's nicht überleben, würd' ihr kund,
Wie arg man sie beleidigt und betrogen.

Siegfrid.

Bleib immer eingedenk der weisen Rede!

Jetzt aber geh'! man wird zur Messe läuten;
Ich komme bald mit Deinem Bruder nach.

Chriemhild.

Leb' wohl und habe Dank! Du bist so lieb,
So gut und freundlich, daß wohl nie auf Erden
Sich eines bessern Mann's ein Weib gerühmt.
(Sie küßt ihn und geht dann durch die Mitte ab.)

Siegfrid.

Sey Erz der Sinn, die Schönheit wird ihn beugen.
Sie bat so süß; ein Stein nur konnte schweigen.
(Er geht zur Linken ab.)

Verwandlung.

Scene: Ein offener Platz in Worms; im Hintergrunde der Münster.

Vierter Auftritt.

Während zur Messe geläutet wird, versammeln sich Volk und Edle, unter den Letzten ist Volker, Hagen und Dankwart.

Dankwart.

Die edlen Königinnen kommen beide
Und auch die Könige zum heil'gen Amt.

Ihr mögt hier harren, daß Ihr ihnen folget,
Denn vorher einzugeh'n geziemet nicht.
Nun schaart Euch so, daß Ihr die Kommenden
Mit guter Zucht und Sitte mögt empfangen,
So wie es Brauch ist Königen zu thun.

(Die Edlen stellen sich so, daß sie von der Thür des Münsters an zwei entgegengesetzte Reihen bilden, die nach vorn auseinander gehen; das Volk aber hinter ihnen steht.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Brunhild von der Rechten und Chriemhild von der Linken, jede von ihren Frauen begleitet, treten auf. Sie kommen aus dem Vordergrunde, und wenden sich dem Münster zu; Chriemhild ist etwas voraus, so daß sie den Münster zuerst erreichen würde.

Brunhild.

Was eilst Du, Chriemhild? sieh! und wag' es nicht
Zuerst des Münsters Halle zu betreten.

Chriemhild (stehen bleibend).

Warum's nicht wagen? Wär' es ein Vergeh'n?

Brunhild.

Ha! willst Du mir den Vorrang streitig machen?

Chriemhild.

Gewiß nicht. Aber Schwägerinnen ſollten
Darum nicht rechten.

Brunhild.

Nicht, Du ſtolzes Weib?
Ich ſollte wohl mich jedes Rechts berauben,
Um Dich damit zu ſchmücken?

Chriemhild.

Ich bedarf
Zu meinem Schmucke Deiner Gnade nicht.

Brunhild.

Weil Du ſo reich biſt, meinſt Du? weil Du Dich
Mit Gold und Edelſteinen überladeſt,
Gleich einem Prachtroß, eitles, ſtolzes Weib?

Chriemhild.

Was eiferſt Du und ſchiltſt mich unverdient?
Gott weiß, ich bin nicht ſtolz. Ich würde Dich
Erwartet haben an des Münſters Pforte,
Daß Du den Vortritt nähmeſt: denn gewiß,
Ich ſtehe gern zurück, Du biſt die ält're.

Brunhild.

Und auch die minder ſchöne, willſt Du ſagen.
Der ältern nicht, der höhern mußt Du weichen.
Ich bin die Königin. Dein Hauptſchmuck mag

Ein Berg von Perlen und Demanten ſeyn,
Er iſt doch keine Krone, wie der meine.

Chriemhild.

Auch ich werd' einſtmals eine Krone tragen.

Brunhild.

Und trägſt Du ſie, mir wirſt Du nimmer gleich:
Denn ſchon als Jungfrau war ich Königin,
Und weit gefürchtet war mein mächt'ger Arm.

Chriemhild.

Nicht was Du einſt geweſen, was Du biſt,
Leg' in die Wage!

Brunhild.

Meine Schale ſinkt:
Des beſſern Mannes Frau iſt auch die beſſre.

Chriemhild.

Des beſſern Mannes Frau? O laß uns ſchweigen!
Ich weiß, wer nicht bei dieſem Streit gewönne.

Brunhild.

Wer nicht gewönne? Wer gewönne nicht?
Stellſt Du mit König Günther Deinen Mann
Frech in Vergleich?

Chriemhild.

Ich thu' es, und nicht frech.
Ich ehre meinen Bruder, wie ich ſoll;
Doch Siegfrid iſt ein auserker'ner Degen.

Brunhild.

Macht's Dich so stolz, daß er im Kampf um Dich
Ein unbehülflich Ungeheuer schlug?
Ich war gefürchtet auf dem weiten Meere,
Ich war der Lande Schrecken nah und fern;
Mein Leib war Riesenkraft und meine Seele
War Göttermuth; ich schlug die kühnsten Recken,
Und mich besiegte König Günthers Arm:
Ein Held nur konnte diesen Sieg erringen.

Chriemhild.

Ich meine, Siegfrid hätt' es auch gekonnt.

Brunhild.

O unverständig Weib! der Nadel nur,
Der Spindel kundig schwatzest Du von Kampf?
Er mich besiegt? Er hatte nicht einmal
Das Herz, den Kampf zu schau'n; er saß voll Bangen
Die Schiffe hütend an dem Meeresufer.
Ha! daß er sich gestellt! hohnlachend hätte
Die schwächste meiner Mägde mit der Spindel
Vom Kampfplatz ihn gejagt. Wie hätte doch
Der Feige je Brunhilden obgesiegt?

Chriemhild.

Und hat es doch — nicht König Günther — er.

Unsichtbar durch die Nebelkappe stand
Er hinter meinem Bruder, schwang den Speer
Und warf den Stein und schoß den Pfeil für ihn.
Ist er ein Feiger nun, so hat ein Feiger
Der mächt'gen Heldin Brunhild obgesiegt.

Brunhild.

Ha! freches Weib! schamlose Lügnerin!
Der Pfeil des Blitzes spalte Dir die Zunge,
Die solchen Unrath auszustoßen wagt!

Chriemhild.

Ich Lügnerin? Sprich, böses Heidenweib!
Wer hat Dich dann besiegt in dunkler Nacht?

Brunhild.

Was willst Du, Schändliche? Der König war's.

Chriemhild (Brunhilds Gürtel aus dem Busen reißend).

Haha! der König? Sieh doch diesen Gürtel!
Weß ist der Gürtel, den mein lieber Herr
Von einer Maid gewann bei dunkler Nacht?
Dein ist der Gürtel, Dein, und Siegfrid war es,
Der mit dem Gürtel auch Dich selbst gewann.
Hei! sage nun, wer hat den besten Mann?
Und darf ich, einfach Weib, mich unterstehen
Dir, einem Doppelweib, voran zu gehen?
(Sie geht rasch in den Münster; ihre Frauen folgen.)

Hagen.

Wo iſt der König? Sucht den König auf!

(Dankwart geht zur Rechten, ein Edler zur Linken ab.)

Volker.

Mich dünkt, es ſteigen Wolken auf am Himmel,
Die uns mit ſchwerem Ungewitter droh'n.

Brunhild (die bisher von Wuth ergriffen und gelähmt ſtumm und unbeweglich geſtanden).

Was ſagſt Du, Mann? Es ſteigen nur Wolken auf?
Du ſiehſt nicht, Blinder, gehemmt der Sonne Lauf?
Du hörſt den Donner, das Krachen des Waldes nicht,
Der in der Windsbraut wilder Umarmung bricht?
Walküren ſind's auf Roſſen von Blitzesgluth;
Sie küren und kreiſchen hernieder: Blut! Blut! Blut!
Haha! ein ſchöner Klang! Ihr ſollt es haben:
Wie auf der Wahlſtatt ſollt Ihr an Blut Euch laben.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Günther, Siegfrid, Hagen und Dankwart kommen von der Rechten. Später Chriemhild.

Dankwart (im Auftreten zu Günther).

Nun forsche selbst, ob ich Dir falsche Mähr
Verkündet, Herr.

Günther.

Wie konnte das geschehen?

Brunhild.

Nichts ist geschehn, nur das Geschehene,
Das Schändliche, Verruchte haben die Götter
An's Licht gebracht. Nichtswürdige Männer Ihr,
Ehrlos und tugendlos, nur Schlacken der Schöpfung!
Durch Eure Tücke verlor ich Kron' und Freiheit,
Um eines Feigen, Elenden Weib zu werden.
Nun bin ich entehrt, und so mit Schande beladen,
Daß wen mein Hauch erreicht, geschändet ist.

Günther.

Still, Wüthende! laß jetzt uns Männer reden.
Wie, Siegfrid, hast Du so Dein Wort gebrochen?
Hast nicht nur das erzählt, was zu verschweigen
Du mir gelobt, hast ehrvergessen auch
Hinzugefügt, was meine Ehre kränkt.

Siegfrid.

Es thut mir leid, doch leugnen kann ich's nicht;
Daß ich für Dich gekämpft, für Dich gesiegt,
Hab' ich erzählt. Was ist auch Uebels d'ran?
Wo man um Liebe wirbt, da gilt auch List,
Und manche Maid ward schon durch List gewonnen.
Mehr hab' ich nicht gesagt, und konnt' auch nicht.

Hagen.

Frau Chriemhild hat's gesagt.

Siegfrid.

Sie hat's gedacht,
Wie Weiber thöricht denken. Ruft sie her!

(Einer vom Hofgesinde geht in den Münster.)

Brunhild.

Ich will kein Zeugniß. Rach' ist mein Begehr.

Günther (zu Siegfrid).

Ich kann's nicht glauben, daß solch Lügengift
Auf Deines Freundes Ehre Du gespritzt.
Hast Du's gethan, so sollst Du schwer es büßen.

(Chriemhild kommt aus dem Münster und naht sich schüchtern.)

Siegfrid (zu Chriemhild).

Komm näher, Weib! komm, wackre Zungenheldin!
Was hast Du hier gethan?

Chriemhild (ihm die Hand reichend).

Vergieb mir, Lieber!

Sie hat mich sehr gereizt, hat Dich gescholten,
Dich feig genannt und einen schlechten Mann.

Siegfrid.

Bist Du bezahlt, die Mücken mir zu wehren?
Ich wär' ein schlechter Mann, wenn ich zum
Schutz
Die Zunge meines Weibes nöthig hätte.
Doch jetzt bekenne, hab' ich Dir gesagt,
Ich hätte je Brunhildens Gunst gewonnen?

Chriemhild.

Du hast es nicht gesagt, ich hab's gedacht.

Hagen.

Legt auch die Furcht ein gültig Zeugniß ab?

Brunhild.

Die Sklavin zeugt zu Gunsten ihres Herrn.
Ich will kein Zeugniß; Rach' ist mein Begehr.

Siegfrid.

Wenn Ihr nicht glauben wollt, so heb' ich hier
Die Hand zum Himmel — und ich weiß gar wohl,
Fest wird von oben her die Hand ergriffen,
Die man zum heil'gen Eid nach oben streckt —
Doch heb' ich meine Hand empor und schwöre,
Ich habe diese Lüge nicht gesagt.

Günther.

Ich glaube Deinem Schwur.

Siegfrid.

So glaub' auch das:
Hält man die Weiber nicht in guter Zucht,
So jagen sie den Frieden aus der Welt.
Straf' Du die Dein', ich will die meine strafen,
Daß sie nicht künftig noch durch leichtes Wort
Zu schwerem Streit und Unheil Anlaß geben.

Günther.

Laßt ab vom Hader! kommt zum heil'gen Amte,
Und betet drinnen um ein friedlich Herz.

Brunhild.

Ich will nicht mehr zu Euern Göttern beten:
Sie dulden Tücke, Falschheit und Betrug;
Sie lenkten sonst der Feuerschlangen Flug
Auf dieses Haus, das Heuchler nur betreten.
Sie richten spät nur, wenn's mir nicht mehr frommt:
Soll ich erst sterben, eh' mir Rache kommt?
Zu Göttern, die so Rach' und Recht verspäten,
Zu Euern Göttern will ich nicht mehr beten.

(Sie geht rasch zur Rechten ab; Günther folgt ihr, und ihm folgt Hagen, Volker, Dankwart; die Uebrigen zerstreuen sich, so daß außer Siegfriden und Chriemhilden niemand zurück bleibt.)

Siegfrid.

Hörst Du die Lästerung? Das ist Dein Werk.

Chriemhild.

Ihr Stolz entriß mir mit Gewalt das Wort.
Was brachteſt Du für meinen Bruder kämpfend
Dies Heidenweib in unſer chriſtlich Haus?

Siegfrid.

Du ſollſt daheim es hören. Komm' nur mit!

Chriemhild.

Du willſt mich ſchlagen.

Siegfrid.

Ja, ich will Dich lehren
Die weißen Zähne hübſch zuſammen halten,
Wann Deine Zunge böſe Luſt befällt.

Chriemhild.

Ach, Lieber! weh' willſt Du dem Leibe thun,
Der Dir ſo lieb geweſen? Thu' es nicht!
(Seine Hand küſſend.)
Vergieb mir heut! es ſoll nicht mehr geſchehen.

Siegfrid.

Komm' nur nach Hauſe!

Chriemhild.

Ja nach Hauſe, komm'!
Du haſt Dein Bübtein heut noch nicht geſehen,
Und heut' iſt's gar beſonders hold und fromm.
O! wann es lächelt, glaub' ich Dich zu ſchauen.

Siegfrid.

Sein Lächeln iſt wie Deines fein und mild!

Chriemhild.

Die Augen hat's von Dir, die nächtlich blauen.

Siegfrid.

Doch ist es sonst der Mutter Ebenbild;
Auch zeigt's schon Deine freundlichen Gebärden.

Chriemhild.

Und stark und hold wird's gleich dem Vater werden.

(Sie umarmt ihn und zieht ihn mit sich nach der Linken fort.)

Verwandlung.

Scene: Ein Gemach in der Burg.

Siebenter Auftritt.

Brunhild, Günther, Hagen, Volker und Dankwart treten auf.

Brunhild (gefaßt).

Kein Wort der Sühne mehr! wie eine Schelle
An einer Narrenkappe klingt das Wort,
Das nicht von Rache redet und von Blut.
Ihr hörtet, was geschah: vor allem Volke
Ward ich gescholten zweier Männer Weib;
Durch meine Schande wird die tiefste Schande,

Die jemals war, ein Ehrenschmuck. Nun rathet,
Nicht, ob, nein — wie mir Rache werden soll.

Günther.

Wer kann's, wenn Du dem Sprudelquell der
Wuth
Nicht Einhalt thust, und Raum dem Worte
gönnst?

Brunhild.

Der Wuth? Du irrst. Ich bin jetzt kalt wie
Eisen
Im Winterfrost. Die Rach' ist mir gewiß.
Es sollen nicht zwei Männer seyn auf Erden,
Die meinen Leib berührt, und werden nicht.
Bin ich von Schwert und Bogen auch geschieden,
Willfährig ist der Tod, und springt herzu,
Wann ihm ein Finger oder Auge winkt,
Und kann ich ihn nicht in die Ferne senden,
In meiner Nähe dient er mir gewiß.

(Sie setzt sich.)

Günther.

Ich bitt' Euch, edle Recken, lasset Euch
Ihr Wort nicht irren! Prüft, und rathet mir.
Nicht nur, was Recht und Ehr' und eignes
Herz
Ihm rathen, darf der König thun: er muß

Erwägen auch, was ſeinem Reiche dienet.
Darf ich zufrieden ſeyn mit Siegfrids Eid?

Volker.

Du darfſt es, König. Heilig iſt der Eid:
Nur wer den Meineid ahnend in ſich fühlt,
Der glaubt dem Eide nicht. Der König hat
Zum Bürgen ſeiner Krone nur den Eid;
Drum er vor Allen muß ihm Glauben ſchenken.
Und ſoll des Mannes Schwur denn minder gelten,
Als einer Frau im Zorn geſproch'nes Wort?

Hagen.

Doch dieſem Worte wird die Menge glauben.

Volker.

Was auch ein König thut, die Menge wird
Den Glanz beneidend ſtets das Schlechte glauben.
Hoch aber ſteht ſein Stuhl; die trübe Woge
Gemeinen Glaubens dringet nicht hinauf.

Dankwart.

Zum edlen Spieſsmann einiget ſich mein Sinn.
Der König kann ſich mit dem Eid begnügen,
Wenn ihn Herr Siegfrid an geweihtem Orte
Noch einmal ſchwöret auf das Sacrament.

Brunhild.

Was iſt ein Eid, geſchworen bei den Göttern,

Die Ihr durch Lug und Trug verhöhnt? Wer Menschen
Betrügen kann, betrügt die Götter auch.
Weg mit dem Eide, weg! Ich fordre Blut.

Hagen.

Blut sag' auch ich. Du, edler Volker, magst,
Obschon mein Freund, wohl andern Sinnes seyn,
Denn Du bist nicht des Königs Mann. Ich bin's;
Es ist mein König, meiner Treue Herr,
Deß Ehre man so schwer gekränkt, verletzt,
Mein, auf den Tod verwundet, denn im Glauben
Des Volks, nicht in der Wahrheit liegt die Ehre.
Ha! wenn ich denke, meines Königs Ehre
Ist nun der Männer Spott, der Weiber Rede,
So müßt' ich selber mich Verräther schelten,
Wenn ich zu Anderm riethe, denn zu Blut.
Des Königs Ehre fordert Siegfrids Tod.

Brunhild.

O edler Degen! Günther trägt die Krone,
Doch Du für ihn das königliche Herz.

Volker.

Ha! soll denn um ein unbedachtes Wort,
Um eines eifersücht'gen Weibs Erfindung
Ein edler Mann, wie Siegfrid, untergehn?
Hat nicht der König selbst den Dienst begehret,

Der dieſes Unheils Quell geworden iſt?
Und Siegfrid ſoll nun büßen? Schnöde That!

Dankwart.

Ein arges Werk, das Unheil bringen müßte.

Hagen.

Ein arges Werk, und Unheil möcht' es bringen,
Das ſag' ich auch: denn mir iſt wohl bekannt,
Kein Grab iſt tief genug für Menſchenblut.

Dankwart.

Und dennoch ſollt' er fallen?

Hagen.

Wann die Säule
Der Ehr' einmal gebrochen iſt, iſt Blut
Der einz'ge Kitt, der ihre Trümmer bindet,
Wenn er nicht fiele, glaubte man, uns bangte,
Der Himmel würde rächen ſeinen Tod,
Weil Wahrheit er geſprochen. Ich erſchlag' ihn.
Verwundbar, ſagt man, iſt ein Fleck an ihm,
Und der Gedank' an meines Königs Ehre
Wird mir den Weg zu ſeinem Leben zeigen.

Günther.

Nein! nimmer tret' ich dieſem Rathe bei.
Wie? ſoll ihm Liebesdienſt zur Falle werden,
Und Freundlichkeit zu Gift? Es iſt in ihm
Kein Tropfen Blut, der mir nicht freudig diente,

Und dieſes Blut ſoll ich vergießen laſſen?
Wer baute nicht beim wilden Thier ſich an,
Wär' ſolch ein Mann nicht ſicher mehr bei Menſchen?
Bedarf ein König auch der ſchnöden Ehre,
Die er mit Freundesblut erkaufen muß?
Erſinnet andern Rath! er ſoll nicht ſterben.

Hagen.

Ich ſchlag' ihn doch. Mehr als Du ſelber biſt,
Iſt Deine Ehre, die noch nach Dir lebt.
Einſt naht der Tod und nimmt den Königsſchmuck
Von Deiner Leiche; doch er trägt ihn nicht
Als Ehrenherold Deinem Sohne zu.
Denn wann Dein Sohn einſt Deine Mannen ruft
Zum Feſt der Krönung und zum Eid der Treue,
So ſteigt das Blut der Scham in ihre Wangen —
Wohl mir! ich werde dieſen Tag nicht ſehn —
Sie rufen laut: Fort mit dem kecken Buben,
Der König ſeyn will, und ein Baſtard iſt.

(Die Männer erſchrecken; Brunhild ſpringt auf.)

Brunhild.

Ich, eines Baſtards Mutter? Fluch dem Wort!
Als ich im Flammenſchmerze wilder Wehen
Unwürdig winſelnd dalag, war's mein Troſt,
Ein König iſt's, den Du gebierſt. Und nun

Um eine Mißgeburt die Feuerqual?
Waſcht mir mit Blut den Flecken von ihm ab,
Sonſt ſtürz' ich ſelbſt ihn in das Fluthengrab,
Am Säulenſchaft zerſchmettr' ich ſein Gebein:
Ich will nicht Mutter eines Baſtards ſeyn.

Günther (ſich abwendend und auf die Seite gehend).

Weh! keine Rettung iſt.

Volker und Dankwart (zurücktretend).

Er iſt verloren.

Brunhild (zu Hagen).

Du tödteſt ihn.

Hagen.

Das hab' ich mir geſchworen.

(Sie gehen. Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Scene: Ein Gemach Chriemhilds in der Burg zu Worms.

Erster Auftritt.

Chriemhild und Hagen.

Chriemhild.

Der Vogt von Sachsen, den mein lieber Mann
Gefangen nahm?

Hagen.

Ja, Königin, die Hand,
Mit der er damals seinem Sieger Frieden
Und Freundschaft schwor, er hat dem Dänenvogte
Sie jetzt gereicht zum Bunde wider uns.

Chriemhild.

O falscher Mann, der mit derselben Hand
Zwei Feinden Freundschaft schwört! So ziehen Beide
Verbrüdert durch Verrath nun wider uns?

Hagen.

So iſt es, Königin. Ein ſchwerer Kampf
Steht uns bevor. Ich denke, niemals haben
Noch die Burgunden-Recken härtern Streit
Als dieſen vorgehabt, und manches Weib
Wird traurig ſeyn im ſchweren Witwenkleide,
Und manche Maid wird altern ungeminnt
Um dieſes Krieges willen.

Chriemhild.

O mein Herr!
So groß iſt unſrer Feinde Macht?

Hagen.

So groß.
Doch, koſtet auch der Sieg mehr Schweiß und Blut,
Wir werden ihn erringen: niemals kämpften
In eines Königs Schaar ſo wackre Degen;
Vor allen nenn' ich Deinen lieben Mann.
O daß Du je ihn ſäheſt in der Schlacht!
Leicht wie ein Eber in ein Waizenfeld
Bricht er in Feindesreih'n, und wie der Pflug
Die Furche zieht, ſo öffnet er die Straße.
Hoch über'm Staube, den die Schlacht erregt,
Glänzt ſeines Schwertes Blitz; den Stärkſten

ſucht

Er ſich zum Kampf, und achtet des Gewühls
Der Feinde nicht, das ihn umtobt, als wär' es
Ein Mückenſchwarm, der in der Sonne ſpielt;
Er achtet's nicht, ob auch von beiden Seiten,
Vom Rücken her ihm Schwert und Lanze dreht.

Chriemhild.

O weh mir, daß ich ſolchen Mann erkoren!
So ungefüg, ſo wild, ſo unbezähmbar.
Er bringt mich noch in bittre Thränennoth.

Hagen.

Er fürchtet nichts: er iſt nicht zu verwunden.

Chriemhild.

Ach! wär' es ſo!

Hagen.

So iſt es wahr, verwundbar
Iſt eine Stelle ſeines Heldenleibes?
Da thät ihm oft der Schutz des Freundes Noth.

Chriemhild.

O guter Hagen, auserkor'ner Degen,
Sey Du des wilden Mannes Schild und Schutz!
Wer könnt' es beſſer wohl als Du? Du kennſt
Des Kampfes Hergang, Vortheil und Gefahr,
Und als der Recken ſtärkſten rühmten Dich
Die Menſchen weit umher, bevor mein Siegfrid
In dieſe Lande kam. Laß ihn nicht wild

Sich stürzen in die Schlacht, wie sich ein Strom
Verheerungslustig blind zu Thale stürzet,
Wo fein der Abgrund harrt, der ihn verschlingt.
Und kannst Du ihn nicht halten, bleib' ihm nahe!
Und späh' umher, wo im Gewühl sich bergend
Der Tod den Pfeil auflegt; dann decke mir
Mit starkem Schilde meinen lieben Herrn!
Ich will auch stets Dir hold seyn und gewärtig.

Hagen.

O Königin! was möcht' ich lieber thun?
Ich sah ja nie — und habe doch der Länder
Und Menschen viel geseh'n — nie einen Degen
Vergleichbar Deinem Herrn an Stärke, Muth
Und jeder Tugend, die mit Recht man preiset.
Dann, wem geziemte dies auch mehr als mir?
Er ist Dein lieber Mann, Du bist die Schwester
Des edlen Königs, dessen Mann ich bin.
Wer aber eine Burg bewahren soll,
Der muß des Werkes schwache Seite kennen,
Daß dort er sammle seine beste Macht.
Ja, wüßten wir, wo er verwundbar ist,
Ich schwör' es, nimmer sollt' ein Feind ihn treffen.
Doch mein' ich wohl, Du weißt es selber nicht.

Chriemhild.

Er hat es mir vertraut. Wo auf dem Rücken

Der Schultern Blätter sich am meisten nähern,
Da ist der Fleck, da lag ein Lindenblatt,
Als er sich salbte mit des Drachen Horn.
O schütz' ihn da, und offenbar' es Keinem!

Hagen.

Wohl werd' ich, Herrin, Deine Kunde nützen,
Die Grenzen des Geheimnisses, die Lippen
Soll sie nicht überschreiten: beides schwör' ich
Bei meiner Seele Heil. Jetzt, Königin,
Jetzt muß ich scheiden: mögest Du mir stets,
Wie Du gesagt, hold und gewärtig bleiben.

Chriemhild.

Was Du um mich verdienest, soll Dir werden.
Der gute Führer, Gott, geleite Dich!

(Hagen geht ab. Chriemhild bleibt eine Weile im Nachdenken vertieft.)

Chriemhild.

Ach! hab' ich wohl gethan, daß ich's gesagt? —
Verboten war mir's. — Doch, er wird ihn schützen. —
Ich kann nicht mitzieh'n in das Schlachtgewühl,
Und doch zieht all' mein Gut hin, meine Seele;
Soll ich nicht Einen suchen, der sie schützt? —
Ich wollte doch, ich hätt's ihm nicht vertraut. —
Er kam mich auszuforschen, däucht mir nun;

Er ist des Königs Mann; mein Bruder hat
Sein Herz von mir gewandt; der Königin
Sind wir verhaßt — O wenn — — ich mag's
nicht denken —
Die bösen Träume dieser Nacht — mein Gott!
Vergaß ich die? — Was soll ich thun — was
nicht — — —?

(Indem sie zur Rechten abgehen will, kommt Siegfrid aus der Seitenthür ihr entgegen.)

Zweiter Auftritt.

Chriemhild. Siegfrid.

Chriemhild.

Du kommst — — —

Siegfrid.

Von unserm Kleinen und zu Dir.
Wenn man das Kind gesehen und geherzt,
So will man auch die Mutter seh'n und herzen.

Chriemhild.

Nein! nein! Du kommst mir Lebewohl zu sagen.

Siegfrid.

Nun freilich, bald wird's heißen: Lebe wohl!

Chriemhild.

O harter Mann! Du hattest mir versprochen,

In Deine Heimath endlich mich zu bringen;
Nun gehst Du dennoch wieder in den Krieg.

Siegfrid.

Wie könnt' ich dieses Krieges mich entschlagen,
Der Deinem Bruder droht mit bösen Zeiten
Und schwerem Leid? Laß aber gut seyn, Liebe!
Die beiden Kön'ge werd' ich wieder fah'n
Wie vorig Jahr, und schnell den Streit beenden.
Dann führ' ich Dich an meines Vaters Hof.

Chriemhild.

O bleib' daheim! nur dießmal bleib' daheim!
Mir ist so bange, nie war mir so bange,
Wann Du zu Felde zogst. O bleib' daheim!

Siegfrid.

Der König hat mein Wort; er nimmt es mit,
Und wie dem Herrn die treue Dogge, folgt
Der Mann dem Wort.

Chriemhild.

Nicht meine Ahnung nur
Auch böse Träume haben mich gewarnt.
Du warst im Thal, zwei Berge stürzten plötzlich
Ob Dir zusammen und begruben Dich.

Siegfrid.

Hei! solch ein mächtig Grabmal wünscht' ich
mir.

Chriemhild.

O ſpotte nicht! Ich träumte noch einmal:
Ich ſah Dich laufen über eine Heide,
Zwei Eber jagten Dich, und wo Du liefſt,
Da wurden Blumen roth: zuletzt verſchwandeſt
Du mir im Nebel und ich weinte ſehr.

Siegfrid.

Ei, wenn im Traume man die Zukunft ſähe,
So wär' im Traum man klüger als im Wachen.

Chriemhild.

Ich fühl', ich weiß, wenn Du jetzt von mir gehſt,
So iſt's vorbei; ich ſeh' Dich niemals wieder.

Siegfrid.

Sey gut! Ich gab mein Wort.

Chriemhild.

O nicht Dein Wort,
Dich treibt des Herzens wilde Luſt hinaus.

Siegfrid.

Wüßt' auch die Saat im warmen Schooß der Erde,
Daß draußen Froſt und Hagel ihrer harrt,
Sie ſpröſſe doch: denn das iſt Gottes Wort,
Das er zu ihr geſagt, als er ſie ſchuf.

Chriemhild.

Denk' an den Edelfalken, an das Wort,
Das frühen Tod ſchon früh Dir angekündigt.

Siegfrid.

Ich denke d'ran; doch wenn es Wahrheit iſt,
Wie möcht' ich ihm entgeh'n? Es ſaß ein Mann
Auf ſeinen Hals gefangen; bangend ließ er
Die Sanduhr ſteh'n, die Stunden aufzuhalten:
Was half es ihm? ob auch der Sand nicht rann,
Doch kam die Stunde, wo er ſterben mußte.
Und hab' ich nicht ſchon manchen Kampf beſtanden?
Und hat ein Feind mir je ein Haar gekrümmt?

Chriemhild.

Ach! drohet denn vom Feinde nur Gefahr,
Den Du im Kampfe trifft? Geh'n wir nicht oft
Mit unſerm ärgſten Feinde Hand in Hand?
Sind denn an dieſem Hofe hier nicht Menſchen,
Die wir beleidigt, die uns bitter grollen,
Und deren Haß jetzt ſchweigend doppelt droht?
O wenn — — —

Siegfrid.

Ja, wenn die Sterne niederfallen
Als Feuerhagel, bin ich nicht zu retten.
Pfui, ſchäme Dich, daß Du von Blutsverwandten
Dieß denken kannſt! Vergeſſen iſt der Streit.

Chriemhild.

O ſchilt mich nicht! Wenn Du jetzt von mir gehſt,

So seh' ich Dich ja niemals — niemals wieder.
Du liebst uns nicht, nicht mich, den Knaben nicht,
Denn Liebe läßt nicht von Barmherzigkeit.
Ich habe keinen Vater, keine Mutter,
Der Bruder hat sein Herz von mir gewendet,
Du bist mir Vater, Mutter, Bruder nun;
Verwaiset bin ich, wenn ich Dich verliere.
Denk' unsers Knaben, wie er herrlich blüht! —
Wie eine wasserlose Blume wird
Er welken und vergeh'n, wenn Du ihm fehlst.
Wer wird ihn lehren, Schwert und Lanze schwingen,
Das Kampfroß tummeln, und den Feind besiegen,
Wenn Du ihm fehlst? Wer wird dereinst sein Recht,
Sein angestammtes Königsrecht verfechten,
Wenn Du ihm fehlst? Ach! keiner, keiner wird's.

Siegfrid.

Wenn mich der Himmel von Euch nimmt, so wird
Er andre Pfleger auch für Euch bestellen.
Das Recht des Knaben liegt in Vieler Herzen:
Denn von Natur liebt jedes Herz das Recht.

Chriemhild.

Ich fühl's und seh's und hör's, Du liebst uns nicht.

Wenn Du uns liebteſt, wünſchteſt Du zu leben;
Lieb wäre Dir die Erde, wo wir ſind.

Siegfrid.

Wenns ſeyn kann, leb' ich gern. Noch fühl' ich Kraft
In Herz und Arm, und nimmer fehlt's an Werken,
An die mit Luſt man ſeine Kräfte ſetzt.
Ich lebe gern, denn mir gefällt es wohl:
Es ſtehen ſchöne Berg' auf Gottes Erde,
Und Eichen wachſen d'rauf und goldner Wein;
Im Thale fließt der breite, klare Strom,
Wo man im Schatten ruht, im Bad ſich kühlt;
Die Vöglein ſingen froh im grünen Wald,
Und auf den Wieſen wandeln hübſche Mägdlein,
Wie Blumen lind, wie Pappelbäume ſchlank,
Und ich gewann den ſchönſten dieſer Bäume,
(Er küßt ſie.)
Und von dem ſchönen Baum ſchon liebe Frucht.
Wenn aber Gott nach Hauſe ruft und ſpricht:
Du haſt genug geſpielt in meinem Garten;
Soll ich dann greinen wie ein böſer Bube! —
Du biſt ein chriſtlich Weib, ſprich! ſoll ich das?

Chriemhild.

Ach leben ſollteſt Du viel Menſchenalter:
Denn Du biſt gut und fromm, wie keiner mehr.

Siegfrid.

Ich bin der letzte nicht, auch nicht der erste.
Leb wohl, mein Lieb!

Chriemhild.

O Himmel! schon?

Siegfrid.

Nun ist's nicht eins,
Ob eine Stunde früher oder später?
Leb wohl, mein Lieb! Wenn ich nicht wieder-
kehre —
Sieh doch, wie Deine Furcht mich angesteckt! —
Nun immerhin — wenn ich nicht wiederkehre,
Magst Du erst weinen wie ein gutes Weib,
Doch dann den Knaben anschau'n und Dich fassen
Wie eine Mutter. Zeuch an Siegmunds Hof,
Bring' ihm den Enkel; pflegen wird er sein.
Und Du, das weiß ich und das nehm' ich mit,
Daß Du nicht mein Gedächtniß schmähen wirst,
Nicht Schande laden auf des Kindes Haupt,
Und, wenn auch jung, dem Zweiten Dich ver-
mählen.

Chriemhild.

Verwerfe Gott mich, wenn ich's jemals thue!
Was bohrest Du zum Abschied diesen Stachel
Mir in das Herz? wie hab' ich es verdient?

Siegfrid.

Sey gut, mein Lieb! Es kam mir ſo: ein Wort
Hat wohl die Liebe frei. Nun, lebe wohl!

Chriemhild.

Du kannſt nicht bleiben?

Siegfrid.

Nein, geliebtes Weib.
Gott ſchütz' Euch Beide!

Chriemhild.

Lebe wohl, mein Herz,
Mein Freudenhort, mein einzig irdiſch Gut,
Mein Frühling, meine Seele, lebe wohl!

Siegfrid.

Lebt wohl! lebt wohl, Ihr Vielgeliebten mein.

(Er küſt ſie und geht.)

Chriemhild.

Ach, Siegfried, lieber Mann, haſt Du mir auch
Vergeben, was ich gegen Dich gefehlt?

Siegfrid (zurückkehrend).

Von Herzen alles, trautes Weib. Wer ſollte
Denn auch vergeben, thät's die Liebe nicht?

Chriemhild.

So lebe wohl!

Siegfrid.

Sey ſtark! und faſſe Dich;
Dein Gram beſtiehlt den Knaben. Lebe wohl!

(Er geht.)

Chriemhild (ihm nacheilend.)

Nein! nein! wir seh'n uns wieder;

(Er kehrt zurück und nimmt sie in seine Arme.)

müssen — müssen

Uns wiederseh'n. Du denkst an Weib und Kind,

Und der Gedanke zügelt Deine Wildheit

Und lehrt Dich Vorsicht, und wir seh'n uns wieder,

Eh' mein verwaist'es Herz in Kummer bricht.

Siegfrid.

Wir seh'n uns wieder, daran zweifle nicht.

(Er küßt sie und geht rasch ab.)

Chriemhild.

Ich seh' ihn niemals wieder — nimmer — nimmer — — —

Bringt mir mein Wittwenkleid — ich bin ja Wittwe —

Sie sollen mir bereiten schwarz Gewand;

Ich will so lange mich in Nacht verhüllen,

Bis wieder, wenn ich küsse seine Hand,

Die Augen sich mit Freudenthränen füllen.

(Sie geht zur Rechten ab.)

Verwandlung.

Scene: Ein freier Platz im Odenwalde. Auf der Linken sprudelt eine Quelle aus einem Felsen, und fällt in eine Vertiefung desselben.

Dritter Auftritt.

Man hört zuerst Jagdmusik in der Ferne. Dann treten von der Rechten Günther, Hagen und Brunhild, erstere bewaffnet, letztere in Jagdkleidung auf.

Hagen.

Dieß, König, ist der Ort, den ich ersehn;
Hier will ich Deine Ehr' im Blute dessen,
Der sie befleckt hat, so weiß wieder bleichen,
Daß jungfräulicher Schnee nicht weißer ist.

Brunhild.

Wirst Du vollbringen auch, was Du versprichst?

Hagen.

Ich werd's vollbringen, Königin: denn alles
Ist vorgesehn, erforscht und wohl geordnet.
Ich habe nicht umsonst drei Monden lang
Auf diesen Krieg geharret, nicht umsonst
Dieß Pirschen unterweges angerathen;
Auch nicht umsonst springt aus dem Felsen hier
Der kühlen Quelle Fluth ins tiefe Becken.

Er kommt hierher; ich nannt' ihm diesen Ort
Als Sammelplatz: er kommt und findet mich.

Brunhild.

Für die Vollbringung bürget uns Dein Haupt.

Hagen.

Ich habe niemals Dir mein Haupt verpfändet;
Auch sprichst Du dieses Pfand ganz nutzlos an:
Denn, wenn ich fehle, so wird er nicht fehlen.

Günther.

O böser Tag, wo ich den edlen Freund
Gewiß verliere, und den treusten Mann,
Den je ein König hatte, nur vielleicht
Gerettet sehe.

Brunhild.

Reut's Dich, feiger König,
Daß einmal Du gedacht hast wie ein Mann!

Hagen (zu Günther).

Du wähltest einst — ich widerrieth es Dir —
Du wähltest einst mit königlichem Willen
Die Mutter, That, mit ihr zugleich die Kinder
Und Kindeskinder all' in ihrem Schooß,
Ihr ganz Geschlecht bis an der Zeiten Ende.
Sie hat geboren: Freiheit hört nun auf,
Nothwendigkeit ist da für Dich und mich.

Brunhild.

O triff ihn, wie er meine Ehre traf!

Hagen.

Ich hoff' es, Königin: denn sicher ist
Die Hand, die Recht thut, und ich thue Recht.
Doch jetzt vergönnet mir allein zu bleiben:
Er kommt vielleicht sehr bald, und Einsamkeit
Ist meinem Werke Noth. Des Hornes Schall
Verkündet Euch des mächt'gen Wildes Fall.

Brunhild.

Wir weichen gern, Dem Jagen nicht zu stören;
Nur laß uns bald die frohen Klänge hören!

(Sie geht mit Günther wieder zur Rechten ab.)

Hagen.

Indeß er jagt, belauert ihn der Jäger.
Indeß der Richter richtet, sitzt vielleicht
Schon über ihn der König zu Gericht;
Indeß sein Schwert der Krieger schärfet, wetzt,
Vielleicht ein and'rer schon für ihn das Schwert;
Indeß der Zimm'rer Häuser bauet, zimmert
Vielleicht der Schreiner ihm das letzte Haus.
D'rum ist kein Gut, was nur in Zukunft wuchert;
Die immer gegenwärt'ge Ehr' ist eins. —
Es rauschet durch den Wald: das ist sein Tritt.

(Er setzt sich auf ein Felsenstück auf der rechten Seite.)

Vierter Auftritt.

Hagen, Siegfrid, wie die Uebrigen mit Schwert, Speer und Bogen bewaffnet, aber ohne Harnisch, kommt von der Linken.

Siegfrid.

Da bist Du ja. Doch hier ist alles leer:
Wo ist der Jägertroß?

Hagen.

Ich weiß es nicht.
Sind sie noch nicht gekommen, oder hat
Der König einen andern Ort gewählt.

Siegfrid.

Hei! fehlt der Küchenmeister und der Schenk?
Was denken Sie? Ist hier im Odenwalde
Ein Zauberschloß mit stets gedecktem Tisch?

Hagen.

Wir finden sie wohl auf, wenn sie nicht kommen.
Willst Du indeß zum Imbiß Waizenbrot?
Ich führ' es mit.

Siegfrid.

Gieb her! mich hungert sehr.

(Hagen giebt ihm Brot aus einer neben ihm liegenden Tasche; Siegfrid setzt sich zu ihm und ißt.)

Hagen.

Das ist ja selten, daß Du ohne Beute
Vom Pirschen wiederkehrst.

Siegfrid.

Es traf sich so.
Ich ward mit einem Bären handgemein;
Es war ein wackrer Bursch: Du weißt, ich brauche
Nicht Waffen gegen waffenlose Thiere.
Wir rangen also waidlich Leib an Leib;
Mein aber blieb der Sieg, ich warf ihn nieder,
Und kniet' ihm auf die Brust und würgt' ihn so,
Daß er die Zunge gleichsam bittend mir
Entgegen streckte; dazu sah er mich
Recht wehmuthsvoll mit trüben Augen an.
Da dacht' ich plötzlich — weiß ich doch nicht, wie —
Da dacht' ich an mein Weib und Kind daheim.
Er hat vielleicht im Tann auch Weib und Kind,
So dacht' ich und entließ ihn, und er schlich,
Als hätt' ich recht gedacht, still in den Wald.
Denn Thiere lieben auch.

Hagen.

Und ihre Lieb'
Ist ohne Wechsel, ohne Grenzen treu.

Siegfrid.

Du redest wahr: die treue Dogge legt
Sich auf das Grab des Herrn, und alle Nahrung

Verschmähend stirbt sie dem Geliebten nach.
Was könnte mehr der Mensch?

Hagen.

Nicht mehr, doch dieß.

(Kurze Pause.)

Wie schwer auch oftmals Treue drückt.

Siegfrid.

Die Treue?

Hagen.

Ja: schmäht ein Mann, den stets Du hoch gehalten,
Des Freundes Ehre, dem Du Treu geschworen,
So müßtest Du, des Freundes Ehre rächend,
Erschlagen diesen Mann.

Siegfrid.

Daß müßt' ich thun.

(Kurze Pause.)

Nun, gieb den Wein!

Hagen.

Ich habe keinen Wein.

Siegfrid.

Hei, Wunderlicher! Brot und keinen Wein!
Gehören Brot und Wein denn nicht zusammen,
Wie Leib und Leben oder Fried' und Freude?

Hagen.

Des lieben Gottes Wein quillt allerwärts.

Sieh dort des Quelles flüssiges Krystall!
Das kühlt die Brust; weht Kühlung doch herüber.
(Er geht zu der Quelle.)
Nur nicht bequem ist hier der Trunk gemacht.
(Er legt die Waffen ab, kniet an das Becken und trinkt.)

Siegfrid (während dessen).

Ja, das ist Gottes Wille, mühsam soll
Der Mensch erkämpfen, was er braucht und wünscht,
Daß stets er in des Kampfes Uebung bleibe.

Hagen (nachdem er aufgestanden, die Waffen nehmend).

O süße Labung! — Trinkst Du auch?

Siegfrid.

Ja wohl.

(Er legt die Waffen von sich.)

Hagen.

Auf lange stillt Dir dieser Wein den Durst.

(Siegfrid kniet nieder, um zu trinken; Hagen nimmt still Siegfrids Waffen weg, zieht dessen Schwert und stößt es ihm zwischen den Schultern in den Rücken; dann flieht er schnell nach der andern Seite.)

Siegfrid (ist unterdeß aufgesprungen).

Verräther!

(Er sucht seine Waffen; da er sie nicht findet, wirft er dem schon verschwundenen Hagen ein Felsstück nach.)

Da! nimm das, blutgier'ger Hund!

(Er sinkt zu Boden. Hagen tritt wieder hervor.)

Hagen (hinter sich sprechend).

Auf, Hornesruf! erlegt ist edles Wild.

(Man hört ein Jagdhorn hinter der Scene.)

Siegfrid.

Ha, Freudenruf ob solcher blut'gen That!
Des Himmels Augen, Mond und Sonne, werden
Sich weinen um ihr Licht, und ew'ge Nacht
Wird auf der Erde seyn ob dieser That.
O weh! mein armes Weib, mein armes Kind!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Günther, Brunhild, Volker, Dankwart und andre Edle kommen von der Rechten.

Hagen.

Seht, edle Recken, hier liegt Siegmunds Sohn
In seinem Blut, von meiner Hand erschlagen,
Weil er befleckt hat meines Königs Ehre.
So sagt nun, that ich Recht?

Alle.

Du thatest Recht.

Hagen.

Ist rein des Königs Ehre?

Alle.

Rein und klar.

Siegfrid.

Ich habe nie verletzt des Königs Ehre.

Günther.

Der Himmel hat gerichtet zwischen uns.

Siegfrid.

Der Himmel nicht, Dein mörderischer Sinn.

Brunhild.

Ha, Gürtelräuber! sieh, für Deinen Raub
Hab' ich auch einen Gürtel Dir geschenkt,
Des Todes unauflöslich festen Gürtel.
Ha, Drachentödter! einen starken Drachen
Hab' ich auf Dich gehetzt, den Todesdrachen:
Nun zeig' uns doch, wie Drachen Du besiegst!
Ha, Maidgewinner! eine böse Maid,
Die finstre Norne, hat nun Dich gewonnen.

Siegfrid.

O hätt' ich nie den bösen Hort gewonnen,
Die Zauberkappe nie! so hätt' ich nicht
Den Giftschwamm Deines heidnisch bösen Herzens
Getragen in ein christlich reines Haus.
Weh mir, daß ich gewann, was ich gewonnen,
Und that, was ich gethan. — Weh! Weh!
ich sterbe —
Allvater — schütze Du — mein Weib und Kind!

(Er sinkt zurück und stirbt.)

Hagen.

Er iſt geſtorben.

Günther.

Er? O ſprich nicht Er!
Denn eines ganzen Heeres Muth und Stärke
War in der einen Bruſt, dem einen Arm,
Und alle edlen Tugenden, die ſonſt
Zerſtreut in mehrern Herzen einſam wohnen,
Sie wohnten ſchweſterlich in ihm,
Und ſo iſt nicht nur Einer, ſo ſind Viele
Geſtorben in dem einen Auserkor'nen.
(Näher zu der Leiche tretend.)
O! wären wir uns nie auf dieſer Welt
Begegnet, Du und ich! O hätteſt Du
Vom Drachen meine Schweſter nicht befreit,
Die Unverſtänd'ge, die Gedankenloſe
Zum Weibe nicht erkieſt; uns wäre beſſer:
Du lägſt nicht hier, ins eigne Blut gebettet,
Ich wäre nicht ein Raub fruchtloſen Grams.
O nicht mein mörderiſcher Sinn, das Band
Hat Dich erwürgt, das wir an unſ'rer erſten
Begegnungſtunde thöricht angeknüpft,
Und Schickſalstücke weiter hat geſponnen.

Brunhild.

Nein, nicht des Schickſals, Eure Tücke war's:
Denn als Ihr mich betrogt, betrogt Ihr Euch,

Und läge nicht schon in der bösen That
Der künft'gen Rache Keim, so wären ja
Die großen Götter nicht des Himmels werth.
Sie sind sein werth; sie haben Recht gesprochen:
Er ist dahin, Du klagst, ich bin gerochen.

(Sie geht zur Rechten ab.)

Günther (zu den Edlen).

Geht, laßt das Heer zum Aufbruch sich bereiten!
Nicht länger unser harren soll der Feind.

(Einige Edle gehen rechts ab.)

Du, Hagen, führst die Königin zurück,
Und bleibst daheim, das Reich mir zu verwalten:
Denn Unglück, weißt Du, brächte mir im Kriege
Des Ehrenrächers blutgetünchte Hand.

Hagen.

Wo Du es wünschest, König, werd' ich stehen.

Günther.

Nimm seinen Leichnam mit, und ehrenvoll,
Wie's einem solchen Königssohn gebührt,
Sey die Bestattung, sey so feierlich
Und glänzend, daß man sieht und laut es sagt:
Hier wird des Königs bester Freund begraben.
Den schlimmsten Streit verträgt des Todes Spruch;
Ein Friedensmantel ist das Leichentuch.

(Er geht zur Rechten ab; Alle außer Volker und Hagen folgen ihm.)

Volker.

O Freund! welch arges Werk haſt Du vollbracht!

Hagen.

Ein arges Werk, das ſicherlich nicht Freude
Dem Meiſter bringt, doch ein gerechtes Werk.
Nicht Haß um Frauengunſt, nicht Ruhmesneid,
Nicht Gier nach Gold hat meine Hand geführt;
Doch, da ſein Leben mit des Königs Ehre
Im Streite lag, ſo mußte meine Treue
Sich zu der Ehre meines Königs ſtellen.

Volker.

Das mußte ſie. O wohl dem freien Manne!
(Er tritt zu Siegfrids Leiche.)
O edler Löwe, königliches Wild!
Sie haben ohne Mitleid Dich gejagt,
Und dieſes ungenannten Felſens Bruſt
Zum harten Sterbebette Dir gegeben.
Wie manches Ungethüm haſt Du beſiegt,
Das landverheerend wohnt in dunkler Höhle;
Und dieß iſt der Befreiten blut'ger Dank.
Zum Säub'rer dieſer Welt warſt Du erkoren,
Und eine ganze Zukunft iſt mit Dir
Und eine beſſ're Zeit mit Dir geſtorben.

(Er hat, ohne auf Hagen zu hören, Siegfrids Leiche betrachtet. Er reißt aus einer Felſenſpalte einige Ginſter-

ranken, flicht sie zum Kranze und setzt ihn auf Siegfrids Haupt.)

Nimm diesen Kranz! Wohl welkt er bald; doch besser
Vermag ihn hier die Liebe nicht zu flechten,
Und nimmer sollst Du, keinen Augenblick
Des Kranzes wohl verdienten Schmuck entbehren.
Die ew'gen Kränze theilt die Nachwelt aus;
Sie werden Dir nicht fehlen: Dein Gedächtniß
Wird künft'ger Menschen Stern und Leiter seyn;
An Deinem Bilde werden ihre kühnen
Und mannlichen Gedanken sich erheben,
Wie sich der Epheu hebt am Eichenbaum;
Der Nachwelt wirst Du Muth und Lehre geben,
Und so, sie leitend aus des Grabes Raum,
In ihren Thaten und Gesängen leben.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Scene: Eine Halle in der Königsburg zu Worms.

Erster Auftritt.

Günther. Brunhild. Hagen.

Hagen.

Wohl mir, mein Herr und König, daß ich Dich
Nach sieben Monden endlich wiedersehe,
Dich unversehrt und siegreich wiedersehe.

Günther.

Nie haben schärfer, wackrer wir gestritten,
Nie hat ein Feind sich muthiger gewehrt,
Und daß der Sieg uns blieb, dafür gebühret
Zumeist dem edlen Volker Lob und Dank.

Hagen.

Mich freut Dein Sieg, mich freut des Freundes Ruhm,
Mich freut zum dritten, daß Du nun die Last
Der Reichsverwesung von mir nehmen wirst:

Denn, König, tausendfach mühseelig ist
Das Regiment für den, dem nur die Macht
Geliehen ward, deß sie nicht eigen ist.

Brunhild.

O wohl auch mir, daß Du zurückgekehrt!
Denn Du bist mild; der Bitte Deines Weibes
Ist nicht Dein Ohr verschlossen; sie erringt,
Was möglich ist, von Deinem Königswillen.
Doch dieser hört nur sich und folgt nur sich:
Ja, eher findest Du im rauhen Felsen
Ein fühlend Herz, als in der Eisenbrust.

Hagen.

Ja, König, schwer wird mich die Königin,
Noch schwerer wird Frau Chriemhild mich verklagen:
Denn viel hab' ich gethan, was sie gekränket,
Und mußt' es thun für meines Königs Wohl.

Brunhild.

Den Nibelungenhort hat er genommen.

Hagen.

Und wohl gethan: denn reiches Gut vertheilte
Frau Chriemhild schon bei Siegfrids Leichenfeier,
Gebete heischend für des Gatten Seele.
Sie gab so reichlich Maaß, daß selbst die Aermsten
Die Last des Tragens scheuend, sich gleichgültig

Abwendeten von ihrer vollen Hand.
Und später nahm sie jeden Anlaß wahr
An Edle Gold zu spenden und an's Volk,
Und diese Spenden, mächtig unterstützt
Von ihrer Schönheit, ihrem tiefen Leid,
Gewannen ihr die Herzen, und man sprach
Von Siegfrids Unglück nur und ihrem Gram,
Und eine Mordthat schalt man unsre Rache.
Das stritt mit meines Königs Wohl und Ehre,
Und darum nahm ich ihr den bösen Schatz.

Brunhild.

Und thatest Recht. Doch als ich Dir befahl:
Gieb ihn in meine Macht! gehorchtest Du?

Hagen.

Ich that es nicht.

Günther.

Du übergiebst ihn mir!
Wo birgst Du ihn?

Hagen.

In ein und zwanzig Nächten
Hab' ich mühseelig und mit vielem Schweiß
Ihn in den Rhein versenkt, ich ganz allein,
Und niemand kennt die Stätte, wo er ruhet.

Günther.

Wie? in den Rhein? Ein Thor vergräbt solch Gut.

Hagen.

Es that's kein Thor, es that's ein treuer Mann.

Günther.

Du zeigest mir den Ort, der ihn verbirgt?

Hagen.

Wenn Du mir schwörst, ihn nicht an's Licht zu zieh'n.

Günther.

Wie sollt' ich das?

Hagen.

So bleibt mir das Geheimniß.
Viel schlimmes hat der Hort uns schon gebracht,
Des Friedens Kranz, des Blutes heilig Band
In meines Königs Hause schon zerrissen,
Und Schlimm'res, fürcht' ich, möcht' er noch gebären.
D'rum soll des Rheines Fluth ein Grab ihm wühlen,
Damit er tiefer stets und tiefer sinke,
Bis er zurückkehrt in den Schooß der Erde,
Aus dem zum Unheil er gerissen ward.

Brunhild.

Ich will den Schatz. Befiehl dem Sklaven, Herr,
Den Ort Dir anzuzeigen, wo er liegt!

Hagen.

Ich bin des Königs Sklave nicht: mich bindet

Allein der Treue Band an meinen Herrn,
Und Treu' iſt Liebe, Lieb' in freier Seele;
Den Sklaven aber bindet Noth und Furcht.

Günther.

Wenn Du mir treu biſt, zeige mir den Schatz!

Hagen.

Weil ich Dir treu bin, König, thu' ich's nicht.

Brunhild.

Es iſt Betrug: er hat ihn nicht verſenket;
Er hat ihn ſelbſt.

Hagen.

Das glaubt der König nicht,
Und wenn er's glauben kann, ſo mag er's glauben.

Günther.

Ich glaub' es nicht; doch zeigſt Du mir den Schatz.

Hagen.

Unmöglich, Herr. Das aber ſchwör' ich Dir,
Auch keinem Andern werd' ich's offenbaren.

Brunhild.

So trotzig hat er ſtets mir widerſtanden,
Und Deine Kön'gin durch den Trotz geſchmäht.
Den Knaben Siegfrids hat er fortgeſendet
An Siegmunds, ſeines Aeltervaters Hof — —

Hagen.

Und daran that ich wohl.

Brunhild.

Du thateſt Recht.

Denn wann ſie in den langen ſchwarzen Schleiern,
Mit Trauer prahlend, auf dem Altan ſtand,
Den Knaben in dem Arm, ſo gafften ſie
Und ſprachen: Seht doch Siegfrids lieben Knaben!
Das arme Kind? Wie gleicht er ſchon dem Vater!
Gott ſchütz' ihn nur vor ſeiner Feinde Haß!
So thöricht ſprach das Volk; doch meinem Knaben,
Dem künft'gen König, flog kein Auge zu.

Hagen.

Darum entfernt' ich ihn.

Brunhild.

Das war mein Wunſch.
Doch als ich Dir befahl, entſende mir
Zugleich die Mutter auch; gehorchteſt Du?

Hagen.

Ich that es nicht. Sie ſollt' an Siegmunds
Hofe
Nicht Feindſchaft ſpinnen gegen meinen König;
Das Mitleid nicht durch Klagen und durch
Thränen
Zum Bundsgenoſſen ihres Haſſes werben;
Den Knaben nicht mit ſeinem Abendſegen
Auch Rachgedanken lehren wider uns.

Günther.

O Riesenfurcht! Was konnte sie beginnen,
Beraubt des Gatten und beraubt des Schatzes?

Hagen.

Herr, nur im Grab erlischt des Weibes Macht;
Denn nie verarmt das Weib. Hat sie nicht Gold,
So hat sie Reize; hat sie keine Reize,
So hat sie süße Worte, Seufzer, Thränen —

Günther (zu Hagen).

Dein Eigensinn, Chriemhilden hier zu halten,
Hat mehr als Deine Treue mir gedient:
Der allgewalt'ge Hunnenkönig Etzel — —

Hagen.

Er steht am Donaustrom mit mächt'gem Heer.

Günther.

Das Heer ist dort, der König selbst ist hier;
Er ist der Gast, zu deß Empfang ich schon
Mein Hofgesinde sich bereiten hieß.
Er beut mir seiner Freundschaft reiche Gabe,
Und fordert nur der Schwester Hand dafür.

Hagen.

Der Hunnenkönig? und Chriemhildens Hand?
O nein! o nein! das thut mein König nicht.

Brunhild.

Da Du es widerräthst, so ist es gut.
(Zu Günther.)

O mein Gemahl, mein königlicher Herr,
Laß Dich den Herrſchbegier'gen nicht beherrſchen!

Günther.

Ich werde nicht. Entled'gen will ich mich
Deß mir verhaßten Weibes, deſſen Thorheit
Den edelſten der Freunde mich gekoſtet.

Hagen.

Mein theurer Herr, mein König! o bedenke!
Willſt Du die Schweſter, die ſo viel erlitten,
Die Trauernde, nun grauſam mit dem Heiden
Zur zweiten ſchimpflichen Vermählung zwingen?

Günther.

Dir ziemt es wohl, von Grauſamkeit zu ſprechen,
Der ihr den Mann erſchlug, die Schätze raubte,
Den Sohn vom Mutterherzen riß.

Hagen.

Für Dich.

Brunhild.

Du biſt ein Sohn des Glückes; freundlich beut es
Dir einen zweiten Nibelungenhort.

Hagen.

Entſetzlich wahr! ein Nibelungenhort!
O ziehe Deine Hand zurück, mein König!
Wenn Du ihn nimmſt, verräthſt Du ſelbſt Dein
Heil;

Du schärfst das Eisen selbst für Deine Brust;
Die gift'ge Schlange nährest Du mit Gift,
Damit sie tödtlicher Dich einst verwunde.
Der Schwergekränkten willst Du Macht verleihen?
Wie? glaubst Du etwa, Herr, an eine Tugend,
Vor der die Engel selbst erschrecken würden,
Das fähig zu verzeih'n, was wir gethan?

Brunhild (zu Günther).

O hör' ihn nicht! er fürchtet für sein Leben;
Ihm bangt vor seiner That gerechtem Lohn.

Hagen.

Für meinen König fürcht' ich: meinen Lohn,
Wenn er gerecht ist, darf ich still erwarten.

Günther.

Wie thöricht wär's, aus Furcht vor Ungewissem
Den sichern Zorn des Mächt'gen zu erregen,
Dess Waffen alles Land von Sonnenaufgang
Bis an die Grenzen unsers Reichs bezwungen?

Hagen.

Laß schnell die Schwester ihrem Sohne folgen,
So wälzest Du von Dir der Weig'rung Schuld.
Und will er Krieg, wohlan! wir sind bereit;
Er hat die gröss're Macht, die bess're Du:
Denn Christenkön'ge folgen nur gezwungen
Unwillig seinen blutgetünchten Fahnen.

O! keinen Bund mit diesem falschen Heiden,
Mit diesem Weltverwüster! keinen Bund
Des Edelhirsches mit dem grimmen Wolfe!

Brunhild (zu Günther).

Herr, folg' ihm nicht!

Günther.

Ich will und werd' es nicht.

Hagen.

Gedenke, König, der vergang'nen Zeit!
Gedenke meines Raths — und Deiner Wahl!
O dießmal nur, nur dießmal höre mich!
Bei Deinem Heil, bei Deines Stammes Dauer

(Er kniet nieder.)

Auf meinen Knieen laß mich Dich beschwören:
Schleuß nicht den Bund; er wird Dein Haus verheeren.

Günther.

Steh' auf! Das Glück klopft an; ich nehm' es ein:
Ich will nicht Sklave Deiner Treue seyn.
Sie soll sich mit dem Mächtigen verbinden;
Du sollst mir zeigen, wo der Schatz zu finden.

(Hagen steht auf. Chriemhild, in tiefer Trauer, tritt ein.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Chriemhild.

Chriemhild.

Mein Bruder — o mein Bruder — Dank dem Himmel,
Daß Dein befreundet Antlitz ich erblicke!
Ach! lange haben fremde, finst're Larven
Mich angestiert ringsum, und lange war ich
Betrübt bis in den Tod, voll heißer Wunden,
Doch preisgegeben fremder, roher Hand.
(Sie erblickt Hagen.)
Ha! hier der Mörder? Bruder, send' ihn fort!
Sieh meines Siegfrids Blut an seinen Händen!
Er trägt das Schwert des Helden, den er schlug,
Und durch der Scheide Erz hat sich zu Tage
Der Rost von meines Gatten Blut gefressen,
Und leuchtet grausenvoll mir in's Gesicht.

Günther (zu Hagen).

Entferne Dich.

Hagen.

Gedenke meines Rathes!

(Er geht ab.)

Chriemhild.

O! seines Raths gedenke nimmermehr!

Sein Rath iſt Blut, ſein Wunſch und Will' iſt Blut,
Sein Thun iſt Blut, ſogar ſein Traum iſt Blut.

Günther.

Laß dieß, und ſprich! was kommſt Du mir zu ſagen?

Chriemhild.

Ich weiß es kaum: ſo viele Frevel wurden
An mir verübt, daß ihre Menge nun,
Sich im Gedächtniß drängend, mich verwirrt;
Jedwedem ſoll ich meine Stimme leihen,
Denn jeder meint, daß er der größte ſey. — —
Ich will nicht klagen über Siegfrids Tod:
Du haſt ihn zugelaſſen; möge Gott
Ihn Dir vergeben, denn Du biſt mein Bruder.
Doch, daß ſie meinem Sohn das Erb' entführt,
Das einſt der tapfre Vater ihm erſtritten;
Daß ſie mir dieſen Sohn, den ein'zen Troſt,
Das einz'ge Licht in meiner Trauernacht,
Die Sonn', in der mein Thränenquell verſiegte;
Daß ſie den Sohn mir von der Bruſt geriſſen,
Vom halben blut'gen Herzen noch die Hälfte:
Das haſt Du nicht gewollt, das haſt Du nicht.

Günther.

Nicht mich, nicht And're, Dich allein verklage!

Dein frech erfinderiſcher Geiſt, die Zunge,
Die frecher noch laut zu verkünden wagte,
Was ſtill zu denken ſchon Verbrechen war,
Sie ſind die Mörder Siegfrids, und nicht wir.
Leicht nur war ſeine Schuld, war Schuld der Liebe;
Doch Tücke war die Mutter Deiner Schuld.
Geh, arges Weib! Du biſt mir tief verhaßt,
Denn Du haſt mir den edlen Freund erſchlagen.

Chriemhild.

Ach! unermeßlich groß iſt meine Schuld,
Denn doppelt hab' ich meinen Herrn verrathen;
Doch unermeßlich groß iſt auch mein Leid,
Weil's eine Schuld'ge trägt: die Unſchuld fächelt
Dem rothgeweinten Auge Kühlung zu;
Ein glühend Eiſen hält die Schuld ihm vor.
Drum will ich, ſelber ſchuldig des Gerichtes,
Mit Keinem rechten, allen alles gern
Vergeben, wenn Du Eines mir gewährſt,
Mich nachzuſenden meinem lieben Kinde.

Günther.

Das kann nicht ſeyn. Du ſollſt nicht weinend altern
Im düſtern Wittwenſchleier; glänzend noch
Auf einem Throne ſollſt Du Feſte geben:

Der mächt'ge Hunnenkönig Etzel wirbt
Um Deine Hand; ihm bist Du zugesagt.

Chriemhild.

Wenn Du mit Mährchen mich erschrecken willst,
So denk' ein beff'res aus.

Günther.

Kein Mährchen ist's.

Chriemhild.

Es ist! es ist! Du bist der Frevler nicht,
Der ohn' Erbleichen solcher Schreckensthat
Im Ernst gedächte.

Brunhild.

Was erschreckt Dich denn?
Du warst ja sonst in Schmuck und Pracht verliebt,
Und hättest gern vom Himmel Sonne, Mond
Und Stern' herabgerissen, Dich damit
Herauszuputzen. Hei! nun kannst Du glänzen — — —

Chriemhild (zu Günther).

Laß die nicht reden, die mich stets gehaßt!
Du rede, Bruder, Du! Du hast mit mir
Gelegen unter einem Mutterherzen,
Mit mir getrunken einer Mutter Milch,

Mit mir getheilt der Eltern Lieb' und Segen:
Du kannst nicht wollen Deiner Schwester Tod.

Günther.

Des Mächt'gen Bitt' ist stark wie ein Befehl.

Chriemhild.

Laß mich entflieh'n! Ich will Euch alles lassen,
Was mir geblieben ist; ich will verschwinden,
Bei fremden Menschen mich als Magd verdingen,
Und wenn's dem königlich gewohnten Leibe
An Kraft zum harten Tagewerk gebricht,
Mein Brot erbetteln an den Kirchenpforten:
Nur diese Hölle, diese Schande nicht!
Nicht mit der Trauer um den frommen Gatten
Im wunden Herzen, mit der heißen Thräne
Im Auge noch, des zweiten Mannes Weib,
Des Heiden Weib! Nicht statt des Edelfalken
Den Geier mir, der sich vom Aase nährt!
Das thät' ein Wütherich, ein Bruder nicht.

Günther.

Was schrei'st Du jetzt in mir den Bruder an,
Den Du vergaßest, als Du öffentlich
Verleumderisch mir Weib und Ehre schmähtest?

Chriemhild.

Vergiß! vergiß! Ich will ja mehr vergessen.
Nur meiner, unsrer Ehre, Herr, gedenke!

Schmach wär's für Dich und mich und meinen Sohn,
Für der Burgunden ganzes Königshaus,
Würd' ich, die Chriſtin, dieſes Heiden Weib!
Denn ſolchen Bund verdammen Glaub' und Sitte.

Günther.

Was kümmert's uns? gemeine Sitte bindet
Die Kön'ge nicht.

Chriemhild.

Es giebt nur eine Sitte,
Die bindet Kön'ge, wie ſie Knechte bindet.
Mein Bruder! o mein Bruder! höre mich!
Ich habe meinem Herrn, als er zum Tod
Aus meinen Armen ging, geſchworen, ewig,
Verlör' ich ihn, das Wittwenkleid zu tragen.
Ich habe Gott — mein Herz gab mir das Recht
Zu der Vermeſſenheit — Gott angerufen,
Mich, wenn ich wieder freite, zu verwerfen.
Soll nun, durch meinen Eidbruch aus dem Schlafe
Geſtört, mein Gatte fahren aus der Gruft?
Soll ich dereinſt von Gott verworfen ſeyn?

(Ein Herold tritt ein.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herold.

Herold.

Der hohe Gast, der Hunnenkönig naht.

Günther.

Auf alles! der Empfang sey königlich,
Wie's unsre Würd' und seine Macht verlangen.
(Zu Chriemhild.)
Du aber, thöricht Weib, bereite Dich,
Den Bräutigam geziemend zu empfangen!
(Er wendet sich zum Abgehen; Chriemhild wirft sich auf die Knie ihm in den Weg und faßt sein Gewand.)

Chriemhild.

Mein Bruder, höre mich!
(Günther reißt sich los und geht rasch ab. Der Herold folgt.)

Chriemhild.

Er geht dahin
Den Stahl zu wetzen für das Opferlamm
Fels ist des Mannes Brust; (Sich auf den Knieen Brunhild nähernd.) Du bist ein Weib;
Du kannst mitfühlen eines Weibes Qualen,
Kannst fühlen, welch ein Dolch das Herz durchbohrt,
Das noch erfüllt von treuer Gattenliebe
Für einen edlen Todten, sein Gedächtniß

Nun schänden soll durch zweiten Liebesbund.
O wehre Du von mir das Fluchenswerthe!

Brunhild.

Spar' Deine Worte, zungenfert'ges Weib,
Damit das Herz des Bräut'gams zu gewinnen!
Du hast mich oft ein Heidenweib gescholten,
Ein böses Heidenweib: wie suchst Du nun
Gefühl in einer bösen Heidin Brust?

Chriemhild.

Vergieb! Du bist die Königin — vergieb!
O höre nicht des alten Hasses Stimme!
Ich bin zu elend jetzt für Deinen Haß.
Ihr habt mein Gut, Ihr habt mein Herz geplündert,
Arm lieg' ich, eine Bettlerin vor Dir;
O! gieb nicht zu, daß sie die letzten Güter,
Den freien Gram mir rauben und die Ehre.

Brunhild.

Ich sollte Deine Ehre schützen? ich?
Und hast denn meiner Ehre Du geschont?
Sie nicht bespritzt mit Deiner Lügen Gift?

Chriemhild.

Du bist auch Mutter: o! bei Deinem Sohne,
Der einst ein König hoher Ehren sey,

Beſchwör' ich Dich, laß dieſen Bund nicht
ſchließen!
Daß nicht mein Sohn die Augen niederſchlage,
Wann man vor ihm die Unglückſel'ge nennt,
Die ihn mit Schmerz geboren, dann entehrt.

Brunhild.

Was redeſt Du von meines Sohnes Ehre,
Den Du zum Baſtard lügen wollteſt? — Fort!
Geh' in des Heidenkönigs ſchimpflich Bett,
Daß Dich der Mägde niedrigſte verlache;
Geh'! werd' ein Doppelweib! dann ſind wir wett:
In Deiner Schande ſchwelgt dann meine Rache.
(Sie geht ab.)

Chriemhild (in heftiger Bewegung aufſtehend).

Ha — Rache! Flammenwort! jetzt faſſ' ich Dich;
Jetzt ſteigt Dein Geiſt vor meinen Augen auf
Wie eine Feuersbrunſt in ſchwarzer Nacht.
Als fluchbeladen hab' ich Dich verworfen;
Komm! ſey mein Lieblingswort! vergeſſen will ich
Die andern thörichten, fruchtloſen Worte,
Nur Dich behalten: Rache, Rache, Rache.
Was ſie an mir gefrevelt, wider mich
Gedacht, geträumt, was Menſchen gegen Menſchen
Jemals geſündigt, alles will ich Eine
An dieſen Drei'n zum Schreck des Himmels rächen.

(Man hört Trompeten aus der Ferne.)

Haha! der Bräut'gam kommt. Auf! schmücke die Braut!
Daß er an ihrer Schönheit Glanz sich labe.
Wer sagt, daß mir vor diesem Bräut'gam graut?
Er bringt die Rache mir zur Morgengabe.

(Sie geht ab.)

Verwandlung.

Scene: Ein Gemach Chriemhilds; im Hintergrunde ein Betaltar mit einem Kreuze darauf; zur Linken ein Schrein an der Wand.

Vierter Auftritt.

Hildiko in Trauer, kommt von der Linken. Später Chriemhild.

Hildiko.

Der Herrin Tritte glaubt' ich hier zu hören. — —
Ich zittre schon vor ihrer Wiederkunft:
Denn Hülfe sucht sie, wo sie Haß nur findet,
Und wird bethränten Auges wiederkehren.
Wo, Herr mein Gott! ist unsrer Leiden Ziel?

(Chriemhild tritt heftig bewegt durch die Mitte ein.)

Chriemhild.

Ha, Hildiko! Schnell meinen Hauptschmuck, schnell!

Hildiko.

Den Schmuck? O Herrin! sprich, was ist geschehen?

Chriemhild.

Geschehn? Nichts Ungewöhnliches — Ruchloses
Wie jeden Tag. Was säumst Du? Gieb den Schmuck!

Hildiko (den Schmuck aus dem Schreine nehmend).

Hier ist der Schmuck. O sage mir, wozu?

Chriemhild.

Ich will mich schmücken, will zu Hofe gehn.

Hildiko.

Zu Hofe? Du? in diesen Trauerkleidern?

Chriemhild.

Nein! löse mir vom Haupt den Wittwenschleier!
Er ist zu schwer; er hat es heiß gedrückt.

Hildiko.

Weh mir! Gebieterin — — —

Chriemhild.

Gehorche mir!

(Hildiko nimmt ihr den Schleier ab.)

Mein Aug' ist schwach geworden in der Nacht;
Ich muß in Flammen schaun, damit sich's stärke.

(Nach dem Hintergrunde zeigend.)

Geh'! decke mit dem Wittwenschleier dort
Das Kreuz mir zu!

Hildike.

Ach! Angst ergreift mein Herz:
Wie Ruf des Todtenvogels klingt Dein Wort,
Und Deine Blicke sind wie Feuerzeichen,
Die Unglück uns vom Himmel nieder droh'n.

Chriemhild.

Ja — Feuerzeichen — O! gewöhn' Dich d'ran!
Du wirst den Himmel ganz in Flammen seh'n. —
Nun gehst Du nicht, das Kreuz mir zu verhüllen?
(Während Hildike das Kreuz mit dem Schleier bedeckt.)
Der aus der Finsterniß ist Herr auf Erden,
Und seine Bündner sind die Glücklichen.

Hildike (ist zurückgekehrt).

Nun, komm! und setze mir den Schmuck auf's Haupt!
Ich will auch glücklich seyn. (Indem Hildike ihr den Schmuck aufsetzt.) Du thust mir weh.

Hildike.

Vergieb mir, Herrin! Meine Hände zittern.
Wie Geisteraugen aus der wüsten Nacht
Schau'n aus dem Haar mich die Demanten an.
O Gott! was hat dieß alles zu bedeuten?

Chriemhild.

Ich hab's gesagt, ich will zu Hofe gehen.
Du weißt, welch hoher Gast gekommen ist.

Hildiko.

Ich weiß es wohl: der mächt'ge Hunnenfürst,
Und glänzend hat der König ihn empfangen.

Chriemhild.

Mit Glanz und Pracht: denn 's ist mein Bräutigam.

Hildiko (zurückkehrend).

O Königin! Wie kommt das frevle Wort
In Deinen frommen Mund?

Chriemhild.

Ist's meine Schuld,
Wenn Frevel Wahrheit, Tugend Lüge ist?

Hildiko.

Du redest irr' und redest Dir zur Schmach.
O theure Herrin, sprich! — Du hast wohl sonst
In Lust und Trübsal Freundin mich genannt — —

Chriemhild.

Das ist vorbei. Was kannst Du? Einer andern
Gewalt'gern Freundin hab' ich mich ergeben.

Hildiko.

Ach! wer — — —

Chriemhild.

Du siehst sie nicht: sie trägt bei Tage
Des Tags Gewand, bei Nacht das Kleid der Nacht.

Ihr Tritt iſt leiſe wie der Gang der Wolken;
Still, wie Gewitter reift, ſpannt ſie den Bogen,
Und ihre ſcharfen Pfeile irren nie.

(Ein Herold tritt ein.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herold. Später Günther und Etzel.

Herold.

Herr Günther und ſein hoher Gaſt, Herr Etzel,
Vor Dich zu treten, Frau, begehren ſie.

Chriemhild (nach einer kurzen Pauſe).

Ich werde ſie begrüßen, wie ſich's ziemt.

(Der Herold geht ab; Hildko folgt.)

Chriemhild.

Nun tretet um mich her, ihr Frevel alle,
Die ich erlitten habe! ſtützet mich!
Du Schatten des Ermordeten, Du Bild,
Vielleicht auch Schatten des geraubten Kindes,
Kommt! flüſtert mir das Wort der Rache zu!

(Günther und Etzel treten ein.)

Günther.

Ich führe, Schweſter, dieſen edlen König,
Der Morgenländer mächt'gen Herrn Dir zu,
Daß Du ihn freundlich mögſt willkommen heißen.

Chriemhild.

Ich grüße demuthsvoll wie eine Magd
Den hohen Gast, den mächt'gen Hunnenkönig.

Etzel.

Ich danke für den Gruß, viel edle Frau.
Doch nicht der demuthsvolle Gruß, vielmehr
Ein freundlicher erfreut von schönen Frauen,
Und Du bist schöner, als ich eine sah.

Günther.

Es freut mich, Schwester, Dich geschmückt zu sehen.

Chriemhild.

Wer wollte sich nicht schmücken, wann ein Gast
Wie König Etzel mit so freundlichem
Und Ehre bringendem Begehren naht?

Etzel.

So weißt Du, welcher Wunsch mich hergeführt.

Chriemhild.

Ich weiß; Herr Günther hat es mir verkündet.

Etzel.

Von diesem Wunsch laß, edle Frau, uns reden.

Chriemhild.

Das magst Du, König, sind wir erst allein:
Denn weil ich Wittib bin, so darf ich wohl
Was Du mir bringest ohne Zeugen hören.

Etzel.

So läßt der Wirth uns freundlich wohl allein.

Günther.

So thu' ich, Herr: Dein Wunsch ist auch der meine.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Chriemhild. Etzel.

Chriemhild.

Nun rede, König! was ist Dein Begehr?

Etzel.

Der Tod, der mächt'ger ist als Könige,
Hat mir Frau Helken, mein Gemahl, geraubt.
Als ich nun her in diese Länder zog,
Und viel von Deiner Schönheit reden hörte,
Da sandt' ich Boten, heimlich Dich zu seh'n.
Sie kehrten heim und brachten solche Kunde
Von Deiner Schönheit wunderbarem Glanz,
Daß ich gekommen bin, um Dich zu freien.

Chriemhild.

Und sprächy' ich nun: es ist mir nicht genehm?

Etzel.

Wie? — König Günther hat Dich mir verlobt,
Und meine Freundschaft geb' ich ihm dafür.

Chriemhild.

Das wäre thöricht. Was erkaufteſt Du?
Was kann er Dir verkaufen? Meinen Leib;
Nicht meine Lieb' und willigen Gehorſam.

Etzel.

Gehorſam nicht? Ha! zu des Aufgangs Völkern
Hab' ich geſagt, beugt Euch vor meinen Knechten!
Sie haben ſich gebeugt; befohlen hab' ich
Des Weſtens Landen: nährt mein Lieblingsroß
Mit Euerm Mark; ſie haben es genährt.

Chriemhild.

Den Völkern ſtellſt Du Völker gegenüber;
Dem Weib entgegen ſteheſt Du allein,
Und wehe Dir, wenn dann Gewalt entſcheidet.
Was ſchützt Dich vor der Tiſchgenoſſin Gifte?
Was ſchützt Dich vor der Bettgenoſſin Dolch?

Etzel.

Das nenn' ich Scherz, doch Deine Weig'rung
Frevel.
Soll ich Dich bitten, Königin zu werden,
Die erſte, reichſte Königin der Welt?
Ich kann der Erde Königen gebieten:

Bringt Eure Schweſtern, Eure Töchter mir,
Daß ich ein würdiges Gemahl erkieſe,
Und füllen wird ſich meiner Hallen Raum
Mit aller Schönheit, die der weiße Gott
In dieſer Zeit der Erde zugetheilt.
Drum hörſt Du nie von mir ein Wort der Bitte;
Dein Bruder will's, ich will's: das iſt genug.

(Er will gehen.)

Chriemhild.

Horch, ſtolzer König! gönne Raum dem Wort!
Was willſt Du mich von meinem Bruder kaufen,
Dem ich nicht eigen? Kauf mich von mir ſelbſt!

Etzel (zurückkehrend).

Du biſt ein ſchönes Weib: ſag' Deinen Preis!

Chriemhild.

Haſt Du vernommen, welch unſäglich Weh
Die eig'nen Blutsverwandten mir bereitet?

Etzel.

Ja, alles hat man wahrhaft mir berichtet.

Chriemhild.

Sie haben fürchterlich mit ſcharfem Dolch,
Mit gluthgenährtem Dolch in mir gewühlt,
Und haben jeden Nerven aufgeſucht,
Und ihn gepeinigt mit der Gluth des Eiſens.
Ich habe ſtill gehalten meinen Quälern

Gleich einem schwachen Lamm und mich begnügt,
Mein Leid dem Himmel klagend zu erzählen,
In Thränen es dem Kissen zu vertrau'n.
Ich war ein Kind. Nun hab' ich abgelegt,
Was kindisch war; nun will ich nicht mehr weinen,
Nun will ich Rache für mein tödtlich Leid.

Etzel (schnell darauf eingehend).

Ja Rache, blut'ge Rach' an Deinen Feinden.
Das lob' ich: Feigheit nur verweint den Schmerz,
Der muth'ge Geist sucht Heilung in der Rache;
Die einz'ge Zauberin, die Kräuter kennt
Für unsichtbare Wunden, ist die Rache.

Chriemhild.

Und Rache will ich auch: das ist der Preis,
Um den Du von mir selbst mich kaufen sollst.

Etzel.

Ich sage Dir ihn zu, vollwicht'ge Rache
Für Deines edlen Gatten schnöden Mord,
Für Deiner Güter, Deines Kindes Raub.
Für jede Thräne, die dem Aug' entrann,
Zahlt Dir ein Blutstrom aus der Feinde Herzen.

Chriemhild.

Zahlt er? Ja, Blut — für Thränen Blut! und sie,
Die ihres Grimmes Hund auf mich, die Kranke,
Die Flehende gehetzt, sie dann erstickt

In diesem Blut! Ja, Rächer, ich bin Dein.
Bei Deinen Göttern schwöre, mich zu rächen!

Etzel (die Hand emporhebend).

Beim weißen Gott, dem Geber alles Guten!
Beim schwarzen Gott, dem Stifter alles Unheils,
Und bei des Himmels Geißel, meinem Schwerte!
Geschehen soll, was Du bedungen hast.

Chriemhild.

Der Schwur ist schön: er klingt wie Wolfsgeheul.
Nun, bei denselben Göttern! (Ihm die Hand reichend.) ich bin Dein.

Etzel.

Die schönste Beute, die ich je gewonnen.

Chriemhild.

Doch dann erst thut sich meine Kammer auf,
Wann Du mir sagst: vollendet ist die Rache.

Etzel.

Ich will ein Lager schlagen hier am Rhein,
Da soll Brautführerin die Rache seyn.
Nicht zweifeln darfst Du, darfst dem Schwure trauen;
Bald soll mein Heer als Königin Dich schauen.
(Er küßt sie auf die Stirn und geht ab.)

Chriemhild (nach einer Pauſe des Erſtarrens zur Erde niederſprechend).

Schläfſt Du, mein Lieb? O! wohl Dir, daß Du ſchläfſt,
Daß Du nicht weißt, was auf der Welt geſchieht,
Nicht ſiehſt das Feuermal auf meiner Stirn!
Wohl Dir, daß Du nicht träumſt, daß Dir kein Traum
Vorſpiegeln kann, wie Chriemhild Schwüre bricht! —
Nein! träume nur! Doch träume von der Nacht,
Die kommen wird, wo ich die Buß' empfange
Für alles, was der Haß an uns verbrach,
Für Deinen Mord und Deines Weibes Schmach.

(Sie geht. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Scene: Das Zelt König Etzels im Lager der Hunnen am Rhein. Abend.

Erster Auftritt.

Etzels Hochzeitmahl. In der Mitte sitzen unter Baldachinen rechts Etzel und Chriemhild, links Günther und Brunhild; zur Seite auf Bänken, die mit Teppichen behangen sind, rechts: Blödel, Dietrich, Rüdiger, Iring und Hawart, links: Eckart, Hagen, Dankwart, Ortwin und Volker. Etzels Hofgesinde dienend hinter den Sitzenden. Indem der Vorhang aufgeht, heben Alle, außer Etzel und Chriemhild, die Becher und rufen: „Heil und Glück!" dazu außerhalb der Scene Trompeten und Pauken.

Günther (seinen Becher, nachdem die Andern die ihrigen schon niedergesetzt, noch empor haltend, zu Etzel).

Dieß, König, edler Schwäher, noch zuletzt
Auf unsers Bunds Gedeihen: mög' er grünen,
So wie ein Baum am Rand des Stromes grünt.

Hagen.

Wenn ihn die Fluth des Stromes nicht verſchlingt.

Etzel.

Dank, König Günther! Unſer Bund gedeihe
Wie er aufrichtig war.

Brunhild (zu Etzel).

Ich trinke dieß
Auf Deines königlichen Stamms Erblühen:
Es möge Dir Frau Chriemhild Knaben bringen
So löwenherzig wie Du ſelbſt, und Töchter
So ſchön und ſittſam, wie die Mutter iſt.

Etzel.

Viel Dank, Frau Königin! (Zu Chriemhild.)
Nun? dankſt Du nicht?
Was? biſt Du eine Maid, daß Du Dich ſchämſt?

Chriemhild (nach kurzer Zögerung zu Brunhild).

Dank, Schwäherin, für Deine guten Worte!
Iſt gut Dein Sinn, ſo hab' auch dafür Dank.

Brunhild.

Ei! wünſcht man Gutes denn mit böſem Sinne?
Du trauſt mir nicht, weil ich einſt Heidin war;
Nun, Deine künft'gen Söhne, hoff' ich, werden
Wohl mit dem Heidenthume Dich verſöhnen.

(Kurze Pauſe.)

Hagen.

Freund Volker, Du verhießest uns ein Lied;
Jetzt wär' es an der Zeit.

Blödel.

Ja, sing' ein Lied,
Mein wackrer Spielmann! sing' ein fröhlich Lied!
Ihr singet hübsche Lieder hier am Rhein.

Hagen.

Ja, kräftig, wohl auch herb wie unser Wein.

Volker (zur Laute singend) [oder sprechend].

Zum Könige sprach der Getreue:
„Geh' nicht in den schimmernden Saal!
„Denn neben Dir schleicht die Reue:
„Im Schimmer birgt sich der Stahl."
Zum Könige sprach der Getreue:
„Trink nicht von dem goldenen Wein!
„Denn mit Dir trinket die Reue:
„Nicht jegliches Gold ist rein."

Etzel (seine Bewegung nicht mehr verbergen könnend).

Was soll dieß Lied bei einem Hochzeitmahl?
Ist das ein fröhlich Lied von Lieb' und Wein?

Volker.

Frei ist der Sänger, keinem König pflichtig:
Was in ihm schafft, ist nicht von dieser Welt.

Etzel.

Ich will dieß Lied nicht hören: sing' ein andres!

Günther.

Nicht schicklich däucht's auch mich zum Hochzeitfeste

Volker.

Ihr Kön'ge hadert mit dem Sänger nicht!
Denn Euer Nachruhm steht in seiner Macht,
Und wie er von Euch singt und von Euch dichtet,
So Euch die Nachwelt segnet oder richtet.

Chriemhild.

Nein, Kön'ge, hadert nicht mit einem Mann,
Der — weiß ich wohl — den Todten Kränze windet. —
Doch seht! ein großer Theil der Nacht verrann:
Des Festes Ende sey hiermit verkündet.

(Sie steht auf; Trompeten und Pauken lassen sich hören; unterdessen verlassen Alle ihre Sitze und kommen in den Vorgrund.)

Etzel.

Nun, König Günther und Frau Königin,
Und alle Günthers Mannen, habet Dank,
Daß Ihr verherrlicht unsern Hochzeittag!
Ruht wohl! Die Kämm'rer werden Euch geleiten;
Allein vergebt! die Wohnung ist nur schlecht:
Sie ward in Eil' für dieses Fest gezimmert.

Günther.

Die Gastlichkeit schmückt jede Wohnung aus.

Brunhild (zu Chriemhild).

Schlaf' wohl, Frau Kön'gin! Mag dem goldnen Lager
Kein freudeſcheuchender Gedanke nah'n!

(Alle Burgunden gehen zur Linken, Etzels Hofleute im Hintergrunde ab.)

Zweiter Auftritt.

Etzel, Chriemhild, Blödel, Dietrich, Rüdiger, Iring und Hawart.

Chriemhild.

Gieb Acht! gieb Acht! Du böſe gift'ge Schlange,
Daß Du nicht ſchlechter ſchläfſt, als ich, daß Dir
Nicht etwas träumt von Rache, blut'ger Rache!

(Zu Etzeln.)

Ja, König! dieß iſt unſre Hochzeitnacht;
Jetzt denk' an die verheiß'ne Morgengabe.

Etzel.

Ihr, wackre Mannen, hört des Königs Wort!
Ihr müßt das Prunkgewand des Hochzeitgaſtes
Jetzt mit des Kriegers ehr'nem Rock vertauſchen.

Chriemhild.

Ihr wißt — denn alle Land' und Völker wiſſen's,
Wie wär' es nicht zu Eurem Ohr gedrungen! —

Ihr wißt, wie meine nächsten Blutsverwandten
Was irgend nur die Welt an Spott und Schmach,
An Schmerz und Jammer faßt, auf mich gehäuft.
Seyd Ihr nun Männer, würdig eines Schwertes,
So geht und rächt ein unglückselig Weib,
Rächt Eure Königin! denn Rache hat
Der König mir zum Brautgeschenk verheißen.
Zwingt meinen Bruder, Euch den wilden Hagen,
Den Mörder meines Gatten, auszuliefern.
Doch bringt ihn mir lebendig, daß er erst
Aussage, wo der Schatz verborgen liegt,
Und dann empfange den verdienten Tod.

Dietrich.

Doch, wenn sich Günther weigert — und er wird
Sich weigern, seinen Mann herauszugeben —?

Chriemhild.

Dann habt Ihr Schwerter, und sie haben Blut.

Etzel.

Ja, blut'gen Kampf, wenn sie nicht Sühne wollen;
Denn, edle Degen, ist das nicht gerecht?

Dietrich.

Es ist gerecht, wenn die Burgunden erst
Zurückgekehrt nach Worms. Hier sind sie Gäste,
Und ein geheiligt Recht beschützt den Gast.

Etzel.

Sie waren meine Gäste hier im Zelt,
Und ungefährdet haben sie's verlassen.
Das Lager aber ist nicht meine Burg;
Der Boden, der es trägt, ist Günthers Reich,
Der allgemeine Himmel ist die Decke.

Blödel.

Wie thöricht wär's, nach Worms sie zu entlassen.
Zehn Degen sind's nur und zwei hundert Ritter,
Und drum in unsrer Macht. Hier wird der
König
Aus Furcht bewill'gen, was Frau Chriemhild
fordert.

Etzel.

Auf, wackre Mannen, rüstet Euch zum Kampf!
Du, Iring, nimm zwei tausend unsers Volks,
Um die Burgundenritter einzuschließen.
Ihr Alle haltet Euch zum Kampf bereit.
Sie geben Sühne, oder — bei den Göttern! —
Ihr Stamm zerbricht in meines Zornes Wettern.
(Er geht zur Linken ab; Alle außer Chriemhild, folgen.)

Chriemhild.

Ha! nicht umsonst hab' ich dem wilden Heiden,
Der nur ein Abscheu ist, die Hand gereicht,
Und nicht umsonst den Schleier meiner Ehre

Zerrissen vor den Menschen. Hagens Blut —
Der Schatz, das Erbe meines Sohns — und sie,
Das freche Weib im Staub zu meinen Füßen —
Das ist gewonnen um den grausen Preis.
Kommt, Rachebilder, kommt mich zu umschweben,
Und helft mir Schmach und Abscheu überleben!
(Sie geht zur Rechten ab.)

Verwandlung.

Scene: Die Wohnung der Burgunden: ein Saal mit Ausgängen in der Mitte und zu beiden Seiten; Vorhänge statt der Thüren. Nacht.

Dritter Auftritt.

Vier Diener mit Fackeln treten durch die Mitte ein; nach ihnen Günther und Brunhild, Hagen und Volker. Zu gleicher Zeit treten aus dem Eingange zur Linken drei Frauen, deren zwei ebenfalls Fackeln tragen.

Brunhild.

Schon hat der Tag vom Tage sich geschieden;
Drum König, gute Nacht!
(Zu der Frau, die keine Fackel trägt.)
Mein Söhnlein schläft?

Die Frau.

Es ſchläft ſchon lange, Herrin, ſanft und ſüß.

Hagen.

O ſchlief er ſo zu Worms! Es iſt nicht gut,
Daß Du ihn mitgenommen, Königin.

Brunhild.

Ich that es eben, weil Du's widerriethſt:
Anmaßung iſt der unerbet'ne Rath,
Und wenn Dein Rath gegolten, hätten wir
Nie den Triumph des heut'gen Tags genoſſen.

Hagen.

O möge dieſem Tage des Triumphs
Nicht eine Nacht der bittern Reue folgen!

Brunhild (Günther die Hand reichend).

Noch einmal gute Nacht!

Günther.

Schlaf ruhig, Frau!

(Brunhild geht mit den Frauen zur Linken ab.)

Günther (zu Hagen).

So kannſt Du nie den Argwohn überwinden!

Hagen.

Wie könnt' ich's wohl bei ſo viel böſen Zeichen?

Günther.

Du ſiehſt die Zeichen, weil Du Argwohn hegſt.

Hagen.

So ſprich doch! warum wollten ſie denn nicht

Zu Worms die Hochzeit feiern? Warum ist
Die Heerberg' Deiner Ritter so entfernt
Von Deiner Wohnung? Warum ward der König
So wild und zornig über Volkers Lied?
O daß Du mich gehört, nicht in dieß Lager
Gekommen wärst, wo Dich Verrath umspinnt!

Günther.

Ich bin des Königs Bündner und Verwandter,
Ich bin sein Gast — das thut ein König nicht.

Hagen.

O Herr! Dein unglückselig leichter Glaube
Ist Dein Verderben. Fleuch aus diesem Lager!
Dieß sey der einz'ge Dank für meine Sorge!
Bereit ist alles schon zu Eurer Flucht;
Ein unverhoffter Angriff überwältigt
Die Wachen; Ihr entflieht; wir halten Stand,
Und nicht ein Roß soll Eure Spur verfolgen.

Günther.

Und wenn der König nicht auf Böses sinnt,
Wie kränkend wäre dann die Flucht für ihn!
Wie frevelhaft der Angriff auf die Seinen!

Volker.

So denk' ich auch: denn Zeichen können trügen.
Die Zukunft ist wie eine Dämmernacht:

Da ſcheint ein Baum, wenn Sturm die Aeſte
ſchüttelt,
Uns leicht ein Ungethüm, das in den Himmel
Mit Rieſenarmen nach den Sternen greift.
Sind aber Deine Zeichen wahr, ſo iſt
Der Feind gerüſtet, und ein Angriff führt
Zu mörderiſchem Kampf, zu Rettung nicht.
Laßt ſie des Blutvergießens Anfang machen!
Laßt ſie zuerſt das heil'ge Gaſtrecht ſchänden:
Dann friſch zum Kampf! dann ſtreiten wir mit
Gott.

(Ortwin tritt eilends ein.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ortwin. Später Eckart und Andere.

Ortwin.

Verrath, Verrath! Auf, König, waffne Dich!
Mein Oheim Dankwart und die Ritter ſind
Von einer mächt'gen Hunnenſchaar umringt.

Hagen.

Ich hab's geſagt.

Günther.

Ha! jetzt nicht Worte mehr!

Hagen.

Nein, fürchte keine mehr: der Zweifel nur
Hat Wertez jetzt iſt die Entſcheidung da.

Günther.

Wenn der ein Thor iſt, der an Treue glaubt,
So wahr ich thörichter, als irgend einer.
O Schmach und Schande, Etzel, über Dich!
Wie ſchändeſt Du des Königs hohe Würde!

(Eckart ſtürzt herein; einige Edle folgen.)

Eckart.

Zum Kampf! zum Kampf! Es brauſt ein Sturm durchs Lager,
Und weckt die Dohlen und die Raben auf;
Sie kommen krächzend her zu dieſem Thurme,
Als hätten ſie von Beute Witterung.

Hagen.

Nicht Beute ſollen ſie, nur Jäger finden.

Günther.

Auf, edle Degen, waffnet Euch!

Hagen (das Oberkleid abwerfend).

Wir ſind
Gerüſtet ſchon.

Volker (daſſelbe thuend).

Hei! Diener, Helm und Schild!
Ihr Andern rüſtet Euch! wir Beide halten

Indeſſen Wache vor des Saales Thür,

(Zwei Diener haben für Hagen und Volker Helm und Schild geholt.)

Und wer ſich naht, der ſoll die Schwelle küſſen.

Günther.

O edler Spielmann, ſondre Dich von uns!
Du haſt nicht Theil an dieſer argen Nacht.

Volker.

Herr Hagen theilt ſein Theil mit ſeinem Freunde.
Kein rechter Mann bleibt weg von Feſt und Streit,
Wenn Sitte dort und Ehre hier gebeut.

(Zu Hagen, indem er ihm die Hand reicht.)

Komm! komm! Sie ſollen eine Weiſe hören,
Daß ſie auf ewig ſolchen Tag verſchwören.

(Volker und Hagen gehen durch die Mitte, Günther und die Uebrigen zur Rechten ab.)

Verwandlung.

Scene: Freier Platz im Lager vor der Wohnung der Burgunden. Diese, ein Gebäude von Holz mit einer Vortreppe und einem offenen bogenförmigen Eingange, befindet sich auf der rechten Seite zwischen Bäumen. Im Hintergrunde sieht man den Rhein, und jenseits in der Ferne eine Bergkette. Die linke Seite ist Bauwerk. Nacht.

Fünfter Auftritt.

Volker und Hagen erscheinen mit gezogenen Schwertern am Eingange des Thurmes. Bald nachher treten von der Linken auf: Etzel, Blödel, Dietrich, Rüdiger und Hawart, jeder mit seinem bewaffneten Gefolge, nebst mehreren Fackelträgern.

Etzel (zu Volker und Hagen).

Ihr dort, die Ihr bewacht des Thurmes Schwelle,
Burgundenrecken, saget Euerm König,
Ich sey erschienen hier, mit ihm zu reden.

(Hagen verschwindet von dem Eingange.)

Volker.

Hei, mächt'ger König! Deine Red' ist wohl
Ein Ueberfall, daß Du die Nacht erkoren?

Blödel.

Ha, frecher Spielmann! höhnest Du den König?

Volker.

Wenn ich es thu', iſt ſein die Schuld: man ſieht
Bei Fackelſchein nicht recht die Königskrone.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. König **Günther** tritt mit Volker und Hagen auf die Vortreppe heraus; hinter ihnen zeigen ſich andere Burgunden am Eingange.

Günther.

Sprich, König Etzel, was iſt Dein Begehr?
Was wecken Deiner Krieger ſchwere Tritte
Die Erd' aus ihrem Schlaf? was ſtöreſt Du
Die ſtille Nachtluft durch Geräuſch der Waffen,
Und machſt durch Fackellicht die Sterne blind?
Was ſollen dieſe Schaaren? bringſt Du Krieg?

Etzel.

Ich komm' in Frieden, wenn Du Buße zahlſt!

Günther.

Ich? Buße zahlen? und für welche Schuld?

Etzel.

Für ſchweres Unrecht, meiner Königin
Von Dir und von den Deinen zugefügt.

Günther.

Nicht üblich haſt Du dieſe Zeit gewählt
Zu Deiner Forderung.

Etzel.

Der Gläub'ger fordert
Mit Recht wann immer die verfall'ne Schuld.

Günther.

Und welche Buße heiſcheſt Du von mir?

Etzel.

Den Schatz, den Ihr der Königin entriſſen,
Giebſt Du zurück und lieferſt Hagen aus,
Daß wir nach unſ'rer Luſt mit ihm gebaren.

Günther.

Und wenn ich dieſe Buße Dir verweigre?

Etzel.

So ſend' ich, ſie zu holen, die Gewalt.

Günther.

Und brichſt den Bund, den jüngſt wir feierlich
Geſchloſſen und beſchworen, und befleckſt
Durch ſchnöden Meineid Deinen Königsnamen.

Etzel.

Ich werde Dir verſproch'ne Treu' bewahren,
Wenn Du gerecht mir wirſt: verweigerſt Du's,
So brichſt Du ſelbſt zuerſt den Friedensbund,
Und nur gerecht iſt, was ich von Dir fordre.

Blödel und Hawart.

Es ist gerecht.

Rüdiger.

Es ist nicht ungerecht.

Volker.

Gerechtigkeit ist oft der Ehre feind.

Günther.

Und käm' ein Himmelsbot' und brächte mir
Von Gott den Spruch, die Buße sey gerecht,
Ich würde sie und könnte sie nicht zahlen.
Wofür denn gäb' ich Lösung? Für mein Leben.
Wie mögt Ihr thöricht nun mein Herzblut fordern,
Da sonder Herzblut ich nicht leben kann?
Und sagt Ihr: gieb den Freund in unsre Hände,
So ist's, als sprächt Ihr: gieb Dein Herzblut her!
Denn was ist Leben ohne treuen Freund?

Volker.

Mit Recht giebst Du der Treue solchen Werth:
Sie ist der Grundbau, der das Leben trägt.
Auf Weibestreue ruht des Hauses Glück,
Auf Freundestreue ruht des Mannes Muth,
Auf Kindestreue ruht des Alters Trost,
Auf Dienertreue ruht der Habe Wohl,
Und auf der Mannen Treu' der Reiche Macht.

(Zu Hagen.)

Nun, red' auch Du.

Hagen.

Was hätt' ich hier zu sagen?

Dietrich (zu Günther).

O König, horch auf eines Mannes Wort,
Den, wenn er auch bei Deinen Gegnern steht,
Dein Mißgeschick mit Trauer würd' erfüllen.
Denk' an Dein Reich, Dein Volk, an Weib und Kind,
Und laß den Streit nicht durch das Schwert entscheiden.
Wer weiß vorher, wie bei dem wilden Spiel
Des Kampfs die Würfel fallen? ja wer kann
Auch nur zum eignen Schwert gebietend sagen:
Dieß Blut sollst Du vergießen, jenes nicht?
Du stehst allein mit wenigen Getreuen;
Und gegen tausend Schwerter kann zuletzt
Nicht Heldenmuth noch Riesenkraft Dich schützen.
Darum verweigre, ob Dein Herz auch zürnt,
Die Lösung nicht! denn der Nothwendigkeit
Mag auch ein König sonder Schande weichen.

Günther.

Ich bin bereit, den Schatz zurückzugeben.

Etzel.

Ich will den Schatz und Hagens ruchlos Haupt.

Gunther.

Das hoffe nicht, so lange Günther lebt.
Was er gethan, für mich hat er's gethan;
Was er gerathen — ach! zu spät erkenn' ich's —
War klugen Geistes, treuen Herzens Rath.
Kein Gold ist lauterer, kein Demant reiner,
Kein Felsen fester, als des Mannes Treue,
Und mein Gedächtniß müßte, bis der letzte
Der Menschen stürbe, sich mit Schande paaren,
Ließ ich ein Haar auf seinem Haupte krümmen.
Mein Blut für ihn! mein Blut für seine Treue!

Volker (Günthers und Hagens Hand fassend).

Mein Blut für Euch! für Dich, Du Edelkönig,
Für Dich, Du treuer Mann! Nichts mehr von Sühne!
Will uns der gnäd'ge Gott nicht Rettung senden,
So laßt in treuem Bund uns rühmlich enden.

(Günther, Volker, Hagen und die andern Burgunden kehren in den Thurm zurück.)

Etzel.

Ha! sie erfrechen sich zu widerstreben,
Des mächt'gen Königs Frieden zu verschmäh'n?
Auf! ihnen nach! in Ketten schleppt sie her!

Blödel.

Mir überlaß, mein königlicher Bruder,
Den Ruhm, zu Deinen Füßen sie zu führen.

Etzel.

Wie sollt' ich wagen ein so theures Haupt?

Blödel.

Vergönn' es, Herr! Laß Hawart mich begleiten!

Hawart.

Ja, König, gieb mir Theil an diesem Fest!

Etzel.

Es sey! greift an! doch lebend bringt sie mir.

(Blödel und Hawart stürmen mit ihrem Gefolge, indem sie die Schwerter ziehen, in den Thurm.)

Rüdiger (zu Dietrich).

Schlecht kennen diese Thoren die Burgunden.

Dietrich (zu Rüdiger).

Bezahlen werden sie's mit Blut und Wunden.

(Das Schwertergeklirr beginnt im Thurme.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Chriemhild (kommt von der Linken).

Chriemhild.

Wie viele Tag' und Nächte soll ich stumm
Und einsam harren in dem öden Zelte?

(Zu Etzeln.)

Was bist Du für ein Bräut'gam, der die Braut,
Um Mitternacht, bei düsterm Fackelscheine,

Am Rande des geschmückten Lagers sitzen,
Und sich vor Ungeduld verzehren läßt?
Wie Du mich lieb hast, zeigt das träge Säumen,
Womit Du mir die Morgengabe bringst.

Etzel.

Was schiltst Du mich? Ist bräutlich solches Schelten?
Dem Weibe ziemt Geduld. Noch ist es Nacht,
Und erst der Morgen heischt die Morgengabe.
Dein Bruder hat der Sühne sich geweigert.

Chriemhild.

Er giebt sich selbst für seinen Dienstmann Preis?
Er liefert ihn nicht aus?

Dietrich.

Das war sein Wort,
Sein königliches Wort: Mein Blut für ihn,
Mein Blut für seine Treue.

Chriemhild.

Und dieses Wort
Hat Euch erschreckt, daß Ihr nun müßig steht,
Und zahm erwartet, ob's dem König Günther,
Vielleicht beliebt, sich anders zu besinnen?
Pfui über Euch! Nehmt Spindeln in die Hand,
Und gürtet Euch mit einem Weibergürtel,
Den Rocken d'rein zu stecken.

Etzel.

Hörst Du nicht
Die Schwerter klirren! Stehn wir müßig? oder
Soll ich vielleicht mein ganzes Heer aufbieten,
Um diese zehn Burgunden dort zu schlagen!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Hawart, ohne Schild und Helm, und einige Hunnen stürzen fliehend aus dem Thurme. Volker erscheint einen Augenblick am Eingange, ihnen mit dem Schwerte nachdrohend.

Hawart.

O helft mir! helft! — ich bin zum Tode wund —
Erschlagen Blödel von des Königs Schwerte —
O stützet mich! — daß ich mein Zelt erreiche —

Etzel.

Ha, schwarzer Gott!

(Zu Hawart.)

Mein Bruder ist gefallen,
Und Du, Schaamloser, wagst es noch zu leben!

(Hawart wird von einigen Hunnen zur Linken abgeführt.)

Der Du mir theurer, als die Königreiche
Zu meinen Füßen warst, Du bist dahin.

Doch rächen will ich Dich, mit Schwert und Flammen
Ein Grabmal Dir erbau'n, wie keines noch
Gesehen worden zwischen Meer und Meer.

(Zu seinem Gefolge.)

Geht, saget Iring, die Burgundenritter
Soll er zu Boden schlagen — keiner lebe!

(Einer aus dem Gefolge geht hinten zur Rechten ab.)

Ihr, Dietrich, Rüdiger, erstürmt den Thurm,
Und würget d'rin, so lang' ein Odem rauscht.
Blut ist der Zins, den heut ich von Euch fordre.

(Dietrich und Rüdiger gehen mit ihrem Gefolge in den Thurm.)

Chriemhild (ihnen nachrufend).

Geht, geht und würgt! nur bringet mir lebendig
Den Schatzvergraber und die Königin.
Recht so, mein königlicher Bräutigam!
Du bist es werth, der Erde Herr zu seyn;
Denn Du verstehst, wie man mit dieser Erde
Voll Unrecht, Gräul und Fluch verfahren muß.

Etzel.

Die Götter haben mir die Welt geschenkt,
Und frei darf man mit dem Geschenke schalten.
Die Völkergeißel heiß' ich, und ich will

Mein Amt verwalten, daß in tausend Jahren
Der Erde keine zweite nöthig ist.

(Schwertergeklirr im Thurme.)

Die Becher klingen d'rin; sie stoßen an,
Und schäumend überspringt der Purpurwein
Des Bechers Rand. Klingt an, Ihr wackern Gäste!

Chriemhild.

So ziemt es sich bei Chriemhilds Hochzeitfeste.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Brunhild, im Nachtgewande, auf dem linken Arme ihren Sohn, in der Rechten ein Schwert, stürzt aus dem Thurme, sich gegen verfolgende Hunnen vertheidigend.

Brunhild.

Ha, feige Hunde, bleibt der Löwin fern,
Versucht es nicht, das Jung' ihr zu entreißen.

Etzel.

Was? fürchtet Ihr ein Weib? Entwaffnet sie!

(Brunhild wird entwaffnet und das Kind ihr entrissen.)

Brunhild.

Das Herz war treu, der Arm ist ein Verräther.

Etzel.

Ein erſtes Opfer für des Bruders Blut.

Chriemhild.

Heida, Frau Königin! kam Deinem Lager
Ein freudeſcheuchender Gedanke nah',
Daß Du ſo früh aufſtehſt? Gedenkt es Dich!
Einſt warf ich angſtvoll mich zu Deinen Füßen,
Um flehend Dich zum Mitleid zu bewegen,
Du aber kehrteſt, wie ein Igel, mir
Die ſcharfen Stacheln Deines Grimms entgegen.
Nun iſt die Reih' an Dir. Schnell in den Staub,
Auf Deine Kniee, Weib; bitt' um Dein Leben.

Brunhild.

Doch nicht bei Dir? Laß mich den Wolf erwürgen,
Den Du gehetzt! Von Deiner Gnade leben,
Das hieße ſich mit ſüß'gem Schwefel nähren.

Etzel.

Sie ſoll nicht ſterben; denn ſie iſt ein Weib.
Den Buben aber werft mir in den Rhein.

Chriemhild.

Gebt mir das Kind zum Knecht für meinen Sohn,
Daß er den Fuß ihm auf den Nacken ſetze,
Wann er dereinſt ſich auf ſein Schlachtroß ſchwingt.

Etzel.

Fort in die Wellen!

Brunhild (indem sie schroff auf beide Knie niederfällt).

Gnade, Wüthrich, Gnade!

Etzel.

Burgund ist mein; er heißt des Reiches Erbe.

Ehriemhild (lachend).

O nein! das nicht. Unecht ist er geboren,
Nicht meines Bruders, meines Gatten Sohn.
Laß sie's gesteh'n, daß er ein Bastard ist;
Wenn sie's gesteht, so laß den Knaben leben.

Etzel (zu Brunhilden).

Sag', ist es wahr? Wenn's ist, so mag er leben.

Brunhild (steht rasch auf, reißt den Knaben an sich und hebt ihn hoch empor).

Er ist des Königs Sohn. Schand' ist Verderben.
Komm', armes Königskind, wir müssen sterben.

(Sie stürzt mit dem Knaben nach dem Hintergrunde und zur Linken ab; mehrere Hunnen folgen ihr.)

Stimmen (aus dem Hintergrunde).

Sie stürzt sich in den Rhein.

Ehriemhild.

Schlaf wohl! schlaf wohl!

Zehnter Auftritt.

Etzel, Chriemhild und Gefolge. Dietrich und Rüdiger kommen aus dem Thurme mit ihrem Gefolge, in dessen Mitte sich Günther und Hagen entwaffnet und mit gebundenen Händen befinden. Später ein Hunne.

Dietrich.

Der Kampf ist aus; nichts lebt im Thurme mehr;
Und diese letzten der Burgundenhelden
Schon matt von Wunden, haben wir entwaffnet,
Und übergeben sie nun Deiner Macht
Und Deiner Gnade.

(Ein Hunne kommt im Hintergrunde von der Rechten.)

Hunne.

Iring ist erschlagen
Vom grimmen Dankwart, und die Unsern werden
Von den Burgundenrittern hart gedrängt.

Hagen.

Ha! wackrer Bruder!

Etzel.

Dietrich, Rüdiger!
Eilt hin, das Werk zu krönen. Werfet Feuer
In ihre Herberg', daß die Flamme gleich
Ihr Amt als Todtengräberin verwalte.

(Dietrich und Rüdiger gehen mit ihrem Gefolge im Hintergrunde zur Rechten ab.)

Etzel (zu Günther).

Iſt nun Dein Trotz gebrochen, ſtolzer König?

Günther.

Der droben, der ein größrer König iſt,
Als ich und Du, hat zwiſchen uns gerichtet;
Und wer darf murren wider ſeinen Spruch?

Etzel.

Du haſt vergoſſen meines Bruders Blut,
Und doch Dein Gut ſo wie Dein Reich verloren;
Was ſoll ich nun zur Sühne von Dir nehmen?

Günther.

Mit mir gebare, wie Dein Haß Dir räth;
Nur meines Weibes, meines Kindes ſchone.

Chriemhild.

Sie ſchlafen ſchon im kühlen Bett des Rheins.

Günther.

Weh! Weh! dahin! — — Wohl ihnen! ſie bedürfen
Nun Eurer Gnade nicht. — O Schweſter! Schweſter!
Zehntauſendmal blutgier'ger als die Wölfin,
Die doch ihr eigenes Geſchlecht verſchont!
Du ſchienſt ſo gut, die Hölle ſchlief in Dir.

Chriemhild.

Sie ſchläft in jeder Bruſt. Ihr habt in mir

Sie aufgeweckt. Ich ſchien nicht gut, ich war es;
Ja, ich darf ſagen, ich war gut und fromm,
Wie Eine je, doch jede fromme Neigung,
Jedwede Tugend, jeden Keim des Guten
Habt Ihr aus meines Herzens blut'gem Boden
Mit langen ſcharfen Nägeln ausgegraben.
Ihr habt mir nichts gelaſſen, als die Rache,
Die nun nach Atzung ſchreit.

Etzel.

Auf! führt ihn fort!

(Er giebt dem Gefolge heimliche Befehle.)

Günther (unterdeſſen zu Hagen).

Leb wohl, mein treuer Mann! Ich möchte gern
Zum Abſchied noch einmal die Hand Dir reichen;

(Ihm die gebundenen Hände zeigend.)

Du ſiehſt, ich kann es nicht.

Hagen.

Mein Herr und König,
Vergelte Gott, was Du an mir gethan.

(Günther wird zur Rechten abgeführt. Im Hintergrunde rechts wird der Wiederſchein eines Brandes ſichtbar und allmählig während des Folgenden ſtärker.)

Chriemhild (zu Hagen).

Nun, tapfrer Jäger, treuer Schatzbewahrer,
Wo liegt der Nibelungenhort?

Hagen.

Der König
Hat meinen Eid, daß ich's nicht offenbare.

Chriemhild.

Bedenke, Trotz'ger! meines Mundes Hauch
Löscht, wie der Wind ein Licht, Dein Leben aus,
Wenn Du nicht sagst, wo Du den Hort verbergen.

Hagen.

Der König, sag' ich Dir, hat meinen Eid.

Chriemhild.

Ich kann den Tod in tausend Theile theilen,
Und qualvoll Glied für Glied Dich sterben lassen,
Wenn Du nicht sagst; wo Du den Schatz versteckt.

Hagen.

Der König, weißt Du schon, hat meinen Eid.

Etzel (nach der Rechten zeigend).

Er ist gelöst. Sieh hin! weß ist das Haupt,
Das von der blut'gen Lanze nieder schaut?

Hagen (hinsehend, mit Entsetzen).

Des Königs Haupt!

Chriemhild (hat ebenfalls hingesehen und ist heftig erschrocken).

Hagen (knieend nach der Rechten gewendet).

Mein königlicher Herr!
Du, meine Sorg' am Tage wie bei Nacht,
Mein Stolz im Kampf, im Frieden meine Lust,
Du einz'ger Liebesstern in meinem Leben,
So bist Du hin, und leuchtest mir nicht mehr.
Ich habe nicht mit Rath, noch, was ich oft
Ersehnt, mit meinem Blut Dich retten können;

Nun folg' ich Dir. Und könnt' ich tauſend Leben
Auch hier gewinnen, wollt' ich Dir doch folgen;
Denn Du wirſt dort ein edler König ſeyn,
Und ich Dein treuer Mann, ſo dort wie hier.

Etzel.

Wo liegt der Schatz? Dein Eid iſt nun gelöſt.

Hagen (aufſtehend).

Die Löſung konnte nur vom König kommen;
Er hat den Eid mit ſich ins Grab genommen.

Etzel.

Aus meinem Angeſicht! Gebt ihm den Tod!
Ihr Andern folgt (auf den Brand im Hintergrunde zeigend) zu dieſem Morgenroth.

(Er geht mit ſeinem Gefolge zur Rechten im Hintergrunde ab, während Einige davon Hagen vorn zur Rechten abführen.)

Eilfter Auftritt.

Chriemhild allein.

Chriemhild (nach einer Pauſe).

Wie ſtill es iſt! — wie auf dem Todtenacker —
Wie auf dem Felſen, wenn der Drache ſchlief. — —
O wär's der Fels, und ſäß' ich noch gefangen
Verzagend, jammernd, weinend auf dem Steine! —
In meinen Thränen war ich gut und fromm.
Jetzt bin ich böſe wie die gift'ge Schlange,
Schwarz wie die Nacht, blutfarbig wie der Brand
Und hoffnungslos wie die Verdammniß. — —

Bin ich

Denn wirklich Chriemhild, meiner Mutter Kind,
Frau Utens ſanftes, vielgeliebtes Kind?
Wie käm' ich denn zu einer Hochzeitnacht
Voll Rach' und Mord? — — Ich bin es —
Siegfrids Wittwe —
Des Heiden Braut; — da brennt die Hochzeit-
fackel —
Da prangt das Brautgeſchenk — des Bruders
Haupt
Von Blut und Brand gefärbt. — Hörſt Du,
es ſpricht —
Der Mutter Stimme — ähnlich ſah er ihr —
Sie flucht der Tochter. — — Nun? was bebſt
Du, Seele?
Haſt Du das nicht gewußt — für Rache Fluch? —
Muth, meine Seele, Muth! Du mußt vergeſſen,
Was Du geweſen, lernen, was Du biſt.
Sind ſie einſt milder denn mit Dir verfahren?
Für blut'ge Thränen Blut — das iſt gerecht. — —
Wenn's nur nicht gar ſo fürchterlich — entſetzlich —
Unmenſchlich wäre. — Keines lieben Menſchen
Gedenken kann ich — ohn' an Mord zu denken. — —
Muth, ſag' ich, meine Seele, halte feſt!
Du brauchſt noch Kraft; denn dieſen Heidenkönig,
Der freudig ſeine Hand der Hölle leiht,
Den ſoll die Braut (Sie zieht ihren Dolch aus dem
Gürtel) mit dieſem Kuß empfangen.
Ich bin noch Eins, noch Siegfrids treues Weib,
Das Eine — Menſchliche — das will ich bleiben.

Dem Heiden seinen Lohn — dann will ich fliehen
Zu König Siegmund und zu meinem Sohne. — —
Ich habe keinen Sohn; ich bin nicht Mutter,
Denn eine Mutter ist ein frommes Herz
Voll Liebe, Sanftmuth und Geduld; wie käme
Ein solches Herz in meine finstre Brust?
Wie fänden Menschen auch an mir noch Lust? —
Wo aber hin? wohin soll ich entweichen?
Weh mir! die Erde trägt nicht Meinesgleichen.
(Sie eilt zur Linken in den Hintergrund.)

Zwölfter Auftritt.

Etzel und sein Gefolge. Etwas später Dietrich und Rüdiger mit dem übrigen. Die Vorigen.

Etzel.

Die Letzten sind gefallen. Auf! nach Worms!

Ehriemhild.

Nein, in die Hölle!
(Sie stößt ihm den Dolch in die Brust.)

Etzel (sinkend).

Rache!
(Er stirbt.)

Hunnen (auf Ehriemhild stürzend).

Mörderin!
(Ehriemhild wird niedergehauen. Der Brand verlischt. Dietrich und Rüdiger eben auftretend, überfallen die Hunnen.)

Dietrich.

Barbaren! (Er sprengt die Hunnen auseinander.)
Eure Führer sind gefallen:

Die Waffen nieder, wenn Ihr leben wollt.

(Die Hunnen gehorchen.)

Todt, beide todt!

(Er kommt mit Rüdiger und dem Gefolge allmählig nach vorn.)

O schreckenvolle Nacht!

Zwei glanz- und machtbegabte Königshäuser
Hast Du verschlungen in die Finsterniß.
Wie wird die jüngste Nacht der Erde seyn,
Wenn sie an Schrecken Dich soll übertreffen!

(Der Morgen bricht im Hintergrunde an.)

Rüdiger.

Welch' volle Buße dieß für Siegfrids Leben.

Dietrich.

Nein! das geschieht um einen Todten nicht.
Er, der des Lebens ew'ge Kette flicht,
Hat hier gehegt ein irdisch Weltgericht.

Rüdiger.

Und hat ein schweres Joch von uns genommen,
Und eine beff're Zeit wird leuchtend kommen,
Wie dort der Morgen durch die Wolken bricht.

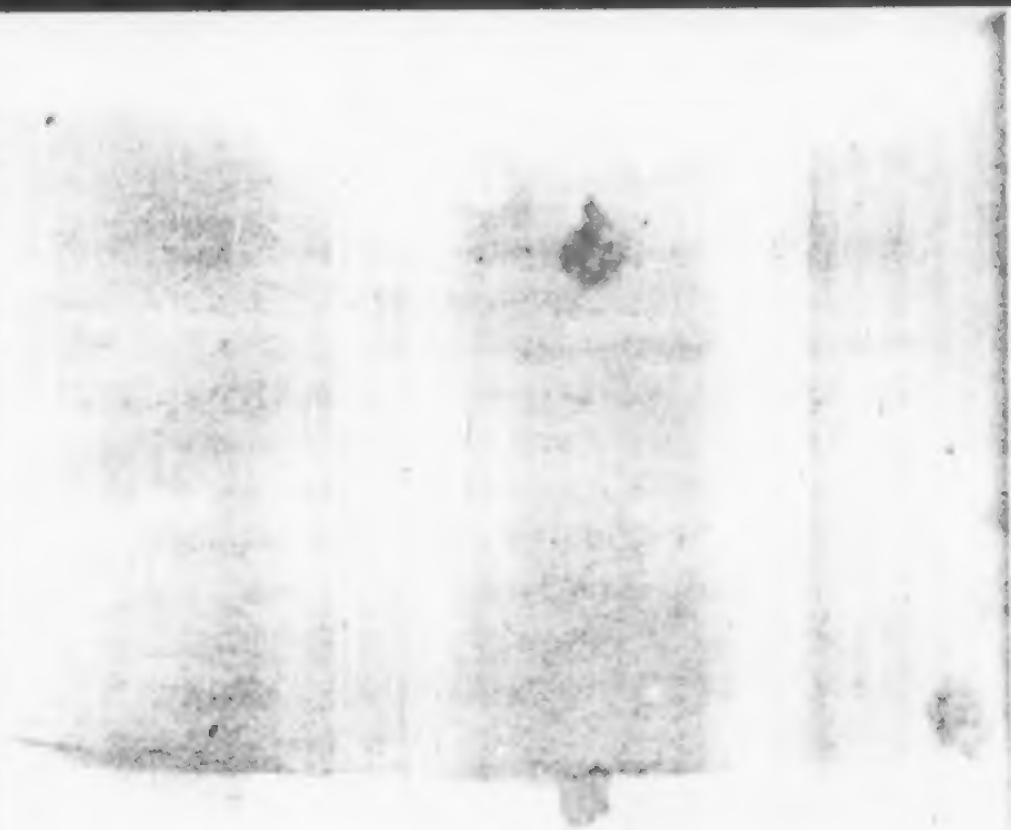
Dietrich.

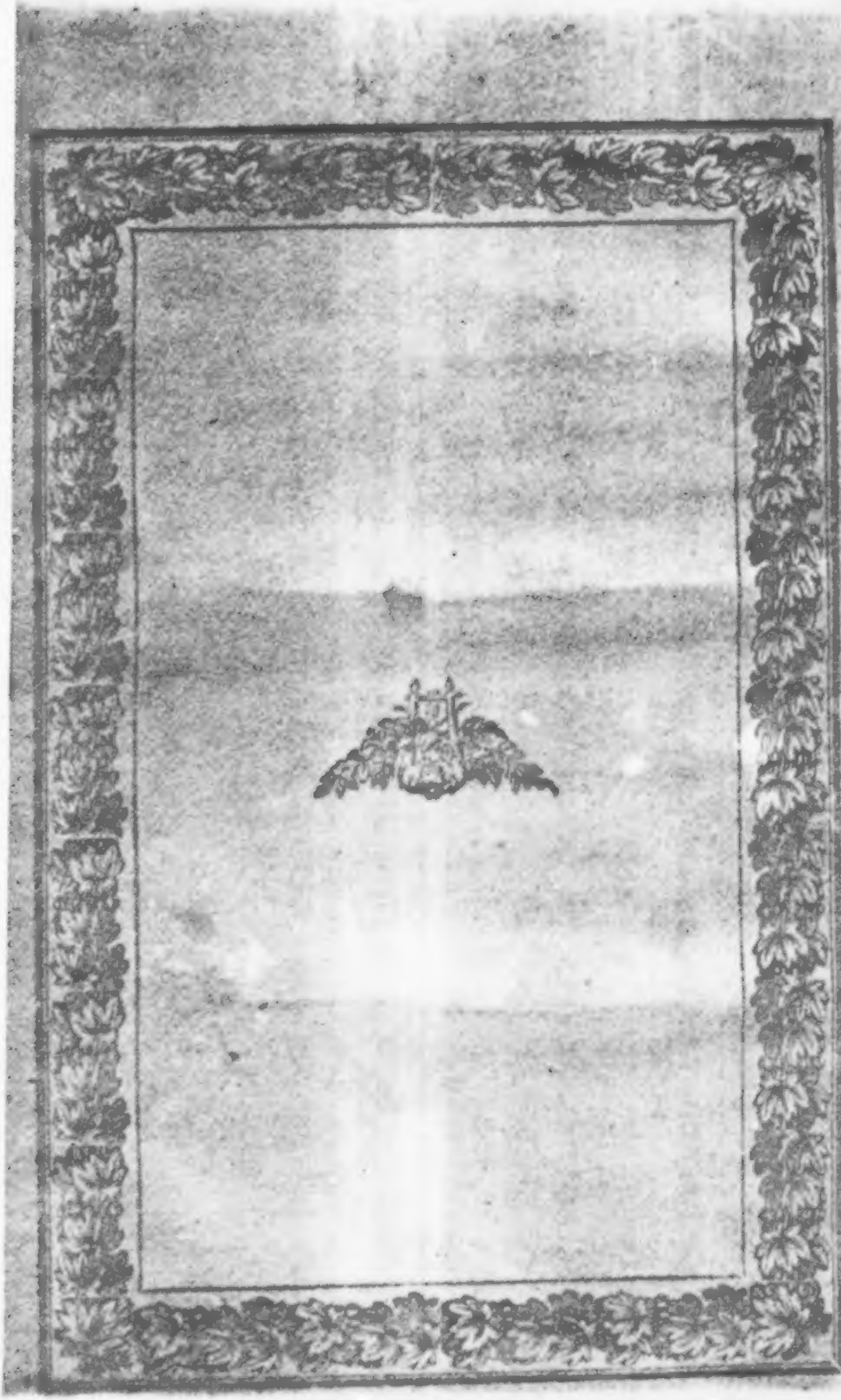
Der Erde langes Unglück ist gerochen:
Die Völkergeißel hat der Herr zerbrochen;
Erbarmend hat er unser Volk befreit
Von wilder Horden schnöder Dienstbarkeit,
Erlöst vom finstern Heidenthum die Erde:

(Rüdigern die Hand reichend.)

Nun laßt uns handeln, daß es besser werde.

(Der Vorhang fällt.)





1911.8670

Vormund
und
Mündel.

Schauspiel in 5 Aufzügen

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1835.

Vormund und Mündel.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortgef. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833 u. 1834, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Thle. Ladenpreis 8 Thlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 4 Theile, 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — der Salon. 2. Bde. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

— — Graf Lowzinski, Poln. Novelle 8. — Rthlr. 18 Gr.

— — Przebracki, der russ. Polizeispion. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Warschau. Ein Zeitbild. 8. — Rthlr. 20 Gr.

Maltitz, Freiherr G. A. von, Oliver Cromwell oder die Republikaner. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — der alte Student. Schauspiel. 8. — Rthlr. 12 Gr.

— — das Pasquill. Schauspiel. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Pfefferkörner. 4 Hefte, 12. 2 Rthlr. 16 Gr.

Raupach, Dr. E., Rafaele, Trauersp. 1 Rthlr. — Gr.

— — Kritik und Antikritik, Lustsp., 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — die Bekehrten, Lustspiel, 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

— — der Nibelungen Hort, Trauerspiel 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — die feindlichen Brüder. Posse. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — Genoveva. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — Robert der Teufel, Schauspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — die Schleichhändler, Lustspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — das Sonnet. Lustspiel. 8. — Rthlr. 14 Gr.

— — der Stiefvater. Lustspiel. 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — der Wechsler. Lustspiel. 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — die Tochter der Luft. Myth. Trag. 1 Rthlr. — Gr.

— — Denk' an Cäsar! Posse in 5 Aufz. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — der Zeitgeist. Posse. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — der Nasenstüber. Posse. 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — Schelle im Monde, ein Mährchen in 4 Aufzügen und einem Vorspiele. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 4 Gr.

Vormund und Mündel.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1835.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Personen.

Miß Mathilde Millner, eine reiche Erbin.
Miß Woodley, ihre Gesellschafterin.
Derrisorth, ihr Vormund } Ex-
Sandford, Priester, sein gewesener Lehrer } Jesuiten.
Lord Lawnly.
Thomson, Derrisorths Kammerdiener.
Mary, Kammermädchen.
Bediente.

Die Handlung geht in den beiden ersten Aufzügen auf einem Landgute der Miß Millner, in den drei letzten zu London vor.

Erſter Aufzug.

Scene: Landgut der Miß Millner. Ein Gartenſaal mit Glasthüren, im Hintergrunde zwei Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Sandford und Miß Woodley.

Sandford.

Die Erfahrung jedes Augenblickes wie die Erfahrung aller Jahrhunderte beweiſet, was ich ſage. Der Himmel hat uns einen ſchmalen Pfad des Rechten vorgezeichnet, auf dem wir wandeln ſollen, und jede, auch die kleinſte Abweichung von dieſem Pfade, rächt ſich an unſerm Glücke.

Woodley.

Davon bin ich eben so fest überzeugt, wie Sie, nur sollte ich meinen, es leide hier keine Anwendung.

Sandford.

Es leidet Anwendung, sage ich Ihnen. Es war Unrecht, daß der verstorbene Millner als Mitglied unserer Kirche eine Protestantin heirathete; Unrecht, daß er seiner Gattin zugestand, die Tochter in ihrem Glauben zu erziehen, Unrecht, daß er einem Ordensgeistlichen, wie Dorriferth, die Vormundschaft über diese durchaus weltlich erzogene Tochter aufbürdete; Unrecht, daß dieser die Vormundschaft übernahm, da seine Kräfte nicht der Welt, sondern der Kirche gehören.

Woodley.

Ich kann dieß Alles nicht bestreiten, mein Glaube giebt Ihnen Recht; aber Ihre Strenge kann mein Herz —

Sandford.

Strenge? Ein unverständiges Wort! Es giebt keine Strenge, Miß Woodley. Von dem Menschen mehr als das Rechte zu fordern, ist unmöglich; wer das Rechte fordert, thut nur

seine Pflicht; wer weniger fordert, billigt das Unrecht, und sündigt selbst. Sünde ist also die laue, lose Denkungsart dieser Zeit, die solche Abirrungen von dem Rechten mit den gleißenden Namen der Duldung, der Nachsicht, der Menschenliebe beschönigt. Sie sehen, wohin uns diese Denkungsart geführt hat.

Woodley.

Doch noch zu keinem Unglück, Sir.

Sandford.

Nicht? Sie nennen es also kein Unglück, daß alle Ruhe aus Derrisorths Leben gewichen ist? daß Miß Millner durch ihre Launen, ihre Verstellung, ihren Trotz, ihren Leichtsinn und Hang zu Zerstreuung und Koketterie ihm jede Stunde mit Sorgen füllt, die ihn seinem erhabenen Berufe untreu machen.

Woodley.

Sie wissen, Sir, wie tief ich Ihre Einsichten verehre; aber das Gemälde, das Sie von Miß Millner aufstellen, kann ich nicht ähnlich finden.

Sandford.

Weil Sie ihre Freundin sind. Ich billige diese Freundschaft, denn sie macht es Ihnen

möglich, für die Sinnesänderung der Unglücklichen zu wirken. Wollen Sie aber dieß, so müssen Sie sich um eine richtigere Kenntniß des Charakters Ihrer Freundin bemühen. Welche Tugenden hat sie aufzuweisen?

Woodley.

Ohne der Vorzüge ihres Geistes zu erwähnen, Unschuld und Herzensgüte, Mitleid und ein liebevolles Gemüth.

Sandford.

Worte, Miß Woodley, Worte! Es giebt nur eine Tugend, vorzüglich für das Weib, Demuth, und aus dieser fließend: Hingebung und Gehorsam.

Woodley.

Können Sie Ihr den Gehorsam absprechen? Hat sie nicht jederzeit und zwar ohne Murren sich dem ernstlich ausgesprochenen Willen ihres Vormundes gefügt? Hat sie nicht, weil er es wollte, den Vergnügungen der Hauptstadt entsagt, und ist ihm hieher auf ihr Landgut gefolgt?

Sandford.

Wie immer mit dem Trotze, der den Gehorsam übertreibt, sclavische Unterwerfung zur Schau trägt, um dem Befehlenden sein Unrecht fühlen

zu lassen, oder es wenigstens Andern bemerklich zu machen.

Woodley.

Wenn sie auch in dieser Beziehung nicht ganz das ist, was ich als ihre Freundin wünsche, so muß ich es doch mehr ihrer Erziehung als ihr selbst zuschreiben. Sie ist in einer der vornehmsten Kostschulen aufgewachsen, wo reiche Erbinnen nur für den Glanz der Welt gebildet werden.

Sandford.

Sie haben Unrecht, Miß Woodley, die Erziehung von dem Menschen selbst zu trennen. Niemand ist ohne Erziehung, selbst der Wilde nicht. Was Natur und Erziehung vereint hervorbringen, das ist eben der Mensch. Je unvollkommner dieß ist, desto demüthiger müssen wir seyn, desto weniger dem Hirngespinnste der Selbstständigkeit nachjagen. Das Trachten nach Selbstständigkeit ist das größte, ist das einzige Laster, und Miß Mittner ist ihm im höchsten Grade ergeben.

Woodley.

Bei meinem Geschlechte ist das Verlangen nach Selbstständigkeit gewiß die Quelle vieler Uebel; aber bei dem Übrigen — —

Sandford.

Einerlei, Miß Woodley, einerlei! Niemand kann selbstständig seyn, am wenigsten in dem Treiben der Welt. Jeder bedarf eines Vormundes, und dieser allgemeine Vormund ist die heilige Kirche, als die einzige göttliche Anstalt auf Erden.

Woodley.

Darin haben Sie sehr Recht.

Sandford.

Ungehorsam gegen diese erhabene Vormünderin ist die Krankheit unserer Zeit, und selbst die Besseren, z. B. Dorriforth, sind nicht frei davon. Hätte er mich, seinen ehemaligen Lehrer, mich, den Priester, gehört, durch dessen Mund nur die Kirche zu ihm sprach, so hätte er die Vormundschaft nicht angenommen, oder seine Mündel auf eine Weise behandelt, die ihr zeitliches und ewiges Wohl begründet haben würde. Er hat mich nicht gehört, und so zum Theil seine Leiden selbst verschuldet. Sehen Sie dagegen meinen andern Zögling, seinen Vetter, den Lord Elmwood, der noch bis jetzt nichts ohne meinen Rath unternimmt. Wie ruhig und ungetrübt fließt sein Leben dahin! und welchen Zuwachs

wird noch sein stilles Glück erhalten, durch die Verbindung mit der trefflichen Miß Fenton, der er auf meinen Rath seine Hand reicht.

Woodley.

Miß Fenton ist ein sehr achtungswerthes Frauenzimmer; ich bewundere ihre Gemüthsruhe, die weder Freude noch Schmerz stören kann: doch auf die Gefahr, mir Ihren Tadel zuzuziehen, muß ich Ihnen gestehen; meine Freundin wie Miß Millner könnte sie nicht werden.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Dorriforth von der Linken kommend.

Dorriforth (Sandford die Hand reichend).

Willkommen, verehrter Freund. Ein nothwendiges Geschäft zwang mich, Sie einige Augenblicke warten zu lassen. Vergeben Sie!

Sandford.

Ei, lieber Dorriforth, seit wann bedarf es der Entschuldigungen zwischen uns?

Dorriforth.

Was macht mein Cousin Elmwood?

Sandford.

Er ist wohl, und war eben sehr ange-

nehm beschäftigt, als ich wegging: er schrieb an seine Braut.

Dorriforth.

Ein vortreffliches Frauenzimmer! — — Miß Millner ist noch nicht hier gewesen?

Woodley.

Nein, Sir.

Sandford.

Sie muß uns ja warten lassen, um zu zeigen, daß sie niemand zwingen kann, zu rechter Zeit zu kommen.

Woodley.

Diese Absicht hat sie gewiß nicht.

Sandford.

Das sagen Sie, weil Miß Millner Verstand genug besitzt, um ihrem abscheulichen Handeln den Schein des Zufälligen zu geben.

Dorriforth

(der auf das Vorige nicht Achtung gegeben).

Ich muß endlich Licht haben über ihr Verhältniß zu Lord Lawnly.

Sandford.

Noch Licht, wo Alles schon klar ist? Würde wohl der leichtsinnige Lord ihr so beharrlich den Hof gemacht haben, wenn sie ihm nicht Hoffnung gegeben? Würde er den glänzenden Ge-

keln Londons, seinem Elemente, entflohen und hieher aufs Land zu seinem alten Oheim gekommen seyn, wenn sie ihn nicht dazu aufgemuntert hätte? Würde er sich schon zweimal der Kränkung ausgesetzt haben, von Ihnen abgewiesen zu werden — —

Dorriforth.

Mehr noch: bei seinem letzten Besuche sprach er mit mir in einem Tone, den man drohend nennen kann.

Sandford.

Und Sie zweifeln noch?

Dorriforth.

Was Sie sagen, hat Wahrscheinlichkeit. Wenn es aber wäre, warum sollte Miß Milner jeder bestimmten Erklärung darüber ausweichen, zu der es doch endlich kommen müßte?

Sandford.

Versteckte Menschen finden Vergnügen daran, Andere irre zu führen. Aber Sie, Miß Woodley, müßten doch die Gesinnungen Ihrer Freundin über diesen Punkt kennen.

Woodley.

Ich kenne sie nicht, Sir. Doch dünkt mich, das Betragen meiner Freundin ließe sich auf eine

mildere Weise erklären. Wenn z. B. ihr Herz dem Lord geneigt wäre, ihr Verstand aber seine Fehler einsähe, so müßte ja in ihr ein Kampf entstehen, der die Widersprüche in ihrem Benehmen zur Folge hätte, und eher Mitleid als Tadel verdiente.

Sandford.

Ihre Freundschaft, Miß Woodley, ist eine sehr gütige Auslegerin.

Woodley.

Nur eine echte Freundschaft, Sir, und auf diese darf Miß Millner Anspruch machen, denn seit dem Augenblicke, wo Herr Dorriforth mich als leitende Gefährtin an ihre Seite stellte, hat sie mir die herzlichste Hingebung gezeigt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Miß Millner von der rechten Seite kommend.

Millner (zu Dorriforth).

Sie haben befohlen, Sir — —

Dorriforth.

Sie bitten lassen, Miß Millner, sich hieher zu bemühen, einer ernsten Angelegenheit wegen.

Sandford.

Einer sehr ernsten Angelegenheit wegen.

Millner.

Gewiß mehr als ernst, da Herr Sandford hier ist.

Sandford.

Mein Freund Dorriforth hat mich eingeladen, Madam; sonst hätte ich Ihr Haus gewiß nicht betreten.

Millner.

Das weiß ich. Regierende Herren fühlen Unbehagen auf fremdem Gebiete.

Sandford.

Was wollen Sie damit sagen, Madam?

Millner.

Nichts, Sir, als daß Sie gewiß nicht ohne wichtige Gründe Elmwoodschloß verlassen, wo Sie Gebieter sind.

Sandford.

Das wagen Sie mir ins Gesicht zu sagen?

Millner.

Seit wann sagt man Komplimente hinter dem Rücken? und ist es nicht ein Kompliment, das ich Ihrem überlegenen Geiste mache?

Derriforth.

Miß Millner, Sie sind nicht hergebeten, um mit Herrn Sandford zu streiten.

Millner.

Dann hätten Sie Herrn Sandford nicht bitten müssen. Wo wir Beide zusammenkommen, ist Streit unvermeidlich. — Ich stehe zu Ihren Diensten, Sir.

Derriforth.

Als ich Ihrem sterbenden Vater versprach, für Ihr Wohl wie für das Wohl einer theuern Schwester zu sorgen, glaubte ich eine Verpflichtung zu übernehmen, deren Erfüllung in meinen Kräften stände. Ich habe mich getäuscht, Sie selbst machen mir die Erfüllung meines Versprechens unmöglich. Sie hüllen sich in einen Schleier, der mir keinen Blick in Ihr Inneres erlaubt, und wie soll ich, ohne dieß zu kennen, Ihr Glück befördern?

Millner.

Wer nicht durch den Schleier sieht, in den ein Mädchen meines Alters sich hüllen kann, ist der wohl überhaupt im Stande, ihr Glück zu befördern?

Dorriforth.

Es giebt Fälle, wo Zurückhaltung, ja, wenn Sie wollen, eine gewiſſe Verſtellung bei dem ſittſamen Frauenzimmer nicht nur verzeihlich, ſondern auch natürlich iſt. Aber über das Maaß dieſer Zurückhaltung denken wir Beide vielleicht ſo verſchieden, daß Sie gar wohl glauben können, ſich mir aufgeſchloſſen zu haben, während ich mit Ihren Geſinnungen noch ganz unbekannt bin.

Miltner.

Darf ich Sie bitten, Sir, mir zu ſagen, wovon hier die Rede iſt?

Dorriforth.

Von Ihrem Verhältniß zu Lord Lawnly.

Miltner.

Ich hätte es denken können, da Herr Sandford gegenwärtig iſt, der den Lord mit ſeinem Haſſe beehrt.

Sandford.

Ich haſſe ihn nicht, ich verachte ihn.

Miltner.

Ich weiß warum. Er hat ſich erkühnt, die ſtummen Reize und die ſchlummernden Geiſtesgaben der Miß Fenton etwas ironiſch zu bewun-

dern, der unerreichbaren Miß Fenton, die Sie bei uns einführten, damit Herr Dorriforth doch ein Vorbild hätte, nach dem er seine ungezogene Mündel bilden könnte.

Woodley.

Liebe Miß Millner — — —

Millner (zu Dorriforth).

Also, Sir, von meinem Verhältniß zu Lord Lawnly soll die Rede seyn?

Dorriforth.

Ja. Es hat Ihnen nicht gefallen, mir unter vier Augen darüber genügenden Aufschluß zu geben. Wie es jetzt ist, kann es nicht länger bleiben. Darum fordere ich Sie hier vor diesen Zeugen, vor Ihrer Freundin, und meinem Freunde, auf, sich bestimmt darüber zu erklären.

Millner.

Wünschen Sie etwa noch mehr Zeugen, Sir? Ich bitte, legen Sie sich keinen Zwang auf; rufen Sie deren so viel Sie wollen. Was ich hier zu sagen habe, mag die ganze Welt hören.

Dorriforth.

Sie sind vielleicht jetzt nicht gelaunt, mir Rede zu stehen.

Millner.

Habe ich je einer Ihrer Forderungen, einem

Ihrer Befehle widerstrebt? Warum glauben Sie, daß ich es jetzt werde?

Dorriforth.

Nun, so bitte ich Sie, mir unumwunden und ohne Ausbeugungen eine Frage zu beantworten. Haben sie dem Lord Lawnley Ihre Neigung geschenkt, und ihm Hoffnung auf Ihren Besitz gegeben?

Millner.

Man beichtet eigentlich nur ins Geheim, und in Ihrer Kirche sogar nur ins Ohr des Priesters. Aber ich bin kein Mitglied dieser Kirche, und mit einer Ketzerin macht man freilich weniger Umstände. Es sey! ich unterwerfe mich und erkläre, daß Lord Lawnly meinem Herzen ganz gleichgültig ist, daß ich ihm nie irgend eine Hoffnung gegeben habe.

Woodley (bei Seite).

Das habe ich nicht erwartet.

Sandford (ebenso).

Abscheuliche Verstellung!

Dorriforth.

Sie sind also entschlossen, nie des Lords Frau zu werden?

Millner.

Ich bin es.

Dorriforth.

Daraus folgt, daß Sie Ihre Bekanntschaft mit ihm abbrechen müssen.

Millner.

Ich würde es vorziehen, sie fortzusetzen.

Sandford (für sich).

Das stand zu erwarten.

Dorriforth.

Aus welchem Grunde?

Millner.

Weil er mich unterhält.

Dorriforth.

Und Ihr guter Ruf? Sollte man nicht glauben, Sie legten auf dieses höchste Gut des Weibes keinen Werth? Doch das ist unmöglich. Also noch einmal: lassen Sie mich nicht mit dem Lord brechen, wenn Sie in einer näheren Verbindung mit Ihm Ihr Glück zu finden hoffen.

Millner.

Durchaus nicht. Sein Umgang ist mir angenehm, aber mein Glück würde er nie machen können.

Dorriforth.

Dann Miß Millner, sehen Sie den Lord

nicht wieder. Darauf muß ich, Ihres guten Namens und Ihrer künftigen Ruhe wegen, bestehen; und ich hoffe, Sie erlauben mir, es ihm zu sagen.

Millner.

Ja, Sir.

Sandford.

Wenn es so ist, lieber Dorriforth, so lassen Sie doch Miß Millner selbst dem Lord seinen Abschied schreiben. So ersparen Sie sich dadurch allen Streit mit ihm.

Dorriforth.

In der That, Sie würden mich dadurch sehr verbinden. Der Lord war bei seinem letzten Besuche so unartig, erlaubte sich so unziemende Ausfälle gegen meinen geistlichen Stand, daß ich wünschen muß, jeder Unterhandlung mit ihm überhoben zu seyn.

Millner.

Sagen Sie mir in die Feder, Sir, was ich schreiben soll. Es ist eine angenehme Pflicht für mich, jedem Verdrusse, den Sie meinetwegen haben könnten, vorzubeugen.

Dorriforth.

Ich danke Ihnen. Ihre Bereitwilligkeit

hat hier allein Werth; Ihnen die Sache selbst aufbürden, hieße Sie unnütz belästigen. Ich übernehme Alles, und mögen Sie darin einen Beweis meiner Zufriedenheit finden.

Millner.

Sind Sie wirklich mit mir zufrieden, Sir?

Dorriforth.

Vollkommen, liebe Miß Millner.

Millner.

Vielleicht auch sogar Herr Sandford?

Sandford

(macht ihr eine stumme Verbeugung).

Dorriforth.

Sie haben mir eine freundliche Stunde geschenkt. Die Hoffnung ist in mir wieder aufgelebt, daß ich einst noch die heilige Verpflichtung werde erfüllen können, die ich am Sterbebette Ihres Vaters übernommen und zur Aufgabe meines Lebens gemacht habe, die Verpflichtung, Ihr Glück zu begründen.

Millner (für sich).

Nimmer, nimmer!

(Sie umarmt Miß Woodley.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Lord Lawnly stürzt aus dem Garten herein; ihm folgen Thomson und ein Bedienter.

Vorige (höchst bestürzt).

Lord Lawnly!

Thomson.

Mylord ließ sich nicht abhalten.

Lawnly.

Nein, wahrhaftig nicht, und hätte es mein Leben gegolten. Verzeihen Sie, angebetete Miß Millner, daß ich sie überrasche, überfalle. Anders konnte ich die Schranken nicht durchbrechen, die Vorurtheil und Uebelwollen um Sie gezogen haben.

Millner.

Mylord — — — —

Sandford.

Mylord, wie wagen Sie es, gewaltsam in ein fremdes Haus einzudringen?

Lawnly.

Doch nicht in das Ihrige, Herr Pater? Oder ist vielleicht Ihr ganzer Orden Vormund der liebenswürdigen Miß Millner?

Dorriforth.

Mylord, ich bitte Sie, uns ungesäumt zu verlassen.

Lawnly.

Das werde ich nicht, hochwürdiger Herr, wenn es mir nicht die Gebieterin des Hauses und meines Herzens befiehlt.

Millner.

Mylord, Herr Dorriforth ist mein Vormund.

Lawnly.

Wer weiß dies besser, wer empfindet es schmerzlicher als ich? Wenn mein Eindringen Ihren Zorn erregt, theuerste Miß Millner, und ich gestehe ja gern, daß es ihn erregen kann, so zürnen Sie nicht mir, sondern ihm, Ihrem Vormunde, der, wiewohl ein christlicher Geistlicher, Sie doch wie ein Ungläubiger bewacht, und mir den Weg zu meinem Himmel zu versperren trachtet.

Millner.

Ich wüßte nicht, Mylord, daß etwas zwischen uns vorgefallen wäre, das Sie zu dieser Sprache berechtigte.

Lawnly.

O, mißbrauchen Sie Ihre Engelsstimme nicht zu Worten, von denen Ihr schönes Herz nichts weiß, die Ihnen von meinen Feinden eingegeben, nein, aufgezwungen werden! Lassen Sie den frommen Unverstand und die mönchische Heuchelei nicht zwischen uns treten! Sie sollen, sie selbst, mein Urtheil sprechen. O, seyn Sie gütig wie sonst! Reden Sie! Reden Sie!

Millner.

Ich bitte Sie, Mylord, mir jetzt jede Antwort zu erlassen.

Lawnly.

Nein! nein! das kann ich nicht, das werde ich nicht.

Millner.

Noch einmal, was berechtigt — —

Lawnly.

Was mich berechtigt? Ihre unendliche Schönheit, meine unendliche Liebe, meine Verzweiflung. Wo es das Leben, mehr als das Leben gilt, da ist jede Verwegenheit entschuldigt. Ein Leben ohne Ihre Liebe wäre eine

Wohnung ohne Licht, eine Welt ohne Sonne, das Umgehen eines geplagten Geistes um Mitternacht. Wie Sie dem Himmel an Schönheit gleichen, so ahmen Sie ihm in Güte und Milde nach.

(Er ergreift ihre Hand.)

Millner
(sich loszumachen strebend.)

Lassen Sie mich! lassen Sie!

Lawnly.

Nimmer! nimmer!

(Er küßt heftig und wiederholt ihre Hand. Dorriforth tritt hastig dazu, faßt Lawnly bei der Brust, und schleudert ihn zurück. Ehe sich der Lord von seiner Bestürzung erholt, ergreift Dorriforth Miß Millner bei der Hand, und führt sie zur Seite ab. Sandford und Miß Woodley folgen schnell.)

Lawnly
(zu sich kommend).

Hölle und Verdammniß!

(Er stürzt nach der Seitenthür, Thomson und der Bediente vertreten ihm den Weg.)

Thomson.

Sie dürf[illegible]cht folgen, Mylord.

Lawsky

(fährt hastig mit der Hand nach der linken Hüfte, als suchte er seinen Degen, besinnt sich aber dann plötzlich).

Er ist ein Edelmann; Rache muß mir werden.

(Er stürzt zur Gartenthür hinaus.)

(Ende des ersten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug.

Der Gartensaal des vorigen Aufzuges.

Erster Auftritt.

Dorriforth und Thomson.

Dorriforth.

Alles besorgt?

Thomson.

Alles, Sir. Man spannt eben an.

Dorriforth.

Der Wagen soll hinter der Mauer halten. Schaffe meine Pistolen und alles Nöthige unbemerkt hinein, und dann laß uns eilen, ehe die Damen vom Spatziergange zurückkehren.

Thomson.

Wie Sie befehlen, Sir.

(Er geht zur Seite ab.)

Dorriforth (nach einer Pauſe).

Armer Menſch! die ewigen Geſetze des Weltumlaufs willſt Du ergründen, und biſt Dir ſelbſt ein Räthſel. — Das Herz gleicht einer Zauberkiſte, deren Inhalt dem Beſitzer ſelbſt unbekannt iſt. Aber plötzlich ſpringt einmal der Deckel auf, und ein ſinnverwirrend Scheuſal ſtürzt hervor. — Wie nenne ich das, was mich betäubend überfiel, als er ſich ihrer Hand bemächtigte? was mich, den fünfunddreißigjährigen Mann, mich, den Geiſtlichen, zur thätlichen, rohen Beleidigung eines Jünglings hinriß, den ſeine Jahre, ſeine Erziehung und ſeine Leidenſchaft ſo ſehr entſchuldigen? Hundertmal ſchon habe ich dieſe Frage an mich gerichtet, und bin ohne Antwort geblieben.

Zweiter Auftritt.

Dorriforth. Sandford eilig von der linken Seite kommend.

Sandford.

Hier finde ich Sie endlich?

Dorriforth.

Sie hier, Sandford?

Sandford.

Ja, Sir; ich hier, um einen ehemaligen Zögling vom zeitlichen und ewigen Verderben zu retten, einen Geistlichen meiner Kirche und meines Ordens von Mord und Blutvergießen abzuhalten. Lord Elmwood hat mir Alles entdeckt: Sie wollen sich mit Lord Lawnly schlagen.

Dorriforth.

Das will und muß ich. Der Lord hat Genugthuung' gefordert; ich bin sie ihm schuldig, und diese Schuld ist heilig wie irgend eine.

Sandford.

Heilig? Und das muß ich aus dem Munde meines Schülers, aus dem Munde eines Geweihten hören?

Dorriforth.

Lassen Sie uns abbrechen. Als Sie vorgestern mein Betragen gegen den Lord heftig tadelten, hatten Sie vollkommen Recht, denn es war meiner Jahre, wie meines Standes durchaus unwürdig. Aber jetzt — —

Sandford.

Habe ich wohl Unrecht zu behaupten, daß es Wahnsinn ist, Beleidigungen durch Frevel gut machen zu wollen?

Dorriforth.

Lassen Sie diese Gemeinplätze! Die Gesetzgebung des Staates bleibt ewig unvollständig; sie wird ergänzt in sittlicher Hinsicht durch die Gesetzgebung der Kirche, in gesellschaftlicher durch die Gesetzgebung der Ehre. Wer das Gesetz der Ehre übertritt, ist diesem so gut verfallen, wie dem bürgerlichen Gesetze wer die bürgerliche Ordnung stört.

Sandford.

Hirngespinnste! Hirngespinnste! Sie sind Geistlicher; Ihre Ehre besteht im Gehorsam gegen die Kirche. Sie sollen und dürfen sich nicht schlagen.

Dorriforth.

Herr Sandford, ich achte Sie als einen Mann von Geist und Kenntnissen, als einen würdigen Priester, als meinen ehemaligen Lehrer, und seyn Sie versichert, wenn mir jemals über einen Punkt der scholastischen Theologie oder des kanonischen Rechtes Zweifel aufstoßen, so werde ich Sie zu Rathe ziehen. In dieser Angelegenheit aber muß ich Sie bitten, mich meinem eigenen Urtheile zu überlassen.

Sandford.

Ist das mein Dank für die Mühe so vieler Jahre? Nicht nur Sie widerstreben mir, auch Ihr Vetter Elmwood will sich durchaus nicht abhalten lassen, bei dem verdammungswürdigen Zweikampfe Ihr Sekundant zu seyn.

Dorriforth.

Wenn es der sanfte Elmwood wagt, sich dießmal Ihrer Leitung zu entziehen, so sollten Sie daraus schließen, daß die Gesetze der Ehre doch wohl mehr als Hirngespinnste seyn mögen, und eben so gut auf Unterwerfung Anspruch machen dürfen, wie die Gesetze des Staates und der Kirche.

Sandford.

Ich will es doch verhindern, doch!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Miß Millner und Miß Woodley kommen aus dem Garten.

Dorriforth.

Still!

Sandford.

Kommen Sie, meine Damen, helfen Sie mir einen Mord verhüten!

Millner und Woodley.

Mord?

Dorriforth.

Herr Sandford — —

Sandford.

Nichts! nichts! Ihr Vormund Miß Millner, will sich von Lord Lawnly erschießen lassen, oder zur Genugthuung für die neuliche Beleidigung ihn erschießen.

Millner

(sinkt sprachlos auf einen Sessel).

Woodley.

Gerechter Gott!

Dorriforth.

Herr Sandford, Ihre Freundschaft ist zuweilen sehr unbequem.

Sandford.

Wie Alles, was sich unsern Thorheiten widersetzt.

Dorriforth.

Theure Miß Millner, erholen Sie sich! Lassen Sie mich meine Uebereilung nicht schwerer büßen, als ich verdiene! Tausendmal größer erscheint mir meine Schuld im Spiegel Ihres Schmerzes und Ihrer Angst.

Millner.

O Sir, Sie könnten alle Angst auf einmal von mir nehmen, wenn Sie mir versprechen, heilig versprechen, sich nicht mit dem Lord zu schlagen.

Sandford.

Sie können auf sein Versprechen nicht mehr bauen: er ist ein Freigeist geworden.

Millner (zu Dorrisorth).

Ich kenne keine heiligere Bürgschaft auf Erden, als Ihr Wort. Geben Sie mir dieses Wort!

Woodley.

Geben Sie uns Ihr Wort, Sir!

Dorrisorth.

Liebe Miß Millner, Sie haben selbst gesehen, wie schwer ich den Lord beleidigt habe.

Millner.

Sie vertheidigten nur Ihre unglückliche Mündel.

Dorrisorth.

Die Beleidigung war darum nicht minder unerträglich. Ich bin dem Lord Genugthuung schuldig; aber muß es denn zum Aeußersten, zu blutiger Genugthuung kommen? Es wird nicht

dazu kommen; eine friedliche Ausgleichung wird sie unnöthig machen, denn ich bin zu Allem bereit, was der Beleidigte fordern kann.

Millner.

Er wird Blut fordern und mein Verderben ist gewiß.

Dorriforth.

Ihr Verderben, Miß — — —

Millner.

Könnte ich es denn überleben, wenn Einer von Ihnen im Kampfe fiele? Und schrecklich! schrecklich, wenn ich verdammt wäre, es zu überleben.

Dorriforth.

Theure Miß Millner, räumen Sie diesen leeren Schreckbildern keine Gewalt über sich ein. Angelegenheiten der Art werden nicht eilig betrieben, und der Zorn wird milder, indem die Tage vergehen.

Sandford.

O vortrefflich!

Millner (zu Dorriforth).

Sie bleiben also heut den ganzen Tag zu Hause?

Dorriforth.

Ich bin leider zu Mittag ausgebeten; aber ich kehre gewiß bald zurück.

Sandford.

Mit Menschenblut befleckt, oder selbst eine Leiche!

Woodley.

Barmherziger Gott!

Millner.

(wirft sich zu Dorriforths Füßen).

Hören Sie mich! bei dem Heile Ihrer Seele, hören Sie mich! Ich bin leichtsinnig, thöricht, undankbar; ich verdiene Ihr Mitleid nicht; aber ich flehe darum, wie die Bettlerin um eine Gabe.

Dorriforth

(bemüht sich, sie aufzuheben).

Stehen Sie auf, liebe Miß Millner! ich bitte — — —

Millner.

Nimmer! nimmer! wenn Sie auf Ihrem Entschlusse beharren, wenn die Angst meiner Seele — — —

Dorriforth (wie oben).

Was kann Sie so fürchterlich ergreifen?

Millner
(verstört zu ihm aufsehend).

Was? — Ich will mich nicht mehr verstellen — ich liebe den Lord. — Keinen Kampf mit ihm! keinen Kampf, wenn Sie mich nicht tödten wollen!

Woodley.

Gütiger Himmel!

Sandford.

Nun, war mein Verdacht ungegründet?

Dorriforth
(sich vom Erstaunen erholend und Miß Millner mit Gewalt aufhebend).

Stehn Sie auf! Ich kann Ihnen nicht bergen, daß mich Ihr Betragen im hohen Grade befremdet und betrübt.

Miß Millner
(wankt, von Miß Woodley unterstützt zu einem Sessel).

Sandford.

Habe ich es nicht immer gesagt?

Dorriforth.

Beruhigen Sie sich nun, Miß Millner! Ich gebe Ihnen mein heiligstes Versprechen, das Leben meines Gegners ist sicher, da ich weiß, daß das Ihrige daran hängt. Nicht um eine Welt würde ich jetzt etwas dagegen unternehmen.

Aber lassen Sie sich diesen Vorfall zur Warnung dienen, und seyn Sie künftig offener mit denen, die Ihnen wohlwollen. Ihre Verstellung hätte dem Lord oder mir das Leben kosten, und Ihnen unsägliches Elend bereiten können.

Millner.

Ich bin Ihrer Freundschaft, Ihrer Sorgfalt nicht werth. (Weinend.) Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale!

Derriforth.

Nein, wahrhaftig nicht in dem Augenblicke, wo Sie zuerst mir zeigen, wie ich Sie glücklich machen kann. (Er will mit Sandford abgehen; an der Thür sieht er sich nach Miß Millner um, betrachtet sie einen Augenblick, und kehrt dann zurück.) Miß Millner, ich achte Sie nicht weniger als sonst.

(Er geht mit Sandford durch die Gartenthüre ab.)

Vierter Auftritt.

Miß Millner. Miß Woodley.

Woodley

(nach einer kurzen Pause verlegener Zögerung).

Es ist sehr löblich, daß Sie endlich Ihre wahren Gesinnungen freimüthig gestanden haben.

Miltner.

Freimüthig? O mein Gott! Sie glauben — er glaubt — (Aufſpringend.) Eilen Sie, Liebe — eilen Sie, um Gotteswillen! halten Sie ihn ab, mein unſeliges Geſtändniß dem Lord mitzutheilen. Reden bringt unauflösliche Verwirrung.

Woodley.

Sie erſchrecken mich. Lieben Sie den Lord denn nicht?

Miltner.

Ihn? den Leichtſinnigen, Gemüthsloſen ſollte ich lieben?

Woodley.

Nicht? Nun, was bewog Sie denn — —?

Miltner.

Mein unglückliches Geſchick, eine unwiderſtehliche Gewalt in mir, die mich immer das zu thun zwingt, was mich elend macht.

Woodley.

O meine Freundin! Sie bereiten uns Allen einen bittern Kelch.

Miltner.

Ja — ja! und mein Lohn wird der Haß und die Verachtung Aller derer ſeyn, die mir wohlgewollt.

Woodley.

Nein, theure Freundin, nein! Was auch die Ursache Ihres Unglücks seyn mag, mein Mitleid und, wo möglich, mein Beistand soll Ihnen niemals fehlen.

Millner.

Dann beschwöre ich Sie, gehen Sie zu meinem Vormund, sagen Sie ihm —

Woodley.

Bedenken Sie doch, wenn wir diesen Irrthum zerstören, ist der Zweikampf unvermeidlich.

Millner.

Wahr! ich bin rettungslos verloren. Der Zweikampf ist schrecklich, das Schrecklichste von Allem.

Woodley.

Wie? wenn er Ihnen gleichgültig ist — —

Millner.

Er mir gleichgültig? O! ich liebe ihn mit allen Kräften meiner Seele.

Woodley (für sich).

Guter Gott! Ihr Geist ist zerrüttet. (Laut.) Sie lieben den Lord?

Millner.

Den Lord? — Ist denn nur der in Ge-

fahr? Nicht auch ein Anderer, nicht der edle, feste Mann, der ernste und doch sanfte, gefühlvolle Freund, den ich liebe mit überirdischer Kraft; den allein ich geliebt habe, den allein ich lieben werde.

Woodley (heftig erschrocken).

Barmherziger Himmel! (Sie setzt sich vor Schwäche nieder.) Ihn? den Geweihten?

Millnet.

Ja, heilig und rein, an Leib und Seele ein Geweihter auch ohne Weihe, ein Priester der Tugend. O! so hat noch kein Weib geliebt, wie ich ihn liebe, noch keine selige Braut hat am Altare für den Geliebten empfunden, was ich für ihn empfinde.

Woodley
(mit Anstrengung rasch aufstehend).

Halten Sie ein, Miß! wenn Sie nicht mit Ihren wahnwitzigen, ruchlosen Reden mich von sich scheuchen wollen. Zu dem Mann der Kirche, zu dem Geweihten des Herrn wagen Sie es, eine frevelhafte Neigung zu nähren? Sind Sie denn so tief gesunken, daß Sie nicht mehr die Abscheulichkeit einer Leidenschaft fühlen, die Kirchenraub begehen will?

Millner.

Ach, gute Woodley, haben Sie Mitleid mit mir! verdammen Sie mich nicht! Habe ich es denn gewußt, daß ich ihn liebe? und seit ich es weiß, habe ich nicht schon den schmerzlichsten Kampf mit meinem Herzen gekämpft? Habe ich mich nicht, um meine Liebe zu verhehlen, der Gefahr ausgesetzt, einem Manne, den ich weder achte noch liebe, die Hand reichen zu müssen? Würde ich nicht, auch gegen Sie, meine einzige Freundin, geschwiegen haben, wenn mir nicht dieser furchtbare Augenblick mein Geheimniß entrissen hätte? Habe ich nicht vor mir die schreckliche Aussicht, elend zu seyn bis an das Grab?

Woodley.

Und über das Grab hinaus. Ja, Miß Millner, glauben Sie nicht, daß der Tod Ihre Sünde tilgen könne, wenn Sie nicht früher bereuen, sich bessern, Ihre unselige Leidenschaft besiegen.

Millner.

Besiegen? Sie kennen die Liebe nicht.

Woodley.

Nein! und wie ich sie jetzt kennen lerne, danke ich meinem Schöpfer, daß er mein Herz

vor ihr bewahrt hat. Dennoch weiß ich gewiß, sie muß zu besiegen seyn, sonst würde der Allmächtige diese Besiegung nicht fordern; wenn die Liebe sträflich ist, nicht dem Lässigen mit ewiger Verdammniß drohen.

Millner.

O mein Gott! ist denn eine Neigung, die ohne mein Wissen entstanden, ein so schweres Verbrechen? Sind unsere Geistlichen nicht auch Diener der Kirche, und ist ihnen nicht Liebe — —

Woodley.

Nichts davon, Miß Millner, nichts davon! Wenn Sie auch leider einer Kirche angehören, die sich zu wenig um die Seelen der Ihrigen kümmert, so geben Sie doch gewiß zu, daß jedes Gelübde heilig ist. Wie viel mehr nun ein Gelübde, daß man dem Himmel gethan!

Millner.

Von dem doch ein Mensch losprechen kann.

Woodley.

Kein Mensch, Miß, kein Mensch! nur die heilige Kirche. Doch, wer bin ich, daß ich über Göttliches mit Ihnen streiten sollte? Sie erkennen Ihren Vormund für einen Mann von Geist und Tugend. Gehen Sie hin, gestehen Sie ihm

Ihre Leidenschaft, und sehen Sie zu, welch Gefühl Sie ihm einflößen werden: Grauen und Abscheu, Miß! Grauen und Abscheu.

Millner
(sich erschöpft setzend).

Wahr! fürchterlich wahr! Grauen und Abscheu vor mir — und in seinem Herzen! (Pause.) O, meine Freundin, verlassen Sie mich nicht! Rathen Sie, helfen Sie der Unglücklichen!

Woodley.

Ja, Miß Millner, Sie sind sehr unglücklich, darum fürchten Sie nicht, daß ich von Ihnen lasse! Und ich hoffe, der gnädige Himmel wird mir Licht und Kraft verleihen, um Ihnen zu rathen, vielleicht zu helfen, wenn Sie aufrichtig Hülfe wünschen.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Thomson aus dem Garten kommend.

Thomson.

Herr Dorriforth hat mich voraus gesendet, um Ihnen zu sagen, daß Alles glücklich abgelaufen ist.

Millner und Woodley.

Glücklich? was?

Thomson.

Das Duell mit Lord Lawnly.

Millner.

O mein Gott!

Woodley.

Schon? und glücklich?

Thomson.

Ja; weil sich mein Herr etwas verweilt hatte, so trafen wir den Lord schon näher hier, als anfangs bestimmt war. Lord Elmwood war auch schon da. Das Duell ging sogleich vor sich: Lord Lawnly schoß zuerst, und dann feuerte mein Herr sein Pistol in die Luft ab.

Woodley.

Dank dem gütigen Himmel, der dieses Ungewitter ohne Schaden vorüber geführt hat!

Millner (aufstehend).

O meine Freundin! welch' ein Edelmuth — — —

Woodley.

Wir danken, lieber Thomson, für die erfreuliche Nachricht.

Thomson (geht zur Linken ab).

Millner.

Und ich soll ihn nicht lieben? nicht anbeten? soll blind und gefühllos seyn für den seltenen Mann, der mit allen Tugenden des Christen, des Geweihten, auch ritterlichen Edelmuth vereinigt. Auf sein Herz ließ er zielen, auf sein makelloses Herz, um es für einen Augenblick großmüthiger Aufwallung zu strafen. Selbst frei von jedem blutigen Gedanken, gab er sich der Rache seines blutgierigen Gegners Preis. Und ich soll — — — —

Woodley.

Halten Sie ein, Miß! Sind das Worte einer Reuigen? Können Sie Ihre sündliche Leidenschaft nicht zügeln, so müssen Sie die Gegenwart Ihres Vormundes vermeiden. Wollen Sie ihm Ihr Geheimniß verrathen?

Millner.

Nimmer! nimmer!

Woodley.

Ich höre kommen. Wahrscheinlich ist er es selbst. Mäßigen Sie sich oder gehen Sie!

Millner.

Ich will — ich will!

Sechster Auftritt.

Vorige. Dorriforth von der Linken kommend. Er trägt den linken Arm in einer Binde.

Woodley.

Wie freut es mich, Sir, Sie wohlbehalten wieder zu sehen.

Dorriforth.

Ich danke Ihnen, Miß Woodley, und ich bin von Ihrer freundschaftlichen Theilnahme überzeugt.

Woodley.

Aber mein Gott! Sir, Sie sind verwundet.

Millner

(die ihn bisher nicht angesehen hat, aufblickend).

Ich Unglückliche! Verwundet?

(Sie naht sich mit Heftigkeit.)

Dorriforth.

Beruhigen Sie sich! Es ist nichts.

Millner.

Tödtlich? tödtlich?

Woodley

(zwischen Beide tretend).

Es ist gewiß nicht bedeutend, Miß Millner; sonst würde Herr Dorriforth nicht zu uns gekommen seyn.

Dorriforth.

Gewiß nicht. Die Kugel hat nur geſtreift, und ein Paar Tropfen Blut waren das Wenigſte, was der Lord fordern konnte. Laſſen Sie uns nicht mehr daran denken! wir haben von Wichtigerm zu ſprechen.

Millner (halb für ſich).

Von Wichtigerm?

Dorriforth.

Ja, Miß Millner. Ich habe dem Lord nicht geſagt, welch' ſchöne Hoffnungen er nunmehr zu nähren berechtigt iſt. Vor dem Duell wollte ich mir durch dieſe Mittheilung nicht den Verdacht der Feigheit zuziehen, und nachher drängte es mich, Ihnen die Nachricht von ſeinem Wohlbefinden zu überbringen.

Millner.

O wie viel Güte, Sir!

Dorriforth.

Nun aber bitte ich Sie, mir zu ſagen, auf welche Weiſe Sie wünſchen, ihn von ſeinem Glücke zu unterrichten.

Millner.

Iſt denn das ſo dringend? Warum ſchon jetzt?

Derriforth.

Warum nicht jetzt, Miß Millner? Sie hoffen, Ihr Glück in dieser Verbindung zu finden, der Lord liebt Sie mit Leidenschaft, ich widersetze mich Ihren Wünschen nicht, wenn ich sie auch nicht unbedingt billigen kann: warum aber noch Zögerung? Oder soll ich denken, daß Sie ein grausames Vergnügen an den quälenden Zweifeln des Liebenden finden, und ihn darum noch länger in Ungewißheit lassen wollen?

Millner.

Nein! nein! denken Sie nicht so schlecht von mir; ich verdiene dieß nicht. Aber lassen Sie mir Zeit, einige Monate, einige Jahre! Ach! ist doch die Zeit die einzige zuverlässige Hoffnung.

Derriforth.

Wie meinen Sie das, Miß Millner?

Millner.

Ich befinde mich so wohl in meiner jetzigen Lage, daß ich an keine Veränderung denken mag. Warum soll ich ein gewisses Glück aufgeben für ein ungewisses? O, fügen Sie den vielen Beweisen Ihrer Güte noch den zu, daß niemals mehr von einer solchen Veränderung die Rede sey.

Dorriforth.

Es thut mir leid, Miß Millner, daß ich Sie abermals nicht verstehe. Ich will nicht erwähnen, daß Natur, Pflicht und Klugheit einem jungen Frauenzimmer, besonders einem Frauenzimmer mit Ihrem Geiste, Ihren Reizen und Ihrem Vermögen, die Ehe als Zweck des Lebens bezeichnen; ich will nicht erwähnen, daß Ihr Geschlecht des Schutzes bedarf.

Millner.

Mein Vater glaubte mich hinlänglich sicher in Ihrem Schutze.

Dorriforth.

Das ist nur ein äußerer Schutz: den wichtigeren Schutz für das Innere, kann nur die Liebe zu dem Gatten gewähren.

Millner (sich vergessend).

Ja! ja! die Liebe zu — —

Woodley (unterbrechend).

Oder die Religion, Sir.

Dorriforth.

Allerdings; doch schwerer im Geräusche der Welt. Ueberdieß habe ich noch andere Pflichten. Jeden Augenblick kann mich ein Ruf meiner Obern von Ihnen trennen.

Mittner.

Ihr Orden ist ja aufgehoben.

Derrisorth.

In der Welt, nicht in der Kirche. Doch, ich will dieß Alles nicht weiter erwähnen; nur die Frage erlauben Sie mir; wie stimmen Ihre jetzt ausgesprochenen Wünsche mit Ihrem vorigen Geständnisse?

Mittner.

Halten Sie denn der Ueberlegung nichts zu Gut? Konnte ich bei dem Anblicke der drohenden Gefahr meiner Sinne mächtig bleiben? Wußte ich denn, was ich sprach?

Derrisorth.

Vielleicht nicht; aber eben darum sagten Sie die Wahrheit.

Mittner.

Nein! nein! mußte ich nicht jedes Mittel ergreifen, ein Unglück zu verhindern, an dem ich Schuld gewesen wäre? und ist eine überlegte Wahl möglich im Augenblicke der Angst?

Derrisorth

(nach einer kurzen Pause).

Sie sehen mein Erstaunen. Was soll ich glauben? Ist dieß abermals Verstellung oder ein

ernstlicher Widerruf? Haben Sie mich getäuscht? Lieben Sie den Lord nicht?

Mittner.

Ich habe ihn nie geliebt und werde ihn niemals lieben.

Dorrisforth.

So muß ich denn allen Glauben an Sie aufgeben. — Doch nein! Welche Verkehrtheit Sie auch antreibt, gegen mich diese Rolle zu spielen; ich will mich nicht mehr irre machen lassen. Ihr Geständniß war aufrichtig: Ihr Blick, der Ton Ihrer Stimme, Ihre Thränen, Alles bewies, daß Leidenschaft und nicht bloße Furcht oder Verstellung aus Ihnen sprach. Der Weisung will ich folgen, und noch in dieser Stunde dem Lord Ihre Gesinnungen mittheilen.

(Er will gehen).

Mittner.

So gehen Sie, und machen Sie mich unglücklich! Ich werde Ihrer Erklärung nicht widersprechen, werde meine Hand dem Manne reichen, den ich nicht liebe noch achte, und elend seyn bis zum Grabe; ich werde Freude finden an einem Elend, das Sie mir — — —

Woodley

(mit Nachdruck unterbrechend).

Sie sehen wohl, Sir, Miß Mittner ist noch so angegriffen von den Erschütterungen dieses Morgens, daß sie wohl nicht im Stande ist, über einen so wichtigen Gegenstand einen Entschluß zu fassen. Es wird sich wohl eine günstigere Zeit dazu finden.

Derriforth.

Sie haben Recht. Die Verpflichtung, für das Wohl dieser jungen Dame zu sorgen, ist eine Prüfung, die mir der Himmel auferlegt hat. Ich will nicht murren.

(Er geht nach der linken Seite ab.)

Siebenter Auftritt.

Miß Mittner. Miß Woodley.

Mittner.

Er zürnt — er zürnt auf mich — ich ertrage es nicht. (Sie will ihm folgen.)

Woodley (gebieterisch).

Sie bleiben, Miß!

Mittner.

Soll ich ihn denn nicht versöhnen?

Woodley.

Nein. Womit würde das enden? Wollen Sie ihm Ihre sündhafte Neigung verrathen? Daß er sie iemals erwidern könnte, fürchte ich nicht, weil es unmöglich ist, daß aber die Kenntniß Ihres Zustandes sein Leben vergiften würde, das weiß ich.

Millner.

Sie haben Recht. Nie darf er wissen, nie ahnen, wie unglücklich ich bin. Nicht nur meine Worte, meine Blicke will ich bewachen.

Woodley.

Das vermögen Sie nicht: die kurze Unterredung hat mir bewiesen, daß Sie der Leidenschaft schon zu viel Gewalt über sich eingeräumt haben. Wir müssen auf ein anderes Mittel denken.

Millner (erschreckend).

Ein anderes Mittel?

Woodley.

Ja. Sie müssen sich von Ihrem Vormund trennen.

Millner.

Von ihm trennen? Nimmermehr!

Woodley.

Sie müssen. Sie sind eine schwer Erkrankte,

die keinen Willen mehr haben darf. Die Verfehlung, die uns Freundinnen werden ließ, hat mich zu Ihrer Pflegerin bestellt; ich kenne meine Pflicht, und ich fühle jetzt den Muth in mir, sie zu üben, was mich auch Ihre Thränen kosten mögen.

Miltner.

Nie wird mich mein Vormund von sich lassen.

Woodley.

Er wird. Sie müssen an Ihre Tante nach Bath schreiben, sich über das langweilige Landleben, wozu Sie Ihr Vormund zwinge, beklagen, und sie bitten, Ihnen eine dringende Einladung zu senden. Auf diese Einladung wird Herr Derriforth Sie um so gewisser reisen lassen, da der Verfall mit Lord Lawnly ihn nicht eben günstig für Sie gestimmt hat.

Miltner.

Nein! nein! nein! ich kann entfernt von ihm nicht leben. O meine einzige Freundin! seyn Sie gütig! verleugnen Sie die natürliche Milde Ihres Herzens nicht gegen Ihre unglückliche Mathilde! rauben Sie mir nicht das einzige Glück, das mir bleibt, ihn zu hören, ihn zu sehen.

Woodley.

Was Sie ein Glück nennen, ist ein Gift, das Ihren Zustand verschlimmern, unheilbar machen würde. Ihre Weigerung beweiset, daß Sie noch keine wahre Reue fühlen, die allein zur Besserung führt, und um so mehr muß ich auf der Reise bestehen.

Millner.

Ich will nicht. Können Sie mich zwingen?

Woodley.

Das nicht. Aber meine Pflicht kann ich thun, zu Herrn Dorriforth gehen, und ihm Alles entdecken.

Millner.

(nach einer Pause des Schrecks).

Das werden Sie nicht! das können Sie nicht! Sie lieben mich noch — ja, ja, Sie lieben mich.

Woodley.

Ja, Gott ist mein Zeuge, ich liebe Sie noch, ich habe Sie niemals wahrer geliebt, als jetzt. Aber ich habe von Jugend auf gelernt meine Gefühle der Pflicht unterzuordnen. Diese Mittheilung wird die bitterste Pflichterfüllung

meines Lebens seyn, aber rechnen Sie darauf, daß ich sie vollbringen werde. Die Religion gebietet es, und wird mir auch Kraft dazu verleihen. Dann mag er aus Abscheu vor Ihnen den Entschluß fassen —

Millner
(sich ihr zu Füßen werfend).

Ich beschwöre Sie auf meinen Knieen, flehe Sie an im Staube, reißen Sie mich nicht weg von hier! stoßen Sie mich nicht hinaus in die Wüste, wo ich verschmachten muß! Sie sollen mich leiten; ich will Ihnen gehorchen, wie ein armes verwaistes Kind seiner großmüthigen Pflegerin. Ich will an Ihren Blicken hängen, Sie sollen meine Gebieterin seyn. Mein Mund soll sich nicht öffnen, mein Auge sich nicht erheben, meine Hand sich nicht regen, ohne Ihren Wink. Nur lassen Sie mich hier! lassen Sie mich hier!

(Sie küßt ihr die Hände.)

Woodley.
(bemüht, sie aufzuheben, mit unterdrücktem Weinen).

Arme, unglückselige Mathilde! — doch — ich darf kein Ohr haben für das Flehen der

Sünde. Zum Leztenmal: soll ich zu Ihrem Vormunde geben, oder wollen Sie reisen?

Millner (sie anstarrend.)

Schreckliche! — Ich will!

(Sie sinkt an Miß Woodley nieder).

(Ende des zweiten Aufzuges.)

Dritter Aufzug.

Ein Saal im Hauſe des Lords Elmwood (Dorriforth) zu London. Eine Mittelthüre; zwei Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Miß Mitlner und Miß Woodley kommen von der Rechten, indem Mary durch die Mittelthür eintritt.

Mary.

Der Wagen iſt vorgefahren.

Woodley.

Gut. Wir kommen ſchon.

Mary (will gehen).

Mitlner.

Warte, liebe Mary. Ich fühle mich gar nicht mehr aufgelegt, auszufahren.

Woodley.

Thun Sie es dennoch, liebe Millner. Sie sind schon so lange nicht aus dem Hause gekommen.

Mary.

Und es ist heut ein so schöner Tag.

Millner.

Ein schöner Tag? Wohl Dir, daß Du einen Tag schön findest. Nein! ich will nicht ausfahren. Schicke den Wagen zurück.

Mary.

Er kann ja etwas warten; vielleicht kommt Ihnen die Lust wieder.

Millner

Nein! Man soll ausspannen, befehle ich.

(Mary geht durch die Mitte ab).

Woodley.

Ich gehe Ihnen nur ungern nach, liebe Freundin, denn in der That, Sie bedürfen der Zerstreuung.

Millner.

Giebt es denn Zerstreuung für den Unglücklichen? Wäre das wohl ein Unglück zu nennen, von dem irgend etwas in der Welt unsern Geist ablenken könnte?

Woodley.

Sich zerstreuen heißt ja auch nichts anderes, als sich in die Unmöglichkeit versetzen, seinem Grame nachzuhängen, wie man so gerne in der Einsamkeit thut.

Millner (ihr die Hand reichend).

Ich bin ja nicht einsam.

Woodley.

Doch! doch! Ich liebe Sie zu sehr, um etwas anderes zu seyn als das Echo Ihrer Klagen.

Millner.

Nein! nein! Und wäre es auch, haben Sie denn nie empfunden, welche Beruhigung, welche schmerzstillende Kraft in der Unterhaltung mit unserm Echo liegt? Ja, theure Freundin, der Trost, den Sie mir gewähren, ist der einzige, den ich anzunehmen fähig bin.

Woodley.

Der aber Ihren Gram nicht heilen kann. O, meine Freundin, suchen Sie doch endlich den wahren Trost da, wo er allein zu finden ist, wenden Sie Ihr Herz ausschlüßlich dem Himmel zu! So habe ich immer Beruhigung gefunden, wenn alle Hoffnung mich verließ.

Millner.

Alle Hoffnung! o ja — alle, alle. Als Sie mich zwangen, mich von ihm zu trennen, Allem, was meine schmerzliche Lust ausmachte, zu entsagen; als ich mich bei meiner Tante schon am Morgen auf den Abend freute, wo ich wieder mein Schicksal ungestört würde beweinen können: da hielt ich mich für das unglücklichste Geschöpf auf Erden. Ich war es nicht. Damals durfte ich mir sagen: wenn ihm kein heiliges Gelübde bände, würde er mich lieben. Jetzt aber — — —

Woodley.

Ach Liebe, warum wollen Sie Ihren Kummer immer und immer wieder durch solche Zergliederung schärfen.

Millner.

Soll ich das nicht, gute Woodley, so muß ich ganz verstummen, denn von allen Gedanken, die sonst mein thörichtes Herz beschäftigen, ist mir nur dieser eine übrig geblieben. Jetzt bin ich wahrhaft unglücklich: jetzt, wo er durch den Tod seines Vetters Lord Elmwood geworden, wo sein Gelübde gelöset ist, jetzt, wo die Pflicht ihm gebietet, sich eine Lebensgefährtin zu wäh-

len; jetzt weiß ich, daß er mich nicht liebt, nie — nie lieben wird. (Sie setzt sich.)

Woodley.

Ich begreife es nicht. In den ersten Wochen nach Ihrer Ankunft hier in London, glaubte ich bestimmt, in seinem Herzen dieselbe Neigung keimen zu sehen, die ich in dem Ihren bestehend wußte.

Millner.

Habe ich nicht auch diese Hoffnung genährt? habe ich mir dem ihr allmäliges Erbleichen eingestanden, bis er mir die Verbindung mit Sir Eduard Aston antrug? Da erst gab ich Alles — Alles — das Gefühl meines Lebens auf, weil ich wußte. — O! warum blieb mein Schicksal nicht, wie es war? Warum mußte bei der Nachricht, er sey Lord Elmwood geworden, bei dem wonnevollen Gedanken, nun würde man ihn seines Gelübdes entbinden, warum mußte meine Hoffnung aufflammen, gleich der Sonne, die auflacht über dem ruhigen Meere, wenn eine solche Nacht folgen sollte? — Ach! was klag' ich den Himmel an? Ich selbst bin Schuld.

Woodley.

Wie, liebe Freundin? Wissen — Ihren

Gram noch durch diese grundlose Selbstanklage vermehren.

Millner.

Nicht grundlos, gute Woodley. Mein ehemaliges leichtsinniges und widersprechendes Betragen hat den ernsten Mann zurückgestoßen; durch meinen kindischen Trotz habe ich mir den herrschsüchtigen Sandford zum Feinde gemacht, der jetzt um so kräftiger zu meinem Nachtheile wirken kann, da er seit dem Tode seines andern Zöglings immer um meinen Vormund ist.

Woodley.

Das wären schwache Hindernisse gewesen, hätten Sie einmal dem Lord einen Blick in Ihr Herz gegönnt

Millner.

Das ist nicht Ihr Ernst. Nein, diese Erniedrigung fordern Sie nicht von mir. Wäre mir ehemals mein Geheimniß entschlüpft, so hätte meine Liebe zu dem Geistlichen für ein Unglück gegolten; man hätte Mitleid mit mir gefühlt: meine Liebe zu dem Lord, der mich verschmäht, erschiene als Thorheit, als Schmach; man würde mich verspotten und verachten. Nein, nein. Erst, wann ich nicht mehr bin — o! warum bin ich

noch, da ich in Bath dem Tode schon so nahe war? — wann ich nicht mehr bin, mögen Sie ihm sagen, was ich für ihn gefühlt habe, damit er milder urtheile über die Geschiedene.

Woodley.

Nicht so, meine theure Mathilde. Nehmen Sie endlich Ihren Muth zusammen! entschließen Sie sich, meinem Rathe zu folgen, und sein Haus zu verlassen.

Millner.

Ich sollte — Sie haben Recht. Aber ach! Bande halten mich fest, die ich selbst schmählig nenne, und doch nicht zerreißen kann.

Woodley.

Ich höre kommen. Wollen wir nicht in unsere Zimmer zurückkehren?

(Millner verneint es durch ein Zeichen.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Dorriforth von der Linken kommend.

Dorriforth

Ach! Sie sind hier, meine Damen? Ich wollte mir eben die Freiheit nehmen, Miß Millner, Sie in Ihrem Zimmer aufzusuchen.

Millner.

Sie sind uns überall willkommen, Mylord.

Derriforth.

Ich höre, Sie haben abermals Ihren Wagen zurückgeschickt, ohne ihn zu benutzen. Ich gestehe Ihnen, liebe Miß Millner, daß ich anfange, um Sie besorgt zu seyn.

Millner.

Sie sind sehr gütig, Mylord; aber ich befinde mich wohl.

Derriforth.

Körperlich, das mag seyn; ob aber auch geistig, daran zweifle ich. Als Sie nach Ihrer völligen Genesung von Bath zurückkehrten, begannen Sie wieder Ihr ehemaliges fröhliches Leben, ja, Sie waren heiterer als vormals, und emsiger suchten Sie wieder Gesellschaften, Bälle, Schauspiele, kurz Alles auf, was Sie sonst unterhalten, und was ich vielleicht zu streng getadelt hatte. Seit einigen Wochen haben Sie Ihre Lebensweise so auffallend verändert, daß ich es für meine Pflicht halte, nach dem Grunde dieser Veränderung zu forschen.

Millner.

Könnte ich nicht endlich die Richtigkeit

Ihres Tadels eingesehen und mich gebessert haben?

Dorriforth.

Sie scherzen, Miß Millner.

Millner.

Trauen Sie mir es nicht zu, Mylord?

Dorriforth.

Ich traue Ihnen alles Gute und Schöne zu, nur nicht die Selbstbeherrschung, die eine solche Sinnesänderung voraussetzen würde, und die bei einem Frauenzimmer Ihres Alters nicht einmal natürlich wäre. Ueberdies ist Ihre Veränderung von einem gewissen Trübsinn begleitet, der mir, trotz Ihrer Bemühungen, ihn zu verbergen, nicht entgangen ist, und dessen Ursache ich leider selbst zu seyn glaube.

Millner (heftig erschreckend).

Sie, Mylord!

Dorriforth.

Ja: denn ich bemerke diese trübe Stimmung an Ihnen seit der Zeit, wo ich Ihnen die Verbindung mit Sir Eduard vorschlug.

Millner.

Wie könnte dieß die Ursach meiner Verstimmung seyn, wenn wirklich eine solche da ist.

Waren Sie nicht so gütig, Ihrem Plane zu entsagen, als ich ihn zurückwies, zurückweisen mußte?

Dorriforth.

Sie fürchten vielleicht die Wiederholung dieses oder eines ähnlichen Vorschlages, weil ich Ihrem Vorsatze, unverheirathet zu bleiben, nicht beistimmen wollte. Warum ich diesem Vorsatze abgeneigt bin, wissen Sie. Indeß habe ich reiflicher darüber nachgedacht, und gefunden, daß dieser Vorsatz aus Ihrem innersten Wesen hervorgegangen ist. In der That, nur der höchste Grad der Liebe kann eine Person Ihrer Sinnesart vermögen, einem Manne ihr theuerstes Gut, ihre Unabhängigkeit, aufzuopfern. Es ist also ganz natürlich, daß Sie dieß Opfer nicht bringen wollen, bis Sie den Mann finden, der es in Ihren Augen verdient.

Miltner (für sich).

Bis ich ihn finde?

Woodley (ablenkend).

Mich dünkt, der Mensch sollte diese Angelegenheit immer der Fügung des Himmels überlassen.

Dorriforth.

Er muß es wohl, Miß Woodley, wenn er

auch nicht will. Ich billige also vollkommen Ihren Entschluß, Miß Millner, nur wird er vielleicht dennoch eine Veränderung Ihrer Lage nöthig machen.

Millner (erschreckend).

Eine Veränderung?

Dorriforth.

Ich werde künftig wohl drei Viertheile des Jahres auf dem Lande zubringen: wollten Sie also, wie bisher unter meinem unmittelbaren Schutze bleiben, so müssen Sie sich zu einem Opfer verstehen, das ich Ihnen nicht anzusinnen wage.

Millner.

Sie wollen mir auf eine höfliche Art zu verstehen geben, Mylord, daß ich auf dem Lande überflüssig seyn würde.

Dorriforth.

Miß Millner, der Vorwurf kam nicht aus Ihrem Herzen; ich will ihn darum nicht gehört haben. Antworten Sie mir aufrichtig, ob Sie glauben, das erwähnte Opfer bringen zu können.

Millner.

Es ist kein Opfer, Mylord; jeder Aufenthalt, den Sie mir anweisen, wird mir erfreulich seyn.

Woodley.

Liebe Millner, ich fürchte, Sie versprechen mehr, als Sie halten können. Bedenken Sie es lieber einige Tage, ehe Sie einen Entschluß fassen.

Millner.

Er ist gefaßt. Ich bin gern auf dem Lande, und habe dort nie die Vergnügungen der Stadt vermißt.

Dorrisforth.

Ihr Entschluß macht mir große Freude. Ich werde Alles aufbieten, um Ihnen Elmwood-house zu einem angenehmen Aufenthalte zu machen. Auch Miß Fenton, die — erlauben Sie mir, Sie bei dieser Gelegenheit damit bekannt zu machen — die in einigen Monaten Lady Elmwood wird —

(Millner stößt einen dumpfen Seufzer aus, schwankt, und hält sich krampfhaft an dem nahen Sessel. Miß Woodley unterstützt sie und hilft ihr auf den Sessel.)

Dorrisforth.

Mein Gott! was überfällt Sie so plötzlich?

Woodley.

Plötzlich, Mylord? Sahen Sie nicht, wie sie allmählig erblaßte, während vom Lande die

Rede war, und welchen Zwang sie sich anthat? Ich sagte es ja. Sie wollte Sie abermals hintergehen: sie haßt das Landleben.

Dorriforth.

Abermals hintergehen? Und warum? wozu? — O welche Qual, für ein Wesen sorgen zu müssen, dem die Verstellung so zur andern Natur geworden ist, daß es auch in den geringsten, gleichgültigsten Dingen nicht mehr wahr seyn kann! ja, Schmerz erduldet, um nicht wahr seyn zu dürfen. (Pause.) Miß Millner, ich reise noch heute nach Elmwoodhause, und komme erst in drei bis vier Tagen zurück. Bis dahin gebe ich Ihnen Bedenkzeit. Bei meiner Rückkehr werden Sie mir unwiderruflich sagen, wo Sie künftig bleiben wollen. Ihre Launen haben meine Geduld ermüdet.

Millner (aufstehend).

Mylord! die Sorge für mein Vermögen erlauben mir die Gesetze nicht, Ihnen abzunehmen; aber die Sorge für meine Person soll Ihre Geduld nicht mehr ermüden. Ehe Sie zurückkehren, wird mein Entschluß gefaßt seyn.

(Sie geht zur Rechten ab.)

Dritter Auftritt.

Miß Woodley. Dorriforth.

Woodley

(nach einer kurzen Pause gegenseitiger Verlegenheit).

Mylord vermählen sich also? Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu.

Dorriforth.

Meinen Dank! Ihr Wunsch ist aufrichtig, und ich hoffe, er wird in Erfüllung gehen.

Woodley.

Gewiß. Miß Fenton ist ein vortreffliches Frauenzimmer.

Dorriforth.

Das ist sie, und ich glaubte ihr Ersatz für den Verlust ihres Bräutigams und aller ihrer Aussichten schuldig zu seyn.

Woodley (für sich).

Unglückliche Mathilde! (Laut.) Erlauben Sie, Mylord, daß ich sehe, was meine arme Freundin macht. (Sie will gehen.)

Dorriforth (sie zurückhaltend).

Ihre arme Freundin, Miß Woodley? Das ist ein gewichtiges Wort. Warum nennen Sie Ihre Freundin arm? Ich bitte Sie, warum?

Woodley (sehr verlegen).

Mein Gott! — Mylord! — es ist ein gewöhnlicher Ausdruck des Mitleidens, und soll ich nicht Mitleid mit ihr haben, wenn sie auch durch eigene Schuld leidet?

Dorriforth.

Nein, Miß Woodley, Sie entgehen mir nicht. Das war kein Ausdruck eines gewöhnlichen, oberflächlichen Gefühls. Der Ton, mit dem Sie das Wort „arm" aussprachen, war der Ton der innigsten Rührung, und sagte deutlich, Ihre Freundin leide an einem geheimen, einem schweren Kummer, und Sie wissen darum.

Woodley.

Mylord! welche sonderbare Auslegungen!

Dorriforth.

Nur wahre, Miß Woodley. Schon oft ist mir der Zweifel aufgestiegen, ob das Betragen meiner Mündel eine bloße Folge ihrer verkehrten Sinnesart sey, ob überhaupt die Natur so viel Widersprechendes in ein Wesen zusammen zwängen könne. Der Mangel eines andern Erklärungsgrundes ließ mich diesen Zweifel immer unterdrücken; aber jetzt ist es mir auf einmal klar geworden: sie nähret einen geheimen Gram, und

Sie, Ihre Freundin, vor der sie kein Geheimniß zu haben scheint, müssen diesen Gram unfehlbar kennen.

Woodley.

Ich weiß von nichts, Mylord, von nichts.

Dorriforth.

Liebe Miß Woodley, giebt mir eine funfzehnjährige Bekanntschaft, ja, ich darf sagen, Freundschaft, kein Recht auf Ihr Vertrauen? Wollen Sie mir nicht die Unruhe, die Qual ersparen, die das Forschen nach diesem Geheimnisse, an das ich nun einmal glaube, mir unausbleiblich verursachen wird?

Woodley.

Gäbe es ein solches Geheimniß, und es wäre mir anvertraut, ich frage Sie, Mylord, dürfte ich meine Freundin verrathen?

Dorriforth.

Sie dürften, wenn Sie fest überzeugt wären, daß ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen, und Alles aufbieten würde, um Miß Millner zu helfen, wäre anders Hülfe möglich.

Woodley.

Ich bin dieß von Ihnen überzeugt, Mylord; aber ich weiß nichts.

Dorriforth

(betrachtet sie einen Augenblick, dann geht er einige Schritte nach der andern Seite).

Schlimm! recht schlimm!

(Er kehrt zurück, und tritt plötzlich an sie heran.)

Sie liebt.

Woodley (heftig erschreckend).

Woher wissen — Nein — nein —! ich weiß von nichts.

Dorriforth

(ihre Hand mit seinen beiden fassend).

Ich beschwöre Sie, bei dem Heile Ihrer Freundin beschwöre ich Sie! Sie liebt?

Woodley (sehr schwach).

Sie liebt.

Dorriforth.

Also doch. Ich habe es vermuthet, ich weiß, daß sie noch neulich ihm erlaubt hat, sie nach der Oper an ihren Wagen zu begleiten. Aber unbegreiflich, räthselhaft ist ihr Betragen; ich muß glauben, daß sie sich nur vor mir schämt ihre Schwachheit zu gestehen; nachdem sie sie einmal abgeleugnet hat. Ich will ein Ende sehen. Sie soll wieder zu ihrer Tante; ich werde Lord Lawnly mit der Lage der Dinge bekannt machen und ihn vermögen, ihr nach Bath zu

folgen. Dort, fern von mir, wird sie hoffentlich die Maske ablegen.

Woodley (sehr bestürzt).

Um Gotteswillen, Mylord! thun Sie das nicht!

Derriforth.

Mein Plan hat Sie erschreckt! Also nicht der Lord — —

Woodley.

Nein! nein! nein!

Derriforth.

Recht. Wie konnte ich es auch glauben? Ihr Betragen wäre ja dann der Gipfel menschlicher Verkehrtheit. Aber wen — — —

Woodley.

Mylord! erlauben Sie mir zu gehen.

Derriforth.

Nein! nein! Wenn Sie das Wohl Ihrer Freundin wünschen, wenn Sie eine Spur von Achtung und Freundschaft für mich fühlen, so reden Sie! Wen liebt Miß Millner?

Woodley.

O quälen Sie mich nicht länger, Mylord! Ich kann, ich darf es Ihnen nicht sagen.

Dorriforth.

Fürchten Sie, daß ich die Wahl Ihrer Freundin mißbilligen werde?

Woodley.

O gewiß würde sie Ihnen nicht gefallen.

Dorriforth.

Dann ist der Gegenstand ein unwürdiger, und wenn dieß ist, so werde ich mich aller Macht bedienen, welche die Gesetze mir über Miß Milner geben, um sie vor ihrer eigenen Thorheit zu schützen.

Woodley.

Sie irren. Keinen Unwürdigen liebt meine Freundin. O nein! den edelsten Mann, den ich kenne.

Dorriforth.

Nun, so wird auch noch Hülfe seyn, Sie wollen nicht reden. Wohl! Ich gehe zu Ihrer Freundin; sie soll mir selbst den Mann ihres Herzens nennen.

(Er will nach der Rechten.)

Woodley

(sich ihm entgegen werfend).

Mylord! wollen Sie sie tödten? Umsonst! umsonst! Es ist keine Hoffnung, keine Hülfe,

keine Rettung mehr: sein Herz ist verschenkt, seine Hand ist versprochen.

Dorriforth (zurückstarrend).

Miß — Wahrheit? — oder Erfindung der Angst?

Woodley (zitternd).

Wahrheit, Mylord.

Dorriforth.

Wahrheit? — (In Heftigkeit ausbrechend.) Wahrhaftige Wahrheit? (Wieder an sich haltend.) Ich habe Sie nicht verstanden. — Nein! nein! — (Heftiger.) Oder — habe ich Sie verstanden? (Er faßt ihre Hand mit heftigem Zittern.) Habe ich?

Woodley

(indem sie durch ein Zeichen bejaht, bricht sie in Thränen aus).

O mein Gott! mein Gott!

Dorriforth.

Sie weinen. O! es muß eine Wohlthat seyn, zu weinen. — Ich habe es verlernt, und doch beklemmt meine Brust ein Gefühl, das mich an die Knabenjahre erinnert, wo Thränen noch meine Trösterinnen waren. — Was wollte ich sagen? — Dank! Dank, so lange ich lebe für Ihr Vertrauen! — Aber jetzt, theure Freundin — jetzt überlassen Sie mich mir selbst.

Woodley.

Ach! wie soll ich der verrathenen Freundin unter die Augen treten?

Dorriforth.

Es ist kein Verrath; Sie haben Ihrer Freundin nicht geschadet. Alles wird gut, oder Ihr Geheimniß vermodert hier.

(Auf die Brust deutend.)

(Miß Woodley will zur Rechten abgehen, besinnt sich aber, und geht zur Mittelthür hinaus.)

Dorriforth

(geht in heftiger Bewegung einige Augenblicke hin und her, indem er einigemale mit dem Tone kämpfender Leidenschaft das Wort: „Mich" wiederholt. Dann nach kurzer Pause.)

Freie Wahl unter Englands blühender Jugend, unter den Edelsten des Reiches — Gewißheit, durch einen Wink der Gewährung Entzücken zu bereiten — und mich — mich! — Bei dem ersten Lächeln, alle Lust der Erde zu ihrem Dienste, zu ihren Füßen — und lange Monden lang unter Angst und Thränen mich! — — O meine Brust! — Herzklopfen des Bettlers im Pallaste des Fürsten — Angst des Sünders im Paradiese — —

Vierter Auftritt.

Dorriforth. Sandford zur Mittelthür eintretend.

Sandford.

Mylord, ich komme — — —

Dorriforth.

Was wollen Sie? Was bringen Sie?

Sandford.

Ich habe so eben noch Briefe von Herrn Fenton erhalten. Miß Fenton befindet sich wohl.

Dorriforth.

So? Empfehlen Sie mich, wenn Sie antworten.

Sandford.

Wie, Mylord? Sie reisen ja noch heute selbst hinaus.

Dorriforth.

Ganz recht. Die Empfehlung ist unnöthig.

Sandford.

Ich werde gar nicht antworten, Mylord, ich begleite Sie ja. Ihre Braut erwartet Sie gewiß mit Schmerzen.

Dorriforth (lebhaft werdend).

Miß Fenton weiß nichts von Schmerzen, wie ein hoch eingedämmter Teich nichts von Wellen.

Sandford.

Einen schönern Anblick gewährt freilich der große Strom, der nach allen Seiten dem Sturme offen steht. Bald stürzt er tobend dem Meere zu, bald bäumt er sich schäumend gegen seine Ufer, je nachdem ihn der Wind treibt, oder sich ihm entgegen stellt. Bald schwellen ihn Frühlingsgewässer, bald Gewittergüsse, und ehe man es denkt, tritt er aus seinem Bette, und bedeckt die blühende Gegend mit seiner zerstörenden Fluth. Das mag recht anziehend seyn für das Auge; sollte ich aber eine Hütte bauen, so würde ich den Rand des sichern Teiches dem Ufer des gefährlichen Stromes vorziehen.

Dorriforth.

Verschwenden Sie Ihre Rhetorik nicht weiter: ich will nichts mehr davon hören. Ich habe Sie vielleicht zu viel gehört, wann von der die Rede war, auf die Sie auch jetzt zielen. Sie ist öfter und schwerer von Ihnen beleidigt worden, als Sie von ihr, und doch hat sie in Ihrer Abwesenheit sich nie ein nachtheiliges Wort über Sie erlaubt. Das ist Edelmuth, und diese Tugend hat sie auf jeden Fall vor Ihnen voraus.

Sandford.

Ihr Diener, Mylord.

Dorriforth.

Ihr Diener!

(Sandford geht wieder durch die Mittelthür ab.)

Dorriforth.

Thöricht habe ich Ihrem Widersacher das Ohr geliehen — statt sie zu beschützen, habe ich sie seinen Beleidigungen, seinem Hohne Preis gegeben. — Und ich selbst? Habe ich sie nicht stündlich gekränkt, verletzt, gemartert? Habe ich je etwas Anderes gethan? — Wie oft mag ihr zerrissenes Herz geblutet haben, wenn ich sie tadelte, ihr Vorwürfe, bittere Vorwürfe machte, wann ich sie launisch, eigensinnig, thöricht schalt, wo sie nur unglücklich war; wie oft mögen ihre stillen Thränen mich bei dem verklagt haben, der in die Herzen schaut! — Und wie hat sie ihr Unglück und unsere Grausamkeit ertragen! — Schweigend und geduldig wie eine heilige Büßerin; nie sich empörend, sich nur leise krümmend unter den Streichen ihrer Peiniger — Sie soll Ersatz — — Ersatz? — Wie kann ich — —? O! in welches Irrsal bin ich gerathen! Wie habe ich so lange den Wahn genährt, daß leere kalte

Ruhe, einförmiges Fortträumen von Tage zu Tage, gleich dem des Stundenzeigers, das Höchste des Lebens sey?

Fünfter Auftritt.

Dorriforth. Miß Millner von der Rechten kommend.

Millner.

Sie noch hier, Mylord?

Dorriforth

(sich schnell nach ihr umkehrend).

O Gott!

Millner.

Verzeihung, wenn ich Sie überrascht habe. Ich wollte Sie so eben um eine Viertelstunde Gehör ersuchen lassen. Meine Bitte kommt vielleicht ungelegen.

Dorriforth.

Was könnte mich glücklicher machen — — — als Sie zu hören?

Millner.

O, kein solches Wort der schalen Höflichkeit, Mylord! Es wird in Ihrem Munde furchtbar kalt — verächtlich.

Dorriforth.

O theure Miß Millner — — Reden Sie

Millner.

Ich habe Sie vorhin mit einer unschicklichen Antwort verlassen. Ihre Güte hat mich so verwöhnt, daß nun jede ernste Weisung von Ihnen mir ungeziemend auffällt. Doch bin ich so thöricht nicht, daß ich nicht immer, wie auch dieß mal, einsehen sollte, daß Sie Recht gehabt haben

Dorriforth.

Nein, nein, theure Miß Millner! Falsche Ansichten, mangelhafte Kenntniß der Welt, thörichtes Vertrauen auf mich selbst, werden auch bei mir nur zu oft die Quelle böser Uebereilung und großen Unrechts.

Millner.

Mylord! Ich habe vielleicht leider Ihre Achtung nicht verdient, aber auch wahrlich diesen Spott nicht.

Dorriforth.

Spott? O mein Himmel! wenn Sie es für Spott halten, so widerrufe ich Alles, was wohl nie etwas mehr aus der Tiefe meines Herzens kam.

Miltner.

Sie waren so gütig, mir einige Tage Bedenkzeit zu gestatten, um einen letzten Entschluß zu fassen. Aber bald darauf ward mir klar, was ich nothwendig thun müßte, und ich bin entschlossen, mit Ihrer Genehmigung zu meiner Tante nach Bath zurückzukehren. Da sie jede Stunde bereit ist, mich aufzunehmen, so wünschte ich, Mylord, Sie erlaubten mir, meine Abreise zu beschleunigen.

Dorriforth

(nach einer Pause des innern Kampfes).

Ihr Wille ist frei — **vollkommen frei.** — Doch — wenn die Bitte eines Freundes etwas gilt — so übereilen Sie nichts. — Jahre sind oft inhaltslos, und in Tage drängt sich Wunder auf Wunder. — **Die Zeit ändert, bessert.**

Miltner.

Nein, Mylord! Lassen Sie mich aufrichtig seyn: ich kann Ihnen keine Besserung versprechen.

Dorriforth.

O Gott! — Sie? — keine Besserung?

Miltner.

Nein! das ist mein Unglück. Ich würde nicht aufhören, Ihnen Unruhe und Verdruß zu

bereiten, und wie störend, doppelt unerträglich würde Ihnen das in Ihrem neuen Verhältnisse seyn. Darum muß ich fort, jetzt fort, wo ich noch hoffen darf, daß Sie mir den Kummer, den ich Ihnen verursacht, ja die Gefahren, worein ich Sie gestürzt habe, verzeihen; daß Sie nie mit einem herberen Gefühle, als dem des Mitleids meiner gedenken werden.

Dorriforth.

O, hören Sie auf! welche krankhafte Uebertreibung.

Millner.

Nein, Mylord! nur Wahrheit. Glauben Sie mir, nie hat mich Eigenliebe über meine Fehler verblendet; aber Gott ist mein Zeuge, ich konnte nicht anders. Sie erlauben mir also — — —

Dorriforth.

Bleiben Sie, theuerste Miß, bleiben Sie noch. (Er faßt ihre Hand.)

Millner

(sehr erschüttert, aber sich gewaltsam fassend).

Ich werde Ihre Rückkehr — erwarten, Mylord, um Ihnen — Lebewohl zu sagen.

(Sie kehrt sich schnell und geht der rechten Seitenthür zu.)

Derriforth
(die Arme nach ihr ausstreckend).
Mathilde!

Millner
(schrickt zusammen und blickt außer sich nach oben).
Mein Gott! wer ruft?

Derriforth.
Das Herz Ihres Freundes!

Millner (sich umkehrend).
Sie?

Derriforth.
Hören Sie ein unglückliches Geheimniß!
Ich liebe Sie.
(Millner sinkt ohnmächtig in seine Arme.)

(Ende des dritten Aufzuges.)

Vierter Aufzug.

Der Saal in Lord Elmwoods Hause. Dunkel.

Erster Auftritt.

Miß Woodley kommt mit einem Lichte von der Rechten

Woodley.

Meine Unruhe steigt mit jeder Minute
Schon fünf Uhr vorüber; der Morgen wird bal
anbrechen, und sie ist noch nicht zurück. — Wen
das Mylord wüßte! Und kann es ihm den
verborgen bleiben? Hat sie auch nur das Min
deste gethan, damit die Sache ein Geheimni
bleibe? Hat sie nicht auch hierin meinen Rat
verworfen? Ist es nicht gerade ihr Wunsch
daß Mylord es zu wissen bekomme? Warum
mußte er auch eben heute nach Windsor fahren
Sie hätte es sicher nicht gewagt, gegen sein au

drückliches Verlangen den Maskenball zu besuchen, wenn er hier gewesen wäre. — In Wahrheit, so sehr ich sie liebe, kann ich sie doch kaum bei mir selbst entschuldigen. Jetzt, da der höchste Wunsch ihres Herzens in Erfüllung gegangen, da sie Mylords Braut geworden ist, jagt sie emsiger als je den Zerstreuungen nach, von denen sie doch weiß, daß ihr Bräutigam sie mißbilligt. Sie will auf diese Weise seine Liebe prüfen, und bedenkt nicht, wie leicht sie dadurch ein Glück wieder vernichten kann, das sie erst nach langem Gram, nach Angst und Thränen erreicht hat.

Zweiter Auftritt.

Miß Woodley mit einem Lichte. Sandford, durch Mittelthür hereintretend, ebenfalls mit einem Lichte.

Sandford.

Miß Woodley! Sie schon hier? Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen.

Woodley.

Gleichfalls, Sir. Ihre Frage gebe ich Ihnen zurück: wie kommen Sie so früh hierher?

Sandford.

Ich will mir ein Buch aus Mylords Zimmer holen. (Er geht auf die linke Seitenthür zu, kehrt aber zurück.) Miß Millner schläft wohl noch? — (Er setzt sein Licht auf den Tisch.)

Woodley (verlegen).

Ich glaube, Sir.

Sandford.

Sie verschläft den Gram, daß Ihr Mylord verboten hat, auf den Maskenball bei Mistreß Eaton zu gehen.

Woodley.

Nicht verboten; dazu ist Mylord zu artig. Er hat gewünscht — —

Sandford.

Ein so ausgesprochener Wunsch ist ein Gebot.

Woodley.

Ich sollte zwar daran gewöhnt seyn, aber ich kann es noch immer nicht begreifen, Sir, warum Sie Alles auf das Schlimmste auslegen, sobald es meine Freundin gilt, da Sie doch sonst überall ein so mitleidsvoller und großmüthiger Fürsprecher sind.

Sandford.

Mitleid verdienen nur zwei Gattungen von

Menschen, die schuldlos Unglücklichen und die Reuigen. Miß Millner gehört zu keiner von beiden; und daß sie die Braut des Mannes ist, dessen Glück mir mehr als alles Andere auf der Welt am Herzen liegt, das schärft mein Auge für ihre Fehler und Untugenden. Was kann ich für Mylords Glück an der Seite einer Gattin hoffen — —

Woodley.

Die ihn auf das Innigste liebt.

Sandford.

Seltsame Liebe! Schon ehemals, als er nur noch ihr Vormund war, verbitterte sie ihm das Leben durch mannigfaltigen Kummer und Aergerniß; aber — gestehen Sie es selbst! — war nicht jenes unruhige Leben ein heiteres friedliches im Vergleiche mit dem, das wir jetzt führen? Unternimmt sie nicht Alles, was Mylord mißbilligt? Stürzt sie sich nicht aus einer Zerstreuung in die andere, so daß sie kaum zur Besinnung kommt? Ist ihre Verschwendung nicht grenzenlos? Herrscht nicht fast immerwährende Spannung zwischen Beiden? Glauben Sie, ich weiß nicht, daß sie auf dem Maskenballe ist? Sie ist dort: mein Bedienter hat sie

um Mitternacht in abentheuerlicher Kleidung wegfahren sehen.

Woodley.

Ja, Sir, sie ist leider dort, aber ich denke, wir thun gut, es dem Lord zu verschweigen. Wir ersparen ihm ein Aergerniß.

Sandford.

Nein, Miß Woodley! ich werde reden, wie es meine Pflicht erheischt. Besser ein Aergerniß jetzt, als in der Zukunft ein tödtlicher Gram. Er soll endlich klar erkennen, wem er Miß Fenton aufgeopfert hat.

Woodley.

Aufgeopfert, Sir? Das ist nicht das rechte Wort. Wir wissen ja, daß Miß Fenton sich nichts weniger als unglücklich fühlt. Auch ist sie reichlich entschädigt worden.

Sandford.

Als ob in solchen Fällen eine Entschädigung möglich wäre.

Woodley.

Daß sie angenommen worden ist, beweiset, daß sie in diesem Falle möglich war. Wäre Liebe zu Mylord im Spiele gewesen, dann freilich hätte es keine Entschädigung gegeben; aber

wie hoch ich auch Miß Fenton in andrer Hinsicht schätze, so muß ich Ihnen doch gestehen, daß ich sie für unfähig halte zu lieben.

Sandford.

Besser keine Liebe, als eine Liebe, die den Geliebten unglücklich macht.

Woodley.

Eine solche ist die meiner Freundin nicht. Wenn sie fehlt, so fehlt sie nur aus Liebe. Mylord weiß, daß sie Jahre lang eine geheime Leidenschaft für ihn genährt hat: ihre Liebe ist also über jeden Zweifel erhaben. Sie aber, kann sie nicht glauben, daß Mylords plötzlich entstandene Liebe nichts Anderes sey, als Mitleid und Dankbarkeit, gepaart mit Wohlgefallen an ihrer Person? Um sich von diesem quälenden Zweifel zu befreien, will sie seine Liebe prüfen. Mag seyn, daß sie unrechte Mittel wählt, daß sie Mylords Charakter nicht genug berücksichtigt. Immer ist es nur ein Irrthum, ein Fehler des Verstandes, nicht des Herzens.

Sandford.

Phantasterei, Miß Woodley, Phantasterei, die oft schlimmer ist als Bosheit.

Woodley.

Ich höre Geräusch — Gott sey Dank! Sie kommt!

Dritter Auftritt.

Vorige. Dorriforth zur Mittelthüre herein. Später Thomson.

Woodley und Sandford.

Mylord!

Woodley (für sich).

O mein Himmel!

Sandford.

Willkommen, Mylord!

Dorriforth.

Guten Morgen! Löschen Sie doch die Lichter aus: es ist heller Tag. Wie kommt es, daß ich Sie Beide schon hier finde?

Sandford.

Zufall, Mylord, Zufall. Aber wie kommt es, daß Sie so unerwartet zurückkehren?

Dorriforth.

Sr. Majestät ließ die Jagd noch um Mitternacht absagen, und ich wollte nicht dort schlafen. (Zu Miß Woodley.) Was macht Miß Millner?

Sandford.

Sie ist fröhlich und guter Dinge.

Dorriforth.

Wie meinen Sie das?

Sandford.

Nun, Mylord: sie ist auf dem Maskenballe bei Mistreß Green.

Dorriforth.

Auf dem Maskenballe, Miß Woodley? Reden Sie?

Woodley.

Leider, Mylord, hat sie sich nicht abhalten lassen —

Dorriforth.

Ist es möglich? Gegen mein feierlich ausgesprochenes Verlangen? Nein, das habe ich auch im schlimmsten Augenblicke nicht von ihr gefürchtet. Auf dem Maskenballe? und noch nicht zurück?

Sandford.

Je nun, sie hat so selten eine Zerstreuung, und besonders eine solche.

Dorriforth.

Wie so?

Sandford.

Ich meine, sie wird heut doppelt bewundert werden, da sie in Mannskleidern ist.

Dorriforth.

Mannskleider, Miß Woodley?

Woodley.

Keinesweges, Mylord; sie ist als Diana gekleidet.

Sandford.

Das ist heidnischer, aber nicht besser. Da wird gewiß auch ein Aktäon nicht fehlen.

Woodley.

Sir, sie ist in guter Gesellschaft, mit Lady Windham.

Sandford.

Zuverlässig; zum Beispiel: Lord Lawnly.

Dorriforth.

Lawnly?

Woodley (zu Sandford).

Woher wissen Sie das?

Sandford.

Ist nicht Mistreß Green eine der galantesten Damen von London? Stand nicht gestern in den Zeitungen, ihr Maskenball würde einer

der glänzendsten seyn? Wie könnte da wohl Lord Lawnly fehlen?

(Dorriforth geht nach der Mittelthür und zieht heftig an der Klingelschnur.)

Sandford.

Ich will mit Ihnen wetten, Miß Woodley, daß der Lord dabei gewesen ist, so gewiß bin ich meiner Sache.

(Thomson kommt aus der Mitte.)

Thomson.

Was befehlen Sie, Mylord?

Dorriforth.

Sobald Miß Millner zurückkehrt, soll sie hieher kommen — unverzüglich — ich müßte sie sprechen.

Thomson.

Sehr wohl, Mylord. (Er geht ab.)

Woodley.

Ach, Mylord! dürfte ich mir die Bemerkung erlauben, daß es wohl besser seyn möchte, Sie warteten einen ruhigeren Augenblick ab, um mit Miß Millner zu sprechen. Ich kenne sie; sie wird ihr Unrecht desto tiefer empfinden, je mehr Sie ihr Schonung angedeihen lassen.

Dorriforth.

Ein Frauenzimmer, das nichts schont, um

sich einem unanständigen Vergnügen überlassen zu können, verdient keine Schonung.

Woodley.

Das ist sehr hart, Mylord. Meine Freundin —

Dorriforth.

Bedarf keiner Vertheidigerin bei mir: mein Herz hat ihre Vertheidigung geführt, so lange eine möglich war.

Saudlord.

Auch wohl darüber hinaus.

Dorriforth.

Es bedarf auch keines Anklägers: ihre Anklage hat Miß Millner selbst übernommen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Miß Millner als Diana gekleidet, jedoch einen schwarzseidnen Mantel darüber, tritt schüchtern durch die Mittelthüre ein.

Millner.

Sie haben mich sprechen wollen, Mylord?

Dorriforth.

Weil ich hoffen darf, daß Sie wenigstens jetzt Muße haben, mich anzuhören.

Millner.

Ich habe vielleicht gefehlt, und Sie wollen mir Vorwürfe machen.

Derriforth.

Sie irren, Miß Millner. Ich will Ihnen im Gegentheil sagen, daß ich einen Entschluß gefaßt habe, der für die Zukunft jeden Anlaß zu Vorwürfen abschneidet.

Millner
(mit unsicherer Stimme).

Ich bin auf Alles gefaßt.

Derriforth.

Ich zweifle nicht. Sie mußten mit sich im Klaren seyn, ehe Sie sich zu einem Schritte entschlossen, dessen Folgen leicht zu berechnen waren.

Millner (wie oben).

So ist es — ich erwarte Alles.

Derriforth.

Alles, Madam? Also auch, daß wir uns in einigen Tagen trennen werden.

Millner (sich gewaltsam fassend).

Auch das.

Woodley.

Mylord, ich beschwöre Sie, diese Unter-

redung nicht weiter fortzusetzen; soll in einem Augenblicke der höchsten Aufregung über die ganze Zukunft entschieden werden?

Sandford.

Die Unterredung ist ja zu Ende, Miß Woodley. Mylord hat seinen unwiderruflichen Entschluß ausgesprochen.

Dorriforth.

In der That, ich habe nichts mehr zu sagen, sondern nur noch zu handeln.

Millner.

Lord Elmwood, Sie denken mich durch Ihre Drohungen zu schrecken; aber Sie verfehlen Ihr Ziel. Ich kann mich von Ihnen trennen, der Himmel ist mein Zeuge, ich kann es. Ihr seitheriges Betragen hat mir ein warnendes Bild meiner Zukunft aufgestellt, und mich mit dem Gedanken der Trennung vertraut gemacht.

Sandford.

Desto besser: um so leichter wird die Trennung beiden Theilen.

Dorriforth.

Mein Betragen, Miß Millner, war das eines Freundes, der Sie vom Verderben retten

wollte, der aber zu spät einsieht, daß dieß Unternehmen seine Kräfte übersteigt.

Sandford.

Kommen Sie, Mylord, kommen Sie! Sie bedürfen der Ruhe.

Millner
(zum Himmel sprechend).

O mein theurer Vater! wüßtest Du, welche Tage des Grams Dein Kind verlebt, wie viel Thränen es geweint hat, seit Du nicht mehr bist, wüßtest Du das, wie würde Dich die unglückliche Wahl eines Beschützers gereuen.

Sandford.

Kommen Sie, Mylord! Wozu — — —

Dorrisforth
(ohne auf ihn zu hören).

Nicht jetzt, Miß Millner, rufen Sie den Geist Ihres edlen Vaters an! Er möchte sein Kind in dieser Kleidung nicht wieder erkennen. Mißbrauchen Sie den theuren Namen nicht, um in einem Augenblicke des Grolls über verdiente Vorwürfe seinen und Ihren Freund zu kränken! Wann aber Eitelkeit und Vergnügungssucht Sie stacheln, und Sie zu unbedachtsamen Schritten verleiten wollen; wann Uebermuth und Stolz

sich in Ihrer Brust erheben, und Ihnen zu einem Betragen rathen, das Ihr eigenes wie fremdes Glück zerstören muß: dann, Miß Millner, dann flüchten Sie sich in den Schutz jenes heiligen Andenkens, um desto leichter diesen innern Feinden obzusiegen.

Millner.

Wir sind zu Ende.

(Sie geht rasch zur Rechten ab.)

Woodley.

O, Mylord! Hören Sie nur Ihr Herz — nur Ihr Herz!

(Sie folgt Miß Millner.)

Fünfter Auftritt.

Dorrisforth. Sandford.

Dorrisforth.

Ich fürchte, es nur allzu lange ausschließlich gehört zu haben.

Sandford.

Unbezweifelt, Mylord, und Sie sehen nun hoffentlich ein, daß ich Recht hatte, zu behaupten, Miß Millner sey keine Frau für Sie.

Dorriforth.

Das Geschehene rechtfertigt Ihre Behauptung; aber Sie hatten nicht Recht. Widerwillen gegen Miß Millner, nicht Berechnung der Zukunft aus der Gegenwart macht Sie zum Propheten.

Sandford.

Und woher stammt denn mein Widerwille? Ist es etwa eine unerklärliche Abneigung? Ich gestehe Miß Millner alle Eigenschaften zu, die Sie an ihr preisen; aber ich bemerke schärfer als Sie, Mylord, was ihr fehlt, und was doch allein jene Eigenschaften zu guten Eigenschaften machen kann, eine religiöse Erziehung. Wäre sie unsers Glaubens — —

Dorriforth.

Nichts davon, Sandford! Sie wissen, daß ich diese einseitigen Ansichten nicht leiden kann.

Sandford.

Behaupte ich denn, daß Religion und mithin auch Tugend sich nicht auch bei anders Glaubenden finden können? daß sie aber seltener seyn müssen bei den Mitgliedern einer Kirche, die ungleich weniger Werth auf den Glauben legt, als die unsere, die sich der kräftigsten Mittel, den

Menschen die Wichtigkeit desselben fühlbar zu machen, entäußert hat, das, sollte ich meinen, läßt sich nicht bestreiten. Vergleichen Sie zum Beispiele Miß Fenton — — —

Dorriforth.

Lassen Sie das gut seyn. Sie wissen, wie vortheilhaft ich von Miß Fenton denke; aber nie — das weiß ich nun — nie würde sie mich glücklich gemacht haben. Damals glaubte ich es noch; denn durch meine klösterliche Erziehung an einen einförmigen Gang des Lebens gewöhnt, kannte ich damals von allen geistigen Bedürfnissen nur das des Verstandes, und ahnte nicht, daß Gefühl und Phantasie auch gerechte Forderungen an das Leben hätten, daß gerade in der durch Vernunft geregelten Wirksamkeit aller Kräfte das Verdienst des Lebens bestände. Seit meine neuen Verhältnisse mich der Welt näher gebracht haben, habe ich auch diese Erfahrung gemacht, und was mir ehedem genügte, genügt mir jetzt nicht mehr.

Sandford.

Das thut mir leid, Mylord. Auf diese Weise haben Ihre neuen Verhältnisse Ihnen nur das einzige irdische Glück, den innern Frieden,

unerreichbar gemacht. Doch beruhigt es mich, daß Sie wenigstens den Entschluß gefaßt haben, eine dieses Glück vor Allem bedrohende Verbindung aufzugeben.

Dorriforth.

Ich habe ihn noch nicht gefaßt, nur andeuten wollen, wohin ihr Betragen nothwendig führen müsse. Ich scheue mich, einen Entschluß zu fassen, denn ich bin gewohnt, meine Entschlüsse als unwiderruflich zu betrachten.

(Er geht zur Linken ab, Sandford folgt.)

Verwandlung.

Ein Zimmer der Miß Millner.

Sechster Auftritt.

Miß Millner im Morgenkleide und Miß Woodley kommen von der Rechten. Dann Mary.

Millner.

Ist es auch wahr, daß dieser Morgenanzug mich von allen am vortheilhaftesten kleidet? (Sie tritt vor den Spiegel.) Wie finden Sie mich, liebe Woodley?

Woodley.

Wie immer, Liebe, sehr reizend, nur nicht in der Stimmung, in der Sie seyn sollten.

Millner.

In welcher Stimmung sollte ich denn seyn?

Woodley.

In einer ernsten, dünkt mich, nach dem Vorfalle dieses Morgens.

Millner.

Den kann ich mir unmöglich sehr zu Herzen nehmen.

Woodley.

Dann weiß ich nicht, was Sie sich jemals zu Herzen nehmen wollen.

Millner.

Liebe Freundin, Sie sind älter, klüger und besser, als ich; aber die Männer beurtheile ich richtiger, als Sie. Haben Sie denn wirklich Elmwoods Drohungen für Ernst gehalten? Es war nichts, als eine Aufwallung des Zorns, das bewies seine Ungeduld, mich zu sprechen. Hätte er wirklich den Entschluß gefaßt, mit dem er prahlte, so hätte er, jeder Erklärung auszuweichen, mich heute oder auch länger vermieden, wäre dann mit ruhiger, kalter Freundlichkeit zu

mir gekommen, oder hätte mir geschrieben, um mir seinen Entschluß kund zu thun. Sie werden sehen, daß ich Recht habe: in weniger als einer Stunde ist er hier, und bittet um Verzeihung.

Woodley.

Sie könnten sich irren, liebe Freundin. Ich kenne Mylord länger als Sie: er ist nicht der Mann, der um Verzeihung bittet, wo er Recht hat.

Millner.

Recht hätte er gehabt, mir zu sagen: wir müssen uns trennen, wie man zu einem Dienstboten sagt, den man verabschieden will? Ich würde es meinem Kammermädchen mit mehr Schonung sagen.

Woodley.

In der Wahl des Ausdrucks kann er gefehlt haben, in der Sache hat er Recht. Sie hätten ihm gehorchen sollen — — —

Millner.

Gehorchen? Dem Vormund habe ich gehorcht, dem Gatten werde ich wieder gehorchen; dem Bräutigam — nimmermehr. Jetzt ist es an ihm zu gehorchen. Das ist ein Recht, das

Natur und Sitte uns gegeben, eine kurze Herrschaft für lebenslängliche Dienstbarkeit.

Woodley.

Ist das nicht eine Grille, liebste Millner?

Millner.

Sie würden es nicht dafür halten, wenn Sie je in meiner Lage gewesen wären. Ich will mein Recht, und in seinem vollsten Glanze. Versagt er es mir, so liebt er mich nicht.

Woodley.

Sie kommen immer wieder auf diese Behauptung zurück.

Millner.

Natürlich. Darf, muß eine Liebe, wie die meinige, nicht gleiches Maß von Gegenliebe fordern? Ist denn grenzenlose Liebe nicht der geringste Preis für die Hingebung unsers ganzen Wesens? Er ist meiner Liebe gewiß. Ich habe Jahre in Angst und Thränen verlebt aus Liebe zu ihm; ich habe die bittersten Kämpfe mit mir selbst gekämpft aus Liebe zu ihm; ich bin an den Pforten des Todes gewesen aus Liebe zu ihm: das weiß er. Welche Gewißheit aber habe ich? Sind liebkosende Worte, sind Schwüre gültige Zeugen? Nein. Darum soll er freund-

lich billigen, was ihm mißfällt, geduldig tragen, was ihn drückt, heiter scherzend aufnehmen, was ihn beleidigt, und mir dadurch seine Liebe beweisen.

Woodley.

Aber, meine seltsame Freundin, sehen Sie denn nicht, daß Sie durch diese Forderung ihm Ihre Liebe verdächtig machen.

Millner.

Das ist unmöglich. Er hat eine Gewißheit, die für sein Herz unerschütterlich seyn muß. Und hätte er auch das Vergangene durchaus vergessen, so müßte er in meinen Blicken, im Ton meiner Stimme, in allen Bewegungen Bürgen meiner Liebe finden, denn ich fühle es selbst, daß sie alle mein Herz verrathen, das nur voll ist von Liebe zu ihm.

Woodley.

Wenn er dieß auch auf der einen Seite findet, muß ihm nicht auf der andern die Vernunft sagen — — —

Millner.

Nichts muß seine Vernunft ihm sagen. Wo die Liebe spricht, soll die Vernunft keine Stimme haben; wo diese spricht, schweigt die Liebe.

Glauben und Liebe fordere ich von ihm, keine Vernunft.

(Mary tritt ein.)

Mary.

Mylord Lawnly bittet um die Erlaubniß, Madam, Ihnen aufwarten zu dürfen.

Woodley (erschrocken).

Lord Lawnly? Um des Himmelswillen, schicken Sie ihn fort.

Millner

(nach einem Augenblick der Ueberlegung).

Unerwartet, doch gelegen. Gerade jetzt muß ich ihn annehmen. (Zu Mary.) Es wird mir angenehm seyn.

(Mary geht ab.)

Woodley.

O Gott! Was thun Sie! Wenn es Mylord erfährt — —

Millner.

Er soll es erfahren.

Woodley.

O! wie muthwillig setzen Sie das Glück Ihres Lebens auf das Spiel!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Lord Lawnly durch die Mittelthür eintretend; später Dorrisforth.

Lawnly.

Darf ich hoffen, Madam, daß Sie meine Kühnheit verzeihen?

Millner.

Ich muß wohl sehr geneigt dazu seyn, Mylord, denn Ihre Güte hätte mich gewiß entschuldigt, wenn ich so kurze Zeit nach einem ermüdenden Vergnügen die Ehre Ihres Besuches abgelehnt hätte. (Auf einen Sessel deutend.) Darf ich bitten, Mylord. (Sie setzen sich.)

Lawnly.

Wohl mir, daß die strenge Göttin, die uns in vergangener Nacht Alle zur Verzweiflung brachte, wieder zur milden, schönen Menschlichkeit herabgestiegen ist. Aber um so gefährlicher — — —

Millner.

Ich bin ein harmloses, friedliebendes Geschöpf, Mylord; man sagt mir also nichts Angenehmes, wenn man mich gefährlich nennt. Wollen Sie mich aber neugierig nennen, so muß

ich es mir gefallen lassen, denn ich kann mich der Frage nicht enthalten, welchem Zufalle ich das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen, verdanke.

Lawnly.

In der That, Madam, mein unglücklicher Stern hat mich so lange Zeit hindurch gezwungen, meine Schuldigkeit gegen Sie zu vernachlässigen, daß mir ein sehr glücklicher Zufall zu Hülfe kommen mußte, wenn ich es wagen sollte, ein verwirktes Recht wieder in Anspruch zu nehmen.

Millner.

Und dieser glückliche Zufall?

Lawnly.

Hier ist er. (Er überreicht ihr ein Päckchen.) Diese Spange, die Sie von Ihrem Göttergewande verloren haben.

Millner
(das Päckchen öffnend).

In der That, es ist die meinige. Ich bin Ihnen unendlich verbunden, Mylord.

Lawnly.

Nicht unendlich, Madam: Sie müssen mir einen höhern Grad übrig lassen, denn zu der sauern Pflicht, nach einem Balle bei zwanzig

Damen herum zu fragen, wie sie geruht, hole ich mir bei Ihnen Stärkung.

Millner.

Könnten die Damen, denen Sie die Ehre Ihres Besuches zugedacht haben, Sie hören, Ihr Empfang würde nicht der glänzendste seyn.

Lawnly.

Und doch ist es nur die lauterste Wahrheit. Sie selbst, Madam, würden mir Recht geben, wenn Sie wüßten, was zum Beispiel ein Morgenbesuch nach einem Balle bei Lady Eward heißt.

Millner.

Mylady schläft zuverlässig noch, und wir wollen sie ruhen lassen. Man sagt, daß den Leuten die Ohren klingen, wenn von ihnen gesprochen wird: das möchte Lady Eward doch im Schlafe stören.

Lawnly.

Immer mild und menschenfreundlich.

(Derriforth tritt zur Mittelthür herein, stuzt und will umkehren.)

Millner (aufstehend, zu ihm).

Mylord, wollen Sie uns nicht beehren? Es ist Lord Lawnly.

(Lawnly ist ebenfalls aufgestanden, und hat sich zu Dorriforth gekehrt, dem man während des Folgenden die heftigste Bewegung und das gewaltsame Ringen nach Fassung anmerkt.)

Dorriforth.

Ha! (Er nähert sich.) Vergeben Sie, Mylord! — ich habe Sie — nicht sogleich erkannt.

Lawnly.

Weil Sie mich nicht hier vermutheten, wollen Sie sagen. In der That, Mylord, ich habe um Verzeihung zu bitten. Miß Millner hatte auf dem Balle eine Spange verloren, und ich war so glücklich, sie ihr wiederbringen zu können.

Dorriforth.

Ohne Entschuldigung, Mylord, — ohne Entschuldigung. Miß Millner empfängt, wen sie will.

Woodley
(ihm einen Stuhl bringend).

Ist Ihnen nicht gefällig, Mylord?

Dorriforth.

Ich danke.

(Miß Millner und Lawnly setzen sich wieder.)

Millner.

Mylord, Sie wollten mir einen Morgenbesuch bei Lady Eward schildern.

Lawnly.

Ich fürchte, die Aufgabe übersteigt meine Kräfte; doch es sey versucht. Die ehemalige Pächterstochter, eine Riesin von Gesundheit, empfängt mich in einem Kabinette, dessen Fenster mit gelben Vorhängen verschlossen sind. Bemerken Sie wohl, Madam, mit gelben. Ihre Päonien-Wangen deckt ein künstliches Blaß, und um ihre Augen sind graublaue Ränder geschminkt. So auf dem Sopha ruhend, klagt sie mit leiser Stimme und in abgebrochenen Phrasen über ihre Erschöpfung, ihre Vernichtung, schilt sich eine Thörin, daß sie sich rücksichtslos der Gesellschaft opfere, und bejammert die Weichheit ihres Herzens, das den Zudringlichkeiten ihrer Freunde nicht widerstehen könne.

Miltner.

Man sagt in der That, daß ihr Herz sehr empfänglich sey.

Lawnly.

Ja, das behaupten alle diejenigen, die sich ein Vergnügen daraus machen, die verborgenen Tugenden ihrer Nebenmenschen an das Licht zu ziehen.

(Miß Woodley hat einigemale versucht, ein Gespräch mit Dorriforth anzuknüpfen; er ist ihr aber im-

mer ausgewichen. Jetzt geht er fest und ruhig durch die Mitte ab.)

Lawnly.

Mylord geht? Ein vortrefflicher Mann! Schade, daß seine Erziehung ihn so ernst, ich möchte sagen, finster gemacht hat.

Millner.

Mich dünkt, Mylord, dieser Ernst gehört nothwendig zu seinem Wesen; man würde ihn vermissen, wenn er fehlte. (Sie steht auf.)

Lawnly (ebenfalls aufstehend).

Madam, ich will Ihre Güte nicht länger mißbrauchen. Sie haben durch Ihr Erscheinen auf dem Maskenballe der Gesellschaft ein Pfand gegeben, daß Sie wieder wesentlich zu ihrer Verschönerung beitragen wollen. Ich hoffe und flehe, daß Sie dieses Pfand nicht uneingelöset lassen.

Millner.

Sehr verbindlich, Mylord. Aber Sie wissen wohl, daß man in solchen Angelegenheiten gern die Laune des Augenblickes zu Rathe zieht.

Lawnly.

Möge die Ihrige uns immer günstig seyn.
(Er empfiehlt sich und geht ab.)

Achter Auftritt.

Miß Millner. Miß Woodley, ſpäter Marv.

Millner.

Triumph, liebe Woodley, Triumph! Ich habe den vollkommenſten Sieg errungen. Er liebt mich, er liebt mich, wie mein Herz es wünſcht, wahrhaft, innig, ſchrankenlos.

Woodley.

Daran hätten Sie niemals zweifeln ſollen.

Millner.

Ich glaubte wohl, daß er mich liebte, aber ſolch einen überzeugenden, beglückenden Beweis ſeiner Liebe hatte ich noch nicht. Haben Sie ſeinen Schreck, ſein Zittern, ſein mühſames Ringen nach Faſſung, das Beben ſeiner Stimme bemerkt? Haben Sie nicht? Ich fürchte, Sie haben nicht.

Woodley.

Ich habe Alles geſehen, was Sie ſagen, theure Freundin; aber es iſt mir auch nicht entgangen, daß er zuletzt die Faſſung, die ihm Anfangs fehlte, errungen hatte, und uns mit der Haltung eines Mannes verließ, der einen Entſchluß gefaßt hat.

Millner.

Einen Entschluß?

Woodley.

Ja, liebe Millner, und ich fürchte, wenn Mylord einen Entschluß gefaßt hat, so ist es für immer.

Millner.

So soll es auch seyn: denn was könnte er Anderes beschlossen haben, als sich zu unterwerfen?

Woodley.

Wenn es nun doch ein Anderes wäre?

Millner.

Unmöglich! Was wollte er denn jetzt hier? Kam er nicht, mich um Verzeihung zu bitten? Hätte ich gewußt, daß er sobald kommen würde, ich hätte Lord Lawnly nicht angenommen. Doch ja! ich segne den glücklichen Zufall, der ihn hergeführt, ich freue mich, ihn angenommen zu haben. Sein Besuch hat mir eine Ueberzeugung geschenkt, die ich um keinen Preis der Welt entbehren möchte: ich weiß nun, daß Elmwood mich darum nicht weniger liebt, weil er weiß, daß ich ihn zuerst geliebt habe.

Woodley.

Kann er aber nicht glauben, daß Sie Lord Lawnly aufs Neue Hoffnung gegeben?

Millner.

Nein, das kann er nicht, wenn er mich liebt, und er liebt mich. Ist denn auch der Besuch des Lords etwas so Außerordentliches? Ja, wäre mein Verhältniß zu Elmwood schon in der Welt bekannt, dann freilich könnte er diesen Besuch unbegreiflich finden. Ich höre kommen. Er ist es.

(Mary tritt zur Mittelthüre herein.)

Mary

(Miß Millner einen Brief überreichend).

Ein Brief an Sie, Madam.

Millner.

Von wem?

Mary.

Von Mylord; Thomson hat ihn gebracht.

Woodley (erschrocken).

Von Mylord?

Millner

(sich fassend, zu Mary.)

Es ist gut.

(Mary geht ab.)

Woodley.

Ein Brief von Mylord!

Millner.

Nun ja, von Mylord. — Es ist sein Siegel und seine Hand. — Allerdings von Mylord — Darf er mir denn nicht schreiben?

(Sie legt den Brief auf den Tisch.)

Woodley.

Was kann der Brief enthalten?

Millner.

Was sonst, als das Bekenntniß seiner Sünden, die Versicherung aufrichtiger Reue, das Gelübde der Besserung? (Mit immer fühlbar werdendem Zwange.) Gewiß! — gewiß! Beichte und Bitte um Absolution.

Woodley.

Sollte er dazu die schriftliche Mittheilung wählen?

Millner.

Mich dünkt, ein altes Sprüchwort sagt: ein Brief erröthet nicht.

Woodley.

Wollen Sie ihn denn nicht lesen?

Millner.

Es eilt nicht — Ich weiß ja, was darin

sieht. — — — Sie sehen ja ganz erschrocken aus: (mit gezwungenem Lachen) ich wette, Sie glauben, der Brief enthalte irgend eine Hiobspost. — Seyn Sie ganz ruhig. — — Aber neugierig bin ich doch, zu sehen, in welchen Wendungen solch ein Mann um Verzeihung bittet. (Sie nimmt den Brief, und betrachtet ihn.) Das Wappen ist nicht rein ausgedrückt — die Hand hat beim Schreiben gezittert. — (Sie erbricht und liest, die Veränderung ihres ganzen Wesens wird immer sichtbarer, zuletzt läßt sie erstarrend den Brief fallen.) Er entsagt mir — er reiset ab — ich bin verloren!
(Sie sinkt zusammen.)

(Ende des vierten Aufzuges.)

Fünfter Aufzug.

Miß Millners Zimmer, von tief herabgebrannten Kerzen erleuchtet.

Erſter Auftritt.

Miß Millner ſitzt am Tiſche; vor ihr liegen zwei Briefe.

Millner.
(auf den einen Brief deutend).

Das war der Scheidebrief. — Ach! Da war noch Hoffnung — ein Augenblick hatte ihn erzeugt, — — — ein Augenblick könnte ihn vernichten. — (Auf den andern Brief deutend.) Das iſt ſein letzter Wille. — Welche Hoffnung

reicht über ein Letztes hinaus! Keine! keine! (Sie lieſt.) „Die Schriften, die ſich auf Ihr Ver„mögen und überhaupt auf die Führung meiner „Vormundſchaft beziehen, wird Ihnen nach mei„ner Abreiſe mein Freund Durham verlegen; „mögen Sie darin einen Beweis finden, daß „ich wenigſtens einen Theil meiner Pflichten ge„gen Sie erfüllt habe.“ — Einen Theil? — nur einen Theil? Alle! alle! — mehr denn alle. Die Launen, die Verkehrtheiten, die Widerſprüche meiner Leidenstage, den Leichtſinn und den Uebermuth meiner glücklichen Zeit, wie freundlich, wie leutſelig hat er Alles ertragen. (Eine Uhr ſchlägt fünf. Miß Millner ſteht haſtig erſchrocken auf.) Schon? Schon? — Eine Stunde noch — und Alles iſt vorüber — Alles. Dann dehnt jede Minute die Kluft weiter aus, die uns trennt, bis das Meer zwiſchen uns liegt. Ach! über das kalte Element dringt keine Gluth des Herzens hinüber. — — Sechs furchtbare Tage habe ich verlebt, ſechs Tage, getheilt zwiſchen Einſamkeit voll Thränen, und Geſellſchaft, voll Zwang und innern Kampf. — Und wann nun mit dieſer Stunde die letzte vorüber iſt, was

dann? — was dann? — Hinter mir die schwere Schuld — vor mir die fürchterliche Vergeltung — in mir die Qual fruchtloser Reue. O mein Gott! mein Gott! Habe ich denn das verdient? Kann ich so jung noch das schon verdient haben? (Sie bricht in Thränen aus; es entsteht dadurch eine Pause.) Ich habe ja nicht gewußt, nicht geglaubt, daß es wirklich eine Kraft im Menschen gäbe, die dem allmächtigen Herzen gebieten könnte, eine Kraft, die das allbeherrschende Gefühl zu überwinden vermöchte. — Giebt es eine solche Kraft? oder ist er nur darum im Stande, mich zu verlassen, weil er mich nicht liebt? — Er liebt mich — und ich — o! ich liebe ihn höher, mächtiger, weil er mich verlassen kann. Ja! es ist männlich, es ist groß und schön, so Herr zu seyn in der eigenen Brust, mit gebrochenem Herzen sich selbst treu zu bleiben, auf der Schwelle des Todes sagen zu können: ich will das Leben nicht. — Ja, nur solch ein Mann verdient die schrankenlose Hingebung eines liebeglühenden Herzens. Ich will hin zu ihm — ich will mich zu seinen Füßen werfen — meine Vergehen bekennen — um Gnade flehen wie die Sünderin, die sich vor dem Tode fürchtet — er wird ver-

geben. (Sie thut raſch einige Schritte nach der Mittelthür zu, bleibt dann aber plötzlich ſtehen.) Wird er? — (Zurückkehrend.) Er wird nicht. Alles, was in dieſen ſechs fürchterlichen Tagen geſchehen iſt, zeugt von der Unabänderlichkeit ſeines Entſchluſſes — er würde nicht. — Und wenn auch — — Sollte denn jeder düſtere Blick von ihm mir verwerfen: Du haſt um meine Liebe gebettelt, nur aus Mitleid — — Nimmermehr! Würdiger Stolz, verlaß mich nicht! Hätte ich darum ſo lange den ſchmerzlichen Kampf mit mir ſelbſt gekämpft, um im letzten Augenblicke den Preis zu verlieren? Bleibe wach, Selbſtgefühl! nur noch eine Stunde bleibe wach! Dann magſt Du einſchlafen mit allen Kräften meiner Seele.

Zweiter Auftritt.

Miß Millner. Miß Woodley von der Rechten kommend.

Woodley.

Guten Morgen, liebe Millner.

Millner (ihr die Hand reichend).

Guten — — —? Ach! es geſchehen keine Wunder mehr.

Woodley.

Sie haben sich trotz meiner Bitte doch nicht niedergelegt.

Millner.

Warum hätte ich auch? Ist denn der Schlaf der unzertrennliche Gefährte der Nacht? Was hat solch eine Nacht, eine letzte Nacht, mit dem Schlafe zu thun?

Woodley.

Man legt sich nieder, um dem Schlafe den Weg zu bahnen, und wenn er auch nicht kommt, so hat der Körper doch geruht, und der Geist ist darum gefaßter.

Millner.

Bin ich denn nicht gefaßt? Habe ich denn in den fünf Tagen, wann er zugegen war, durch einen Laut, einen Blick, ja nur ein Zucken des Mundes den Zustand meiner Seele verrathen?

Woodley.

Nein, wahrlich nicht, theure Freundin, und von dieser Selbstbeherrschung hoffe ich Ihre vollkommene Genesung.

Millner.

Sie hoffen? O! nennen Sie mir das heillose Wort nicht mehr. Man kann hoffen, bis

man den Verſtand darüber verliert. Aber gefaßt bin ich, und bin es geweſen. Habe ich nicht noch geſtern Mittag mit ihm geſprochen, als würde ich bis an das Ende meines Lebens täglich mit ihm ſprechen? Nur als er Abends Abſchied nahm, weil er ſo früh reiſen wollte, als er zuletzt auch mir die Hand reichte zum ewigen Lebewohl — da — freilich — da konnte ich nicht mehr ſprechen. Vielleicht hätte ich es auch da noch gekonnt, wenn er mich eines Wortes gewürdigt hätte.

Woodley.

Gewürdigt? Wie können Sie ſo ſprechen, liebe Millner? Er war vielleicht eben ſo wenig wie Sie im Stande ein Wort hervorzubringen.

Millner.

Glauben Sie? Ich geſtehe Ihnen — ich habe es auch gedacht. — Glauben Sie wirklich?

Woodley.

Ich bin davon überzeugt.

Millner.

Ach! liebe Woodley, ich ſehe wohl, Sie behandeln mich wie ein krankes Kind, dem man Mond und Sterne zum Spielzeuge verſpricht,

damit es sich eine bittere Arzenei gefallen lasse. — — — Sie werden ihn noch sehen?

Woodley.

Ja, ich werde mit den Herren frühstücken. Ich will den Mann, mit dem ich funfzehn Jahre unter einem Dache gelebt habe, so lange sehen, als es in meiner Macht steht.

Millner.

O, daß ich es auch könnte!

Woodley.

Herr Sandford hat Sie ja eingeladen, noch bei dem Frühstück zu erscheinen.

Millner.

Er hat es. O! ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich Sandfords gütiges Betragen am gestrigen Abend gerührt hat. Ich sehe es nun ein, er hat mich nicht gehaßt, nur meine Thorheiten hat er verdammt; er würde mein Freund gewesen seyn, wenn ich es gewollt hätte. — — O! liebe Freundin, sagen Sie mir, darf ich mit Ihnen gehen? darf ich?

Woodley.

Das muß Ihr Herz Ihnen sagen. Glauben Sie, daß ein nochmaliger Abschied von Mylord nur Ihren Schmerz erneuern wird, so blei-

ben Sie lieber fern. Fühlen Sie aber, daß es tröstlich für Sie seyn würde, ihm ein offeneres Lebewohl zu sagen, als gestern, nun so kommen Sie in des Himmels Namen mit.

Millner.

Ach! weiß ich denn —? Ich weiß ja nicht. (Sie wirft sich weinend in Miß Woodleys Arme.) Nur noch einmal ihn sehen — noch einmal seine Stimme hören.

Woodley (sie aufrichtend).

So lassen Sie uns gehen.

Millner.

Nein! — ich darf doch nicht — — ich darf ja nicht. Er will mich nicht mehr sehen. Ich darf nicht.

Woodley.

Wenn er aber nach Ihnen fragt — —

Millner.

Wenn er nach mir fragt, ja — dann — dann komme ich gern. Gehen Sie, liebste Woodley, gehen Sie! Fragt er nach mir, — glauben Sie, er wird? — fragt er nach mir, so lassen Sie mich rufen; sonst nicht. O, gehen Sie, ehe es zu spät wird. Aber täuschen Sie mich nicht.

Woodley.

Nein, gewiß nicht.

(Sie geht durch die Mittelthür ab.)

Millner.

Wenn — wenn — — Er wird nicht nach mir fragen — er wird nicht — — dann will ich auch nicht hingehen. Ich habe ihm meine Schwäche nicht verbergen können, er soll auch meine Stärke kennen lernen. (Sie tritt vor den Spiegel.) Meine Augen sind verweint. (Sie haucht auf ihr Tuch und trocknet ihre Augen damit.) Hinweg, verrätherisches Roth! Du sollst auch nicht für mich bitten. — Ja, wüßte ich nichts von euch, ihr Thränenspuren, bätet ihr für mich, ohne daß ich es ahnete, dann wäret ihr freundlich — (Sie schreckt plötzlich auf.) Ich höre einen Wagen rollen — er reiset ab — ich sehe ihn niemals wieder.

(Sie eilt in das Seitenzimmer zur Rechten.)

Verwandlung.

Der Saal wie im vierten Aufzuge.

Dritter Auftritt.

Ein Bedienter kommt mit Theegeschirr, setzt einen Tisch und drei Stühle zurecht, und geht wieder ab. Bald darauf treten Sandford und Miß Woodley herein.

Sandford.

Ja, liebe Miß Woodley, das ist das Unhaltbare alles Irdischen, alles dessen, was der Mensch beschließt, entwirft, aufstellt. Nach so langem Zusammenleben zerstreuen wir uns nun hierhin und dorthin. Mylord geht in ferne Länder, Sie begleiten Ihre Freundin nach Bath, ich ziehe mich in die Einsamkeit von Elmwoodhouse zurück, und es ist mehr als zweifelhaft, ob wir uns jemals wieder zusammenfinden.

Woodley.

Ja, Sir, es sind die Tage, von denen es heißt, sie gefallen mir nicht. Doch ich hoffe, Ergebung in die Fügung des Himmels wird auch sie erträglich machen.

Sandford.

Diese Ergebung wünsche ich Jeglichem von uns. Wann reiset Miß Millner ab?

Woodley.

Es ist noch nicht gewiß; doch wahrscheinlich übermorgen.

Sandford.

Es ist ein Glück für Miß Millner, daß in dieser Zeit eine Freundin wie Sie neben ihr steht. Ich bin überzeugt, daß Sie Alles aufbieten werden, um sie zu der Ergebung zu führen, die allein die kranke Seele heilen kann.

Woodley.

Möge mir nur der Himmel Kraft dazu verleihen!

Sandford.

Er wird es. Wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich wäre, so möchte ich Sie wohl bitten, mich dann und wann wissen zu lassen, wie es Ihnen Beiden geht.

Woodley.

Mit Vergnügen, Sir, und meine Freundin wird sich gewiß dieses Beweises Ihrer gütigen Gesinnung freuen, wie schon die Theilnahme, die Sie gestern Abend ihr bezeigten, sie herzlich gerührt hat.

Sandford.

Wirklich? Hat sie das? Ja, ich kann Ih-

nen sagen, Miß Woodley, die bleiche Gestalt Ihrer Freundin und die innere Zerrüttung, die ich an ihr gewahrte, hat mich seltsam ergriffen. Sie muß Mylord doch recht sehr, recht von Herzensgrunde geliebt haben, und wo viel Liebe ist, da ist auch noch anderes Gute, wenn es auch zur Zeit noch schlummert.

Woodley.

Jetzt, Sir, urtheilen Sie gewiß richtig von meiner Freundin.

Sandford.

Ich habe sie eigentlich immer so beurtheilt, nur, weil mir, was der Mensch seyn könnte, nichts, was er ist, aber Alles gilt, so habe ich ihr Betragen nie billigen können. Jetzt, scheint es, bereuet sie ernstlich, und mehr als aufrichtige Reue fordert auch die höchste Richterin auf Erden, die heilige Kirche, nicht, um zu vergeben.

Woodley.

Möchte doch Mylord auch so denken!

Sandford.

Er denkt gewiß nicht anders.

Woodley.

Dann würde er uns nicht verlassen.

Sandford.

Das ist ein Anderes, Miß Woodley. Reue giebt zwar Hoffnung; aber Hoffnung, wie gegründet sie auch erscheinen mag, ist doch nie Gewißheit, und können Sie verlangen, daß Mylord da Glück seines ganzen Lebens auf ein Ungewisses baue. soll? — Nein! Ich kann seinen Entschluß nur billigen.

Woodley.

Möge er ihm nie gereuen.

Vierter Auftritt.

Vorige. Dorriforth in Reisekleidern mit dem Hute von der Linken kommend.

Dorriforth.

Guten Morgen! Ah! Miß Woodley hier?

Woodley.

Ja, Mylord; ich konnte es nicht ertragen, früher als es die Nothwendigkeit erfordert, von einem Manne zu scheiden, der so lange mein Beschützer, mein Wohlthäter — — —

Dorriforth.

Ich bitte. — Es ist mir lieb, Sie noch zu sehen.

(Miß Woodley klingelt, worauf ein Bedienter Thee bringt, und wieder abgeht. Die Anwesenden setzen sich zum Frühstück nieder, Miß Woodley in der Mitte, Dorriforth zur Linken, Sandford zur Rechten. Miß Woodley schenkt ein u. s. w.)

Sandford (nach einer Pause).

Wo haben Sie denn diese Nacht geschlafen, Mylord?

Dorriforth.

Wie so?

Sandford.

Ich war in Ihrem Schlafzimmer, und fand Ihr Bett unberührt.

Dorriforth.

Ich habe nirgends geschlafen. Ich hätte doch sehr früh aufstehen müssen, um noch Manches mit meinem Verwalter zu ordnen; so schien es mir besser, mich nicht erst niederzulegen.

Woodley.

Dann haben Sie gethan, wie Miß Millner; die hat sich auch nicht zur Ruhe begeben.

Dorriforth (erschüttert).

Nicht? Auch nicht?

Woodley.

Nein, meiner Vorstellungen ungeachtet.

Sandford.

Sie ist also auf?

Woodley.

Da sie nicht schlafen gegangen ist, muß sie wohl auf seyn.

Sandford.

Sie haben Recht. Man thut zuweilen gedankenlose Fragen. Wenn sie aber auf ist, warum ist sie denn nicht mit Ihnen herüber gekommen?

Woodley.

Ich weiß nicht. Aber vermuthlich hat sie geglaubt, daß man sie hier vielleicht nicht gern sehen würde.

Sandford.

Wie so? Glaubt sie denn, daß hier Jemand feindlich gegen sie gesinnt ist? Wie kann sie das glauben? Sie hätte wenigstens sehr Unrecht. Da sie schon übermorgen reiset, so werde ich sie wahrscheinlich sobald nicht wiedersehen; ich möchte ihr wohl ein Wort zum Abschiede sagen. Lassen Sie sie doch herüberbitten, Miß Woodley! Ich bin überzeugt, daß Mylord nichts dagegen hat.

Dorrisorth.

Wie es ihr gut dünkt.

Woodley.

So will ich sie selbst fragen, ob sie kommen will, wenn Mylord es erlaubt.

(Sie geht zur rechten Seite ab.)

Sandford (nach einer Pause).

Gedenken Sie durch die Marken oder durch Toscana nach Rom zu gehen?

Dorriforth.

Ueber Lorette.

Sandford (nach einer Pause).

Sie werden doch eilen müssen, Mylord, um noch zu rechter Zeit über die Alpen zu kommen.

Dorriforth.

Das werde ich auch.

Fünfter Auftritt.

Dorriforth, Sandford, Miß Woodley mit Miß Millner von der Rechten kommend. Später Thomson.

(Sobald die Damen eingetreten, stehen die Herren auf; nach einer stummen Begrüßung setzt Dorriforth einen Stuhl für Miß Millner neben Sandfords Stuhl, und ladet sie durch ein Zeichen ein, Platz zu nehmen, sie erwiedert sein Zeichen durch eine stumme Verbeugung, ohne sich zum Niedersetzen anzuschicken.)

Sandford

(Miß Millners Hand fassend).

Kommen Sie, liebe Miß Millner! Setzen Sie sich zu uns. (Er führt sie zu dem Stuhle.)

Millner (sich setzend).

Sie sind — sehr gütig.

(Alle setzen sich wieder. Pause.)

Sandford.

Es ist mir sehr lieb, Miß Millner, daß Sie uns Ihre Gegenwart schenken: ich würde es nicht gewagt haben, zu Ihnen zu kommen, und doch hätte es mir leid gethan, Ihnen nicht Lebewohl zu sagen, da Sie London früher verlassen wollen, als ich zurückkehre.

(Millner will antworten, vermag es aber nicht; man sieht nur die Bewegung des Mundes.)

Woodley (ihr eine Tasse reichend).

Ist Ihnen gefällig, liebe Millner?

(Millner nimmt in heftiger Bewegung die Tasse; ihre Hand zittert aber so sehr, daß sie in Gefahr ist, sie fallen zu lassen.)

Sandford (zugreifend).

Der Thee ist Ihnen zu heiß? (Er nimmt ihr die Tasse ab, und setzt sie auf den Tisch.) Würden Sie vielleicht lieber Kaffee trinken?

Millner (mit großer Anstrengung).

Ich werde gar nicht — —

(Die Stimme versagt ihr.)

Woodley (einfallend).

Es freut mich, Mylord, daß sich der Him-

mel aufgeheitert hat: gestern Abend drohte es mit Regen.

Dorriforth.

Ich achte wenig auf das Wetter.

(Millner verräth, daß der Laut seiner Stimme sie bewegt.)

(Thomson in Reisekleidern tritt zur Mittelthüre herein.)

Thomson.

Mylord, der Wagen ist vorgefahren.

(Miß Millner schrickt heftig zusammen, so daß sie auf dem Stuhle wankt. Auch Dorriforth und Miß Woodley sind ergriffen.)

Sandford.

Schon? Hat es denn so große Eile?

Dorriforth

(sich fassend, zu Thomson).

Es ist gut.

(Thomson geht ab.)

(Es entsteht eine Pause; Dorriforth macht eine Bewegung, aufzustehen, bleibt aber sitzen. Miß Millner faßt unbewußt Sandfords Arm, der sie mit Trauer beobachtet. Endlich steht Dorriforth plötzlich auf, und geht nach seinem Hute. Miß Woodley und Sandford stehen ebenfalls auf; auch Miß Millner will es, ist es aber nicht im Stande, und macht mit der Hand gegen Miß Woodley eine Bewegung, die um Hülfe zu bitten scheint. Miß Woodley will um den Tisch auf der linken Seite herum zu ihr, wird aber von Dorriforth aufgehalten, der ihr die Hand reicht.)

Dorriforth.

Leben Sie wohl, verehrte Freundin! Empfangen Sie nochmals meinen Dank für die Freundschaft, die Sie und Ihre selige Tante mir so viel Jahre hindurch erzeigt haben.

Woodley (weinend).

O Mylord! Beschämen Sie mich nicht im letzten Augenblicke durch solchen Dank! Leben Sie wohl! reisen Sie glücklich! vergessen Sie uns nicht! Seyn Sie versichert, daß ich mich nie meinem Schöpfer nahen werde, ohne aus vollem Herzen für Ihre Ruhe, für Ihr Wohl zu beten.

Dorriforth.

Wohl mir, daß ein so reines Herz für mich beten kann. (Leiser sprechend.) Seyn Sie Ihrer Freundin auch in Zukunft, was Sie ihr bisher gewesen. (Er spricht so leise weiter, daß es unhörbar wird.)

Sandford

(zu Miß Millner tretend und ihr die Hand reichend).

Sollten wir uns nach meiner Rückkehr nicht mehr wiedersehen, liebe Miß Millner, so leben Sie wohl. Wenn Ihnen der Himmel eine heitere Zukunft schenkt, so erfüllt er meinen herzlichen Wunsch. Wir scheiden als Freunde und in Frieden.

(Millner versucht zu antworten, kann es aber nicht, und küßt seine Hand in heftiger Bewegung.)

Sandford (die Hand wegziehend).

Liebe Miß — — (Er legt die Hand auf ihr Haupt.) Meine Tochter, Gott sey mit Ihnen!

(Dorriforth, der unterdessen sein Gespräch mit Miß Woodley geendigt hat, geht auf Miß Millner zu. Sie steht mit der äußersten Anstrengung auf, hält sich aber mit der Rechten an dem Stuhle fest. Miß Woodley tritt an ihre rechte Seite. Dorriforth faßt ihre linke Hand, will sprechen, vermag es aber nicht, und so bleiben sie einige Augenblicke stumm in dieser Stellung. Sandford, der nach der Thüre gegangen ist, gleichsam um ihren Abschied nicht zu sehen, betrachtet sie von fern einige Augenblicke, dann kehrt er zurück, und tritt zwischen Beide.)

Sandford

(mit der Heftigkeit, die Rührung verbergen soll).

Was soll das, Mylord? Verzweiflung in Ihren Zügen, unwillkührliche Thränen (auf Miß Millner deutend) aus diesem starren Auge? Können Sie scheiden, so scheiden Sie augenblicklich! Können Sie nicht, so knüpfen Sie das Band, das es ihr unmöglich macht, Sie ferner zu beleidigen, das ihr Pflichten auferlegt, die zu heilig sind, um von einem edlen Wesen je verletzt zu werden. — — Mylord, Sie lieben Miß Millner?

Dorriforth.

Unaussprechlich!

Sandford.

Und Sie, Miß Millner?

Millner

(Miß Woodley umklammernd, und ihr Gesicht an deren Schultern verbergend).

Bis zum Tode!

Sandford.

Nun, solche Liebe ist auch ein Fingerzeig des Himmels. (Ihre noch immer vereinten Hände emporhebend.) So verlobe ich Euch, kraft meines priesterlichen Amtes, im Namen Gottes, des Allmächtigen.

Dorrisorth

(Miß Millner sanft zu sich ziehend).

Mathilde!

Millner

(schluchzend in seine Arme sinkend).

Vergebung!

Ende.

1011 4645

Das

Mährchen im Traum.

Ein dramatisches Gedicht

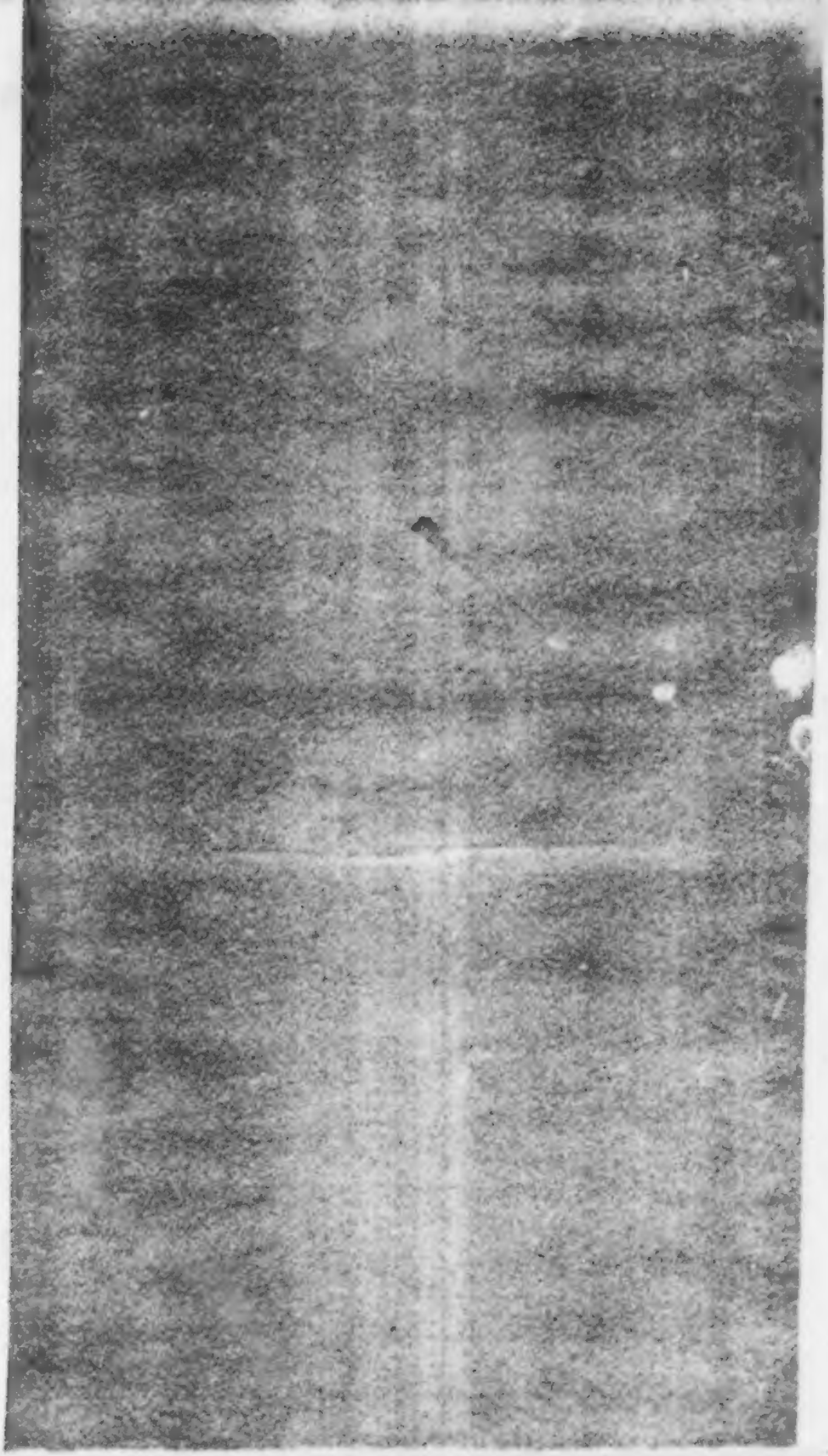
in drei Abtheilungen:

Der Abend, die Nacht und der Morgen,

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg
bei Hoffmann und Campe.
1836.



Das

Das Mährchen im Traum.

Ein dramatiſches Gedicht

in drei Abtheilungen:

der Abend, die Nacht und der Morgen.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Almanach dramatischer Spiele von A. v. Kotzebue, fortgef. von C. Lebrün, für die J. 1827, 1828, 1829, 1830, 1831, 1832, 1833 u. 1834, jeder 1 Rthlr. 16 Gr.

Börne, L., gesammelte Schriften. 8. 8 Thle. Ladenpreis 8 Thlr. — Gr.

Heine, H., Buch der Lieder. 8. 1 Rthlr. — Gr.
auf fein Velinpapier. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Reisebilder, 2. verm. Aufl. 4 Theile, 8. 7 Rthlr. — Gr.

— — der Salon. 2. Bde. 8. 3 Rthlr. 8 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Th. 8. 2 Rthlr. 8 Gr.

— — Novellen, 3 Thle. 8. 4 Rthlr. 12 Gr.

Maltitz, Freiherr G. A. von, Oliver Cromwell oder die Republikaner. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — der alte Student. Schauspiel. 8. — Rthlr. 12 Gr.

— — Pfefferkörner. 4 Hefte, 12. 2 Rthlr. 16 Gr.

Raupach, Dr. E., dramatische Werke, ernster Gattung 1r bis 4r Band. 8. jeder Band 1 Rthlr. 12 Gr.

— — dramatische Werke komischer Gattung 1r bis 4r Bd., 8. 1829—1835, zusammen 7 Rthlr. — Gr.

— — der Nibelungen-Hort, Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — Robert der Teufel, Romantisches Schauspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — Tasso's Tod. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — die feindlichen Brüder, oder Homöopath und Allopath. Possenspiel. 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — Genoveva. Trauerspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — das Sonnet. Lustspiel. 8. — Rthlr. 14 Gr.

— — der Stiefvater. Lustspiel. 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — der Zeitgeist. Possenspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

— — der Müller und sein Kind. Volksdrama. 8. — Rthlr. 20 Gr.

— — der Nasenstüber. Posse. 8. — Rthlr. 16 Gr.

— — Vormund und Mündel. Schauspiel. 8. 1 Rthlr. — Gr.

Das

Mährchen im Traum.

Ein dramatiſches Gedicht

in drei Abtheilungen:

der Abend, die Nacht und der Morgen.

von

Dr. Ernſt Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1836.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Personen.

Uberto, der Herzog.
Laura, seine Gemahlin.
Rosa, beider Kind.
Constanza, Laura's Schwester. Wittwe.
Leonardo, Ritter, Uberto's Freund.
Anna, Laura's Kammerfrau.
Ein Ungeheuer.
Ein Geist.
Traumgeister.
Eine Wärterin. Mehrere Diener.
Eine Gestalt.

Die Handlung geht vor auf dem Schlosse des Herzogs zwischen Rom und Neapel.

Erſte Abtheilung.

Der Abend.

Ein tiefes Gemach im Schloſſe des Herzogs. Im Hintergrunde eine Niſche, die rothſeidene Vorhänge decken. Thüren rechts und links; vorn zur Linken ein Fenſter. Abend.

Erſter Auftritt.

Uberto, Laura, Conſtanza und Leonardo.

Laura.

So iſt es wirklich Euer Ernſt, Uberto,
Ihr führt mich nicht zum Carneval nach Rom?

Uberto.

Mein voller Ernſt; Ihr kennt ja meine Gründe.

Laura.

Ihr wollt es nicht.

Uberto.

Ich kann es nicht.

Laura.

O freilich!
Das Leichte selbst, sobald's die Gattin wünscht,
Wird flugs unmöglich: wie vergeß' ich dieß
Im sechsten Jahre meiner süßen Ehe?

Uberto.

Der Laune dünket leicht, was sie begehrt.

Laura.

Dem Eigensinne schwer, was er versagt.

Uberto.

Als Eigensinn wirft uns die Gattin vor,
Was einst die Braut als festen Sinn gepriesen:

Laura (heftig werdend).

Die Braut war blind; der Gattin Aug' ist hell.

Uberto (gelassen bleibend).

Zu viel des Lichts im Auge blendet auch.

Laura.

Wozu der Streit? Ich will nach Rom — ich will.

Uberto.

Ich kann Euch nicht begleiten, denn Ihr wisset,
Ein dringendes Geschäft hat sich gefunden,
Das mich nach Hofe ruft, und ohne mich,
Seyd Ihr doch nicht gewillt — — —

Laura (immer heftiger).

Warum denn nicht?
Bin ich so jung, des Hüters zu bedürfen?

Uberto.

Ich sage, nein; doch anders sagt die Welt.
Vergönnt' ich's auch, Ihr thätet's wahrlich nicht,
Denn allzuwerth ist Euch die gute Sitte.

Laura.

Was? soll ich Sclavin dieser Sitte seyn?
Wer gab denn ihr Gesetz? doch nur die Bösen,
Die Andre gern verdammen, um sich selbst
Mit strenger Tugend Schimmer zu verhüllen.
Und diesen soll ich fröhnen? Mit dem Opfer
Erlaubter Freuden ihre Gunst erbuhlen?

Uberto.

So spricht ein Weib, das Lust zu straucheln hat.

Leonardo (zu Uberto).

Laßt Euch erbitten, Freund. Ich weiß gar wohl,
Wie wichtig das Geschäft ist, das Euch ruft;
Doch ist es minder wichtig, den erlaubten
Bescheidnen Wunsch der Theuren zu vergnügen,
Die einst den größten Wunsch Euch hat erfüllt?
Acht kurze Tage sind ja leicht erübrigt;
Und Euren Zweck verfehlt Ihr darum nicht.

Uberto.

Wer weiß es — — —

Laura.

Leonardo bittet nicht. —
Ihr sollt nicht bitten: es erniedrigt mich.
Nicht darum ward ich dieses Mannes Weib,
Daß ich jedwede Lust, mein eignes Lächeln,
Wohl gar die Luft am Ende, die ich athme,
Von ihm erbetteln wollte. — Keine Bitte!
Ich will nach Rom, und Ihr begleitet mich.

Uberto (gelassen).

So thut mir's leid, daß ich befehlen muß.
Es kann und soll nicht seyn. Habt gute Nacht.
(Er geht zur Linken ab.)

Zweiter Auftritt.

Laura, Constanza und Leonardo.

Laura.

Wer war die Thörin, die zuerst verblendet
Die unglückſel'gen Worte: „ich bin Dein,"
Zu einem Manne sprach? Welch ein Geschick
Hat ihrer Thorheit Beispiel uns bereitet!
Ja, die erkaufte Sclavin preis' ich glücklich;

Sie hofft doch wenigstens nicht Lieb' und Milde,
Wo sie nur Zucht und Härte finden soll.

Leonardo.

Entschuldigt meinen Freund; verehrte Frau.
Wir Männer sind der Sinnenwelt verfallen:
Bald fesseln uns des Alltagslebens Pflichten,
Und zwingen uns ein rohes Handwerk auf;
Bald naht sich keck uns die gemeine Lust,
Und reißt uns fort zu ihrem wilden Tanze;
Denn keine mitgebor'ne Heiligkeit
Sieht, wie um Euch, den Zauberkranz um uns,
Den keine Sünd' es wagt zu überschreiten.
Nimmt's Euch nun Wunder, wenn, hinabgezogen,
In dieses Lebens Sumpf und rauhe Wildniß,
Wir unempfänglich werden für das Licht,
Und für die Himmelsluft, worin Ihr wehnet?
Und, hat uns auch der ersten Liebe Flug
Zu Euch erhoben, doch von eigner Schwere
Bezwungen, bald aus Eurem Aether sinken,
Und dann vergessen, was wir dort gefühlt?

Constanza.

Ihr lästert so das eigene Geschlecht:
Wie mögt Ihr mit dem unsrigen verfahren,
Wo keines Weibes Gegenwart Euch zähmt!

Laura.

Er läſtert nicht; nur eine Wahrheit iſt es,
Die Jede, denk' ich, unſ'rer Schweſtern fühlt,
Ach! ſchmerzlich fühlt, wenn eine rauhe Hand,
Statt ſie zu ſchützen, ihr das Herz gebrochen —
Die Wahrheit, das im Leben das Gemeine
Die Herrſchaft führet, das Edle Ketten trägt.
O neidenswerthes Loos, das uns geworden!

Leonardo.

Beklagt Euch nicht! denn wäret Ihr des Lebens
Verwalterinnen an der Männer Statt,
So hätt' auch Euch das Leben unterjocht,
Ihr ſtündet nicht, wie jetzt, anbetungswürdig,
Und von den Beſſern innigſt angebetet,
In ſchöner Reinheit auf dem Hochaltare
Der Menſchheit als ihr glänzend Urbild da.

Laura.

Wir angebetet? Ja, wie Götterbilder,
Die andachtsvoll in ſeiner Kinderzeit
Der Menſch aus lauter'm Golde köſtlich formt,
Dann, wann der fromme Glaub' entwichen iſt,
Habſüchtig lachend ſchmelzt, und auf dem Markte
Die Mittel ſchnöder Luſt dafür erkauft. —
O grauſam war's vom Himmel, daß er uns
Der Liebe Neigung in den Buſen pflanzte,

Die kurzer Monden flücht'gen Rausch uns zwingt
Mit lebenslangem Jammer zu erkaufen!

Constanza.

O! dieser Zwang ist wenigstens sehr sanft,
Und gleicht der Freiheit, wie auf einem Stamme
Sich Blüth' und Blüthe gleicht.

Laura.

Das ist es eben:
Denn so verhöhnt der Himmel sein Geschöpf,
Daß er ihm sagt: Du mußt Dein Glück dort suchen,
Wo Du doch nichts als Unglück finden kannst.
Ach! Jede sieht der Schwestern traurig Loos,
Und wähnt, betrogen von des Herzens Sehnsucht,
Ein besseres zu ziehn. — Ich selbst — ich selbst — —
O wie gerecht, wie fest gegründet schien
Mir einst der Glaub' an ihn und ew'ge Wonne
An seiner Brust! wie hätt' ich den gehaßt,
Der diesen Glauben Täuschung mir gescholten!
(Halb weinend.)
Und nun — und nun — Nichts, denn ein eitler Wahn.

Constanza (zu Leonardo).

Verzeiht, Herr Ritter, wenn ich bitten muß —

Die Nacht rückt vor, und wohl ist Euch bekannt,
Es findet ein bewegt Gemüth am besten
Sich wieder in des Schlafes stiller Welt.

Leonardo.

Vergebt mir, wenn ich ungebührlich blieb.
(Zu Laura'n.)
Hat Eurem schönen Herzen einen Wunsch
Die ungerechte Wirklichkeit verweigert,
So sey der Traum gerechter gegen Euch.
Mögt Ihr sanft ruhen, edle Frau.

Laura.

Schlaft wohl.
(Leonardo entfernt sich.)

Dritter Auftritt.

Laura und Constanza.

Laura.

Warum hast Du den Ritter gehen heißen?
Sein Wort erfreut mein Herz.

Constanza.

Ich mußte wohl,
Denn Deine Stimme sagte Thränen an;
Und da sey Gott vor, daß ein fremder Mann

Die Thränen sähe, die dem Gatten zürnend
Die Gattin weint.

Laura.

Die Schande fällt auf den,
Der solche Thränen grausam ihr entlockt.

Constanza.

Von Schande nicht, von Unglück ist die Rede;
Denn glaube mir, an ein Erröthen sehen,
Ein Lächeln, einen Blick, um wie viel mehr
An eine solche Thräne knüpfen flugs
Die Männer ihrer Hoffnung Faden an;
Und weben emsig fort, und unvermuthet
Umfängt uns überall ihr böses Netz.

Laura.

Wer treibt uns dem Versucher denn entgegen?
Ist's nicht die rohe Selbstsucht unsrer Männer,
Die, Jägern gleich, mit falschen Liebestönen
Uns locken, um in Knechtschaft uns zu halten,
In müß'gen Stunden ihre Lust zu seyn?
Ja, wäre herzlos nicht der Frauen Menge,
Es gäb' auf Erden nie ein treues Weib.

Constanza.

O! könnte doch Dein Herz die Worte hören,
Die jetzt der Zorn aus Deinen Lippen stößt,
Wie würd' es Dir das Blut zur Wange treiben!

Willst Du denn nie der ältern Schwester Rath,
Nie der Erfahrnern Warnungsstimme hören?
Soll ewig nur das Blut Dein Meister seyn?
Dein Mann ist gut, ein edler sichrer Freund,
Der fest und ruhig ob dem Leben herrscht,
Nicht aber sich beherrschen läßt vom Leben,
Und also nie die Gattin in den Wirbel
Und Wechsel ew'ger Aengste ziehen wird,
Von dem ich nie Dich Zwang erleiden sah,
Als wo der Dinge Stand den Zwang gebot,
Und Du doch unbedachtsam widerstrebtest.

Laura.

O wär' er Dein, weil Du so hoch ihn hältst,
Dein, Dein mit seinen tausend Tugenden;
Wie gerne gönnt' ich Dir dieß Himmelsbild! —
Ja, einst, als um des Mädchens Gunst er warb,
Da schien er herrlich, wie Du jetzt ihn [illegible],
Doch stückweis fiel der falsche Schmuck von ihm,
Wie von dem Todten, das Gerippe blieb. —
Mein Freund nicht, nur mein Herrscher will er seyn;
Ich aber bin zum Dienen nicht geboren.

Constanza.

Wenn Du denn herrschen willst, bediene Dich
Der Waffen wenigstens, die uns geworden:

Der sanften Bitten, die so leicht den Weg
Zum Herzen finden, wenn des Weibes Liebe
Und süßes Schmeicheln es zuvor gerührt.
Wie thörigt aber setzest Du Gewalt
Der überlegenen Gewalt entgegen!

Laura.

Du redest gut: doch bin ich müde, Schwester,
Laß uns zur Ruhe gehn.

Constanza.

So ruhe wohl;
Und guter Rath mög' über Nacht Dir kommen.
(Sie küßt Laura, und geht zur Linken ab. Laura klingelt, worauf Anna von der Rechten kommt.)

Vierter Auftritt.

Laura und Anna.

Anna.

Befehlet Ihr — ?

Laura.

Ist Rosa schon zu Bette?

Anna.

Nein, Herrin.

Laura.

Geh', und laß sie zu mir bringen.

Anna (geht zur Rechten ab).

Laura
(nach einer Pause stillen Nachsinnens).

Und wenn das Herz sich nun verlassen fühlt,
Von dem verlassen, dessen Bild es einst
So fest, so innig wie der Leib die Seele,
Als eignen Lebens Quell in sich geschlossen?
Und wenn es sich nun nicht entwöhnen kann,
Daß seinen Liebespuls ein liebend Herz,
Sein Zwillingsherz, mit Liebespuls erwid're? —
Und wenn der Nordwind vom Gebirge weht,
Soll dann die Liebessängerin des Haines
Nicht südwärts ziehen und den Frühling suchen,
Wo neues Blüh'n zu neuer Liebe ruft?

Fünfter Auftritt.

Laura. Anna und Rosa von einer Wärterin geführt, kommen von der Rechten.

Laura.

Wie, Rosa? bist so spät Du aufgeblieben?

Rosa.

Der Gärtner hat viel Blumen mir geschenkt —
Es sind die ersten, sagt er — und so schön!
Da muß ich heut' noch Kränze daraus winden,
Denn morgen, Mütterchen, sind sie verwelkt.

Laura.

Da haſt Du freilich Recht, mein liebes Kind,
Nicht ſäumen muß, wer Kränze flechten will:
Denn furchtbar ſchnell verwelken alle Blumen.

Roſa.

Es iſt recht Schade. Warum blüh'n ſie nicht,
Die ganze Woch' und dann das ganze Jahr!

Laura.

Ach glücklich Kind! Dir ſchadet kein Verwelken:
Denn jeder Morgen ſchenkt Dir neue Blumen.
Behüte Gott Dich nur, daß nicht die Blume
Dir einſt verwelkt, die niemals wieder blüht. —
Jetzt geh' zu Bette, Roſa! es iſt ſpät;
Und morgen bringt der Gärtner friſche Blumen. —
Die Engel mögen Deinen Schlaf bewachen,
Du Frucht verwelkter Blumen, aber doch
(Sie küſſend)
Mein ſüßes Kind!

Roſa.

Gut' Nacht, lieb Mütterchen!
(Sie wird von der Wärterin zur Rechten abgeführt.)

Sechster Auftritt.

Laura und Anna.

Laura.

Entkleide mich. Ich will zur Ruhe geben.

Anna.

Mögt Ihr sie finden!

Laura.

Zweifelst Du daran?

Anna.

Ach, liebe Herrin! steht denn nicht geschrieben,
Dem, der schon hat, wird noch gegeben werden?
Es wird das Glück dem Glücklichen zu Theil,
Das Unglück hängt sich an des Elends Ferse;
Die Ehre hebt den Hochgebornen höher,
Den Staubgebornen drückt die Schmach zu Boden.
So wird auch Ruhe nur dem Ruhigen.

Laura.

Ja, ja! den Reichen, Schlafbedürft'gen flieht,
Den Armen, der bei nächt'ger Lampe wachend
Um Brod sich mühet, überfällt der Schlaf.
O! es ist Alles falsch auf dieser Erde.

(Anna hat sie während dessen entkleidet.)

Nun gute Nacht! und nimm die Kerzen mit!

Laura.

Der Himmel, Herrin, schenk' Euch sanften Schlaf!

(Sie geht mit den Kleidern und den Kerzen zur Rechten ab.)

Laura

(nachdem sie an das Fenster getreten ist; und es geöffnet hat).

O süße Nacht! mild wie der Jugend Zeit,
Wo in der Dämm'rung Lust an Lust sich reiht! —
Wie oft sind solcher Nächte leise Stunden
In wachen Wonneträumen mir entschwunden! —
Ach, könnt' ich jenes einst geträumte Glück,
Wenn auch im Schlaf nur, einmal wieder träumen!
O bringt es aus der Täuschung Nebelräumen
Noch einmal, holde Träume, mir zurück!
Ihr sollt den Armen ja, die Wünsche hegen,
So ungestillt verzehren ihre Brust,
An's müde Herz das Heißersehnte legen,
Und leihen des Besitzes flücht'ge Lust,
Daß neu erstarke die erschöpfte Brust.
O bringt auch mir statt Wahrheit süßes Wähnen,
Des Schlafes Lächeln statt des Wachens Thränen!

(Sie geht nach dem Hintergrunde, öffnet die Vorhänge der Nische, und legt sich in das Bett dahinter; die Vorhänge fallen zu.)

Zwischenakt.

Chor der Traumgeister.

(unsichtbar)

O freundliche Nacht! o liebliche Nacht!
Gehüllt in des Mondlichts Liliengewand,
Den Fuß umschlungen von Blumenpracht,
Das Haupt umschimmert vom Sternenband!
O heilige Nacht!
Die wieder Balsam dem Leben gebracht!

(Die Vorhänge der Nische öffnen sich wieder, man sieht Lucia schlafend liegen, von den Traumgeistern umschwebt.)

Wer rühmet die Sonne? wer preiset den Tag?
Am blendenden Lichte, womit er glänzt,
Die Blume der Täuschung nicht blühen mag,
Die einzig das Leben mit Wonne kränzt.
Wer priese den Tag,
Dem die Wunderblume nicht blühen mag?
Doch herrschet die Nacht mit dem freundlichen Blick;
So lassen wir Träume das dunkle Haus,
Und weben aus Täuschung manch süß Geschick,
Und gleichen die Härten des Lebens aus:
Bald künden wir Glück,
Bald warnen wir dräuend vor Mißgeschick.

(Das Gemach verwandelt sich in einen Garten.)

Zweite Abtheilung.

Die Nacht.

Der Garten am Schlosse des Herzogs.

Erster Auftritt.

Laura kommt schwermüthig von der Linken.

Laura.

Nicht seit heute, lange seh' ich
Schon mein Leben öde werden.
Wie im Herbste jeden Morgen,
Jeden Abend eine Blume
Ihren Kelch auf ewig schließet,
Ging am Abend, ging am Morgen
Eine meiner Freuden heim. —
Seiner Liebe Blüthen fielen,
Denn es waren taube Blüthen:

Erst das Feuer der Vergött'rung,
Dann die Sehnsucht nach der Fernen,
Dann der freudige Gehorsam,
Dann das herzliche Vertrauen,
Drauf die Lust an meiner Schönheit,
Dann die Mild' in seinem Walten,
Daß zuletzt nur des Gebieters
Rohe Herrschaft übrig blieb. —
Ausgeleeret — ausgestorben —
Zwecklos, sinnlos liegt das Leben
Nun vor meinem trüben Auge — —
O! so schöner, reicher Hoffnung!
Schnöder, früher Untergang!
(Sie bricht in Thränen aus).

Zweiter Auftritt.

Laura. Leonardo kommt von der Rechten.

Leonardo.

Edle Herrin, wie so einsam
Wandelt Ihr auf rauhem Pfade?

Laura.

Eine Uebung, edler Ritter,
Mich bei Zeiten zu gewöhnen

An das Loos, das meiner wartet:
Denn zum Grabe werd' ich einsam
Und auf wüstem Pfade gehn.

Leonardo.

Gott, Ihr weinet? — Nun, so fliehe
Jedes Lächeln von der Erde,
Wo der Engel weinen muß!

Laura.

Wollt Ihr spotten, wählt', ich bitt' Euch,
Einen günst'gern Augenblick.

Leonardo.

O! so möge, wann, am Tage
Des Gerichts, ich um Vergebung
Meiner Sünden flehen werde,
Mein der ew'ge Richter spotten,
Hatt' ich jetzo Spott im Sinn.
Doch wer mag es Euch verargen,
Wenn Ihr dem Geschlechte zürnt,
Das so schwer Euch hat beleidigt?
Und der Zorn ist nicht gerecht.

Laura.

Hab ich Euch gekränkt, Herr Ritter,
So vergebt mir.

(Sie reicht ihm die Hand, die er feurig küßt.)

Leonarde.

Euch vergeben?
Ist nicht das der Freundschaft Tugend
Daß sie mit dem Schild des festen
Glaubens an den Freund uns waffnet,
Und kein Wort, im Augenblicke
Der Bewegung rasch gesprochen,
Uns die Brust verwunden läßt?
Ihr vielmehr vergebt dem Freunde,
Daß, beim Anblick Eurer Thränen,
Sein nicht mächtig, Wort' er brauchte,
Wohl geschickt, Verdacht zu wecken.

Laura.

Ihr beschämt mich, edler Freund.

Leonarde.

O des theuren, heil'gen Namens!
Und der doch mein Herz verwundet.
Müßt' ich nicht die Thränen trocknen,
Die Ihr weint, mit Blüthenhainen
Eure Wege nicht bekränzen,
Nicht von diesem theuren Haupte
Sonnengluth und Stürme wehren —
Sollt' ich wahrhaft ihn verdienen
Dieses Namens schönen Lohn?

Laura.

Mißt nicht nach dem Sinn der Männer
Und nach ihren Riesenwünschen
Eines Weibes Herz. Wir wollen
Keine Thaten, keine Wunder,
Keine umgestürzten Welten:
Uns genüget eines edlen,
Treuen Herzens stille Liebe;
Das Bewußtseyn, wir besitzen
Sein Vertrauen, und es schlage
Mit dem unsern gleichen Schlag.

Leonardo.

O ich weiß, das ist der Frauen
Heil'ger Sinn. Doch will auch selber
Sich der Mann als Freund genügen;
Will das Schwerste, will das Höchste
Für den Freund erringen; möcht' ihm
Gern ein Paradies erkämpfen,
Um der Freundschaft hoher Wonne,
Vor sich selber werth zu scheinen.

Laura.

Ja, ich fühl' es, also müssen
Hochgesinnte Männer denken,
Die noch Selbstsucht nicht befleckt.
Und wenn hier, wo Trauerbirken

Oder Thränenweiden einzig
Wohl gedeihen, Paradiese
Blühen könnten: o! wem möchte
Man dies Glück wohl lieber danken,
Als des Freundes starkem Muth?

Leonardo.

Ach! ein Eden kann ich freilich
Meiner Freundin nicht bereiten,
Aber auch nicht über Klippen,
Nicht durch Wüsten soll des Lebens
Weg sie führen: nein, so lang' ich
Athme, soll es so nicht seyn.
Ja, Uberto muß sich ändern,
Muß erkennen, daß er frevelt,
Wenn er dieser Augen Lichter,
Dieser Stirne Himmel trübt.

Laura.

O verschwendet Eure Worte,
Eure Bitten, Leonardo,
Nicht an dieses kalte Herz!
Pflanzet sumpfentspross'ne Erlen
Auf die sonnenreiche Höhe:
Cedern werden 's ewig nicht!

Leonardo.

Nein! es ist ein schwarzer Flecken

Seines Wesens, daß der Himmel,
Der in Euch ihm zugefallen,
Ihm nicht mehr gilt, als ein todtes
Gut der Erde; daß so früh schon
Er vergessen, wie vor allen
Edlen Söhnen Eures Volkes
Ihr den Preis ihm zuerkannt.
Ich, sein Freund, ich will den Flecken
Nimmer dulden, Pflicht gebietet,
Daß der Freund zu der Veredlung
Seines Freundes wirksam sey.

Laura.

Ach, ich fühle wohl das Schöne
Eures ritterlichen Willens:
Doch Gelingen hoff' ich nicht.

(Constanzo erscheint.)

Leonardo.

Wenn Ihr jetzt mir Urlaub gebet
Gnäd'ge Frau — — —

Laura.

Mit Gott, mein Freund.

(Leonardo geht zur Linken ab.)

Dritter Auftritt.

Laura und Conſtanza.

Conſtanza.

Laura, Laura! ſolche Freundſchaft
Iſt gefährlich, iſt, wie lockend
Auch mit grünem Moos bekleidet,
Doch ein Sumpf, wo Du verſinkſt.

Laura.

O erſpare Deine Weisheit,
Die in jeder Blume bänglich
Eine gift'ge Pflanze ſieht.

Conſtanza.

Blüh'n nicht oft die gift'gen Blumen
Grad' am ſchönſten?

Laura.

Ha! wie läſterſt
Du das Herz des edlen Mannes!
Seine Freundſchaft iſt mir theuer:
Bin ich denn ſo reich an Freuden,
Daß ich eine darf verſchmäh'n?

Conſtanza.

Freundſchaft bindet nur das Gleiche;
Ungleich aber kann mit Ungleich
Nur in Liebe ſich vereinen.

Ziemt der Gattin schon Vertrautheit
Mit dem fremden Manne niemals,
Wie viel mehr muß sie sie meiden,
Wenn ihr Bund, es sey nun Wahrheit
Oder Wahn, nicht glücklich ist.

Laura.

Wunderweisheit, die dem Kranken
Jeden Stärkungstrank verweigert,
Dem Gesunden ihn vergönnt!
Such' auf einer andern Erde,
Schüler Dir für Deine Weisheit,
Mich gewinnst Du nicht dafür.

(Sie geht zur Rechten ab.)

Constanza (ihr folgend).

Mögest Du doch nie erfahren,
Wie sie Dir hat Noth gethan. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Uberto und Leonardo kommen von der Linken. Laura erscheint bald wieder horchend an der rechten Seite.

Leonardo.

Ihr thut nicht wohl, Uberto; denn der Friede
Des Hauses, ist doch alles Glückes Grund.

Uberto.

Das geb' ich zu; doch allzumilde Herrschaft
Giebt diesen Frieden nicht. Die Frauen sind
Gleich unverschämten Bettlern; wenn sie heute
Mit Leichtigkeit die Gab' uns abgewonnen,
Verdoppeln sie die Ford'rung morgen schon;
Und so unendlich fort, bis ihre Wünsche
Zuletzt die Möglichkeit hoch überwachsen.

Leonardo.

Wie mögt Ihr doch das freundliche Geschlecht
So strenge richten? Ach! es geht den Frauen,
So wie's den Blumen und den Sternen geht:
Wie diese Lenz und Himmel, schmücken jene
Das Leben, und wie diese werden sie,
Weil sie uns sicher sind, gering geachtet.
Seht, nur ein kleiner Raum des weiten Lebens
Ist ihnen angewiesen; warum wollen
Wir noch im engen Kreise sie beschränken?

Uberto.

Warum beschneidet man des Baumes Krone?
Damit er reichlich bess're Frucht uns bringe:
Und so gedeiht auch einzig in Beschränkung,
In strenger Zucht die Frau zum Glück des Hauses!

Leonardo.

Ihr setzt das Lebende dem Todten gleich?

Uberto.

Nicht eben gleich, doch ähnlich: denn die Pflanzung
Ist wie das Weib zu meinem Nutzen da;
Und sie nach diesem Zwecke zu gestalten,
Erwarb ich eben des Besitzes Recht.

Leonardo.

O Himmel! — doch wir wollen drum nicht streiten.
Ich bitt' Euch, geht von Eurer Handlungsweise
Nur einmal ab; thut's Eurem Freund zu Liebe;
Ich bitt' Euch sehr darum. Ihr habt verweigert,
Habt ihre Bitte kalt zurückgewiesen,
Habt ihren Wunsch durch den Befehl vernichtet:
So mögt Ihr, unbeschadet Eurer Herrschaft,
Sie nun zum Feste führen; Ihr erfüllt
Ja ihre Bitte nicht; es scheint vielmehr,
Ihr habt's aus freier Willkühr so beschlossen.

Uberto.

Es kann nicht seyn.

Leonardo.

Ich bitt' Euch, unsrer Freundschaft
Zu Ehren thut es. Hab' ich denn nicht manches
Auch wider meinen Wunsch für Euch gethan?
Nicht manches Opfer Euch gebracht? Erwidert,
Wie sich's gebührt, mit Freundschaft Freundschaft nun.

Uberto.

Ein Andres fordert; dieſes kann nicht ſeyn.

Leonardo.

Bedenkt doch mindeſtens das eig'ne Wohl.
Wenn ſie nun endlich, Eurer Herrſchaft müde,
Dem Joch entflieht, durch mächtige Verwandte
Die Trennung Eures Ehebunds bewirkt,
Welch' köſtliche Beſitzungen, den Euren
Beinah an Reichthum gleich, verliert Ihr nicht?
Sagt, würde der Verluſt nicht tief Euch ſchmerzen?

Uberto.

Es wär' ein Streich der Hölle. — Aber nein!
Den Muth giebt nur Verzweiflung einem Weibe.

Leonardo.

O glaubt das nicht. Schon ſah ich den Gedanken
Durch ihre Reden allzudeutlich ſchimmern,
Und Freundespflicht gebot mir, Euch zu warnen.

Uberto.

Ich dank' Euch herzlich, theurer Leonardo.
Das heißt doch wachen für des Freundes Heil,
Wie's einem ritterlichen Freunde ziemt!
Ihr habt ganz Recht: zu ſcharf kann ſchartig machen;
Und nicht genug iſt's, einen Schatz den Geiſtern
Und Drachen abzukämpfen und zu heben:

Man muß ihn auch sich zu erhalten wissen.
So sey es denn!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Laura kommt von der Rechten.

Uberto.

Ha! wie gerufen, Liebe.
Es hat sich unverhofft ein Grund gefunden,
Der meine Reise mich verschieben läßt.
Wenn also Ihr den alten Wunsch noch hegt,
So bin ich frei, nach Rom Euch zu begleiten.

Laura.

Nach Rom? Wahrhaftig? Wiederholt es mir.

Uberto.

Nun ja doch, ja, nach Rom. Habt Ihr vielleicht
Den Sinn geändert?

Laura.

Nein, ich staune nur,
Daß ein Mal sich zu Gunsten eines Weibes
Ein Grund gefunden hat. Gewiß, das muß
Ein Sonderling von einem Grunde seyn,
Der wunderlichste Grund von allen Gründen,
Und doch ein goldner Grund. Nicht wahr, Herr
Ritter?

Leonardo.

Ihr spottet, gnäd'ge Frau.

Uberto.

Laßt jetzt den Scherz,
Und wollt Ihr mit, so rüstet Euch zur Fahrt.

Laura.

Ich bin bereit.

Uberto.

So geb' ich denn Befehl.
Denn mit dem frühsten Morgen reisen wir.
(Er geht zur Linken ab).

Sechster Auftritt.

Laura und Leonardo.

Laura.

Ich dank' Euch, Leonardo. Welchen Werth
Hat doch ein kluger Freund, der so geschickt
Des Gegners Schwäche zu erfassen weiß.

Leonardo.

Ihr nennt darum ihn schwach, weil er, besiegt
Von des geprüften Freundes Rath und Bitte
Den Eigensinn bezwang, der leider ihn
Auf einen Augenblick der Gattin Rechte,
Der Gattin hohen Werth vergessen ließ?

Laura.

Wodurch gelang Euch denn so schnell der Sieg?

Leonardo.

Wodurch? wodurch? O Himmel, braucht es mehr,
Als die Erwähnung Eurer Tugenden,
Ein einfach treues Bild der edlen Seele,
Die ihrer Hülle nicht an Schönheit weicht?

Laura.

Ihr wollt mich täuschen. Doch wem wäre nicht
Solch eine Täuschung süßer, denn die Wahrheit?
(Ihm die Hand reichend.)
Großmüth'ger, edler Freund! ich selbst war Zeugin
Der Unterredung, und verhehl' Euch nicht,
Sie hat mehr Lust als Schmerz in mir erregt:
Ihn hab' ich tiefer zwar verachten lernen,
Doch Eures Herzens vollen Werth erkannt.
O leitet mich auf meinem düstern Pfade,
Daß Eurer Freundschaft stets ich würdig sey.

Leonardo (ihre Hand mit Feuer küssend).

Zu viel! zu viel! O! würde jede Tugend
So überschwenglich reich belohnt, wie hier,
Wo ich von Tugend nicht zu reden wage:
Die Erde würd' ein Aufenthalt der Engel,
Und es bedürfte keiner Seligkeit:

Laura.

Was, edler Leonardo, schwärmet Ihr
Von Lohn und Seligkeit?

Leonardo.

Das wär' es nicht,
Daß ich fortan Euch Freundin nennen darf?
Von nun an meinem Auge hüllenlos
Sich zeigt des schönsten Herzens stilles Leben?
Nach diesem Lohne würden Engel streben,
Ob sie schon wohnen in der Freuden Schooß.
(Er küßt ihr die Hand, und führt sie zur Linken ab.)

(Die Bühne verdunkelt sich, der hintere Vorhang geht auf, so daß man wieder die Nische mit dem Bett und Laura'n darin schlafend von den Traumgeistern umschwebt, erblickt.)

Chor der Traumgeister.

Webet fleißig! webet schnell!
Laßt das Schifflein rastlos walten.
Doch die Farben sind zu hell;
Müssen düstrer sich gestalten.
Nehmt des Grausens Schwarz zugleich
Mit des Schreckens Geisterbleich.

Verwandlung.

Ein enges waldiges Felsenthal. Vorn auf der Rechten ein hervorspringender Felß, deſſen Fuß mit ziemlich hohen Blumengebüſchen bewachſen iſt. Tag.

Siebenter Auftritt.

Uberto, Leonardo, Laura, Conſtanza und Anna mit Roſa an der Hand; Alle in Reiſekleidern, kommen im Hintergrunde von der Rechten.

Laura.

Welch düſter, ſchaurig Thal!

Uberto.

Ihr findet es
Nicht ſchön? So hat die Hoffnung mich getäuſcht:
Denn Euern Dank gedacht' ich zu verdienen.
Die Wagen überſteigen peinlich langſam
Den Hügel auf dem ſteinbeſä'ten Wege;
Mit aller Schwere drückt der Sonne Gluth
Die Schleichenden, indeſſen wir gemächlich
Im Schatten dieſer Eichen, dieſer Felſen
Auf ebnem Pfad das kühle Thal durchwandern.

Laura.

Nun ja, ich dank' Euch. Wenn auch dieſe Kühle
Und dieſes Dunkel Schauer mir erregt,

Bekennen muß ich doch: daß Thal iſt ſchön,
Und majeſtätiſch kühn der Bau der Felſen.

Leonardo.

Auch zieht nicht leicht ein Wandrer dieſes Wegs,
Der nicht, ablenkend von der offnen Straße,
Das ſchöne Thal zu Fuß durchpilgerte.
Wie ſolltet Ihr, die Freundin alles Schönen,
Dies hier verkennen? doch begreif' ich wohl:
Für einer Frau harmoniſches Gemüth
Hat ſolche wilde Schönheit mindern Reiz.

Laura.

Dank, Ritter! Dank für mich und alle Frauen!

Uberto.

Laßt uns nicht ſäumen hier, daß noch vor Nacht
Mein Schloß von Roccaforte wir erreichen.
Dort auf des Weges Hälfte ruhen wir.
(Zu Leonardo.)
Ihr wißt, die Jagd iſt reich in dieſer Gegend;
Wir pflegen ein'ge Tage dieſer Luſt.

(Er geht zur Linken ab, Leonardo und Conſtanze folgen ihm, auch Laura will es, kehrt aber um, als ſie bemerkt, daß Roſa ſich ſträubt, und ſich von Anna losreißen will, um an dem Felſen zur Rechten Blumen zu pflücken.)

Achter Auftritt.

Laura, Rosa und Anna.

Laura.

Komm, Rosa, komm!

Rosa.

Nur eine Blume, Mutter!

Laura.

Laß! laß! Wir kennen diese Blumen nicht;
Sie möchten giftig seyn.

Rosa.

Sie sind so schön!

Anna.

Du weißt ja, Röschen, daß die schönsten Farben
An Deinem Spielzeug immer giftig sind.

Rosa.

Die Blumen sind kein Spielzeug, laß mich Anna.
(Sie reißt sich von Anna los, und eilt zu den Blumen.)

Laura
(faßt sie und hält sie zurück).

Still, Rosa! Augenblicklich sollst Du kommen,
Fort! fort von hier! — ich fühle mich beklommen,
Und immer finst'rer scheint mir, wird der Wald.

Rosa.

Nur eine Blume, Mütterchen, nur eine!

Laura.

So komm denn her, Du eigenſinn'ge Kleine!

(Sie geht mit Roſa zu den Blumen, und bricht eine ab; Roſa thut zugleich daſſelbe; der Fels öffnet ſich mit Krachen.)

Laura.

Weh! was geſchieht?

(Ein Ungeheuer mit dunklem Geſicht, zottigem Leibe, und Bärentatzen, bewaffnet mit einer Keule, tritt aus dem Felſen hervor. Anna entflieht zur Linken.)

Laura.

Welch' ſcheußliche Geſtalt!

(Sie ſinkt mit Roſa zu Boden.)

Neunter Auftritt.

Laura. Roſa und Ungeheuer. Später Uberto.

Ungeheuer.

Hoho! willkommen Ihr Blumendiebe!
Hei! das iſt Beute, wie ich ſie liebe.
Ihr habt gebrochen die Blumen mein;
Drum ſollt Ihr heute mein Frühmahl ſeyn.

(Um Laura herumgehend.)

Welch' junge Menſchin! wie ſüß entquillt
Dem friſchen Fleiſch der ſchöne Duft,

Der wie mit Balsam den Wald erfüllt,
Und mich zum leckern Mahle ruft.

Laura
(knieend, mit einem Arme Rosa, mit dem andern des Ungeheuers Knice umschlingend).

Laß Deine Knice mich flehend umarmen!
Ich sehe, Du athmest, schrecklicher Geist,
Hast menschlichen Laut, o wahrlich, so weißt
Du auch, was Erbarmen,
Und Mitleid heißt.

Ungeheuer.

Erbarmen und Mitleid? Falsch gedacht!
Ich trage den Beutel nicht in der Brust,
Der Euch zu Affen der Götter macht:
Nur Essen und Trinken schafft mir Lust.
Drum komm, noch heute verzehr' ich Dich.

Laura.

O Himmel! Himmel! wer rettet mich?

Ungeheuer.

Nun, laß' Dir nicht bangen; ich schlachte geschwind:
Du stirbst nach wenigen Augenblicken.

Laura.

O! magst Du noch lebend mich zerstücken,
Nur, fleh' ich, verschone mein lieblich Kind.

Ungeheuer.

Dein Kind? — Es sey; Dir laß ich die Wahl.
Gefällst mir, Menschin, gefällst mir recht sehr
Und, dünkt mich, Du frommtest mir lebend mehr,
Als zubereitet zum köstlichen Mahl.
Drum willst Du mein Weib freiwillig seyn —
Denn dazu darf ich Dich nimmer zwingen —
So will ich Dein Würmlein nicht verschlingen —
Nur wenig ist an dem *jungen* Gebein.
Nun sage, Menschin, gefall' ich Dir?
Und willst Du Hochzeit halten mit mir?

(Uberto erscheint, Laura wird ihn gewahr.)

Laura.

Uberto! Zu Hülfe! Rette Dein Kind!

Ungeheuer

(mit geschwungener Keule auf ihn losgehend).

Entfleuch! Hier weht ein giftiger Wind!

(Uberto entflieht.)

Laura.

Er flieht? o schändlicher, feiger Wicht!

Ungeheuer.

Nun sage mir, willst oder willst Du nicht?

Laura.

Ich will nicht, scheußliches Höllengebild!

Ungeheuer.

Ho, winzige Grille, nur nicht so wild!

Ich darf Dich nicht zwingen, Du haſt Dein Recht,
Kannſt für Dich wählen, ſey's gut, ſey's ſchlecht!
Nur mußt Du als Weib noch heute mich küſſen — —

Laura.

O lieber erdulden die ewige Pein!

Ungeheuer.

Dann ſiehſt Du den Wurm ſogleich zerriſſen.
(Es greift nach Roſa.)

Roſa.

O rette mich! rette, lieb Mütterlein!

Laura.

Laß ab, Verfluchter! ich gebe mich drein.

Ungeheuer.

Recht, Menſchin, recht! Wozu denn Dich ſträuben?
Wir wollen's dort unten gar luſtig treiben.
Ich wohn' in der Kluft, hübſch ruhig und kühl;
Da tobet kein Sturm, da wird's nicht ſchwül;
Wohl ſcheinet nicht Sonne noch Mond hinein,
Doch leuchten Irrwiſche groß und klein;
Mit ſaftigem Fleiſch, wie Du ſelber biſt,
Der Keller gewöhnlich verſehen iſt;
Nur, wenn hier nichts ins Netz gegangen,
Dann greif' ich zu Molchen, Kröten und Schlangen,
Die finden dort unten ſich ſonder Zahl,

Und geben doch auch ein erträglich Mahl.
Nun rede, was dünkt Dir so fürchterlich?

Laura (die Hände ringend).

O Himmel! Himmel! wer rettet mich?

Zehnter Auftritt.

Vorige. Leonardo.

Leonardo (noch außerhalb).

Wo ist sie? wo ist sie?

Laura.

Ha, Leonardo!
Hier! eilet!

(Leonardo kommt mit gezücktem Schwerte von der Linken.)

O! rettet aus gräßlicher Noth!

Ungeheuer

(geht, die Keule schwingend, auf ihn ein).

Zurück! Hier findest Du nichts als Tod.

Leonardo.

Tod such' ich, oder des Engels Leben.

Ungeheuer (gräßlich lachend).

Komm, Menschlein! ich will den Fang Dir geben!

(Ein wüthender Kampf beginnt zwischen ihnen.)

Laura.

O Vater im Himmel! erhöre das Flehen,

Das dem geängſteten Herzen entquillt;
Bedecke den Ritter mit Deinem Schild,
Laß Deinen Engel zur Seit' ihm ſtehen!
Und bin ichs nicht werth, und verwirfſt Du mich,
Und ſoll ich Gnade nicht finden,

(Roſa emporhebend.)

O ſo erbarme der Unſchuld Dich,
Die rein noch blühet von Sünden!
Und ſoll ich büßen, ich ſterbe gern:
Dem Retter nur leuchte Dein Gnadenſtern!

(Leonarde, von dem Ungeheuer getroffen, wankt.)

Er unterliegt —
O! eherner Himmel! — die Hölle ſiegt.

(Sie ſinkt zuſammen. Leonarde, alle ſeine Kraft aufbietend, dringt auf das Ungeheuer ein, entwaffnet und verwundet es; es eilt brüllend nach dem Felſen, und verſchwindet darin. Leonarde kniet neben Laura, nimmt ſie in ſeine Arme, ihr Haupt an ſeine Bruſt legend.)

Eilfter Auftritt.

Laura, Roſa und Leonarde.

Leonarde.

O Laura! Laura! der Sieg iſt gewonnen:
Erhebe, gebeugte Blume, Dein Haupt!

Gott! wäre das liebliche Leben verronnen,
Auf ewig dem Auge sein Licht geraubt? —
Nein! nein! so spricht uns der Himmel nicht Hohn:
Verderben und Wahnsinn für Siegeslohn!

Laura.

Wo bin ich? — Erretter in Deinen Armen?
O hab' Erbarmen;
Ist's nicht ein Traum,
Gewoben aus Schaum,
Entstiegen des Blutes glühenden Wogen,
Die tobend in Angst mir das Herz durchflogen?
O, ist es kein Traum?

Leonardo
(Laura mit sich aufrichtend).

Nein! nein! der Himmel hat Sieg verliehen;
Das Ungeheuer ist heulend entflohn.
O! laß die Wange nun wieder blühen,
Dies sey des Kampfes unendlicher Lohn.

Laura (seinen Nacken umschlingend).

O Retter! Geliebter! Ich sollte Dir danken —
Ich möchte Dir danken — ich kann es nicht —
Ach! wie die Welt in des Mondes Licht,
Wie Grabgestalten, zittern und schwanken
Im Innern die flüchtigen, irren Gedanken;

Es drängen verworren sich in die Brust
Der Abscheu, die Liebe, der Schmerz und die Lust!

Leonardo.

Ach! selig wie schon dem Leben entboben,
Auf ewig entnommen den Schmerzen der Zeit,
Von Engelgesang wie von Düften umwoben,
Umweht von der Milde der Ewigkeit,
So selig steh' ich Unwürdiger hier,
Nicht fassend, womit ich den Ueberschwang
Des irdischen Glückes, Dir, Heilige, Dir
Ein Retter zu [illegible]den im Unheilsdrang,
Womit ich das wonnigste Loos errang.

Laura
(in heftiger Bewegung vor ihm niederfallend).

O! laß zu Deinen Füßen mich sinken!
Ach wär' ich geboren als Deine Magd,
Zu dienen des Auges beseblenden Winken
Vom Morgen, wann es nur grauend tagt,
Bis Abends die Sterne vom Himmel blinken;
Und quältest Du mich mit hartem Gebot,
So könnt' ich des Herzens Allmacht Dir zeigen,
Und willig und lächelnd bis in den Tod
Mich unter die drückende Herrschaft beugen;

Und sterbend noch küssen die rettende Hand,

(Seine Hand mit Gewalt küssend.)

Die mich dem gräßlichsten Schicksal entwand.

Leonardo.

O Laura, verhülle Dein glühendes Herz;
Soll seine Gluth mich verzehren?
Ach! höchste Wonn' ist ja tödtlicher Schmerz,
Und möchte das Leben zerstören.
Steh' auf! steh' auf!

(Er bemüht sich, sie aufzuheben.)

Denn Menschen richten hieher den Lauf.

Laura.

Ich will hier knie'n, wer auch kommen mag:
Im Staub ist milder des Herzens Schlag.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Constanza kommt schnell von der Linken.

Constanza.

Wo ist die Schwester? — So ist es wahr?
Sie ist gerettet aus der Gefahr?

Leonardo.

Ja! Dank dem Himmel!

Laura.

Nein! Dank dem Treuen,
Der Blut und Leben für mich gewagt.

(Zu Constanza.)

Komm, hilf mir mit Dank den Retter erfreuen,
Denn meinem Herzen die Rede versagt.

(Sie küßt wieder mit Gewalt Leonardo's Hand.)

Constanza.

Ach! Schwester, Schwester, besinne Dich.

(Constanza und Leonardo heben Laura'n auf.)

Laura.

Was, Todtenhand, was berührst Du mich?
Ja, hat Dich umraset des Feuers Wuth,
Dein Haar schon ergriffen die sprühende Gluth,
Und hat aus dem Tode, durch prasselnden Brand,
Dich lebend getragen die rettende Hand;
Ja, bist Du gestürzt in das tobende Meer,
Hat schon Dich umdunkelt die feuchte Nacht,
Ein Retter dann, aus der Brandung Wehr,
Dich wieder ans himmlische Licht gebracht;
Ja, hast Du gekniet unter Henkers Beil,
Und vorempfunden den tödtlichen Streich,
Und ist, wie ein Geist aus dem ewigen Reich,
Der Retter Dir dann erschienen zum Heil:
Ja, ward'st Du getragen aus Feuersgluth,

Entriß Dich ein Retter der Meeresfluth,
Befreite Dich Einer vom Blutgericht,
Dann sprich von des Dankes heiliger Pflicht;
Doch eher nicht.

(Constanza nimmt das Kind und giebt Leonardo'n ein Zeichen aufzubrechen.)

Leonardo
(Laura'n den Arm bietend.)

Kommt, Freundin, wir suchen die Gefährten.

Laura.

Die mir so treulichen Schutz gewährten.

Leonardo.

Ihr braucht Erholung; dort findet Ihr sie.

Laura.

Ich fand sie hier schon, oder nie.

Leonardo.

Der Pfad ist rauh; doch bald ist's gethan.

Laura.

Wo Du mich führest, ist ebene Bahn.

(Sie gehen Alle zur Linken ab. — Die Bühne wird dunkel. Der hintere Vorhang geht auf, so daß die schlafende Laura wie früher wieder sichtbar wird.)

Chor der Traumgeister.

Dunkle Weber, keine Ruh!
Schnöde Lust ist aufgegangen;

Webt das Unglück nun hinzu
Dann der Rache Blutverlangen,
Dann zuletzt, wie's üblich ist,
Noch der Hölle schwarze List.

Verwandlung.

Ein Gemach im Schlosse Roccaforte, nur mit einer Mittelthüre. Tag.

Dreizehnter Auftritt.

Laura und Constanza kommen.

Constanza.

Laura, Laura, zeug doch endlich
Von der Tiefe Deines Herzens
Den betrügerischen Schleier;
Und die Krankheit zu erkennen,
Die sich gährend dort bereitet,
Wirf der Prüfung Blick hinab.

Laura.

Was verfolgest Du mich, Schwester?
Spähest gleich dem argwohnvollen
Gift'gen Neide der Bewegung
Meines Herzens, meiner Züge

Lauernd nach, und rufeſt „Sünde,“
Wenn ſich nur ein Lächeln zeigt?

Conſtanza.

Alſo will es Schweſterliebe:
Denn Du ſpieleſt wie ein Fiſchlein
Thörigt ſorglos um die Lockung,
Die den Haken birgt, an welchem
Du Dich bald verbluten wirſt.
Du, obſchon Uberto's Gattin,
Nährest ſtrafbar doch im Buſen
Eine Liebe zu dem Ritter,
Die Verderben nur Dir bringt.

Laura.

Nennſt Du's Liebe, daß ich höher,
Sel'ger leb' an ſeiner Seite,
Heller dieſes Erdenlebens
Nichtigkeit der Blick dann ſchauet,
Und ſich gern nach oben kehrt;
Nennſt Du's Liebe, daß ich keinem
So vertrauensvoll den Kummer,
Der das Herz betrübt, mag klagen,
Daß vor ſeinem Troſt mein Buſen
Leicht ſich öffnet, wie der Blumen
Kelche vor der Sonne Strahl;
Nennſt Du's Liebe, daß ich wünſche,

Ewig lebend, ihm zu dienen,
Oder, weil ich doch dies Leben,
Nicht auf ewig ihm kann weihen,
Es zu opfern für sein Heil:
Nennst Du dieses alles Liebe,
Schwester, ja, dann lieb' ich ihn.
Aber meinst Du jene Liebe,
Die, ein Kind erregter Sinne,
Nur des Sinnlichen sich freuet;
Meinst Du die, so lieb' ich nicht.

Constanza.

Ach! wem ist es noch gelungen,
Geist und Sinne so zu scheiden,
Daß nicht Eines in des Andern
Walten unbemerkt sich mische?
Ja, mich dünket, daß der Schöpfer
Diese Trennung selbst nicht wollte.
Doch der Geist soll da nur lieben,
Wo der Sinn auch lieben darf.
Darfst Du selbst des Geistes Liebe
Einem fremden Manne schenken,
Wie sie rein und fromm auch sey?

Laura.

Einem Fremden? O Allmächtiger,
Legtest Du zu solchem Mißbrauch

In des Menschen Mund die Rede?
Einem Fremden? Der dem Tode
Trotz geboten, mich zu retten?
Nun, so ist mir Vater, Mutter,
Kind, Geschwister, alles fremd.

Constanza.

Ob der Meinung auch Uberto — — —

Laura.

Still! den haß' ich, werd' ihn hassen
Bis an's Ende; will ihn hassen,
Denn nicht mich, nur meinen Reichthum
Strebt' er heuchelnd zu erwerben;
Muß ihn hassen, denn die Gattin
Und die Tochter ließ er fliehend
Des Verderbens Raub zurück.

Constanza.

Ach! warum der Schwesterliebe
Treuen Rath verschmähen, Laura?
(Sie umarmend.)
Laß die Treue Dich beschwören,
Diesen Weg, den Du jetzt wandelst,
Aufzugeben: ach! er führet
Nur zu namenloser Quaal.
O Du hast es nie empfunden,
Was es heißt, und welche Schmerzen

Es gebiert, wenn unversöhnlich
Wünsch' und Pflichten sich im Menschen,
Sich Vernunft und Herz entzwei'n;
Wenn er nun mit wundem Herzen
Seine Pflicht erfüllet, oder
Mit gefoltertem Gewissen
Dem Genusse sich ergiebt.

Laura.

Bin ich denn der Pflicht entrissen,
Weil mein Herz den Ritter liebt?

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Leonardo tritt ein.

Leonardo.

Edle Frauen, wenn ich störe — — —

Laura.

Nicht doch, nein, mein theurer Freund.

Constanza.

Denke meiner Worte, Schwester!
Schleichend naht der Selbstverrath.
(Sie geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Laura und Leonardo.

Laura.

Endlich, da der Tag sich neiget,
Kommt Ihr. Wie? so sehr vergnüget
Euch das wilde Spiel der Jagd,
Daß Ihr ganze Tag' ihm schenket,
Und, der Freundschaft ganz vergessen,
Eine Stunde mir versagt?

Leonardo.

Eine Stunde, schöne Freundin,
Zählt der Augenblicke viele,
Und ein einz'ger bringt den Tod.
Hätt' — ach! hätt' ich diese Stunde
Ewig Euch versagen können!
Doch die ernste Pflicht gebot.

Laura.

Räthsel zwischen unsern Herzen,
Die so hell sich sonst erkannten
In der Freundschaft schönem Licht?
Eilt, dieß Dunkel zu zerstreuen:
Was bringt diese Stunde Böses?
Theurer Freund, verschweigt mir's nicht.

Leonardo.

Böſes nicht — vielleicht nur Gutes:
Aber eine ſchwere Trennung,
So die heil'ge Pflicht gebeut.
Edle Freundin, ich muß ſcheiden,
Wie mein Herz auch widerſtrebet,
Scheiden — und auf lange Zeit.

Laura.

Scheiden wollt Ihr? Der Gedanke
Fand in Eurem Geiſte Raum,
Und die Welt ſchien nicht zu ſchwanken,
Wie im heißen Fiebertraum?
Wirklich? Eine Scheideſtunde?
Pflicht gebeut, und reißt Euch fort?
Und das ſchaudervolle Wort
Fand den Weg aus Eurem Munde?
Das war Eurer Freundſchaft Sinn?
Fahret wohl denn — hin iſt hin.

Leonardo.

Ach! Ihr ſolltet ihn verſüßen
Dieſen bittern Schickſalstrank;
Galle nicht zu Wermuth gießen,
Seht den Freund Ihr ſchmerzlich krank.
Hätt' ich aus dem Paradieſe

Wohl mich rasend selbst verbannt,
Wenn nicht mit der Flammenhand
Mich ein Cherub draus verwiese?
Ist der Tod nicht schöner hier,
Als ein Leben fern von Dir?

Laura.

Ach! nicht in so sanften Tönen
Sprecht zur Thörin, welche denkt,
Alles soll dem Wunsche fröhnen,
Der sie eigensüchtig lenkt;
Die vergessend alle schönen
Stunden, so er ihr geschenkt,
Will er diesen Wunsch nicht krönen,
Schwer der Freunde treusten kränkt.
(Seine Hand fassend.)
Ach! der reinen Himmelsluft
Und dem Sonnenlicht entsagen,
Die mit thränenreichen Klagen,
Die zu eines Kerkers Gruft
Strenger Richter Spruch verdammet;
Und Ihr nennt gerecht den Schmerz:
Ach! Und welche Sonne flammet
Reiner, als des Freundes Herz?
Dieß erwäget, Ihr mein treuer
Edler Freund, und dann verzeiht

Meines Zornes schnelles Feuer
Meiner Worte Heftigkeit!

Leonardo.

O! nicht scheuen wollt' ich, schöne
Freundin, Eures Zornes Gluth;
Aber diese milden Töne
Beugen schmerzlich meinen Muth.
Seh' ich dieses sanfte Dulden,
O dann kommt mir mein Entschluß
Vor wie gräßliches Verschulden. —
Dennoch, Freundin, — ach! — ich muß.

Laura.

Sagt, was zwingt Euch, die zu meiden,
Die als Retter Euch verehrt,
Und mit allen Lebensfreuden
Zu vergelten, heiß begehrt?

Leonardo.

Laßt mich schweigen, mich im Stillen
Von Euch scheiden: was da kommt,
Muß geschehn; wozu enthüllen,
Was enthüllt doch Keinem frommt?

Laura.

Wie? der Pflicht verhaßten Drang
Soll ich nicht mit Euch erkennen?

Wollt Ihr mir den Troſt nicht gönnen,
Daß Euch nicht des Herzens Hang
Eure Freundin heißt betrüben,
Daß Ihr ohne Schickſalszwang
Ewig wär't bei mir geblieben?
Soll ich trauern in dem Wahn,
Thorenſehnſucht nach dem Weiten,
Leichtſinn, Wankelmuth verleiten
Euch auf dieſe neue Bahn?
Laßt mich das Geheimniß hören,
Das, ein Blitz, vom Himmel kam,
Uns die ſchöne Ruhe nahm:
Meinen Schmerz kann's nicht vermehren,
Nur verſüßen meinen Gram.

Leonardo.

Ach! ich fühl's, Ihr werdet ſiegen!
O laßt ab, und forſchet nicht!
Schuldlos bleibt es, wird's verſchwiegen,
Schuldig aber tritt's an's Licht.

Laura.

O, wie ſoll ich nun nicht fragen,
Dringen in des Dunkels Schooß?
Nein! es ſoll — es muß mir tagen,
Zög' ich ſelbſt mein Todtenloos.

Leonardo.

Ich nur muß mit Schmerz bezahlen,
Denn nur ich genieß das Glück.

Laura.

Und des Zweifels scharfe Qualen
Dünken Euch kein Mißgeschick?

Leonardo.

Kann ich's ändern? kann ich sagen:
Schicksal, wandle diesen Pfad?

Laura.

O verschmäht nicht meine Klagen,
Dünkt auch werthlos Euch mein Rath!

Leonardo.

Theure Freundin, laßt uns scheiden:
Lebet wohl auf immerdar.

Laura.

Bei den reinen hohen Freuden,
So die Freundschaft uns gebar;
Bei dem hehren Augenblicke,
Wo, vom gräßlichsten Geschicke
Ich gerettet, unbewußt
Lag an meines Freundes Brust;
Bei dem Heil'gen, das wir ehren,
Bei der Trennung Todesschmerz,

Laßt die Freundin Euch beſchwören,
Ihr zu öffnen Euer Herz.

Leonardo.

Euch? — O nimmer! — Habt Erbarmen! —
Ach wie martert Ihr den Freund!

Laura
(ihn in heftiger Bewegung umfaſſend).

Nun, ſo ſey in Euren Armen
Auch mein Leben ausgeweint.
Weinend will ich Euch umklammern,
Und Euch halten ſtarr und feſt,
Bis Euch Ekel vor dem Jammern
Das Geheimniß ausgepreßt.

Leonardo.

Ihr verwirret meinen Sinn.

Laura.

Seyd barmherzig, ſagt, wohin?

Leonardo.

Malta, Freundin, iſt mein Ziel;
Dort das Ordenskreuz zu nehmen,
Und im wilden Schlachtgewühl
Thörigt Wünſchen zu bezähmen.

Laura (zurückſchreckend).

So? — Ihr flieht der Freundin Haus,
Um ein eng'res Haus zu wählen?

Und das könnt Ihr, sonder Graus
Der Verlassenen erzählen?

(Sich wieder nahend.)

Thörin! Thörin! daß ich's glaubte!
Ja, wenn des Verstandes Licht
Euch der tolle Wahnsinn raubte — —
So ist's Ausflucht — ist es nicht?

Leonardo.

Nein! o nein! nur Flucht errettet
Hier von Schande mich und Schmach.

Laura.

Schmach? — Ich bin an Euch gekettet,
Und die Freundin folgt Euch nach;
Wird an Euern Fersen hängen,
Bis die Nacht der Räthsel wich,
Die jetzt sinnverwirrend sich
Zwischen unsre Herzen drängen.

(Sie tritt wieder zurück.)

Oder ist's ein trüg'risch Spiel,
Um mir leichter zu entfliehen,
Weil nach einem süßern Ziel
Euch des Herzens Wünsche ziehen?
O! dann tret' ich gern zurück —
Fahret wohl — ich wünsch' Euch Glück.

Leonardo.

Ja, Quälerin, ja, ich habe geliebt,
Ich habe den schmerzlichen Kampf gekämpft,
Und mich im Erdulden der Hölle geübt,
Und doch nicht die Gluth des Herzens gedämpft:
Heiß lieb' ich Dich noch, wie ich heiß Dich geliebt.

Laura.

O ewige Mächte! Du liebtest mich?

Leonardo.

Dich, unter dem weiten Himmel nur Dich;
Und mußte Dich lieben, wie unter dem Kuß
Des Windes sich kräuseln muß die Welle,
Wie um die Sonne, des Lebens Quelle,
Die Erde sich ewig schwingen muß.
Und daß ich nicht schändlichen Hochverrath
Am Glücke des Freundes verübe,
Enteil' ich, im blutigen Schlachtenbad
Zu ertränken die sündige Liebe.
Ist entwichen die Nacht? ist das Räthsel klar?
Nun Gott befohlen auf immerdar.
(Er will davon eilen, Laura hält ihn umarmend zurück.)

Laura.

Du willst mich fliehen, mein süßer Freund?
Dem düstern Tode Dich geben?

Der Freundin, wenn es Dir werthlos scheint,
Der Liebenden schenke Dein Leben.
Was schiltst Du die Liebe? was zählest Du sie
Zu den bleichen erschreckenden Sünden?
Was zehrst Du Dich ab in vergeblicher Müh',
Die Süße zu überwinden?
Es pflanzt in Eden ja Gottes Hand
Als erste Blume des Glückes
Die Lieb' in's Leben, in's wüste Land
Der Thränen, des Mißgeschickes:
Drum nimm, was der Himmel uns freundlich bot;
Laß fahren, laß fahren den kalten Tod.

Leonardo.

O Himmel! Laura, Du wärest mein?

Laura.

Ach! hab' ich nicht stets Dir gehöret!

Leonarde.

Des Freundes Gattin! — o höllische Pein!

Laura.

Wie Dich ein Name bethöret!
Was nennest Du Freund? das ähnliche Herz,
Das mit Dir jauchzet und bebet,
Und sey es erden-, sey's himmelwärts
Nach gleichem Ziele doch strebet:

Dein Freund iſt der Feige, Habſüchtige nicht;
Wie ſtimmte die Finſterniß je zum Licht.

Leonardo.

O Laura! Laura! Du haſt mich getaucht
In die Morgenröthe der Seligkeit,
Ein neues Leben mir eingehaucht,
Das nicht erbleicht im Wechſel der Zeit.
Geſunken iſt ringß die beengende Welt;
Ich fühle den Himmel nur, der mich hält.

Laura.

Und willſt Du der Freundin nun nicht mehr entfliehen,
Nicht ferner ſuchen die blutige Schlacht?

Leonardo.

Still! Soll ich in Schaam und Liebe verglühen,
Daß ich den Frevel gewollt, gedacht?

Laura.

Laß fahren Gedanken und Wollen und Sinnen,
Es ſann ja noch keiner das Glück heraus;
Vom Herzen nur magſt Du Blumen gewinnen,
Und Leben ſpendet die Liebe nur aus.

Leonardo.

O himmliſche Wahrheit aus himmliſchem Munde!
Wer fühlte ſie nicht in Deinem Arm?

(Uberto erſcheint).

Laura.

Und ſieh, Geliebter, es brachte die Stunde
Uns ſelige Wonne für bittern Harm.
O! bleibſt Du nun immer und immer bei mir!

Leonardo (ſie feurig umarmend).

Ich lebe durch Dich; ich lebe nur Dir!

(Uberto tritt heftig ein.)

Sechszehnter Auftritt.

Vorige. Uberto. Später Diener.

Uberto.

Mir! mir, Verräther, lebſt Du, meiner Rache:
In Deinem Blute tilg' ich dieſe Schmach.

(Er dringt mit dem Schwerte auf ihn ein.)

Leonardo

(läßt Laura'n ſchnell in einen Seſſel ſinken und zieht ſein Schwert).

Erſt höret mich; das Blut entgeht Euch nicht.

Uberto.

Schweig, Heuchler, Ehrenräuber! möchteſt wieder
Mit gleißneriſchen Worten mich betrügen.

(Er dringt auf ihn ein; ſie fechten; Uberto wird zurückgedrängt.)

Zu Hülfe! ſchnell! zu Hülfe!

Leonardo.

Ha! des Feigen!
Der gegen Einen möcht' ein Heer versammeln.

Uberto.

Zu Hülfe! Eilt!

(Mehrere Diener kommen).

Entwaffnet den Verräther.

(Sie fallen Leonardo'n an, der sich einige Augenblicke vertheidigt, dann aber rückwärts niedergerissen, und entwaffnet wird.)

Dem tiefsten Kerker übergebt den Frevler,
Der scheußlich sey, wie sein Verrätherherz.

Laura

(zu Uberto's Füßen stürzend).

O! habt Erbarmen! Eurer Ehre ward
Kein Nachtheil zugefügt; und sind wir schuldig,
So richtet Eures Zornes Pfeil auf mich,
Denn er ist schuldlos: ach! er wollte fliehen;
Nur ich, nur ich hielt rasend ihn zurück.

Uberto.

Schweig, ehrlos Weib! an Dich kommt auch die Reihe
Fort! fort mit ihm! in Ketten! und bewacht
Ihn sorgsam, streng!

Leonardo.

Ein Wort noch hört, Uberto.

Ihr fordert Blut, ich geb' Euch meines gern;
Dieß sey genug, denn sie hat keine Schuld
Auf sich geladen. Freundschaft, Dankbarkeit
Ist ihr Vergehen: nicht sie, nur ich allein,
Ich kannte dieses Pfades endlich Ziel.
Und seht, ich schwör' es Euch, in dieser Stunde
Ward Liebe zwischen uns zuerst genannt.

Uberto.

Fort! führt ihn weg! ich bin des Heuchlers müde.

Leonardo.

Seyd muthig, Freundin, bis wir dort uns sehn,
Wo nicht Gespenster zwischen Herzen stehn.

(Er wird weggeführt.)

Siebzehnter Auftritt.

Laura und Uberto.

Uberto

(zu Laura, die noch kniet.)

Steh' auf, die Demuth ist ein Kind der Schuld.
Ich kenne Deinen Stolz: wenn ein Gedanke,
Wenn ein Gefühl in Dir noch schuldlos wäre,
Du ständest keck vor mir. Auf, Buhlerin!

Du ſchändlich Weib, Vergeuderin der Ehre,
Die unbeſonnen ich Dir anvertraut.

Laura
(nachdem ſie aufgeſtanden iſt).

Was geiferſt Du, und ſuchſt mich zu beflecken,
Von Ehre ſchwatzend, die Du nie gekannt?
Als girrend Du zu meinen Füßen ſankeſt,
Und Liebe heuchelnd Dich um meine Gunſt,
Das heißt, mein Gold bewarbſt, da war es Zeit
Der Ehre, hielteſt Du ſie werth, zu denken;
Doch da betrogſt Du mich, und gabſt die Ehre
Für todte Güter ſammt der Wahrheit auf.
Als Du mich in des Ungeheuers Klauen —
Mich und Dein Kind erblickteſt, war es Zeit,
Der Ehre, hatteſt Du ſie lieb, zu denken:
Da flohſt Du feig, und gabeſt Deine Ehre
Mit uns zugleich dem ſchnöden Tode Preis.
Was helferſt Du nun ehrlos doch von Ehre?
Und ſchiltſt, daß die Betrogne, die Verrathne,
Erkennend den Betrug und den Verrath,
Dem Retter dankbar hat ihr Herz geſchenkt,
Das Du ja nie begehrt, und nie geſchätzt.

Uberto.

Ha! reißend wie ein Strom rollt Deine Rede,
Und Deine Zunge gleicht dem wilden Roß.

Ich will sie zähmen, will Dich tief vergraben
So tief, daß Du des unterird'schen Feuers
Gepraſſel über Deinem Haupt ſollſt hören,
Wie wir des Donners Brüllen über uns.
Da, wo Dir nicht einmal der Widerhall
Antworten kann, ſollſt Du vom ew'gen Schweigen
Das Schweigen lernen, ſollſt die Menſchenſprache,
Die Du zur Läſtrung und zur Buhlerei
Gemißbraucht haſt, vergeſſen; höchſtens nur
Mit Unken ächzen, und mit Schlangen ziſchen;
Denn Deine Zwillingsſchweſter iſt die Schlange.

Laura.

Wo Du nicht biſt, kann nicht die Hölle ſeyn. —
Die Finſterniß wird mir ſein Bild erhellen.

Uberto.

Ich bin nicht grauſam: nicht ſein Bild allein,
Den Leichnam ſelbſt will ich Dir zugeſellen;
Da magſt Du Dich des duft'gen Buhlen freu'n.
(Er geht, und verſchließt von außen das Gemach.)

Laura.

Wie rett' ich ihn? O Gott! wie rett' ich ihn?
Nicht freundlich tröſtend, blutig drohend würde
Sein Bild mir aus der Nacht der Einſamkeit
Entgegen treten; drohend, daß ich ihn,
Der ſich zu meinem Schutz der dunkeln Macht

Des Ungeheuers kühn entgegen warf,
Im herben Tode rettungslos gelassen.
Wie rett' ich ihn, o Gott? Ich muß ihn retten,
So groß, so edelmüthig! Wollt er nicht
Dieß Unheil ahnend, seines Herzens Wünsche
Bezwingen, fliehen, lieber sich dem Tode
Als mich den Thränen weihen? Ich, nur ich
Hielt ihn zurück — mein ist die ganze Schuld.
Wie rett' ich ihn, o Gott? ich muß ihn retten,
Denn ich hab' ihm bereitet seine Ketten.
Was muß ich thun? — wie furchtbar es auch sey —
Hört keine Wundermacht mein Angstgeschrei?
(Die Mauer spaltet sich; ein Geist in aschgrauem Gewande tritt daraus hervor.)

Achtzehnter Auftritt.

Laura und der Geist.

Laura.

Ew'ger Himmel! Schrecken stets auf Schrecken!
Mauern gähnen, speien Geister aus.

Geist.

Aus des Zweifels Traume Dich zu wecken,

Ließ ich jetzt mein freundlich dunkles Haus.
Sollst erfahren nun aus meinem Munde,
Was Dir droht, und wie Du helfen kannst.

Laura.

O willkommen sey mir Deine Kunde,
Wenn Du, Geist, die schlimmern Geister bannst.

Geist.

Weh! ein langer Tod ist Dir bereitet
In der tiefen, schaudervollen Gruft,
Wo kein Licht die Finsterniß bestreitet,
Nie ein Hauch erfrischt die faule Luft;
Kalter Schweiß aus dem Gesteine dringet,
Dich im Schlummer Schlangenbrut beschleicht,
Und mit kalten Banden Dich umschlinget,
Und der Molch um Deinen Busen kreucht.

Laura.

Kommst Du nur, im Voraus mich zu quälen,
Eh' der Henker noch sein Werk beginnt?

Geist.

Mußt Dein Schicksal kennen, sollst Du wählen:
Sonder Wissen ist die Wahl ja blind.

Laura.

Sprich, wie kann ich dieses Schicksal wenden?
Sprich, wenn Du kein Geist der Hölle bist.

Geiſt.

Leonardo wird ſein Leben enden
Unterm Beil, das ſchon geſchliffen iſt.
Seinen Leichnam werden ſie verſenken
Neben Dich in's ſchaudervolle Haus,
So Dich zwingend, immer ſein zu denken,
Und vermehrend Deines Elends Graus.
Viele tauſend Tage wirſt Du ſchmachten,
Viele tauſend lange Tage lang;
Und für einer Welt Gewinn es achten,
Löſt der Tod Dich von des Jammers Drang.

Laura.

Rede! rede! denn ich kann's nicht tragen,
Und ſo kürzeſt Du mein Leben ab.

Geiſt.

Brauchſt dem Leben noch nicht zu entſagen,
Kannſt noch wählen zwiſchen Seyn und Grab.
(Ihr eine Phiole reichend.)
Sieh, hier leg' ich, was Euch ſchnell kann retten,
Tiefen, ew'gen Schlaf in Deine Hand.
Willſt Du ſprengen Leonardo's Ketten,
Willſt Du löſen Dein noch ſchwerer Band:
Laß den wilden Dränger ſchlafen gehen;
Und zum Leben werdet Ihr erſtehen
Aus der Gruft, die er Euch zuerkannt.

Laura.

Morden ſoll ich ihn? Fort, Geiſt der Hölle!
Eher decke mich die ew'ge Nacht.

Geiſt.

Wählend ſtehſt Du an des Todes Schwelle,
Drum erwäg' und wähle mit Bedacht:
Andres Heil iſt Dir nicht zugedacht.

Laura.

Dieß die Wahl? der Ausweg ſteht mir offen?
Darum ward ein Geiſt mir zugeſandt?

Geiſt.

O! die Wahl, die haſt Du ſchon getroffen,
Als zum Fremden Du Dein Herz gewandt.
Hör' es! morgen darfſt Du nicht mehr hoffen:
Glück und Unglück liegt in Deiner Hand.

Laura

(die Phiole betrachtend).

Schwarz wie Nacht, — ſchwarz wie der Unglücksvogel,
Der am Hochgerichte ſchaurig ſingt,
Wie die Hölle, die mir's zugeſendet,
Zu verſuchen die gequälte Seele:
(Sie hält ſie gegen das Licht.)
Schöner ſpielt's am Lichte — dunkles Gold,
Und der Morgenſonne Purpurgluth. —

Wohl auch mir wärst du die Morgensonne;
Führtest mir den schönen Tag herauf —
Aber ach! — ein gräßlich theurer Kauf.

Geist.

Was Du willst, das mußt Du bald beschließen;
Mit der neuen Sonne fällt sein Haupt.

Laura.

Nimmer! nimmer! Nein, ich muß ihn retten,
Sollt' ich mich auch in die Hölle betten,
Aber wie zu seinem Henker dringen?

Geist.

Woll' es ernstlich, und es wird gelingen.
Prüfe Dich, ist's reiflicher Entschluß?

Laura.

Er ist fest: ich will es, weil ich muß.

Geist.

Nun so folge mir, ich will Dich führen;
Aber leise, wie die Wolke zieht,
Daß der Steine Geister sich nicht rühren,
Und verrathen was geschieht.

(Sie gehen Beide durch die gespaltene Mauer ab, die sich hinter ihnen wieder schließt. Die Bühne wird dunkel; der hintere Vorhang geht auf, so daß man Laura'n wieder wie früher schlafend sieht.)

Chor der Traumgeister.

Dunkle Weber in der Nacht,
Unser Werk naht seinem Ziele.
Blinde Wuth hat Uebermacht;
Höllengeister sind im Spiele;
Des Verbrechens blut'ge Hand
Führt zu des Verderbens Rand.

Verwandlung.

Der Garten am Schlosse Roccaforte. Zur Rechten eine Laube mit einer Ruhebank; zur Linken ein fester Thurm mit einer eisenbeschlagenen Thüre und einem Gitterfenster in der Höhe. Abendröthe.

Neunzehnter Auftritt.

Uberto, mit einem Bunde Schlüssel am Gurte, in der Laube schlafend. Der Geist und Laura kommen von der Rechten. Später eine Gestalt.

Geist
(auf den Thurm zeigend).

Dort in dieses Thurmes Felsenmauern
Harrt Dein Liebling seiner Nacht entgegen:

Denn, sobald dies Abendroth verglommen,
Oeffnet für den Henker sich die Thür.

Laura.

Für die Retterin soll sie sich öffnen.

Geist.

Nun, so komm!

(Er führt sie einige Schritte vor, und zeigt ihr den schlafenden Uberto.)

Dort siehst Du eingeschlummert
Den Tyrannen, der nach seinem Blute
Und nach Deinen blut'gen Thränen lechzet.
Sieh! des Kerkers und der Ketten Schlüssel
Hält die Hand auch noch im Schlafe fest.

Laura.

Doch der todten werden sie entfallen?

Geist.

Ja, drum geuß den Saft, den ich gespendet,
Ihm in's Ohr, und mit des Blitzes Schnelle
Frißt der inn're Brand sein Leben auf.

Laura.

Weh! die alten Mährchen werden wahr!
Warum tödten, wo Betäubung gnüget?

Geist.

Du entrönnest dann mit Deinem Freunde
Diesen Mauern nicht; die treuen Diener

Hielten feſt Euch, bis der Herr erwachte.
Säume nicht! Das Abendroth verglüht.

Laura.

Muß ich?

Geiſt.

Mußt es leiſ' und ſchnell vollbringen:
Denn nur leicht und flüchtig iſt ſein Schlummer.
Säume nicht! Das Abendroth verglüht!

Laura
(thut einige Schritte gegen die Laube, dann bleibt ſie ſtehen).

Nein! ich kann nicht!

Geiſt.

Haſt es doch beſchloſſen.

Laura.

Stark genug zum Vorſatz war die Seele,
Doch die Hand erbebt vor dem Vollbringen.
Willſt Du helfen, leihe mir die Deine,
Ueber die wohl kein Gewiſſen herrſcht.

Geiſt.

Thoren Ihr! Wie könnt Ihr glauben, Geiſter
Möchten ſich in Eure Thaten miſchen?
Und dereinſt für Eure Thaten ſtehn?
Handle ſelbſt! doch zittern Deine Hände,
Wanket Dir im Buſen der Entſchluß;

So iſt meine Botſchaft hier zu Ende,
Und dann falle, wer da fallen muß.

Laura.

Schrecklich muß!

(Sie thut wieder einen Schritt, und bleibt dann ſtehen.)

O nimmer! nimmer!

Geiſt.

Ekel ſchafft mir Dein Gewimmer
Drum Ade!

(Man hört Kettengeraſſel im Thurme.)

Doch horch! es klirrt
Drinnen Deines Freundes Kette.

Laura.

Gräßlich, hirnzerrüttend ſchwirrt
Mir's im Ohre: rette! rette!

(Sie thut wieder einen Schritt wie eben.)

Hilf mir, Geiſt, den nichts verwirrt!

(Man hört in dem Thurme ächzen.)

Geiſt.

Hörſt Du's durch die Mauern dringen
Deines Lieblings Angſtgeſtöhn?

Laura.

Retten — und zu Grunde gehn!

(Sie thut einen Schritt bis zur Laube, ſtreckt die Hand aus, und zieht ſie zurück, dann faßt ſie ihre Rechte, in der ſie die Phiole hält, heftig mit ihrer Linken.)

Feige Hand, ich will Dich zwingen.

Eine Gestalt.

(in einem dunkelrothen Mantel, mit einem hell polirten Beile erscheint zur Linken am Thurme).

Geist.

Ausgebrannt ist Abendroth.
Blut'gen Schrittes naht der Tod.

Laura.

Teufel! Teufel! weg von da!

(Die Gestalt verschwindet. Laura gießt schnell den Saft aus der Phiole in Uberto's Ohr.

Uberto (springt wüthend auf).

Mörder! Mörder!

(Er fällt auf die Bank zurück und stirbt).

Geist (unterdessen hohnlachend).

Hahaha!

(Er versinkt unter Flammen.)

Zwanzigster Auftritt.

Laura allein. Später Leonarde.

Laura

(aus ihrer Erstarrung erwachend).

Ein Schreckenstraum — der heißes Blut in Eis,
In harte Stacheln weiches Haar verwandelt —
Gott Lob! — es ist nicht wahr. —

(Sie sieht sich um, und erblickt Uberto's Leiche.)

Es iſt! es iſt! —
Ich hab's gethan? — Warum hab' ich's gethan?
(Man hört wieder Kettengeraſſel im Thurme.)
Haha! ein Vogel ſingt, und ſingt mir's zu.
(Sie eilt zu Uberto und greift nach den Schlüſſeln am Gurte.)
Die Schlüſſel her!
(Durch die Erſchütterung gleitet die Hand des Todten herab. Laura entflieht im Schreck nach der Linken.)
Weh' mir, er iſt erwacht!
(Sie ſtürzt auf die Knice nieder.)
Die kalte Hand — faßt mich — will mich erwürgen. —

Leonarde (im Thurme).

Laura! Laura!

Laura (aufſpringend).

Ja, ich komme.
Wird die Saat mir angerechnet,
Sey nun auch die Ernte mein.
(Sie eilt zu Uberto, reißt die Schlüſſel von ſeinem Gurte, fliegt zu dem Thurme, ſchließt auf und ruft hinein.)
Geh' hervor aus Deinem Grabe!

Leonarde (nach innen).

Eines Gnadenengels Stimme — —
(Er tritt mit Ketten belaſtet aus dem Thurme.)
Laura — Du?

Laura.

Hinweg die Ketten!

(Indem sie seine Ketten aufschließt.)

Weg mit Euch, Ihr schwarzen Schlangen,
Brut der schwärzern Mutter Rache,
In den Abgrund kehrt zurück!

(Sie wirft Ketten und Schlüssel in den Thurm.)

Leonardo.

Frei? Gerettet? an des Himmels
Süße Lüfte, zu des Lichtes
Goldnen Strahlen aus dem Meer,
Aus der Finsterniß des Grabes
Wiederum hervorgerufen?
O unnennbar reiche Gabe
Und aus der Geliebten Hand!

(Sie kommen herab.)

Laura.

Rede! rede! laß mich hören
Deine Freude; laß mich schwelgen
In der Wonne Deines Herzens,
Daß ich wisse, nicht zu theuer
Hab' ich meinen Freund erkauft.

Leonardo.

Süße Retterin des süßen
(Vor ihr niederknieend).
Holden Lebens, auf den Knieen

Zu Dir betend, wie zum Himmel,
Bringt Dir Dein Geschöpf den Dank.

Laura
(ihn in ihre Arme aufhebend).

O! nicht also! mein Geliebter,
Alte Schuld nur hab' ich rettend
Meinem Retter abgezahlt.

Leonardo.

Wie war's möglich? welcher Zauber
Half Dir meine Fesseln lösen,
Gab Dir Macht den Todgeweihten,
Dem Verderben zu entziehn?

Laura.

Still! nur eines will ich wissen,
Will ich denken, will ich fühlen:
Daß Du lebest, will ich denken,
Daß Du lebest, will ich fühlen
Jeden Augenblick und ewig,
Alles Andre, was die Geister
Und die Herzen sonst beweget,
Von mir weisen immerdar. —
Laß zum Schloß zurück uns kehren.

Leonardo.

Und Uberto?

Laura.

Still! der schläft.

Leonardo.

Wie! er ſchläft?

Laura.

Ja, laß ihn ſchlafen:
Wir ſind glücklich, weil er ſchläft.

Leonardo.

Wie? was meinſt Du!

Laura.

O was kümmert
Dich ſo ſehr der tolle Schläfer?
Läſſeſt mich hier einſam ſtehen,
Nimmſt mich nicht in Deine Arme,
Nicht an Deine Bruſt? Der treuen
Heißen Liebe lohnſt Du ſo?
(Sie wirft ſich in ſeine Arme.)

Leonardo.

O! Geliebte, laß mich wiſſen,
Was geſchah mit Deinem Gatten?
Wie denn ſchläft er!

Laura.

Nun, verſunken
In den feſten ew'gen Schlaf.

Leonardo (zurückfahrend).

All' Ihr Heil'gen!

Laura.

Stille! ſtille!
Wecke mir die Todten nicht!

Leonardo.

Wer hat ihm den Tod gegeben?
Rede deutlich — ſage, wer?

Laura.

Sollt'ſt Du leben, mußt er ſchlafen;
Drum hab' ich ihn eingewiegt.

Leonardo.

Mörderin! — Verrucht — abſcheulich!
Solchen Greu'l haſt Du gewagt?

Laura.

Leonardo! Leonardo!
Biſt Du raſend? haſt vergeſſen,
Daß Du lagſt in Todesbanden,
Ich allein Dich retten konnte,
Ich allein Dich retten mußte?
Und nur ſo ward Rettung Dir.

Leonardo.

Zeuch mich nicht in Deinen Frevel.
Welcher Geiſt der tiefſten Hölle
Gab den Verſatz Dir, ein Leben,
Das ſich ſtets gepaart mit Ehre,
Mit Verbrechen zu erkaufen?

Laura.

Liebe hieß der Höllengeist.

(Sie will ihn umarmen.)

Leonardo (zurückweichend).

Fleuch! laß ab von mir, Unreine,
Blutbefleckte! Moder dunstet
Mir aus Deinem Mund entgegen,
Und von Mordlust glänzt der Blick.

Laura.

Ungeheuer! Ja, nun fühl' ich,
Daß ich ruchlos ihn gemordet,
Weil ich es für Dich gethan.
Hab' ich Dich zu heiß geliebet,
Sollst doch Du mich nicht bestrafen,
Daß ich Dich zu heiß geliebt.

Leonardo.

Tugenden, wie Deine, finden
Abscheu nur auf Erden hier;
Willst Du Liebe? in den Schlünden
Der Verdammniß blüht sie Dir.

(Er entfernt sich schnell.)

Laura.

So sollt' es enden? — das also mein Lohn? —
Statt liebenden Dankes Verachtung und Hohn? —
O Ungeheuer! dem keines glich,

So jemals beſchienen die Sonne,
Die Teufel werden ſelig durch Dich,
Und ihre Quaalen zur Wonne. — —
Und hätt' ich gemordet das Menſchengeſchlecht
Und alles Leben erwürget;
Du hätteſt mich zu verwerfen kein Recht:
Dir hätt' es nur Liebe verbürget.
O Teufel! der Hölle warſt Du ein Graus,
Drum ſpie zur Erde ſie fürchtend Dich aus.
(Eine Locke, die ihr auf den Buſen gefallen, zurückwerfend.)
Fort, Schlange! was kreuchſt Du mir um die Bruſt?
Auch Du willſt das Herz mir berücken.
(Ihre Locken zerraufend).
Fort alle! alle! was bringt's Euch für Luſt,
Der Mörderin Haupt noch zu ſchmücken? — —
(Es wird immer finſterer.)
Ich fluche dem Tage, wo ſich ſein Bild
Zuerſt mir im Auge geſpiegelt;
Und jedem Worte, das gleißneriſch mild
Den frevelen Bund hat beſiegelt;
Der Sonne, dem Monde, dem Sternenheer,
Das unſerm Buhlen gelächelt,
Den Lüften, die kühlig wehend vom Meer
Uns heuchleriſch koſend gefächelt.

Ich fluche dem eigenen thörigten Haupt,
Das schwindelnd an Treu' auf Erden geglaubt. —
Das Leben ist hin — es nahet das Grab —
Und der Richter sitzet zu Throne; —
Das Heil ist vergeudet — gebrochen der Stab —
Und die Hölle begrüßt mich mit Hohne —
O! wär' ich vernichtet — zerronnen in Luft,
Verweht von dem brausenden Winde!
O! öffne mir, Erde, die gähnende Kluft —
Ob drunten Vernichtung ich finde. —

(Man hört das Rollen des Donners.)

Die Frevlerin, Abgrund, schlinge hinab
In's ewig haltende — feste Grab.

(Die Erde berstet unter Blitz und Donner, Laura versinkt, Thurm und Laube mit ihr. Tiefe Nacht.)

Zwischenakt.

Chor der Traumgeister.

Thörin, die dem Leben fluchet,
Ruh' in der Vernichtung suchet,
Sinkst vergebens in das Grab.
Gräber sind ja nichts denn Pforten,
Führen zu den Schreckensorten
Der Vergeltung nur hinab.

Von dem Schmerz der Erdenwunden
Mag des Staubes Sohn gesunden
In des Todes stiller Welt;
Doch der Seelenkrampf der Sünden
Soll erst seine Blüthe finden,
Wann des Lebens Vorhang fällt!

Sünd'gen Wünschen, sünd'gen Worten,
Sünd'gen Thaten wird einst dorten
Leben und Gestalt verlieh'n,
Daß sie quälend den umschweben,
Der sie frevelnd zwang in's Leben,
Und die Rach' an ihm vollzieh'n.

(Blitz und Donner hören auf.)

Dritte Abtheilung.

Der Morgen.

Daſſelbe Gemach wie in der erſten Abtheilung. Tag.

Erſter Auftritt.

Laura und Anna.

Laura
(noch unſichtbar, hinter dem verſchloſſenen Vorhange ſchreiend).

O Wehe! Wehe mir, der Mörderin!

(Anna tritt ſchnell aus der rechten Seitenthüre.)

Anna.

Befehlt Ihr, Herrin?

(Sie horcht nach dem Vorhange hin.)

Schien's mir doch, sie riefe.
Ich irrte mich; sie schläft — und heut' sehr lange.

Laura (wie eben).

O wehe! — wehe! — schrecklich ist die Rache!

Anna.

Es peinigt irgend sie ein schwerer Traum;
Ich will sie doch befrei'n von dieser Quaal.
(Sie geht und zieht den Vorhang auf; Laura liegt im Bette.)
Erwachet, gnäd'ge Frau; es ist ein Traum;
Der Euch belügend so in Angst gesetzt.

Laura.

O! ew'ger Himmel!

Anna.

Ach! besinnt Euch, Herrin; —
Ermuntert Euch — steht auf — es ist schon spät.
(Laura steht von Anna unterstützt, auf.)

Laura.

Wo bin ich? — O mein Gott! und wer bist Du?

Anna.

Ein arger Traum hat Euren Geist verwirrt;
Ich bin ja Anna, und Ihr seyd zu Hause.

Laura (sich erholend).

Ja, Anna Du — und dieß mein Schlafgemach. —

So wär' es nichts, denn lügend Schattenwerk,
Und nicht geschehen all' das Gräßliche?

Anna.

Ein böser Traum: auch riefst Ihr Weh im Schlafe.

Laura.

O! zehnfach Wehe, wär' es mehr gewesen,
Als des erhitzten Hirnes tolles Spiel. —
Nein, nein, kein tolles Spiel. — O habe Dank
Allgüt'ger Gott und Lenker unsres Herzens:
Du hast mich ernst und sanft zugleich gewarnt,
Wie liebevoll das theure Kind der Vater,
Wenn übermüthig, die Gefahr verkennend,
Es seines Lebens Heil verscherzen will.
Dank, treuer Vater, Dank! o! Deine Warnung
Soll an dem Kinde nicht verloren seyn.
(Sie fällt der Kammerfrau um den Hals.)
Ja, ja! es war ein Traum: o freue Dich
Mit mir, es war ein Traum, ich fühl' es jetzt
Am sanften Herzensschlage, wann ich bete.

Anna.

Das muß ein arger Traum gewesen seyn,
Weil es so sehr Euch freut, daß Alles Lüge;
Nicht Wahrheit ist.

Laura.

O nein! kein arger Traum,
Ein guter Traum, vom Himmel mir geſandt.

Anna.

Wie kämen böſe Träume do[illegible]n Himmel?

Laura.

Gewitter, Stürme, drohende Kometen
Erſchrecken uns, und kommen doch von Gott.
Wohl ſind es ernſte Worte, die er redet,
Und dennoch gute, väterliche Worte.
Iſt Roſa wach?

Anna.

Ja, Herrin.

Laura.

Laß ſie bringen.
Und dann dem Herzog ſagen, ich ſey auf.
(Anna geht zur Rechten ab, Laura tritt an's Fenſter, und öffnet es.)
Wie freundlich Du mir lächelſt, Morgenſonne,
Du große Freudenſchafferin der Welt.
O wohl mir, daß ich ſchuldlos noch Dich ſchaue,
Daß kein Verbrechen noch Dein glänzend Antlitz
Mit Trauerflor mir überzogen hat.
Ach welchen Schmerz mußt Du dem Sünder bringen,

Den Du erinnerst an die bessern Tage,
Wo sich die heit're Seele Dein gefreut;
Wie tief muß ihn Dein reiner Glanz betrüben,
Der Allen Lebenswonne bringt, nur ihm,
Nur seinem schweren dunklen Herzen nicht. —

Zweiter Auftritt.

Laura. Rosa, kommt aus der rechten Seitenthür gesprungen. Constanza folgt.

Laura.

Ha! Rosa!

Rosa.

Guten Morgen, Mütterchen!

Constanza.

Hab' guten Morgen! Schwester!

Laura (mit Rosa beschäftigt).

Danke! danke!
Mein liebes, holdes Kind! Du bist doch wohl?

Rosa.

Mir thut kein Finger weh!

Laura.

Gott sey gelobt,

Daß von der Angſt, die Deinen Schatten quälte,
Du nichts erfahren haſt. O Roſa! Roſa!

(Das Kind mit Heftigkeit küſſend).

Wie viel mehr lieb' ich Dich als ich gewußt!
Ja, neben mancher böſen Neigung wohnt
Doch eine Tugend auch in meinem Herzen,
Die Mutterliebe, die das Grauſenvollſte,
Das als Gedanke ſchon mit Wahnſinn drohet,
Für eines Kindes Heil erdulden kann.

Conſtanza.

Wie kommſt Du darauf?

Laura.

Träume lehrten's mich.

Conſtanza.

Ach, Träume ſind Verläumder oder Schmeichler.

Laura.

Die äußern Dinge mag der Traum erlügen;
Nur Wahrheit nimmt er aus der innern Welt.

Roſa.

Der Gärtner hat mir Blumen ſchon gebracht.

Laura (erſchreckend).

Ha — Blumen! Himmel! Was für Blumen,
Schweſter?
Doch gift'ge nicht?

Constanza.

Wie sollte wohl der Gartner —

Laura.

Du hast ganz Recht. — (Zu Rosa.) Ja, spiele
mit den Blumen;
Doch, das versprich mir, pflücke keine selbst!
Hörst Du, mein süßes Kind? nie, niemals selbst.

Dritter Auftritt.

Vorige. Uberto kommt von der Rechten.

Uberto.

Ich wünsch' Euch einen frohen Morgen, Laura.

Laura (ihn umarmend).

Den hab' ich: Nie hat noch bei meiner Rückkehr
Zur Welt des Lichts mich solche Freud' empfangen.
Wie geht's Euch, Theurer? Habt Ihr sanft ge-
ruht?
Und seyd Ihr wohl? O sprecht! die Liebe fragt.

Uberto.

Was, liebe Laura, hat Euch so bewegt,
Schmerz oder Freude?

Laura.

Beides, Schmerz und Freude:

Schmerz, weil ich eine Schuld auf mich geladen,
Und Freude, daß die Schuld noch tilgbar ist.

Uberto.

Ihr scherzt mit so geheimnißvollen Worten.

Laura.

O wahrlich nein! nie sprach ich ernster noch
Wir schieden gestern zürnend von einander.

Uberto.

Habt Ihr gezürnt, so thut's mir leid um Euch;
Denn Zorn ist freilich kein geringer Schmerz.
Ich habe nicht gezürnt: ich kenn' Euch ja.
Ihr seyd ein holder Lenz, unendlich süß,
Wenn er vom heitern Himmel niederstrahlt;
Nur leicht getrübt von düstern Regenwolken.
Doch Beides geht vorüber, Wolk' und Sturm,
Und ist nicht dauernd wie im rauhen Herbste.

Laura.

Wohl habt Ihr Recht. O zürnt mir nicht darum,
Daß ich so bin: wie könnt' ich anders seyn?
Erzogen in des Reichthums Glanz und Fülle,
Der Eltern jüngstes, vorgezognes Kind;
Erlernt' ich's früh, die Menschen um mich her,
Nur nicht die eignen Wünsche zu beherrschen;

Ja, dieſe Wünſche wurden zeitig ſchon
Des Hauſes Götter, die, befriedigt, Alles
Mit Segen überſchütten, doch, verachtet,
Mit ſchweren Plagen die Verächter ſtrafen.
So fehlt mir nun die Kraft, im Augenblicke,
Wo heftig mich ein neuer Wunſch ergreift,
Den Widerſtand mit Ruhe zu ertragen.

Uberto.

Ihr ſeyd um Vieles beſſer, liebe Laura,
Als ſolch ein Jugendleben hoffen läßt,
Als Ihr geworden wäret, hätt' Euch nicht
So mild und reichlich die Natur begabt.

Laura.

O glaubt das nicht! Wie ſchweres Unrecht hab' ich
Euch nicht gethan, und wär's auch nur im
Traum.
Wie ſchnöde hat Euch oft die Phantaſie,
Von dem gereizten Eigenſinn erregt,
Im Traum verläumdet!

Uberto.

Immerhin! wenn nur
Die Wachende des Traumes Sünd' erkennt,
Und dann ſo freundlich Buße thut.
Und glaubt mir, theure Laura, Eure Wünſche
Bewegen, gleich den eignen, mir das Herz,

Und da nur kann ich die Erfüllung weigern,
Wo ich sie meinem Wunsch versagen müßte.
So war es gestern; die Unmöglichkeit,
Nur sie stand Eurer Forderung im Wege.
Sie ist gehoben; und es freut mich herzlich,
Daß Euer Wunsch kann in Erfüllung gehn.

Laura.

Wie so, mein Freund?

Uberto.

So eben kam ein Bote
Von Eurer Base, die auf einer Reise
Nach Rom begriffen, uns besuchen will.
Ihr könnt nun mit ihr reisen, und der Ritter
Wird als ein tapfrer Schirmvoigt Euch begleiten.

Vierter Auftritt.

Vorige. Leonardo kommt von der Linken.

Leonardo

(sich Laura nahend, die sogleich bei seinem Eintritt erschrocken ist).

Erlaubt mir, schöne Frau, den Morgengruß
Geziemend Euch zu bringen — —

Laura
(ſich zurückziehend).

Dank, Herr Ritter!

Leonardo
(etwas betroffen).

Es iſt die Nacht doch freundlich Euch geweſen?

Laura.

Sehr freundlich, Herr.

Uberto
(zu Leonardo).

Ich hab' ihr angekündigt,
Daß Ihr als Schirmvoigt ſie nach Rom begleitet.

Leonardo.

Ja, günſt'ge Sterne ſpenden mir dies Glück.

Laura.

Sehr gütig. Doch ich habe dieſen Wunſch
Aus meiner Bruſt verbannt, und einem andern
Und beſſern, dünkt mich, ſeinen Platz vergönnt.
(Sich zu Uberto wendend.)
Ich bitte, zeigt dem neuen Wunſch Euch hold!

Uberto.

Gern, Liebe, wenn ich's kann.

Laura.

Ihr könnt es wohl.

Ich wünsch' Euch auf der Reise zu begleiten,
Die Euch der Dienst des Königs auferlegt.

Uberto.

Nein, Laura! nein! Warum doch wolltet Ihr
Den möglichen Genuß verschmäh'n? Gleich thörigt
Scheint mir das Streben nach der unerlaubten
Und die Verachtung der erlaubten Lust.

Laura.

Gewähret mir die Bitte; haltet nicht
Für Weiberlaune nur der Wünsche Wechsel.
Wenn Ihr es fühlt, daß diese Stunde nicht
Den tausend Stunden, wo man eben lebt,
Weil man geboren ward, vergleichbar ist;
Wenn Ihr mich weicher findet, williger
Des Gatten heil'ge Rechte zu erkennen;
O! dann beschwör' ich Euch, gewährt die Bitte,
Laßt mich Gefährtin auf der Reis' Euch seyn.

Uberto.

Recht gern, wenn Euer Wunsch so lebhaft ist;
Doch morgen früh müßt Ihr bereitet seyn.

Laura.

O diesen Augenblick, wenn Ihr es fordert.

Uberto.

Nun aber sagt mir auch, geliebte Laura,
Was Euch so sehr bewegt: denn, in der That,

Nur selten hab' ich Euch so weich gestimmt,
Und, sey's gesagt, so liebenswerth gesehn.

Laura.

O laßt mich schweigen! Dies Geheimniß eignet
Der dunklen innern Welt, wo keiner wohl
So rein ist, daß er nicht des Richters Blick
Zu scheuen hätte. Nur, o mein Uberto,
Seyd gut mit mir, habt Nachsicht mit der Schwäche,
Und schonet sie, wo's Euch nur möglich ist.
Legt nicht den Maaßstab Eures stärkern Wesens
An die gebrechliche Natur des Weibes.
Gerechtigkeit wird gegen Frauen Härte,
Die Milde nur ist gegen sie gerecht.

Uberto.

Und bin ich Euch mit Härte je begegnet?

Laura.

Nein, Ihr ward immer mild; ich bitt' Euch nur,
Seyd's ferner auch; Ihr sollt Ergebenheit
Und Lieb' und Treue bei der Gattin finden;
Nur so ja läßt der Friede sich bewahren.
(Ihn umarmend).
O glaubt mir, theurer Freund, des Lebens Straße
Geht überall auf wildem Feuerstrom,

Der unten glühend wogend noch, nur oben
Mit einer leichten Rinde ſich bezog.
Drum laßt uns leiſen Schrittes drüber wallen,
Und nicht verſchulden des Gewölbes Bruch,
Daß wir dem Flammentode nicht verfallen.
Ach! Selbſtverſchuldung iſt der ſchwerſte Fluch.

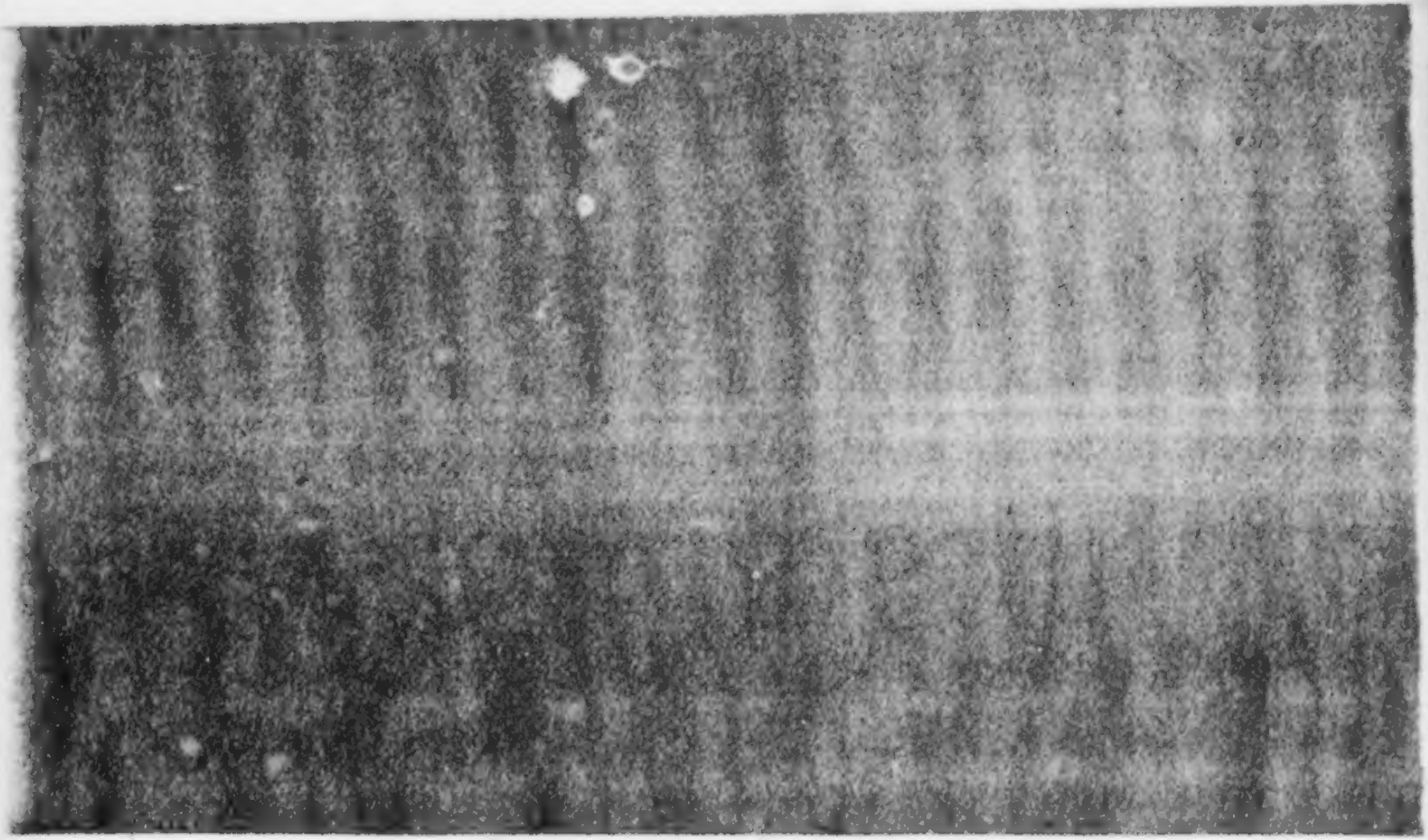
Der Prinz und die Bäuerin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1840.



Der

Prinz und die Bäuerin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Bei Hoffmann und Campe ist ferner erschienen:

Christen, H. L., Diana. Wahrheit und Dichtung. 2 Thle. 1838. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

— — **Malcolm**, Seegemälde aus der neuern Zeit. 8. 1836. 1 Thlr. 12 Gr.

Clemens, Fr., der Excentrische. Roman. 8. 1835. 1 Thlr.

— — das entschleierte Bild zu Sais. Drei Blicke in die Tiefe. 8. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

Corbière, Eduard, die Zöglinge der Marine. Deutsch von E. D. B. Elsthal. 2 Thle. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Lewald, A., Album aus Paris. 2 Bde. 8. 1832. 2 Thlr. 16 Gr.

— — **Gorgona.** Bilder aus dem franz. Mittelalter. 2 Bde. 8. 1833. 2 Thlr.

— — **Graf Lewzinski.** Polnische Novelle. 8. 1832. 18 Gr.

— — **Przebracki.** Der russische Polizeispion. 8. 1832. 1 Thlr. 12 Gr.

— — **Warschau.** Ein Zeitbild. 8. 1831. 16 Gr.

— — **Novellen.** 3 Bde. 8. 1831—1833. à 1 Thlr. 12 Gr. 4 Thlr. 12 Gr.

Rosen, C., Wanderbuch eines Schwermüthigen. 8. 1834. 1 Thlr. 8 Gr.

Raupach, dramatische Werke ernster Gattung. 1r—4r Bd. 1830—1835. 8. 6 Thlr.

— — 5r—12r Band od. Die Hohenstaufen, ein Cyclus historischer Dramen 1r—8r Bd. 1837—1838. 8. 12 Thlr.

Schiff, D. H., Glück und Geld. Novelle. 8. 1834. 1 Thlr.

Wangenheim, F. Th., der Mönch. Historischer Roman. 3 Thle. 8. 1836. 4 Thlr. 8 Gr.

— — die Luftschiffer. 8. 1837. 1 Thlr. 8 Gr.

— — die Schwerter. Historischer Roman. 3 Bde. 8. 1838. 3 Thlr.

Der

Prinz und die Bäuerin.

Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Dr. Ernst Raupach.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.
1839.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi

Personen.

Philipp, Herzog von Orleans.
Der Herzog von Penthievre, sein Schwiegervater.
Der Prinz von Lamballe, dessen Sohn.
Der Secretär des Herzogs von Orleans.
Der Ritter.
Genoveva, eine Bäuerin.
Leonore, eine Kammerfrau.
Eine Zigeunerin.
Mehrere Bediente.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Ein mit Felsſtücken und Buſchwerk bedeckter Hügel.

Erſter Auftritt.

Der Prinz auf einem Felsſtück ſitzend, Genoveva vor ihm kniend.

Prinz.

Acht Jahre, ſagſt Du, liebe Genoveva?

Genoveva.

Acht Jahre, gnäd'ger Herr, und eben heut,
Denn kurz zuvor war ich zehn Jahr geweſen.

Prinz.

Ach vierzehn — richtig. Schon acht Jahr', und dennoch —
Wie viel des Spätern iſt mir ganz entſchwunden!

Lebendig aber, mit den kleinſten Zügen,
Wie ein Gemälde, ſteht noch unſrer erſten
Begegnung Stunde vor der Phantaſie.

Genoveva.

Auch ich weiß Alles noch. Ihr, gnäd'ger Herr,
Ihr ſaßt, um auszuruh'n, auf dieſem Stein.

Prinz.

Auf einmal ſprang dort
(nach der Linken des Hintergrundes zeigend)
eine weiße Ziege
Durch das Geklüft, und riß die Führerin,
Ein kleines hübſches Mädchen, mit ſich fort,
Und dieſes hübſche Kind war Genoveva.

Genoveva (lachend).

Ja, die einfält'ge Genoveva war's,
Die, eigenſinnig wie das Thierchen ſelbſt,
Es halten wollt', und umgeriſſen wurde.

Prinz.

Laut ſchrie ich auf, als ich Dich fallen ſah.

Genoveva.

Ihr ſprangt hinzu, und hobt mich freundlich auf.

Prinz.

Die dunkeln Löckchen, von dem Fall zerrüttet,
Bedeckten Deine kleine weiße Stirn,
Die drunter blutete.

Genoveva.

Ihr fragtet traurig,
Ob mich die Wunde ſchmerzte?

Prinz.

Doch Du ſahſt
Mich durch die Löckchen dankbar lächelnd an,
Und ſagteſt: es iſt nichts — o! es iſt nichts.

Genoveva.

Ihr ſtrichtet die Haare mir aus dem Geſicht,
Und wiſchtet dann mit einem feinen Tüchlein
Das Blut mir ab.

Prinz.

Wir ſetzten uns hieher.

Genoveva.

Ihr ſetztet Euch, mein gnäd'ger Herr; ich ſtellte
Mich zwiſchen Eure Kniee; denn für Zwei
Iſt hier nicht Platz.

Prinz.

Ganz recht. Wir plauderten
Von Deiner Mutter dann, von Eurer Hütte,
Von manchem Andern.

Genoveva.

Ja, wir plauderten,
Bis meine Stirn zu bluten aufgehört.
Dann führtet Ihr mein eigenwillig Thier

Bis an das Dorf; dort sagtet Ihr beim Abschied,
Ich sollte morgen wieder hieher kommen.
So kam ich nun den ganzen Sommer lang
An jedem Abend her mit meiner Ziege,
Und freute mich den ganzen Tag darauf,
Denn immer war ich sicher, Euch zu finden.
O! das war eine schöne Zeit!

Prinz.

Und ist
Es jetzt denn schlimmer?

Genoveva.

Nein; das hab' ich
Ja nicht gesagt — doch schön war jene Zeit.

Prinz.

Gewiß; bis zu dem unglückselgen Abend —
Gedenkt es Dich?

Genoveva.

Wie sollt' ich den vergessen?

Prinz.

Ich fand Dich nicht; in kindischer Verzweiflung
Dacht' ich nicht an die Krankheit Deiner Mutter,
Nur an ein Unglück, das der kleinen Freundin
Begegnet wäre. Das ertrug ich nicht;
Ich täuschte meinen Lehrer, meine Diener,
Stieg, als sie mich verlassen, aus dem Fenster,

Und, durch den Park hinab zum Dorfe fliegend,
Gelangt' ich athemlos an Eure Hütte.
Es war schon Mitternacht; mit Staunen sah ich
Noch Licht bei Euch; Gewißheit mußt' ich haben,
Und unbemerkt folgt' ich der Nachbarin,
Die jetzt hinein ging, in die Stube nach.
Da lag schon im Verscheiden Deine Mutter;
Still weinend knietest Du an ihrem Bett;
Der Pfarrer betete; Wachholder streute
Die Nachbarin um's Bett der Sterbenden;
Mein ward man nicht gewahr. Nun ward es still;
Der Pfarrer beugte sich zur Leidenden,
Und sprach bewegt und segnend: „Friede sey
„Mit ihrer Seele, denn sie ist bei Gott."
Du schriees laut, und warfst Dich auf die Leiche;
„Was soll aus diesem armen Kinde werden?"
Sprach mitleidsvoll die treue Nachbarin — —

Genoveva (weinend).

Da tratet Ihr, so wie ein Engel Gottes,
Der in der größten Noth am nächsten ist,
So tratet Ihr hervor, und zogt mich weg,
Und übergabet mich dem guten Pfarrer;
Er sollte für mich sorgen, sagtet Ihr,
Gern würdet Ihr das Kostgeld für mich zahlen.

Ich mußte nun dem neuen Pfleger folgen;
Ihr bliebt zurück bei meiner theuern Todten.

Prinz.

Und in die starre Hand gelobt' ich ihr
Auf's feierlichste, Dich —
(zurückhaltend, was er sagen wollte)
für Dich zu sorgen.

Genoveva.

Und gnädig und großmüthig wie ein König
Habt Ihr das Wort erfüllt. O jene Nacht
War eine Nacht des Unglücks und des Glücks;
Denn die geliebte Mutter nahm mir Gott,
Den gütigen Versorger gab er mir.
Nun auch erfuhr ich von dem guten Pfarrer,
Ihr wärt ein Prinz, und nicht, wie ich geglaubt,
Ein reicher Bürgerssohn. Ja — damals freilich,
Wo ich nicht wußte, was ein Prinz bedeutet,
War es mir gleich.

Prinz.

Und jetzt nicht mehr?

Genoveva (zögernd).

Nein — nicht mehr.

Prinz.

Mißgönnst Du mir den Vorzug meines Standes?

Genoveva.

Könnt Ihr so grausam fragen, gnäd'ger Herr?
Gott ist mein Zeug', ich gönn' Euch alle Hoheit
Und Herrlichkeit; für Euch möcht' ich ja wünschen,
Ihr wäret König; nur für mich wär's besser,
Wenn Gott Euch nicht so hoch gestellt.

Prinz.

Warum denn?

Genoveva.

Seht, gnäd'ger Herr, daß Ihr für mich gesorgt,
Das ist das Wenigste; Ihr seyd ja reich;
Und daß der Reiche hilft, ist ganz natürlich.
Doch Eure Huld und Gnad' und Freundlichkeit,
Die Euch zur armen Genoveva kommen,
Und mit ihr sprechen, sie belehren heißt, —
Und ohne die ich nicht mehr leben könnte —
O! das ist eine Wohlthat, hoher Herr,
So groß, wie Ihr's zu denken nicht vermögt,
Weil Ihr von Keinem sie empfangen könnet.
Und nun seyd Ihr ein Prinz. Was kann ich thun,
Um Euch, so wie mich's immer drängt und treibt,
Mein ganzes dankerfülltes Herz zu zeigen?
Ich habe nichts als Worte, und ich bin
Noch darin ungeschickt; wenn ich Euch danke,
Empfind' ich selbst, wie frostig Alles klingt.

Wär't Ihr dagegen eines Bürgers Sohn,
So brauchten Eure Aeltern eine Magd,
Und Ihr empföhlt zu diesem Dienst ein Mädchen,
Das nicht unsittig ist, nicht ungeschickt,
Das gern arbeitet und gehorcht. Dann wär' ich
Mit Euch in einem Hause, säh' Euch täglich,
Erlauschte, was Euch Freude macht, was Ihr
Und wie Ihr Jedes liebt in Haus und Zimmer,
Und wenn Ihr's kaum gedacht, so wär's geschehn;
Und darin sähet Ihr mit Wohlgefallen
Der armen Genoveva dankbar Herz.

Prinz (mit Absicht).

Das kann auch so geschehen. Wenn ich mich
Dereinst vermähle — —

Genoveva (aufstehend).

Das erleb' ich nicht.

Prinz (ebenfalls aufstehend).

Wie meinst Du das?

Genoveva (verlegen).

O nichts — ich meine nichts.

Prinz.

Hast Du Geheimnisse vor Deinen Freunden?

Genoveva.

Nein, gnäd'ger Herr. Es ist so eine Ahnung;

Denn neulich fing der Pfarrer ganz zufällig
Von Eurer künftigen Vermählung an;
Da hört' ich plötzlich eine Stimm' in mir,
Die sprach ganz laut: das wirst Du nicht erleben.
Das war doch eine Ahnung, denn ich hatte
Nicht an den Tod gedacht; und Ahnungen,
Die grundlos kommen, werden immer wahr.
Und wenn auch, gnäd'ger Herr —
(sie fängt an zu weinen)
was wär' es denn?
Ein armes Mädchen weniger.

Prinz.
Und ich?

Genoveva.
Je nun — vermählt mit einer schönen Fürstin,
Vergäßet Ihr wohl bald — —
(sie weint heftiger)

Prinz.
Ach Genoveva!
Wie gerne möcht' ich Deine Thränen trocknen,
Wenn mir der Himmel nur das Mittel zeigte.

Genoveva.
Laßt meine Thränen, gnäd'ger Herr! es sind
Einfält'ge Thränen, und sie schmerzen nicht —
Gewiß — gewiß nicht! — Aber seht die Sonne

Steht hinter dem Gebüsch; ich muß nun gehen.
Wann darf ich wiederkommen?

Prinz.

Nächsten Montag,
Denn aus Versailles kehr' ich dann zurück.

Genoveva.

Montag? Vier Tage! Wenn nur keine Nächte
Dazwischen wären! — doch, was hilft's? —
Lebt wohl,
Mein gnäd'ger Herr!
(sie küßt ihm die Hand)

Prinz.

Leb wohl, und sey nicht traurig.

Genoveva.

Vergeßt die arme Genoveva nicht!
(sie geht nach der Rechten.)

Prinz.

Viel eher meinen Namen.

Genoveva (zurückkehrend scherzend).

Immerhin!
Das möchtet Ihr, ich würd' ihn schon behalten.
(sie küßt nochmals seine Hand)
Lebt wohl, mein hoher Herr!
(sie geht nach der Rechten; im Ausgange kehrt sie sich nochmals um)
und gute Nacht.

Prinz.

Ach! so viel Schönheit, Unschuld, Herzensgüte
Mit so viel Liebe — und — ich bin ein Prinz!
(Er will zur Linken abgehen; der Herzog von Orleans tritt ihm lachend entgegen.)

Zweiter Auftritt.

Der Prinz und der Herzog von Orleans.

Orleans.

Ertappt, ertappt, mein Prinz! Auf Fleisch und Blut?
O das ist herrlich! Nun? warum betroffen.

Prinz.

Betroffen, Herzog? Nein; nur hoch erstaunt,
Euch hier zu sehn. Welch Wunder führt Euch her?

Orleans.

Kein Wunder, Prinz, der allgewalt'ge Kobold,
Der Zufall hat's gethan. Ich dank' es ihm;
Nun weiß ich doch, daß mein gestrenger Schwager,
Der Stoikus, auch Meinesgleichen ist.

Prinz.

Des Zufalls Schuld ist freilich nicht die Eure;
Doch dünkt mich wär' es schicklicher gewesen,
Mich mit der Ueberraschung zu verschonen.

Orleans.

Hab' ich bei einer That Euch überraſcht,
Die Schande bringt? Ein junger freier Prinz
Hat ein Herzliebchen — das iſt in der Ordnung.

Prinz.

Von mir, Herr Herzog, denkt, wie's Euch beliebt;
Von dieſem Mädchen aber, die ein Engel
An Reinheit iſt, ſollt Ihr nicht unrecht denken.
Wie lernten uns zuerſt — — —

Orleans.

Bemüht Euch nicht!
Ich konnte mich, als ich Euch ſprechen hörte,
Der Luſt Euch zu behorchen nicht erwehren;
So weiß ich Alles von der weißen Ziege
Bis zu des armen Mädchens Sterbeluſt.
Ihr liebt das ſchöne Kind.

Prinz.

Im reinſten Sinne.

Orleans.

Und ſie, es ſelbſt nicht ahnend, wie es ſcheint,
Sie liebt Euch auch.

Prinz.

So würd' ein Engel lieben,
Der unbewußt im Schlafe Menſch geworden.

Orleans.

Nun, nun! sie wird schon zum Bewußtseyn kommen.

Prinz.

In ihres Gatten Armen oder nie.
Nie ward der Liebe zwischen uns erwähnt,
Nie hat mein Mund den ihrigen berührt.
So soll es bleiben, kann ich jenen Schwur,
Den ich an ihrer Mutter Leiche that,
Ihr meine Hand zu reichen, nicht erfüllen.

Orleans.

Ihr waret damals, denk' ich, vierzehn Jahre.

Prinz.

Ich weiß wohl, was Ihr sagen wollt; doch glaubt,
Des Knaben kindisches Gelübde würde
Der Mann mit Freud' erfüllen, wenn dabei
Die Schwierigkeiten zu besiegen wären.

Orleans.

Was? lieben wollt Ihr, und seht Schwierigkeiten?
Wo sind sie denn? Zu Euerer Gemahlin
Könnt Ihr das Mädchen freilich nicht erheben;
Doch, wenn Ihr Eurem Liebesglück die Aussicht
Auf eine standesmäßige Verbindung
Zum Opfer bringen wollt, was kann Euch hindern,
Der Auserwählten Eure Hand zu reichen?

Prinz.

Meint Ihr, ich hätt' es nicht bedacht? Wo aber,
Wo ist der Priester, der uns ohn' Erlaubniß
Des Königes und meines Vaters traute?

Orleans
(als ob er darüber nachsönne.)

Wohl wahr — Ja, das ist eine Schwierigkeit —
Der Priester — freilich. — Sonst wär' Alles leicht.
Ihr habt am Strome drunten, zwischen Hügeln
Und im Gebüsch versteckt, das hübsche Landhaus.
Da wohnte sie ganz unbemerkt; es wüßte
Niemand, was sie Euch wäre; das Geheimniß
Blieb ungefährdet; und Ihr sähet sie
Ohn' alles Aufsehn, wann es Euch gefiele.

Prinz.

Es wär' ein Loos, wie es kein Mensch verdient.

Orleans.
(mit Ernst und Mitgefühl.)

Hört, lieber Prinz! Ist's Euer tiefer Ernst
Und reiflicher Entschluß? und glaubt Ihr wirklich,
Von keiner Reu' gestört, in dem Besitz
Des Mädchens Eures Lebens Glück zu finden?

Prinz.

Das höchste, das die Erde geben kann.

Orleans.

Wohl denn! Ich weiß, daß Ihr mein Freund nicht seyd,
Weil über Manches wir verschieden denken;
Doch darum braucht Ihr meine guten Dienste
Nicht zu verschmäh'n. Den Priester schaff' ich Euch.

Prinz.

Ihr wolltet?

Orleans.

Ja. Wohl weiß ich, was ich wage;
Doch Eure wundersame Liebe hat
Mich tief bewegt, ergriffen möcht' ich sagen;
Und dann, Ihr seyd mein naher Blutsverwandter
Und meiner theueren Gemahlin Bruder.
So sey es denn gewagt!

Prinz.

Und dieser Priester?

Orleans.

Mein Capellan. Ihr kommt mit Eurer Braut
Nach Neuilly, heimlich in der Dunkelheit;
Am Gartenthore links erwartet Euch
Mein Secretär; er, ich, der Priester,
Wir Drei nur dürfen das Geheimniß kennen;
Und die Capelle soll bereitet seyn.

Bestimmt den Tag nur! morgen, übermorgen,
Noch heute, wenn Ihr wollt.

Prinz.

Ja, heute noch;
So spar' ich ihr wohl eine Nacht der Thränen.
(Orleans Hand fassend)
Zu voll ist jetzt die Seele, lieber Herzog,
Um Euch zu danken, wie ich sollt' und wünsche.

Orleans.

Nichts davon, liebster Prinz! Sagt Ihr Euch selbst
Im Stillen, daß Ihr mich in mancher Hinsicht
Bisher verkannt, so bin ich schon zufrieden.
Doch, soll's noch heut geschehn, so laßt uns eilen;
In einer Stunde fängt's zu dunkeln an.

Prinz.

Ich eile zu ihr, sie vorzubereiten.
O! welche Fluth und Strömung von Gefühlen
Im engen Raume weniger Minuten!
Den ganzen wonnevollen Weg vom ersten
„Ich liebe Dich" bis zu dem klaren Ja
Des ew'gen Bundes in zwei kurzen Stunden.
Erröthen und erbleichen, weinen, lächeln

Wird sie vor Angst und Lust, und aus dem Allen
Wird Seligkeit in meine Seele strömen.

(Er geht zur Rechten ab. Der Secretär kommt von der Linken.)

Dritter Auftritt.

Der Herzog von Orleans und der Secretär.

Orleans (halblaut).

Victoria!

Secretär.

Glück zu den Millionen!

Orleans.

Sie sind gewonnen, und mit wenig Mühe.

Secretär.

Mit sogenannten Tugendhaften hat man
Stets leichtes Spiel; denn das Gewissen macht
Sie feig' und unbeholfen, und sie greifen
In ihrer Ohnmacht ängstlichem Gefühle
Blindlings nach jeder Hand, die Hülfe bietet,
Wär's auch des Tigers Klau', der sie zerreißt.
Ihr seht nun, gnäd'ger Herr, daß meine Späher
Uns nicht zu viel berichtet.

Orleans.

Deine Späher
Sind wackre Leute, wie Du selbst.

Secretär.

Ihr wolltet
Es doch nicht glauben.

Orleans.

Ja, wer kann das glauben,
Wenn er's nicht sieht? Den Narren hab' ich immer
In ihm erkannt; doch nicht von dieser Stärke.

Secretär.

Wohl uns, daß er es ist! Der Narren Narrheit
Ist die Leibeigne, die die Waizenfelder
Der Klugen bauet.

Orleans.

Unsre Ernte wird
Hier reichlich seyn; denn einer Bäu'rin Kinder
Sind nicht erbfähig, und so fallen einst
Des Herzogs unermeßlich reiche Güter
An meine Gattin und an meine Kinder.

Secretär.

Das heißt an Euch.

Orleans.

Ja, wenn der Prinz nicht etwa
Mich überlebt.

Secretär.

Dem iſt ja vorzubeugen.

Orleans.

Das wäre doch nicht leicht.

Secretär.

Wozu der Menſch
Den Muth hat, dazu findet er die Mittel.

Orleans.

Es lebe die Sentenz! der Preis wär' auch
Des Suchens werth; nach mir iſt Penthievre
Des ganzen Landes reichſter Eigenthümer.

Secretär.

Ja, und ſeit Gott und Tugend Solöcismen
Geworden ſind, klingt nichts ſo groß und voll,
Wie Gold und Macht.

Orleans.

Gold! Gold! vor Allem Gold!
Mit Golde pflaſtert man den Weg zur Macht.
Nun aber fort! damit wir den Empfang
Des ſchäferlichen Brautpaars vorbereiten.
Die weiße Ziege hat Gott Amors Rolle
Dabei geſpielt; ich will den Hymen ſpielen.

Das bringt mich zwar in eine fabelhafte
Verwandtſchaft, denn die Beiden waren Brüder.
Doch immerhin! denn bei dem ew'gen Nichts! —
Des tugendhaften Schwagers Hochzeitnacht —
Wiewohl das Mädchen reizend iſt, ſehr reizend —
So ſchwör' ich dennoch, dieſe Hochzeitnacht
Iſt ſüßer mir, als mir die eigne war.

(Sie gehen Beide lachend zur Linken ab.)

Zweite Scene.

Ein ſauber eingerichtetes Stübchen in einer ländlichen Wohnung.

Vierter Auftritt.

Genoveva tritt ein.

Genoveva (in Gedanken).

Vier Tage und vier Nächte — zwiſchen Sonntag
Und Montag dann die fünfte Nacht. — — Je nun! —
Es giebt viel Arbeit jetzt in Hauſ' und Garten,
Und ſo vergeht die Zeit. — Dann kommt der Sonntag,

Wo die Gedanken sich mit Gott beschäft'gen! —
Ach! könnten sie das noch, wie ehemals! —
Ich bin jetzt immer so zerstreut — die Seele
Ist nicht mehr voll von Gott — das ist recht schlimm —
Daher kommt wohl auch meine Traurigkeit. — —
Ich weiß nicht, was es ist. Man sollte doch
An Gottesfurcht zunehmen mit dem Alter;
Man lernt ja täglich mehr, wie groß und gütig
Der Vater droben ist. — Ich will es beichten,
Daß ich nicht mehr so herzlich beten kann;
Die Buße wird mich wieder fröhlich machen.

(Der Prinz tritt ein.)

Fünfter Auftritt.

Genoveva und der Prinz.

Prinz.

Da bin ich wieder, liebe Genoveva.

Genoveva.

Ihr, gnäd'ger Herr? Ihr kommt zu mir? Ach Gott!
So schön ist ja noch nie ein Tag gewesen,
Daß ich zweimal für einmal Euch gesehn.

Prinz.

Es drängte mich zu Dir, sehr Wichtiges — — —

Genoveva.

Wollt Ihr Euch denn nicht setzen, gnäd'ger Herr?

Prinz.

Nein, laß mich stehen, liebe Genoveva;
Ich bin viel zu bewegt, um jetzt zu ruhen.

Genoveva.

Was hat Euch so bewegt?

Prinz.

Du sagtest draußen,
Es schmerze Dich, daß Du mit Worten nur
Mir Deine Dankbarkeit beweisen könntest;
Jetzt kannst Du's durch die That.

Genoveva.

Ach! solche Freude
Habt Ihr mir nie bereitet. Sagt nur schnell,
Mein hoher gnäd'ger Herr, was muß ich thun?

Prinz
(sie leicht mit einem Arm umschlingend).

Erst höre mich! Als Kinder faßten wir
Schon eine kind'sche Neigung zu einander,
Fast wie Geschwister. Deiner Mutter Tod,
Die Noth, in der sie Dich verließ, das Glück,
Daß ich für Dich zu sorgen fähig war;

Und der geheimnißvolle Umgang stärkten
Die Zuneigung, und brachten unsre Herzen
Einander immer näher.

Genoveva.

Ach, ja wohl!

Prinz.

Darüber sind wir nun heran gereift,
Zur Jungfrau Du und ich zum Mann, und mit uns
Auch unsre Neigung. Doch, wie jede Frucht
Im Reifen sich verändert, so verändern
Sich auch dabei die Neigungen des Menschen;
Und so ist es gekommen, Genoveva,
Daß, wenn ich mich nicht täusche — Du mich liebst.

Genoveva
(schon sehr verlegen, will zurück weichen).

Natürlich — meinen gütigen Versorger —
Wohlthäter — Lehrer —

Prinz.

Du verstehst mich falsch.
Nicht wie man diese liebt, die Du genannt,
Du liebst mich, wie die Braut den Bräutigam.

Genoveva
(erschrocken und sich ihm gewaltsam entreißend).

Das ist nicht wahr! — — Verzeihet, gnäd'ger Herr —
Das ungeschickte Wort! — Was that ich Euch,
Daß Ihr so Arges denket? Einen Prinzen —
Den Blutsverwandten unsers Herrn und Königs —
Ich bin ja keine schamlos freche Dirne,
Auch nicht wahnwitzig.

Prinz
(will sie wieder umfassen).

Höre mich, Geliebte —

Genoveva
(in heftiger Bewegung zurück weichend).

Laßt! laßt um Gottes willen, gnäd'ger Herr! —
Es ist nicht — darf nicht seyn — und ist auch nicht.

Prinz.

Doch sterben willst Du, wenn ich mich vermähle.
Was zeugt den Todeswunsch, wenn nicht die Liebe?
Doch bist Du voller Schrecken und Verwirrung,
Woher der Schreck, wenn ich nicht Wahrheit sprach?
Du stehest fern und fürchtest meine Nähe;

Doch wenn ich offnen Armes jetzt Dich bitte:
Geliebte, holde Genoveva, komm'
Und ruh' an meinem Herzen! drängt Dich dann
Nicht eine inn're Macht in meine Arme?

Genoveva.

O, wie zerreißet Ihr mein armes Herz!

Prinz.

Bei dem, was wir uns seit den Kinderjahren
Gewesen sind, was ich für Dich gethan,
Und Du für mich an Dankbarkeit gefühlt,
Sprich, ist mein Glaube falsch, daß Du mich liebst?
Kannst Du die Wahrheit Deinem Freund verweigern?

Genoveva
(in einen Strom von Thränen ausbrechend).

Nein — Ihr habt Recht. —
(sie wirft sich ihm zu Füßen)
Vergebet, hoher Herr!
Ich hätt' es Euch ja nimmermehr gesagt —
Ich hab' es nicht gewollt, gewußt, geahnt —
(der Prinz will sie aufheben; sie weigert sich)
Ich habe Gott verlassen, darum hat
Er mich verlassen, und die böse Lust
Hat Raum gefunden in dem leeren Herzen.

Verlaßt — verstoßet mich — nur zürnt mir nicht!

Prinz
(sie mit Gewalt aufhebend).

Dir zürnen? Dich verstoßen, süße Thörin?
Hätt' ich Dir Dein Geheimniß denn entlockt,
Wenn ich Dir nicht ein andres dafür brächte?
Auch ich, ich liebe Dich, und über Alles,
Was eine Menschenzunge nennt, ich liebe
Dich, wie der Bräutigam die holde Braut.

Genoveva
(zwischen dem Weinen lächelnd).

Die Braut? — Nicht doch! — Ihr scherzt. —
Wie hätt' ich denn — — —?

Prinz
(sie umarmend und küssend).

Glaubst Du auch nun an meine Liebe nicht?

Genoveva.

Ich glaube. — — O mein Gott! Ihr, meines Denkens
Anfang und Ende, meines Lebens Licht,
Ihr liebt mich, Ihr, der königliche Herr
Die arme Bäuerin — —? Ach, meine Brust!

Prinz.

Laß sie an meiner ruh'n, und sich erholen!

Genoveva.

O! nun ist Alles gut — nun laßt mich sterben!
Der gnäd'ge Gott hat Alles mir gegeben,
Was er der Creatur gewähren kann;
Ich weiß nichts mehr — ich will nichts mehr.
Gewiß —
Ich fühl's, mit diesem Himmel in der Brust
Ist nur im Grabe Ruh. — Ihr seyd so gütig,
(sehr leise)
Mein hochgeliebter Herr; Ihr bleibt bei mir,
Daß sich mein Aug' an Euern Zügen weide,
So lang' es sieht, mein Ohr an Eurer Stimme,
So lang' es hört, und noch mit schwacher Hand
Ich Eure Hand —
(sie führt seine Hand zum Munde und küßt sie)
an meine Lippen drücke,
Bis sie kalt werden — —
(Thränen ersticken ihre Stimme.)

Prinz.

Sterben? Leben sollst Du
An meiner Brust, beglückt durch meine Liebe,
Und mich beglücken als mein theures Weib.

Genoveva
(tritt erschrocken von ihm zurück).

Prinz.

Dir meine Hand zu reichen, war der Schwur,
Den ich an Deiner Mutter Leiche that;
Nur der Erfüllung Mittel fehlte mir:
Nun ist's gefunden durch der Freundschaft Hülfe,
Nun bist Du meine Braut, und, wenn Du willst,
In einer Stunde mein geliebtes Weib.

Genoveva.

Ach! haltet ein, und laßt mir meine Sinne!

Prinz.

Willst Du mein Weib nicht werden, süßes Herz?

Genoveva.

Ich darf nicht — darf nicht. — Eine Bauerdirne
Des Prinzen Weib? Nein! nein! das wär' ein Hochmuth,
Ein Frevel wider Gottes ew'ge Ordnung,
Den er nicht ungeahndet lassen würde.
O keine Sünde, mein geliebter Herr!

Prinz.

Die Liebe, Genoveva, ist das Einz'ge,
Was aus dem Paradiese wir gerettet,
Und sollte Sünde seyn? Was kümmert sie
Der Rang, der Stand und andres Menschenwerk?
Ist sie nicht älter? Frage nur Dein Herz. —

Genoveva.

Nein! nicht mein Herz! das würd' aus Euern
Augen,
Von Euern Lippen sich die Antwort holen.
Laßt mich den Pfarrer fragen oder Annen,
Die fromme Freundin meiner sel'gen Mutter.

Prinz.

Wann es geschehn ist, sollen sie's erfahren.

Genoveva.

Soll ich allein steh'n in der Zeit der Angst!

Prinz.

Der Angst, wo's gilt, uns Beide zu beglücken,
Und durch die That, wie Du so oft gewünscht,
Mir Deines Herzens Dankbarkeit zu zeigen?

Genoveva.

O Ihr seyd grausam! Kann ich für die Stimme,
Die deutlich in mir spricht, daß ich nicht darf?

Prinz.

Es ist das Vorurtheil. Die Liebe höre,
Die reine Liebe, die die Seele liebt,
Und nicht zu ihrem Unheil rathen wird.
Sie spricht zu Dir durch meinen Mund: Du darfst.
Nun? — Nun glaubst Du denn auch meinem
Worte nicht?

Genoveva.

Ihr seyd huldvoll, großmüthig, seyd ein Fürst;
Und das ist ja die fürstliche Natur,
Daß ihrer Gnade sie kein Ende weiß.

Prinz.

Bedenk' es, liebes, wunderliches Wesen!
Jetzt, da wir uns gesagt, daß wir uns lieben,
Da Du an meiner Brust geruht, und ich
Der Liebe Kuß auf Deinen Mund gedrückt,
Jetzt dürfen wir, willst Du mein Weib nicht werden,
Uns niemals wiedersehn. Die Lieb' ist mächtig;
Ich könnte sündigen an Dir, und Dich
Verderben für das Leben, für den Himmel.
Liebst Du mich nun, und kannst es dennoch denken,
Daß wir uns niemals — — —

Genoveva
(in Thränen ausbrechend).

Ihr seyd unbarmherzig.
Versteht Ihr meine Thränen denn, mein Zittern
Und Zagen nicht? Versag' ich's denn aus Tücke,
Aus Eigensinn? — Allmächt'ger Gott, der Du
Die Sonne angezündet, und den Sternen
Ihr Licht gegeben hast, erleuchte mich!

Prinz.

Er spricht zu Dir durch Deines Herzens Schlag.
Voll Sehnsucht nach dem Glück, um das ich werbe,
Ist Deine Seele wie die meine voll;
Wenn Du's nicht geben dürftest, wäre dieß
Die Prüfung eines grausamen Tyrannen,
Nicht eines gnäd'gen Gottes.

Genoveva (wie verklärt).

Wahr! o wahr!
So schrecklich prüft er seine Kinder nicht.
Du siehst in meine Seele, Vater droben:
Ich thu' es nicht aus Eitelkeit und Hochmuth;
Ich lieb' ihn nur, will auch sein Weib nur seyn
Vor Deinem Angesicht, sonst eine Sklavin,
Die rastlos dient, und ängstig späht und schaut,
Wie des Gebieters Lächeln sie erwerbe. —
Ja, hoher Herr — jetzt bin ich — — —

Prinz
(mit ausgebreiteten Armen).

Meine Braut?

Genoveva
(langsam in seine Arme sinkend).

Das weiß ich nicht; doch Euer, bis ich sterbe.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Ein Zimmer im Landhause des Prinzen.

Erster Auftritt.

Der Prinz und Genoveva (in einem einfachen, aber die Frau vom Stande zeigenden Morgenkleide) sitzen noch beim Frühstück, das sie eben beendigt haben.

Prinz.

Nun die Gewissensfrage, Genoveva,
Die Du mir gestern Abend angekündigt!

Genoveva.

Ich hätte sie schon lange gern gethan;
Doch meine Neugier, fürcht' ich, wirst Du schelten.

Prinz.

Sey doch nicht kindisch! Bist Du nicht mein Weib,
Und hast darum ein Recht zu jeder Frage?

Genoveva.

Im Secretär — im rothen Zimmer — hab' ich
Von einer Frauenhand geschrieb'ne Briefe
Gefunden — ohne Aufschrift. — Sage mir:
Sind sie an Dich?

Prinz.

An mich? — von einer Frau?

Genoveva.

Ja, alle von derselben Hand; die meisten
Nicht unterzeichnet, und die übrigen
Mit einem bloßen E.

Prinz.

Mit einem E?
Ja, jetzt besinn' ich mich — Elisens Briefe.

Genoveva.

Doch also! — Liebesbriefe — und an Dich!
Wer war die Frau? wer ist sie? O mein Gott!

Prinz.

Still, liebe Eifersucht! Laß mich erzählen,
So wirst Du seh'n, daß nichts zu fürchten steht.

Genoveva.

Nun? nun?

Prinz.

Drei Jahre sind es; ich bewohnte
Zum ersten Mal dieß Landhaus; jenes aber,

Deß Garten hinten mit dem unsern grenzt,
Bewohnte sie mit ihrem Mann. Wir trafen
Uns einmal, zweimal, öfter dann, vielleicht
Nicht ohne Absicht ihrerseits; ich wurde
Zu ihnen eingeladen, und, begünstigt
Von des Landlebens Ungezwungenheit,
Entspann sich ein vertraulicher Verkehr.
Doch bald bemerkt' ich, daß Elisens Herz
In heft'ger Neigung sich mir zugewendet.

Genoveva.

Das ist abscheulich — eine Ehefrau!
Sag', war sie schön?

Prinz.

Das war sie, körperlich,
Nicht aber geistig; denn sie hatte nicht
Das fromme, gläubige Gemüth, und was
Daraus erwächst, das inn're Gleichgewicht,
Die Selbstbeherrschung. So ward ihre Neigung
Bald Leidenschaft, und nichts blieb unversucht,
Ein ähnliches Gefühl mir einzuflößen.

Genoveva.

Und Du? und Du?

Prinz.

Ich hatte Dich im Herzen.

Ich trat zurück; wie sie das Wiederfinden
Mit Eifer suchte, strebt' ich's zu vermeiden.
Da schrieb sie Brief auf Brief, voll bittern Vorwurfs
Und heißer Leidenschaft, wie Du geseh'n.

Genoveva.

Ja wohl, und oft bin ich dabei erröthet.
Doch bei den Briefen liegt ein Fläschchen Wasser —

Prinz.

Ein Fläschchen? — ja — Wirf's weg! Zerreiß die Briefe,
Und wirf das Fläschchen weg — noch heute weg!
Es ist kein Wasser, ein schnell tödtend Gift.

Genoveva.

Mein Gott! und wie bist Du dazu gekommen?

Prinz.

Ich hatte sie drei Wochen nicht geseh'n,
Und unerwiedert jeden Brief gelassen.
Da saß ich Abends spät im Pavillon
Bei einer Arbeit; plötzlich öffnete
Die Thüre sich; Elise trat herein.

Genoveva (aufstehend).

Bei später Nacht! O die Entsetzliche!

Prinz.

Wie Thränen ihren Augen, so entstürzten

Dem Mund in wilder Leidenschaftlichkeit
Vorwürfe, Klagen, Bitten, Drohungen;
Fruchtlos war jede Vorstellung, sie wurde
Von ihrer Rede Strömung überschäumt.
Ich wollte sie verlassen; doch sie warf
Sich mir zu Füßen in den Weg; gequält,
Erschüttert bog ich aus, griff nach der Thür —
„Barbar," rief sie aufspringend, „soll ich nicht
„In Deinen Armen leben, will ich doch
„Zu Deinen Füßen sterben." Dabei riß sie
Das Fläschchen aus dem Busen. „Hier ist Ruhe."
Sie führt' es an die Lippen, um zu trinken.
„Wahnsinn'ge!" rief ich, ihr das Gift entreißend,
Und eilte fort.

Genoveva.

Gott sey gelobt! so war
Die Seele doch gerettet. Und was ist
Aus ihr geworden? lebt sie — und gebessert?

Prinz.

Ich habe sie nicht mehr geseh'n; sie mußte
Bald darauf dem Gatten in das Inn're folgen,
Wo er ein wichtig Amt erhalten hatte.

Genoveva.

Ach! —

Prinz.

Warum ſeufzeſt Du?

Genoveva.

Ach, die Geſchichte
Hat mir die Bruſt beengt; unheimlich iſt
Und ängſtlich mir zu Muth.

Prinz.

Siehſt Du, mein Herz!
Wenn Du die Frage geſtern ſchon gethan,
Wie ich Dich bat, ſo hätt' ich dieſe Angſt
Hinweg geſcherzt, hinweg geküßt; nun wirſt Du
Sie wohl behalten, bis ich wiederkomme.

Genoveva.

Du ſprichſt von Wiederkommen, und das heißt,
Du willſt nun gehen.

Prinz.

Ja, ich muß nun fort.

Genoveva.

Zwölf flücht'ge Stunden biſt Du mein geweſen;
Nun kommen ſechs und dreißig lange Stunden,
Wo Du — Gott weiß wem — angehörſt.

Prinz.

Wie kannſt Du
So ſprechen, Genoveva? Weißt Du doch,

Ich habe Pflichten gegen meinen Vater,
Den Hof und die Gesellschaft zu erfüllen.

Genoveva.

Was hilft es mir? Wenn ich auch weiß, warum ich
Den Schmerz ertragen muß, er ist darum
Nicht minder Schmerz, und sechs und dreißig Stunden,
Sind drum nicht minder sechs und dreißig Stunden,
Und eine reicht zu meinem Unglück hin.

Prinz.

O liebe Genoveva, warum nährst Du
Stets den grundlosen quälenden Gedanken?

Genoveva.

Soll mir nicht bangen, wo's den Athem gilt,
Durch den ich lebe? und ist Deine Liebe
Nicht dieser Athem? Wenn ich sie verlöre — —

Prinz.

Daß Du doch keinen Glauben hast an mich!

Genoveva.

An Dich, Geliebter? O! an Dich und Gott —
Nur an mich selber keinen.

Prinz.

Wie denn das?

Genoveva.

Ich habe nicht gewußt, was Mann und Weib
Einander sind; nun weiß ich's, und damit auch,
Was ich Dir nicht seyn kann. Vornehme Kleider
Hast Du mir wohl geschenkt, ich aber bin
Deßwegen doch die Bäuerin geblieben;
Das Sacrament hat unsern Bund geheiligt,
Mich aber nicht verständiger gemacht,
Mich nicht zu Dir erhoben.

Prinz.

Ich besitze
In Dir, was mir der Güter Höchstes scheint:
Die reine Seele und ein Herz voll Liebe.

Genoveva
(ihn mit Heftigkeit umarmend).

Ein Herz voll heißer Liebe — ja gewiß.
Du liebst mich auch, ich seh' es, hör' es, fühl' es;
Doch wirst Du immer — — — —?

Prinz.

Zweifelst Du daran?

Genoveva.

Ich werde Dich nicht halten können — nein —
(in Thränen ausbrechend)
Ich werde nicht — Womit soll ich Dich halten?
Mit meiner Schönheit? Wär' ich wirklich schön —

Ach! das vergeht ſo ſchnell, vergeht ja ſchon.
Mit meiner Unterhaltung? kann ich das?
Du weißt, was auf dem Grund des Meeres wächſt
Und auf dem Hochgebirg', was heut geſchieht,
Und vor Jahrhunderten geſchehen iſt;
Du haſt gelernt, wie man ein Reich verwaltet,
Ein Heer anführt; Du kennſt die Könige
Der Welt und ihre Diener, kennſt die Völker,
Sprichſt ihre Sprachen, lieſeſt ihre Bücher.
Nun möchteſt Du von allem dieſem ſprechen;
Doch ich weiß von Gemeinem nur zu reden:
Von Gottes Wort, vom Hauſ' und meiner Liebe.

Prinz.

Und wenn mir dieß genügt — —?

Genoveva.

O laß mich reden!
Laß mich mein Herz ausſchütten, theurer Herr.
Von der einfält'gen Genoveva gehſt Du
Hin zu den ſchönen Frauen, die ich neulich
Beim großen Hoffeſt ſah. Wie reizend alle!
Wie edel ihre Haltung und ihr Gang!
Wie niedlich Hand und Fuß! wie geiſtreich blitzend
Verführeriſch das Auge! und wie klug
Erſonnen mochte ſeyn, was ſie Dir ſagten!

Prinz.

Thörinnen sind sie; nichts als hohle Puppen,
Spielbälle der Zerstreuung, des Vergnügens,
Sklavinnen ihrer Eitelkeit.

Genoveva.

Nicht so!
Mir zu Gefallen mußt Du nicht verleumden.
Wohl mögen's Viele seyn, gewiß nicht Alle;
Ich könnte Dir die zeigen, die's nicht sind,
Mein Herz hat sie erkannt; ich habe mich
Verneigt vor ihrem anmuthsvollen Wesen,
Wiewohl ich drüber hätte weinen mögen.
Und jegliche von ihnen, wenn Du ihr
Zulächeln wolltest, wie Du mir zulächelst,
Gewährte Dir wohl gern, was ich Dir gebe.
Was ich Dir gebe? Und was geb' ich denn?
Nichts; Du giebst Alles — Alles Deine Güte;
Ja jede Liebkosung ist eine Gnade,
Und daß ich zwanglos sie erwiedern darf,
Ist eine Gunst von Dir.

Prinz.

Mein süßes Herz,
Du hast als Kind mir schon viel mehr gegeben,
Als irgend Eine jemals geben kann.

Vom Todestage Deiner Mutter an
Sah ich in Dir die Mündel und die Braut;
Ich mußte für Dich denken, für Dich sorgen;
Das gab der Knabenseele frühen Ernst,
Und kaum ein Jüngling, ward ich schon ein Mann;
Das hat aus mancher Brandung mich gerettet,
Mich taub gemacht für der Sirenen Lieder — — —

Genoveva.

Sirenen? Und was ist das? Siehst Du wohl,
Das weiß ich nicht. (weinend) Was bin ich für ein Weib,
Die ihres Mannes Worte nicht versteht? —
Ich eines Prinzen Weib! — o nimmermehr!
Das mußt' ich nicht; da stimmt ja nichts zusammen —
Nur überall schmerzvoller Widerspruch.
Als Du an jenem Feste bei dem König
Und seinen Brüdern stand'st, und ich verloren
Im Volksgewühl, von stolzen Wachen hin
Und her gedrängt, wie mußte das Dich kränken!

Prinz.

Mich kränken? und wer sagt Dir das?

Genoveva.

Mein Herz.

Wenn ich Prinzessin wäre, und Du ständest
Versteckt im Volk, ich dürfte Dir nicht winken,
Dir nicht zulächeln, Dir die Hand nicht reichen,
Wie würde mich das kränken, ja mich schmerzen! —
Und dann die Königin, die Prinzessinnen!
Wie schön in ihrer Hoheit, und wie mild
In ihrer Herrlichkeit! Wenn nun dereinst
Solch eine hohe Jungfrau Dir erscheint,
Wenn sie Dich liebt — und lieben wird sie Dich —
Wenn sie Dein werden könnte, eine Gattin,
Die Dich versteht, und Du Dich dann gebunden,
Gefesselt fühlst an eine Bäuerin —

Prinz.

O wie betrübt es mich, daß alles Streben,
Dich zu beglücken, so ganz fruchtlos bleibt!

Genovefa.

Nein! nein! ich bin ja glücklich — ja gewiß.
(ihn umarmend)
O! ich bin selig, wenn Du bei mir bist.
Die Engel Gottes sind gewiß recht selig;
In solcher Stunde tauschten sie mit mir.
Nur, wenn ich dann allein bin, in den Zimmern,
Im Wald, im Garten, oder gar bei Nacht,
Wenn leer Dein Lager neben meinem steht;
Dann kommen die unglücklichen Gedanken —

(allmälig wieder ins Weinen übergehend)

Dann beug' ich mich hinüber, lege gern
Mein Haupt dahin, wo sonst das Deine ruht,
Und weine meinen Schmerz in Deine Kissen.

Prinz (heftig).

Bei Allem, was im Himmel und auf Erden
Uns heilig ist, das ist nicht zu ertragen.
Die Saat der Freude glaubt' ich auszustreuen,
Und Thränen gehen auf und Angst und Quaal.
O daß mein Herz zu schlagen aufgehört,
Eh' es dem Gift der Liebe sich geöffnet!

Genoveva

(hat während des Letzten still seinen Hut gehalt, und giebt ihm denselben nun).

Ich hab' Dich aufgehalten, lieber Herr;
Vergieb! Du mußt wohl gehen — es ist Zeit.

(ihn mit Heiterkeit umarmend)

Leb' wohl! Vergiß mein nicht! Auf Wiedersehen!

Prinz (sie küssend).

Leb' wohl, mein süßes, engelgutes Weib!
Sey fröhlich! lebe wohl bis morgen Abend!
Und früher werd' ich kommen.

Genoveva.

Ja — recht früh!
Und schon von Mittag an will ich im Garten,
In meiner Lieblingslaube Dich erwarten.

Prinz
(ihr leise mit dem Finger drohend).
Doch heitern Auges, ohne Thränenspur!

Genoveva (ihn umarmend).
Gewiß! gewiß, mein Ludwig; komm Du nur!
Ich will recht oft vor Deinem Bilde stehen,
Und in Dein helles offnes Auge sehen;
Das labt wie Sonne, und bei Sonnenlicht
Erscheinen, weißt Du, die Gespenster nicht.
(Sie gehen Arm in Arm ab.)

Zweite Scene.

Ein Zimmer im Lustschlosse des Herzogs von Orleans.

Zweiter Auftritt.

Der Herzog von Orleans kommt mit allen Spuren einer durchschwelgten Nacht von der Rechten. Später ein Bedienter.

Orleans.
Ermüdung — Fluch der menschlichen Natur —
Was hat der Reiche mehr denn, als der Arme,
Wenn der Genuß ermüdet, wie die Arbeit?

Dann ist am Ende der Erschöpfung Schmerz
Der Wollust und des Elends gleiches Ziel.
So ist es auch. Ist doch des Ganzen Ziel
Der größte Schmerz, der Tod. — Pfui! welcher Dämon
Bläst mir das Wort ein? — Aberwitz der Schwäche! —
Wer geht in einen Garten, um die Nattern,
Die unter Blumen lauschen, aufzusuchen?
Und daß wir sterben müssen — Höll' und Teufel!
Ist's eine Klette denn?

(er läutet heftig; ein Bedienter kommt)

Der Secretär!

(Der Bediente geht. Der Secretär tritt ein.)

Dritter Auftritt.

Der Herzog und der Secretär.

Orleans.

Was bringst Du?

Secretär
(Manuscripte zeigend, die er unter dem Arme trägt).

Vielerlei, mein gnäd'ger Herr.

Orleans.

Und ich, für einerlei kaum hab' ich Sinn.

Secretär.

Ich glaub' es gern; die Nacht war wild und
stürmisch.

Orleans.

Pah! kaum der Rede werth. Der Mensch ist nur
Ein traur'ger Widerspruch; mehr als unendlich
Ist das Verlangen, endlich ist die Kraft.
Das ist es, das.
(sich an den Tisch setzend)
Doch zeige, was Du bringst!

Secretär
(ein Manuscript auf den Tisch legend).

Zuerst des überschwänglichen Professors
Abhandlung von des Menschen Recht und Würde,
Die er schon seit drei Monden uns versprochen.

Orleans.

Aha! Ist etwas d'rin für unsern Zweck?

Secretär.

Sehr viel. Sie strotzt von Freiheit und von
Gleichheit,
Von absoluter Herrschaft der Vernunft,
Von allgemeinem Wohlstand, ew'gem Frieden,
Und wie die Klappern alle sonst noch heißen,
Mit denen man die Kinder gern zerstreut,
Daß sie des Zahnens Schmerz nicht fühlen sollen.

Auch ist sie gut geschrieben, mit dem Feuer
Des Fanatismus und mit aller Schärfe
Gewandter Redekunst. Mit einem Wort,
Wir dürfen hoffen, daß sie, kaum erschienen,
Auch schon verbrannt wird durch des Henkers Hand.

Orleans.

Wahrhaftig eine herrliche Empfehlung!

Secretär.

Im vollen Ernst. Der Scheiterhaufen ist
Die schlagendste Empfehlung, und der Henker
Auf allen Fall der beste Kritiker.

Orleans.

Wer aber liest, und wer versteht dergleichen?

Secretär.

Die Narren gleichen Schlags, die sogenannten
Gebildeten.

Orleans.

Das ist die klein're Zahl.

Secretär.

Nun, für den Pöbel ist hier auch gesorgt.
(drei kleinere Manuscripte auf den Tisch legend)
Drei tüchtige Satiren, auf den Hof,
Auf die Regierung, auf die Geistlichkeit.

Orleans.

Ich hoffe, gut gewürzt.

Secretär.

Mit so viel Gift,
Als irgend nur ein Skorpion vermag.

Orleans.

So recht! nur Gift, nur immer Gift in's Volk,
Daß die Gemüther gähren, und die Gährung
Der alten Ordnung Reifen endlich sprenge.
Die Schranken zwischen mir und meinen Wünschen
Stürzt dann die frei gewordne Woge nieder,
Und trägt den klugen Steurer an das Ziel.
Schon hundert dreißig Jahre brüstet sich
Der ält're Zweig der Bourbons auf dem Throne;
So mach' er denn dem jüngern endlich Platz.

Secretär.

Wir würden rascher uns dem Ziele nah'n,
Wenn ein Theater zu Gebot uns stände,
Wo wir dem Volke, was ihm aus Gewohnheit
Noch heilig ist, als Gegenstand des Spottes
Verächtlich machen, ihm die alte Ordnung
Als drückend Joch, als schnöde Sklavenkette,
Die blutige Zertrümmerung derselben
Im Glanz der Heldenthat darstellen könnten.
Mit des Gemüths Zerstörung fanget an,
Wollt Ihr des Volkes rohe Kraft gebrauchen.

Gebt mir die Bühne frei, und frei die Presse,
So hetz' ich Euch die Engel gegen Gott.

Orleans.

Wohl ist die Wirkung von der Bühne rascher,
Umfassender; doch wir verlangen's nicht;
Es fällt in's Auge, und ist leicht zu hindern.

Secretär.

Wer weiß, wenn man nur ernstlich daran dächte.

Orleans.

Wir wollen's auch, nicht aber jetzt; jetzt laß uns
Von etwas reden, was mir wicht'ger ist.

Secretär.

Was ist denn wichtiger?

Orleans.

Die Gegenwart.

Secretär.

Wovon soll denn die Rede seyn?

Orleans
(aufstehend mit Leidenschaft).

Wovon?
Von meiner wunderschönen Schwägerin,
Der holden Genoveva.

Secretär.

Ach! Ihr wollt
Wie neulich wieder scherzen, gnäd'ger Herr.

Orleans.

Giebt's einen ernstern Ernst, als unf're Wünsche?
Ich kenne jetzt kein schön'res Weib auf Erden,
Und habe darum keinen heißern Wunsch,
Als sie, und wieder sie. Mein muß sie werden.
Ich habe dreimal sie geseh'n, und bin
Stets mit erhöhter Gluth von ihr gegangen.

Secretär.

Kein viertes Mal, so ist sie bald vergessen.

Orleans.

Was? soll ich meinen Wünschen und Begierden
Den Zaum anlegen, wie ein Himmelsjäger?
Mein muß sie werden; diese Gluth will Kühlung,
Und sollt's ihr Leben kosten; denn — beim
Teufel! —
Sie ist ein Engel.

Secretär.

Aber Engel sind
Doch sonst nicht Eure Sache, gnäd'ger Herr.

Orleans.

O doch, wenn's gilt, zu Menschen sie zu machen.
Ja, einen solchen Engel aus den Träumen
Des Wahns und der Unwissenheit zu wecken,
Dabei zu sehen — nein — nicht bloß zu sehen,
Es einzusaugen, wie er bebt und schaudert,

Und zagt und zittert bei der ersten Ahnung
Der Wirklichkeit; wie er anstrengend ringt,
Die süßen Engelsträume fest zu halten;
Wie er verzweifelt, daß sie selbst zerrinnen
Vor der erwachten Lust am Irdischen;
Wie er mit feuchtem, halb erlosch'nem Blicke
Zu dem geträumten Himmel sagt „fahr' hin!"
Wie er zuletzt, gleich einem Schwindelnden,
Das Auge krampfhaft schließt, und willenlos
Dem Strom der Wirklichkeit sich überläßt.
Das anzusehn, durch der Zerstörung Lust
Die Flamme des Genusses anzufachen,
Das nennt' ich Seligkeit, wär' dieses Wort
Nicht lächerlich. Mein aber muß sie werden,
Das sag' ich Dir. Hilf auf ein Mittel denken — —

Secretär.

Bedenken wir doch erst ein Größeres!
Mit vieler Mühe haben wir das Bündniß
Des Prinzen und der Bäuerin bewirkt;
Um Millionen reicher macht es Euch,
Das heißt, um so viel stärker, fähiger
Zu der Vollführung unsers großen Plans.
Nun wollt Ihr Euer eignes Werk zerstören!
Gesetzt, daß Genoveva sich ergiebt — — —

Orleans.

Gesetzt nur? Also zweifelst Du daran?

Secretär.

Pah! Fleisch und Blut ist Fleisch und Blut, es mag
Ein Engel oder Teufel darin wohnen.
Gesetzt, daß Genoveva sich ergiebt,
Und Ihr so glücklich seyd, was nicht zu hoffen,
Daß Niemand sich in das Geheimniß stiehlt,
Die dumme Frömmigkeit verräth sich selbst.

Orleans.

Dann schweigt der Prinz beschämt.

Secretär.

Ja, vor der Welt;
Im Stillen aber beichtet er dem Vater,
Und eh' wir's uns versehn, ist er sie los,
Vermählt sich dann mit einer Ebenbürt'gen,
Und hin ist unser'er Mühe reicher Lohn.

Orleans.

Doch ist dafür ein reich'rer Lohn gewonnen.
Ein Narr ist, wer das Heut dem Morgen opfert.
Sprich doch? was ist der Mensch? Staub, der sich fühlt,
Sich hier gepeinigt, dort gekitzelt fühlt.
In diesem Kitzel liegt des Lebens Glück,

Und wer nur einen Augenblick deſſelben
Dahin giebt, wird zum Dieb am eignen Glücke.
Warum begehr' ich denn die höchſte Macht?
Um täglich mich im Spiegel anzulächeln
Und ſtolz dabei zu denken: „Ich der König!"?
Um mich an hohler Huldigung zu weiden?
Um Krieg zu führen, der im beſten Fall
Mich in der Freude ſtört und ärmer macht?
Nein! über jedes menſchliche Geſetz
Erhaben will ich ſteh'n, für meine Wünſche,
Für meine Laune keine andern Schranken,
Als die Natur gezogen, anerkennen,
Um ungehemmt nach Willkür zu genießen.
Was denkt ſich überhaupt der Menſch als alles
Und jedes Strebens Preis? nicht den Genuß?
Iſt ſo Genuß des Lebens höchſtes Ziel,
Wie forderſt Du, daß ich, wie groß auch immer
Der Zweck ſeyn mag, Genuß ihm opfern ſoll?
Nichts mehr davon! Erſinne mir ein Mittel,
Wie man den Prinzen ihr verdächtig macht;
Ich weiß, ſie iſt zum Raſen eiferſüchtig,
Es wird ſo ſchwer nicht ſeyn.

Secretär.

Man brächt' ihn etwa
Mit einer ſchönen lockern Frau zuſammen.

Orleans.

Den Prinzen? Kreuzen würd' er ſich und ſegnen.

Secretär.

Doch wohl nicht in der Trunkenheit.

Orleans.

Aha!

Du meinſt, bei einem luſt'gen Abendeſſen.
Gut! bilde den Gedanken weiter aus,
Und theile mir dann mit, was Du gefunden.
Säß' ich ſchon unterm goldnen Baldachin,
So wären wir des Denkens überhoben.
(indem er die kleinern Manuſcripte vom Tiſche nimmt)
Ich ließe Genoveven dann entführen;
Sie wäre mein, ſo lang' es mir gefiele,
Und bliebe doch auf mein Gebot des Prinzen,
Des Unterthans, getreues keuſches Weib.
Jetzt iſt er Meinesgleichen. Bei dem Nichts!
Wer Seinesgleichen hat, der iſt ein Hund,
Er liegt noch an der Kette des Geſetzes.
O jede Regung, jedes Pulſes Schlag
Iſt Sehnſucht nach der Freiheit gold'nem Tag.
(Er geht zur Rechten ab.)

Vierter Auftritt.

Der Secretär allein.

Secretär.

Geh' nur, armſeliger beſchränkter Wüſtling!
Wie blind doch dieſe Hochgebor'nen ſind!
Die Klugheit wählen ſie zur Spießgeſellin,
Und ahnen nicht, daß der geſcheidte Mann
Doch wohl zuerſt für ſeine Zwecke handelt.
Du ſeyſt der Spieler, meinſt Du, wir die Puppen?
Nein umgekehrt, die Puppe — das biſt Du;
Dein Rang ſoll nur die Schranken ſprengen helfen,
Die uns einengen, Deine Schätze ſollen
Die Löhnung unſ'rer Söldnerhaufen ſeyn;
Und biſt Du ausgepreßt, dann weg mit Dir!
Hat erſt das tauſendarm'ge Ungeheuer,
Das Volk in einen Henker ſich verwandelt,
Und führet dann in jeder Hand ein Beil;
So wird ſich auch, Du Blindeſter der Blinden,
Für Deinen Nacken eins darunter finden.

(Er geht ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Der Garten am Landhause des Prinzen. Beginnende Dämmerung.

Erster Auftritt.

Genoveva, ein Briefchen lesend, und Leonora kommen von der Linken.

Genoveva
(nachdem sie zu Ende gelesen).

Da hast Du mir nichts Freudiges gebracht:
Er wollte kommen, und nun kommt er nicht;
Da weht der Wind ein Sandkorn mir in's Auge,
Das stechend immerfort zu Thränen reizt.
Hätt' er nur lieber nicht erst kommen wollen!
Wenn man bloß hofft, so zweifelt man dabei,
Und ist auf Ja und Nein gleich vorbereitet;

In der Gewißheit aber eines Glückes
Giebt man sich unbedacht der Freude hin,
Und muß dann von der Freude bis zum Schmerz
Den langen dornenvollen Rückweg machen.
Er wollte kommen, und nun will er nicht!
Er kann nicht, schreibt er; ei, er könnte wohl,
Wenn er noch wollte; doch er will nicht mehr,
Will etwas Andres. Ist das wohl ein Mann?
Darf denn ein Mann so unbeständig seyn?

Leonore.

Ich würd' ihn mit Euch schelten, gnäd'ge Frau,
Wenn's etwas Wicht'ges wäre; doch im Kleinen
Ist solcher Unbestand wohl keine Sünde.
Beständigkeit ist eine schöne Tugend,
Man muß sie nicht an Kleinliches verschwenden;
Das thun Pedanten nur. Was ist's auch mehr?
Wenn er nicht heute kommt, so kommt er morgen.

Genoveva.

Das kannst Du sagen, und Du bist ein Weib?
Ist Dir's denn gleich, ob heute sich Dein Mann,
Ob morgen — übermorgen nach Dir sehnt?
Ob er der Liebe hält, was er der Liebe
Versprochen hat? Bist Du nicht eifersüchtig?

Leonore.

Was wär' ich für ein Weib? Nicht eifersüchtig?

So eifersüchtig, wie nur irgend Eine.
Doch giebt es Eifersucht und Eifersucht.

Genoveva.

Wie denn?

Leonore.

Vernünft'ge giebt's und unvernünft'ge.
Seht! wenn mein Mann, wie's einmal schon geschehen,
Mit einem Mädchen freundlich spricht und scherzt,
Die hübsch ist und gar jünger, als ich selbst;
Wenn sie sich öfter, als man's aus der Lehre
Vom Zufall' sich erklären kann, begegnen,
Und stets sich etwas zu vertrauen haben;
Wenn er dabei mit Schmeichelwort und Kuß
Und andern Liebeszeichen karger wird:
Dann werd' ich eifersüchtig, wie ein Tiger,
Und das ist die vernünft'ge Eifersucht.

Genoveva.

Doch unvernünftig ist die meinige?

Leonore.

Wenn Ihr's nicht übel nehmet, gnäd'ge Frau,
So sag' ich ja; denn nichts, gar nichts von Allem,
Was Ihr vom Prinzen sehet, hört, erfahret,
Giebt einen trift'gen Grund zur Eifersucht.

Genoveva.

Da hast Du Recht. Doch, was ich nicht erfahre,
Nicht hör' und sehe, wie viel solche Gründe
Kann das enthalten?

Leonore.

Seht! das ist der Anfang
Der unvernünft'gen Eifersucht. Ich bitt' Euch,
Um Eurer Ruhe willen, gnäd'ge Frau,
Verjagt bei Zeiten diese böse Fee!
Seht! die vernünft'ge Eifersucht ist nützlich,
Sie hält die Herzen beid' im rechten Tact,
Und darf nicht fehlen in der guten Ehe;
Die unvernünft'ge bringt nur Herzeleid;
Von ihr gequält ist eine arme Frau
Ein unglückselig Sonntagskind, das immer
Und überall Gespenster sieht: natürlich,
Wer sich Gespenster schafft, der sieht sie auch.

Genoveva.

Ach! Du hast Recht: da ist nicht Ruh' noch Friede;
Und Leid erwächst aus Leid, denn endlich muß
Ja der Geliebte wohl den Weg verlernen,
Der nur zu ewig neuer Qual ihn führt.
Ich weiß es — o! ich weiß es. Könnte nur
Der Mensch auch stets nach seinem Wissen thun!

(Die Zigeunerin ist unterdessen von der Linken gekommen.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Die Zigeunerin.

Zigeunerin.

Das hülfe wenig, denn der Menſch weiß wenig.

Genoveva.

Mein Gott! — Wer biſt Du, und wer ließ Dich ein?

Zigeunerin.

Niemand; ich fand das Gartenpförtlein offen.

Genoveva (gegen Leonoren).

So läſſig thut der Gärtner ſeine Pflicht?

Zigeunerin.

Nicht böſe, Fräulein, daß die alte Frau,
Die Ihr mit einer kleinen milden Gabe
Loswerden könnt, den Weg zu Euch gefunden.
Es giebt wohl ſchlimm're Gäſte, denen Niemand
Die Thür verſchließen kann.

Leonore.

Zum Beiſpiel, Alte?

Zigeunerin.

Das Unglück, Schatz, das Unglück, denn das kommt
Unhöflich, wie ein Häſcher, klopft nicht an,
Läßt ſich nicht melden, nicht um Zutritt bitten:

Keck tritt es ein, und bleibt, und setzt sich fest,
Und spielt voll Uebermuth den Herrn vom Haus

Genoveva.

Das sind nicht Reden einer Bettlerin,
Wer bist Du denn?

Leonore.

Das sieht man ihr wohl an.
Es ist ein Böhmerweib, die prophezei't.

Zigeunerin.

Die große Gabe ward uns nicht verliehen.
Nur lesen können wir, was Gott der Herr
Geschrieben hat, weil wir das Auge nicht
Mit anderm Lesen schwächen, wie die Andern.

Leonore.

Ei ja; Ihr leset Wunder aus der Hand,
Als ob der Schöpfer Jedem in die Hand
Geschrieben hätte, was ihn treffen soll!

Zigeunerin.

Im Aug' und auf der Stirne strahlt der Geist,
Des Herzens Widerschein spielt um den Mund,
Des Menschen Schicksal steht in seiner Hand.

Genoveva
(ihr Geld gebend).

Nimm dieses, liebe Frau, und geh' mit Gott!
Strafbarer Vorwitz forscht nach künft'gen Ding

Zigeunerin
(das Geld betrachtend).

Ei, Ihr seyd mild und gütig, schönes Fräulein. —
Soll ich für so viel Gnade gar nichts thun?

Leonore
(ihr die Hand reichend).

Warum nicht? Sieh, was steht in meiner Hand?

Zigeunerin
(nachdem sie die Hand betrachtet).

Nichts, gar nichts.

Leonore.

Wie? mir sollte nichts begegnen?

Zigeunerin.

Nichts wenigstens, was Gottes mächt'ger Finger
Der Mühe werth gefunden aufzuzeichnen;
Denn essen, trinken, schlafen, Kinder zeugen,
Im Alter sterben und vergessen werden,
Das ist Dein ganzer Lebenslauf.

Leonore.

Ich bin
Es wohl zufrieden; Schicksalswechsel ist
Kein Kleiderwechsel; auf dem schmalen Teiche
Ist still're Fahrt, als auf der weiten See.

Genoveva.

Du hast wohl Recht. Gott weiß es, meine Wünsche
Steh'n Deinen an Bescheidenheit nicht nach.

Zigeunerin.

Gebt mir doch Eure Hand, mein schönes Fräulein!
Vielleicht kann ich Euch ähnlich Glück verkünden.

Genoveva
(ihr die Hand reichend).

Nun denn, zum Scherz — nichts weiter — bloß
zum Scherz.

Zigeunerin
(ihre Hand sehr aufmerksam betrachtend).

Ei — ei!

Genoveva.

Was siehst Du?

Zigeunerin.

Nur Geduld, mein Herzchen!
Es dämmert schon, und Eure Schrift ist fein. —
Hm — ja — Ihr habt wohl Recht: — strafbarer
Vorwitz
Fragt nach der Zukunft — Lassen wir es lieber!

Genoveva.

Nein wahrlich nicht; jetzt will und muß ich's wissen.
Was siehst Du? Sag' es offen!

Zigeunerin.

Thränen, Kind,
Viel Thränen, gutes Kind. Es thut mir Leid
Um Deine schönen Augen. Ja das Unglück

Fragt nichts nach schönen Augen; Thränen will's,
Was für ein Aug' auch drob erblinden mag.

Genoveva.

Wie heißt das Unglück denn, das meinen Augen
Mit so viel Thränen droht?

Zigeunerin.

Des Unglücks Namen
Sind zahllos, wie der Sand am Meer; ich sage
Das Eine nur: nehmt Euch vor Lieb' in Acht.
Das freilich ist, als wernte man das Blümchen,
Deß Blüthenzeit gekommen, vor der Sonne,
Die doch ein schön'res Leben ihm verheißt.
Sagt aber, liebes Fräulein, wär' es nicht
Dem Blümchen besser, gar nicht aufzublüh'n,
Als von derselben Sonne Brand am Mittag,
Eh' es den Abendthau geschmeckt, zu welken?
Ja, flieht die Liebe, denn sie bringt Euch Thränen
Und wisset, ätzend Scheidewasser sind
Der liebenden verrath'nen Seele Thränen.
Warum auch hat Euch Gott so schön gemacht?
Die Schönheit ist die Weckerin der Liebe,
Und wer den Löwen weckt, wird seine Beute.
Ihr geht gewiß heut' in Gesellschaft noch?

Genoveva.

Ich in Gesellschaft? Nein.

Zigeunerin.

Das iſt doch ſeltſam.
Was Ihr zu fürchten habt, ſteht hier ſo nahe,
Als müßt' es noch vor Mitternacht geſchehen.
Nun, deſto beſſer, wenn Ihr einſam bleibt,
Und früh die Ruhe ſucht. Es iſt nicht gut
Wenn man die Geiſterſtunde ſchlagen hört;
Auch haben Glück und Unglück ihre Zeit,
Man kann ſein Unglück, wie ſein Glück verſchlafen.
Drum gute Nacht, und nochmals vielen Dank!
(Sie geht zur Linken ab.)

Dritter Auftritt.

Genoveva und Leonore.

Genoveva
(nach einer kurzen Pauſe ſehr ergriffen).

Haſt Du's gehört?

Leonore.

Geſchwätz!

Genoveva.

Die Liebe ſoll
Mein Unglück ſeyn.

Leonore.

Glaubt Ihr an das Geſchwätz?

Genoveva.

Wie könnte mich Geschwätz so tief erschüttern?
Und wie so gut zu meiner Lage stimmen?

Leonore.

Ich sehe nicht, daß es besonders stimmt.
Vor Liebe warnt sie Euch; das kommt doch spät.

Genoveva.

Kann Liebe mich nicht mehr unglücklich machen,
Weil sie mir nicht mehr neu ist? kann sie darum
Nicht mehr verrathen werden! Ach! sie kann's
Und diesen Abend — warum nannte sie
Grad' diesen Abend, wo er kommen wollte
Und nun nicht kommt. Warum nicht? Ein Geschäft?
Das hätt' er gestern schon gewußt, es mir
Zum wenigsten geschrieben. Was denn also,
Was er nicht wußte, mir nicht schreiben konnte?
Ach! da sind tausend — tausend Möglichkeiten,
Und jede reicht zu meinem Elend hin.

Leonore.

Nehmt mir's nicht übel, gnäd'ge Frau, wenn ich
Einmal die Wahrheit unumwunden sage.
Ihr seyd undankbar gegen Euern Herrn,
Daß Ihr so wenig seinem Herzen trauet.

Hat einem Mädchen je ein Mann bewiesen,
Daß er sie recht aus voller Seele liebt,
So hat's der Prinz; das müßt Ihr selbst bekennen.
Wir sind hier unter uns, Weib gegen Weib.
Und dürfen uns gesteh'n; wie tugendhaft
Und gottesfürchtig man uns auch erzogen,
Wie viel wir auch auf Zucht und Ehre halten,
Wir können schwer versagen, wann wir lieben.
Und nun bedenkt! ein junger schöner Mann,
Ein Prinz dazu — wie leicht wär's ihm geworden,
Das Opfer von der Liebe zu erhalten,
Das dann die Ehre bitterlich beweint!
Er hat es nicht gethan, vielmehr so ehrlich
An Euch gehandelt, wie ein schlichter Bürger
An einer Nachbarstochter; und wenn das
Nicht Lieb' ist, so ist Lieb' ein blaues Mährchen.
Ja, hätte das ein Mann für mich gethan,
So fest wie Felsen wäre mein Vertrauen,
Und unerschütterlich mein Glaub' an ihn.

Genoveva.

Recht! schilt mich, Leonore, schilt mich härter!
Nicht undankbar allein, abscheulich ist es,
Daß ich so wenig Glauben hab' an ihn,
Den edlen, treuen, hochgesinnten Herrn,

Deß Liebe ſich noch um kein leiſes Lächeln,
Um keines Kuſſes Innigkeit vermindert.
Doch, wenn Du wüßteſt, wie ich kämpf' und ringe
Nach dieſem Glauben! ernſter, ängſtlicher
Strebt wohl kein Menſch nach ſeiner Seligkeit —
Umſonſt — umſonſt — das Herz bleibt wüſt und leer;
Es glaubt nur, wenn's des Glaubens nicht bedarf,
In ſeiner Näh', an ſeiner Bruſt; dann aber,
Dann kehrt mit ſeinen Larven und Geſpenſtern
Der böſe Geiſt des Zweifels mir zurück.
Doch nein! ich will mich nicht zu hart verklagen.
Ich zweifle nicht an dem geliebten Herrn,
Ich zweifle nur an mir, an meiner Kraft,
Ihn ſo zu lieben, ſo ihn zu beglücken,
Daß er ſich nie nach einem Wechſel ſehnt.
Mein Glück iſt allzu groß, um d'ran zu glauben.

Leonore.

Das Glück zu groß? Für eine ſchöne Frau
Giebt's kein zu großes Glück. Wir Frauen ſind
Nicht, wie die Männer, an den Stand gebunden;
Schön oder häßlich macht den Unterſchied,
Und Schönheit iſt gebor'ne Königin.
Und wenn von Hoffnung noch die Rede wäre;

Doch Ihr seyd im Besitz; wie ist es möglich,
Auch da noch nicht zu glauben?

Genoveva.

Ach! Du siehst
An mir, wie's möglich ist. Weißt Du warum?
Ich durfte nicht des Prinzen Gattin werden,
Es war ein Frevel wider Gottes Ordnung;
Zu meiner Strafe schließt nun vor dem Glauben,
Der mich beglücken würde, sich mein Herz.

Leonore.

O geht! Ein Mädchen sollte den Geliebten,
Wer es auch seyn mag, nicht beglücken dürfen,
Wenn er es will, und sie's mit Ehren kann?
Ei, das sind Grillen, liebe gnäd'ge Frau.
Wenn Ihr nur oft und ernstlich überlegt,
Was wir besprochen, findet sich der Glaube;
Auch thut die Zeit das Ihrige. — Doch seht!
Die Nacht hast Lust, uns hier zu überfallen.

Genoveva.

Die Nacht — die lange Nacht. — O Leonore,
Die schöne Zeit, wo ich's nicht anders wußte,
Als daß die Nacht die Zeit des Schlafes wäre!
Hatt' ich damals im Abendsegen Gott
Für den vergang'nen Tag gedankt, und dann
Mich für die Nacht in seinen Schutz empfohlen,

So war ich fertig mit der ganzen Welt. —
Doch komm! wir wollen geh'n. — Wie wunderbar,
Daß wir im Glück das rechte Glück vermissen,
Und glücklich sind, wenn wir vom Glück nichts wissen.

(Sie geht zur Rechten ab; Leonore folgt.)

Zweite Scene.

Ein Zimmer im Palaste des Herzogs von Orleans. Eine Mittel- und zwei Seitenthüren. Auf der linken hinter der Seitenthüre ein Sopha. Abend.

Vierter Auftritt.

Der Secretär kommt hinten von der Rechten.

Secretär (sich umsehend).

Noch immer nicht? Wo bleibt der schale Narr?
Wenn er noch eine Viertelstunde säumt,
Kommt er zu spät. Der Prinz ist gut im Zuge,
Ein Neuling aber in der Schwelgerei
Verschlingt er, wo er langsam schlürfen sollte,
Und legt daher zu schnell die kurze Bahn
Vom Menschen zu dem Vieh zurück. Fürwahr!

Es iſt erbaulich, ſolchen feinen Jüngling
Voll Sitt' und Glauben, ſolchen jungen Cato
Von Wein und wilder Luſt erglüht zu ſehn,
Zu hören, wie die Zunge, über die
Sonſt Tugendſprüche rollen, rohe Laute
Des thieriſchen Behagens lallt. — Ei ja,
Das iſt der Menſch; der Schwärmer wünſcht ihn anders;
Ich find' es ſehr bequem, daß er ſo iſt.

(Der Ritter kommt von der Linken.)

Fünfter Auftritt.

Der Secretär und der Ritter.

Ritter.

Ha! guten Abend, Freundchen!

Secretär.

Endlich! endlich!
Mit Schmerzen hab' ich längſt auf Euch gewartet.

Ritter.

Delicios! mit Schmerzen! überall
Mit ſehnſuchtsvollen Schmerzen.

Secretär.

Das beweiſt,
Ihr ſeyd ein Schmerzensmann.

Ritter.

Nein, das beweiſet,
Daß ich die Seele vieler Zirkel bin.

Secretär.

Dann ſind's wahrhaftig ſeelenvolle Zirkel.

Ritter.

Delicios! Wie ſteht es hier?

Secretär.

Sehr gut;
Der Prinz iſt ganz und gar in ſeiner Rolle.

Ritter.

Voll ſüßen Weines?

Secretär.

Schäumend, wie die Flaſchen,
Die er geleert.

Ritter.

Stupend! ein Moraliſt!

Secretär.

Hat einen Gaumen.

Ritter.

Es iſt kaum zu glauben.

Secretär.

Studirt Anatomie, ſo findet Ihr's.
Ihr wißt ja wohl, der Prinz iſt ſehr zerſtreut:

Er ißt und trinkt, so viel man wünscht und will,
Weiß man in ein Gespräch ihn zu verwickeln.

Ritter.

Und mit der Dame? geht er in das Netz?

Secretär.

Er ist schon drin.

Ritter.

Es lebe Fleisch und Blut!

Secretär.

Je nun, wir haben ihm den Wein gewürzt,
Frau Venus wird's uns danken. Es ist Alles
Im besten Gang; der Herzog hebt wohl bald
Die Tafel auf, sonst möchte leicht der Prinz
Zuletzt den Degen nicht mehr halten können.

Ritter.

Wo ist der Schauplatz denn?

Secretär.

In diesem Zimmer.

Ritter.

Ihr wünschet eine Wunde?

Secretär.

Die ihn etwa
Acht Tage lang an's Zimmer fesselt.

Ritter.

Gut.

Doch sagt mir nun, warum?

Secretär.

Ei Ritter! Ritter!

Was fällt Euch ein? Um eine arme Wunde

Wollt Ihr die große Frage thun „Warum"?

Ritter.

Ja — es ist doch ein Prinz, und von Geblüt.

Secretär.

Macht Ihr Euch etwa ein Gewissen d'raus?

Ritter.

Gewissen? Was? Bin ich ein Kind, ein Graukopf,

Daß Ihr der Albernheit mich zeiht? Beim Teufel!

Das duld' ich auch von meinen Freunden nicht.

Secretär.

Ihr müßt es dulden, denn es ist die Wahrheit.

Ihr flucht; wer flucht, der glaubt, denn ohne Glauben

An das, wobei er flucht, wär' fluchen Unsinn,

Wer aber glaubt, der hat auch ein Gewissen.

Ritter.

Delicios! Der Herzog also will

Den Prinzen los seyn; wär' es da nicht besser,

Man schafft' ihn ganz bei Seite.

Secretär.

Seyd Ihr klug?
Das wär' ein Unglück. Der lebend'ge Prinz
Schämt sich und schweigt; der todte würde schreien;
Das gäb' ein höchst gefährliches Skandal.

Ritter.

Wahrhaftig wahr! So bleibt es bei der Wunde.
Was meint Ihr, einen halben Zoll?

Secretär.

Sehr gut.

Ritter.

Verlaßt Euch ganz auf mich — nicht mehr nicht minder;
Ob mit der Terz, ob mit der Quart, das will ich
Noch überlegen, und es gilt Euch gleich.

Secretär.

Vollkommen gleich.

Ritter.

Nun denn, so laßt mich machen.
Für einen Herrn, wie unser Herzog ist,
Thut man mit Freuden das Unmöglichste.

Secretär.

Ja, seine Kasse macht ihn liebenswürdig.

Ritter.

Verehrungswerth. Für seinen Dienst hab' ich
Das Spiel verlassen, obgleich Frau Fortuna
Mir heut sehr günstig war. Drei Taillen noch,
So hatt' ich tausend Louisd'or im Beutel;
Die hab' ich aufgeopfert; doch für ihn
— Bringt ihm das bei! — giebt's kein zu großes
Opfer.

Secretär.

Das glaub' ich wohl; er zahlt ja gut und baar,
Und treuer Dienst darf reichen Lohn erwarten. —
Doch, hört! sie stehen auf. Wir müssen fort.
(Er geht nach der Rechten.)

Ritter.

Und wohin rett' ich mich?

Secretär
(auf die Thüre links zeigend).

Ist diese Thüre
Nicht hoch genug für's größte Hasenbanner?

Ritter.

Was? Hasenbanner? O delicios!
(Beide gehen in das Zimmer zur Rechten.)

Sechster Auftritt.

Die Dame kommt eilig aus dem hintern Seitenzim
zur Rechten, der Prinz, betrunken, folgt ihr.

Dame.

Ich bitt' Euch — ich beschwör' Euch, lieber Prinz

Prinz.

Was? mich beschwören? Psui! Nichts von
schwörung!
Beschwörung in den zähnelosen Mund
Der grauen Hexe mit den Schwefellippen!
Dein Mund ist eine rosenfarb'ne Muschel
Mit einer Reihe wundervoller Perlen;
Und wer ihn sieht, und ihn nicht zehnmal küß
Der ist ein großer Narr.

(Er will sie umarmen.)

Dame (ihm entschlüpfend).

Laßt — laßt mich, Pr

Prinz.

Soll ich nicht küssen? will der Mund noch ni
Ich hab' ihn wohl zu wenig noch gepriesen?
Nun gut! er ist ein heller Purpurhimmel;
Wenn er sich aufthut, zeigt er uns die Stühle
Der Seraphim aus reinstem Elfenbein.
Gefällt ihm das? und darf ich ihn nun küssen

(Er faßt ungestüm ihre Hand.)

Dame.

Habt Mitleid, Prinz, mit einem schwachen Weibe!

(Sie will ihre Hand zurückziehen; er hält sie fest.)

Prinz.

Mit einem schwachen Weibe? Deine Reize
Sind Feuerwaffen. Mitleid? ich mit Dir?
Du habe Mitleid, Du, mit meiner Gluth!
Wie Du sie angefacht, so lösche sie!
Du bist zu schön, Du weißt zu gut, wie glücklich
Du machen kannst —

(Er umfaßt sie.)

Dame
(sich ihm entwindend).

Bedenket, lieber Prinz,
Mein Mann ist hier. Wenn er uns überraschte!

(Sie zieht sich gegen das Sopha zurück.)

Prinz (ihr folgend).

Dein Mann? O laß ihn! bin ich denn kein
Mann?
Komm! fühl' in meinem Kusse, daß ich's bin.

(Er will sie wieder umfassen; sie drängt ihn zurück, so, daß sie dem Sopha noch näher kommen.)

Dame.

Wollt Ihr mich elend machen?

Prinz.

Glücklich — glücklich.

Vergiß die Welt! ein Augenblick im Himmel —
Was iſt dagegen tauſendmal die Welt? —
(Er umfaßt ſie und ſetzt ſich dabei auf das Sopha.)
Komm, holdes Weib! Laß Erd' und Himmel
ſtürzen!
An Deiner Bruſt, in Deinem Kuß iſt mehr.
(Er zieht ſie neben ſich auf das Sopha.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter kommt raſch aus der Seitenthüre zur Rechten.

Ritter.

Ha! Tod und Hölle!
(Den Degen ziehend.)
Stirb, verruchtes Weib!

Dame.

Weh' mir!
(Sie thut, als ob ſie in Ohnmacht fiele.)

Prinz
(der unterdeſſen aufgeſprungen iſt, und den Degen gezogen hat).

Zurück! Kennſt Du den Prinzen nicht?

Ritter.

Und wärt Ihr Jupiter, der Donnergott!
(Er dringt auf ihn ein.)

Prinz.

Aha! so komm! Du sollst die Blitze spüren.

(Sie fechten, der Prinz voll Wuth aber unsicher, eindringend, der Ritter mehr abwehrend; nach einigen Stößen entwaffnet er den Prinzen und verwundet ihn in die Seite.)

Prinz.

Ha! Meuchelmörder!

(Er will seinen Degen wieder aufnehmen, sinkt aber dabei um.)

Ritter
(die Dame vom Sopha aufreißend).

Fort! heilloses Weib!

(Er zieht sie wie gewaltsam mit sich zur Linken ab; man sieht aber, daß Beide lachen.)

Achter Auftritt.

Der Prinz. Der Secretär kommt aus dem Seitenzimmer zur Rechten. Später Bediente, zuletzt der Herzog von Orleans.

Secretär.

Heda! zu Hülfe, Diener! Schnell! zu Hülfe!

(Mehrere Bedienten kommen aus der Mitte.)

Kommt! kommt! — der Prinz! — Gerechter Gott! — Ein Unglück.

Er liegt in seinem Blut. Rasch! helft ihm auf!
(Die Bedienten helfen dem Prinzen auf und halten ihn.)
Um Gott, mein gnäd'ger Herr! was ist geschehen?

Prinz.

Laßt mich! dem Buben nach! daß ich ihn morde.
(Der Herzog von Orleans kommt, sich betrunken stellend, vorn von der Rechten.)

Orleans.

Wer lärmt hier so? Haha! Ihr, Schurken, seyd's.

Prinz.

Laßt mich! Sein Blut! sein Blut!

Orleans.

Sieh da, Herr Bruder!
Der Wein ist in die Füße Dir geschlagen.

Secretär.

Ein Unglück, gnäd'ger Herr.

Orleans.

Laßt ihn nur trinken,
Bis daß er wieder steht — so ist's ein Glück.

Secretär.

Fort mit dem Prinzen in ein andres Zimmer,
Und ruft den Wundarzt, daß er ihn verbinde.
Ich bring' indessen unsern Herrn zu Bett;
Ihr seht, er hat sein Theil.
(Die Bedienten führen den Prinzen hinten nach der Linken.)

Orleans.

Wein! frischen Wein!

Secretär

(ihn nach der Rechten fort ziehend).

Kommt, gnäd'ger Herr! Der Schlaf ist Euch jetzt besser.

(Die Bedienten gehen mit dem Prinzen ab; der Secretär läßt den Herzog von Orleans los; Beide lachen.)

Orleans.

Gewonnen ist das Spiel.

Secretär.

Erst halb gewonnen.

Orleans.

Ein halber Sieg bleibt doch nur selten halb.
Durch die Zigeunerin ist Genoveva
Gehörig vorbereitet, und die Nachricht
Von des Geliebten Untreu' krönt' das Werk.
Den Prinzen schicken wir zum alten Herrn,
Der hält ihn dann als ein besorgter Vater,
Heilt' auch die Wund' in vier und zwanzig Stunden,
Acht Tage wenigstens im Zimmer fest.
So hab' ich freies Spiel; verlier' ich dann,
So widerfährt mir nur, was ich verdiene.
Nun gute Nacht! das war ein lust'ger Abend.

Secretär.

Nur Eines thut mir Leid.

Orleans.

Was ist geschehn?

Secretär.

Gern hätt' ich den Professor hier geseh'n.

Orleans.

Nicht doch! Wolf in den Wald, Schaf in die Hürde.

Secretär.

Es ist doch Schade; denn Ihr müßt gesteh'n,
Einst gäbe, was er heute hier geseh'n,
Ein hübsch Capitel von der Menschenwürde.

(Sie gehen lachend auf verschiedenen Seiten ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Ein Zimmer im Landhause des Prinzen, wie Aufzug II, Scene I.

Erster Auftritt.

Genoveva sitzt am Tische mit dem Brechen und Siegeln eines Briefes beschäftigt; Leonore steht einige Schritte von ihr.

Genoveva
(Leonoren den Brief hinreichend).

Nun fort damit!

Leonore.

Ach liebe gnäd'ge Frau,
Ihr habt ihm doch nichts Heftiges geschrieben?

Genoveva.

Nichts Heftiges, nur was ich darf und muß.

Leonore.

Ihr wißt, er ist schon reizbar von Natur,
Und Krankheit mehrt die angebor'ne Schwäche.

Genoveva.

So? Er ist reizbar — und bin ich von Stein?
Und seine Krankheit, macht sie mich nicht krank?
Ich will ein Ende seh'n. Fort mit dem Briefe!

(Leonore geht ab.)

Genoveva (allein).

Ich trag's nicht mehr. Vier Tage voller Qual,
Vier Nächte ohne Schlaf, wer kann noch mehr?
Schon der Gedanke, daß er leiden muß,
Ist unerträglich; und nun gar das Räthsel,
Das sich gespenstisch um den Vorfall legt — —
Ein Sturz vom Pferde? — möglich wär' es wohl;
Doch hab' ich gleich — ich weiß selbst nicht warum —
Es nicht geglaubt; und nun der Unbekannte —

(Sie nimmt einen Brief aus dem Schube des Tisches und liest.)

„Man täuscht Euch, arme Frau. Ein Unbekannter,
„Der herzlich Theil an Eurem Schicksal nimmt,
„Wird sich bemüh'n, die Wahrheit zu erforschen,
„Um sie Euch mitzutheilen. Bringt Euch morgen
„Ein Landmann einen Brief, so wisset nur
„Er ist von Eurem ungenannten Freunde."

(Sie legt den Brief zurück und steht auf.)

Soll ich dem Fremden, Unbekannten glauben? —
Und doch — wenn ich's bedenke — jener Abend,
Wo er erst kommen wollte, dann nicht kam,
Das Böhmerweib mir Thränen prophezei'te,
Muß mit dem Vorgang in Verbindung stehen;
Dann ist es auch kein Sturz, dann ist's ein Andres.
Wo find' ich Wahrheit, wo? Die mich umgeben,
Sind seine Diener, steh'n in seinem Sold,
Und müssen schweigen; Leonor' ist gut,
Sie weint vielleicht im Stillen — doch sie muß.
Ich fühle das Geheimniß um mich her;
In leisern Schritten und in bangen Worten,
In ungewohntem Schweigen spricht's zu mir.
Licht muß ich haben — darum will ich hin,
Will hin zu ihm — die Wahrheit seh'n und hören;
Ich hab' ein Recht dazu, ich bin sein Weib.
Nicht hindern soll mich seiner Diener Schaar,
Nicht schrecken soll mich seines strengen Vaters
Zornglühend Angesicht; ich bin sein Weib.

(Leonore kommt mit einem Briefe zurück.)

Leonore.

Hier ist ein Brief an Euch.

(Sie giebt ihr den Brief.)

Genoveva (bewegt).

Wer bracht' ihn denn?

Leonore.

Ein Bauersmann.

Genoveva (noch bewegter).

Ach! von dem guten Pfarrer.
Das freut mich — — o! das freut mich. — Gut —
schon gut!

(Leonore geht wieder ab.)

Genoveva
(in großer Bewegung den Brief betrachtend).

Vom Ungenannten — — und — was zittr' ich
denn? —
Was stockt der Athem — —? Was kann er
enthalten?
Die Wahrheit, — nun die Wahrheit wollt' ich ja; —
Soll mich erschrecken, was ich mir gewünscht? —
(Sie erbricht, sich Gewalt anthuend, den Brief und liest.)
„Die Wahrheit ist entdeckt; doch hätt' ich mich
„Nicht gegen Euch verpflichtet, sie zu sagen,
„Ich ließe sie mit Freuden ungesagt.
„Der Prinz hat einem jener Gastgebote,
„Wo Schwelgerei die Sinnenlust entzügelt,
„Und ihr die Wege bahnet, beigewohnt;
„Er hat sich nach der Tafel, gleich erhitzt
„Von Lieb' und Wein, mit einer schönen Frau
„In ein entfernt Gemach zurück gezogen;

„Dort hat ihr Mann sie überraſcht; ein Zweikampf
„Iſt d'rauf erfolgt, der Prinz verwundet worden." —
Verwundet! Herr mein Heiland! tödtlich wohl —
Darum iſt Alles ſtill und räthſelhaft — —
Nicht doch! er hat ja zweimal mir geſchrieben —
Mit feſter Hand — das kann kein Sterbender. —
Verwundet! und um wen? O daß ich's denken
Und leben muß? — um eine Buhlerin,
Um eine Ehebrecherin. — Und er — und er,
Der wie ein ſchöner ſtarker Engel Gottes,
Hoch ſchwebend über jedem Erdenmangel
Vor meiner andachtsvollen Seele ſtand,
Gefallen nun — ein Wüſtling — ein Verächter
Des Heiligſten, der, wilde Luſt zu ſtillen,
Das Sacrament zur frechen Lüge macht.

(Mit ſteigender Heftigkeit.)

Und wär' ich eines Henkersknechtes Tochter —
Das Sacrament hat uns der Herr gegeben,
Der Alle gleich geliebt und gleich erlöſt. — —
Was fordert er? Hat er nicht tauſendmal
Von meiner Schönheit ſich entzückt bekannt?
Sind achtzehn Jahre keine Jugend mehr?
Und dann — was ich ihm Edleres als Schönheit
Und Jugend gab, in jedem Händedruck,
In jedem Kuß, in jeder Liebkoſung

Die ganze volle lieberglühte Seele,
Die aus der eignen Brust hervor sich drängt,
Um in die Brust, die ihr viel theurer ist,
In des Geliebten Brust, sich zu ergießen —
Konnt' er es suchen, finden im Verbrechen?
Konnt' er's entbehren und....?

(In heftiges Weinen ausbrechend.)

O sey verwünscht,
Abscheulich Weib, die mir sein Herz vergiftet! —
Was schelt' ich? und was wein' ich? — Ach!
ich habe
Ja nichts, als Wasser, um den Brand zu löschen,
Der meine Brust verzehrt. Ja, könnt' ich Blut — —

(Zusammen schreckend.)

Herr — Herr mein Gott! errette, schütze mich
Vor diesen finstern gräulichen Gedanken!
Hast Du des Lebens Elend mir bereitet,
So laß mir wenigstens — das ew'ge Heil.

(Sie sinkt erschöpft auf einen Stuhl.)

Was ist es denn? — Ich hab' es ja geahn',
Gewußt, mir oft gesagt. O warum hab' ich
Mir selbst es nicht geglaubt, oft abgestritten?
Ein Fürst und ich! — Und dennoch hatt' ich Recht
Für ihn zu streiten; denn so liebevoll,

So fromm, so ſtreng und rein — wer kann's
denn glauben?
Sie haben ihn mit heißem Wein erhitzt,
Durch Schwelgerei betäubt, dann hat die Schlange
Sich liſtig ihm genaht, hat ihn gelockt,
Gereizt, verführt. — Doch immer — — Sey
barmherzig,
Mein böſer Geiſt! und laß mir dieſen Glauben!

(Sie lieſt wieder in dem Briefe.)

„Ich hätt' Euch wohl noch Vieles mitzutheilen;
„Nur einem Briefe läßt ſich's nicht vertrauen.
„Doch wenn Ihr mir vergönnet, dieſen Abend
„Auf wenige Minuten Euch zu ſeh'n,
„So würde ſich noch manches Räthſel löſen.
„In einer Stunde ſteht mein Bote wieder
„An Eurer Gartenthür; gebt ihm Beſcheid."

(Raſch aufſtehend.)

Er komme! ja, er komme! Alles will ich,
Das Kleinſte will ich wiſſen; bis in's Herz,
In's tiefſte Herz will ich dem Frevel ſchauen.

(Sie ſetzt ſich raſch an den Tiſch, ſchreibt und ſpricht dabei.)

„Die Gartenpforte ſoll Euch offen ſtehen,
„Sobald es dunkel wird. Von dorther führt

„Ein dichter Laubgang in den Gartensaal.
„Im nächsten Zimmer werd' ich Euch erwarten."
(Sie faltet und siegelt schnell, dann aufstehend)
So recht! so recht! — Dieß halbe Wissen liegt —
Erdrückend auf mir — wie Gewitterhimmel —
Ich kann nur leben, wenn ich Neues höre. —
Nur her mit aller Angst — mit aller Pein! —
Wenn schlimmer auch — es wird doch anders seyn.
(Sie geht schnell zur Rechten ab.)

Zweite Scene.

Ein Zimmer im Palaste des Herzogs von Penthievre.

Zweiter Auftritt.

Der Prinz im Hauskleide kommt, auf einen Stock sich stützend, von der Rechten.

Prinz.

Je mehr ich's überlege, desto stärker
Wird der Verdacht, daß es ein Plan gewesen,
Ein tückevoller, schurkenhafter Plan. —
Daß er bemüht war, mich an sich zu ziehen,

Zu meiner heimlichen Verbindung nur
Die Hand unaufgefordert bot, um ſich
Durch ein Geheimniß meiner zu verſichern,
Iſt mir nicht zweifelhaft, ein Räthſel aber
Der Zweck des Ganzen. Galt es meinem Leben,
Daß meine Schweſter einſt, die arme Schweſter,
Die einz'ge Erbin unſers Vaters wäre?
Wie thöricht dann, ein Mittel zu erwählen,
Das keinen Zweifel, kein Geheimniß duldet!
Ja wie noch thörichter, ſein eignes Haus
Zum Schauplatz dieſes Bubenſtücks zu machen,
Und ſchimpflichen Verdacht auf ſich zu zieh'n!
(Er ſetzt ſich an den Tiſch.)
Was aber ſonſt? — Ich ſinn' und ſinne wieder
Und find' es nicht. — Kann auch ein reines Herz
Das Wollen des verdorbenen ergründen? —
Ein reines Herz? — Ach! iſt die Demuth denn
So unerreichbar, daß ſogar die Reue,
Die innigſte Zerknirſchung ſie nicht lernt? —
Was iſt ein reines Herz? — Ein weißes Kleidchen,
Das man dem Kinde Morgens angelegt;
Jetzt glänzt es hell, doch bald befällt den Kleinen
Die angebor'ne Luſt im Staub zu wühlen,
Und hin iſt alle Reinheit, aller Glanz. —

Dritter Auftritt.

Der Prinz und ein Diener.

Diener
(tritt ein, übergiebt dem Prinzen einen Brief, und geht dann auf ein Zeichen desselben wieder ab).

Prinz.

Von Genoveva wieder. Wenn sie wüßte,
Wie sie mit ihrer ew'gen Angst mich quält!
(Er erbricht den Brief und liest.)
„Ich kann's nicht länger tragen — Wenn es dunkelt,
„Komm' ich zu Dir. Ich muß Dich seh'n, muß wissen,
„Wie's mit Dir steht. — Ich hab' ein Recht dazu;
„Ich bin Dein Weib. Erfolge, was da will.
„Ich habe das Geheimniß unsrer Ehe
„Sorgsam bewahrt; Gott oder Deine Schuld
„Will's länger nicht. So kannst Du mir nicht zürnen;
„Und wenn Du mir auch zürntest, käm' ich doch."
(Mit großer Heftigkeit.)
Bei dem allmächt'gen Gott! das fehlte noch!
Ist's nicht genug an meiner Scham und Reue,
Am Schmerz des Leibes, an der Seele Schmerz?

Soll ein Geheimniß noch unvorbereitet
In's Leben springen, das, des Vaters Zorn,
Des Königs Vorwurf und des Höflings Spott
Zu meinem Schmerz gesellend, mich erdrückte.
(Er schreibt in heftiger Bewegung und spricht dabei.)
„Du wirst nicht kommen; ich verbiet' es Dir,
„Dein Mann und Herr. Wenn Du Dich's unterfängst,
„Du siehst mich nicht, und siehst mich niemals wieder.
„Das sag' ich Dir, und muß es, weil, wie's scheint,
„Du die Besinnung ganz und gar verloren,
„Und Deine Thorheit eines Prinzen Ehre
„Um solch ein Nichts auf's Spiel zu setzen denkt."
(Er faltet, siegelt und überschreibt den Brief in großer Hast; dann läutet er.)

Diener
(tritt wieder ein).

Prinz
(ihm den Brief gebend).

Hier ist die Antwort.

Diener
(geht wieder ab).

Prinz (etwas ruhiger).

Nein; sie darf nicht kommen —

Sie darf und soll nicht. Diese Drohung, hoff' ich,
Wird ihre Kinderangst in Schranken halten. —
Ach! warum wird mir doch ein Quell des Grams,
Was mir ein Quell des Glückes werden sollte?
Hab' ich denn nicht genug für sie gethan?
Und kann sie meinem Herzen nicht vertrauen? —
Vertrauen? — hab' ich sie denn nicht getäuscht?
Und wenn ihr ahnend Herz mir nun nicht traut,
Darf ich's darum verklagen? — Besser wär' es
Vielleicht gewesen, wenn ich ihr die Wahrheit
Gestanden hätte. — Nein, nein solch Geständniß
In kalte Schrift gefaßt, und nicht gemildert
Durch Reu' im Blick und in der Stimme Klang,
Muß tödtlich wirken auf ein liebend Herz.
Und welch ein Herz ist liebender, als ihres? — —
Ich bin doch wohl zu hart mit ihr gewesen —
Gewiß, zu hart; die Kürze schon ist hart.
Ich hätte lieber mit der Liebe milder
Redseligkeit sie darum bitten sollen. —

(Er läutet.)

Diener
(tritt wieder ein).

Prinz.

Der Brief ist fort?

Diener.

Ja, gnäd'ger Herr.

Prinz
(mit dem Zeichen der Entlassung).

Ganz gut.

Diener
(geht wieder ab).

Prinz.

Es thut mir weh, daß ich zum bittern Trank,
Den die besorgte Lieb' ihr stündlich reicht,
Nun noch die scharfe Galle zugegossen,
Und so vielleicht die einz'ge Stunde Schlaf,
Die sie genossen hätte, ihr geraubt.
Nun, morgen will ich hin zu ihr; dann soll
Ein ehrliches und reuiges Geständniß
Der Friedensengel werden zwischen uns.

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Der Herzog von Penthievre tritt ein; der Diener folgt.

Prinz.

Ach, gnäd'ger Herr — —

(Er will aufstehen.)

Penthievre.

Bleib sitzen, lieber Sohn.

Wie geht es Dir?

(Der Diener setzt auf Penthievre's Wink einen Stuhl

neben den des Prinzen. Penthievre ſetzt ſich; der Diener geht ab.)

Prinz.

Ihr ſeht, ich bin geneſen;
Die leichte Wunde hat ſich ſchon geſchloſſen,
Jedwede Spur des Fiebers iſt verſchwunden,
Und morgen denk' ich wieder auszufahren.

Penthievre.

Das wünſch' ich nicht, mein Sohn. Das kleinſte Uebel,
Wenn man's verachtet, kann ſich's ſchmerzlich rächen.
Zwar iſt Geduld der Jugend Stärke nicht;
Doch hoff' ich, der Beſorgniß Deines Vaters
Wirſt Du die Ungeduld zum Opfer bringen.

Prinz.

Ihr wiſſet, Euer Wunſch iſt mir Befehl;
Doch leugnen kann ich's nicht, ich möchte wohl
Von Eurer Güte dieſe Gunſt erhalten.
Ich fühl' es, freie Luft iſt mir nothwendig.
Ihr werdet mir die Bitte nicht verſagen;
Denn niemals, laßt es mich geſtehen, niemals
War't Ihr ſo gütig, wie in dieſen Tagen.
Wie viel ich Recht zum Vorwurf Euch gegeben,
Ihr habt mit jedem Vorwurf mich verſchont.

Penthievre.

Ich las auf Deiner Stirn, in Deinem Auge,
Den Vorwurf, den das eigne Herz Dir machte.
Wer da noch seinen Tadel nöthig glaubt,
Der folgt entweder nur dem rohen Zorne,
Der sich durch Schelten Luft macht, oder fremd,
Ganz fremd ist ihm des Menschen Herz geblieben.
Kein scheltend Wort, wie hart und bitter es
Auch immer sey, dringt tiefer, als der Vorwurf,
Den wir uns selber machen. Dann auch kenn' ich
Noch Deine Schuld nicht — will sie auch nicht kennen;
Ein heiliges Geheimniß ist die Schuld.

Prinz.

O Vater! diese Milde rührt mich mehr,
Als Eure Strenge jemals mich erschreckt.

Penthievre.

Mein Sohn! das erste Mal, wo mit sich selbst
Der Mensch zerfällt, und dann, wie Du gethan,
Durch wahre Reue mit sich selbst versöhnt,
Macht ihn zum Mann; so bist auch Du nun mündig.
Ich war und bin zufrieden, und ich bleibe
Fortan Dein Vater nur durch meine Liebe.

Du sprichst von meiner Strenge. Ach! sie war
Nicht meines Herzens Trieb, nur ein Gesetz,
Das ich mir selbst gegeben, das gewiß
Auf mich oft schwerer, als auf Dich gedrückt.
Mein Vater war ganz Liebe, nichts als Liebe,
Die nur gewähren, nicht versagen kann,
Und ohne Rückhalt zeigt' er diese Liebe
Wie ohne Maaß. So hatt' ich manche Thorheit —
Doch Gott sey Dank! nie eine Schlechtigkeit —
Begangen in der Jugend, weil ich immer
Von meines Vaters unverhohl'ner Liebe
Der Nachsicht, der Verzeihung sicher war.
Deßhalb erzog ich Dich in and'rer Weise,
Wie's dringend schien, da Du von Kindheit an
Viel Leidenschaft und raschen Sinn verriethest.
Deßwegen zwang ich meiner heißen Liebe
Der strengen Herrschaft ernstes Antlitz auf.
Du weißt, ich ließ nur selten Zwang Dich fühlen,
Doch, wo ich mußte, war's ein strenger Zwang;
Ich ließ Dir Freiheit, doch ich gab Dir stets
Die Furcht vor meinem ernsten Blick und Wort
Als Wächterin in diese Freiheit mit.
Gott sey gelobt! ich habe nicht geirrt;
Wie schmerzlich auch es mir zuweilen wurde,
Wenn ich zufrieden war mit Deiner Führung,

Den theuern Sohn nicht an das Herz zu drücken,
Und ihm zu sagen: Du erfreust mich, Kind!
Jetzt dank' ich mir's, daß ich das Opfer brachte.

Prinz.

O theurer, güt'ger Vater! Diese Liebe —
Gewaltsam reißt sie meinen Busen auf,
Und zwingt mich, das Geheimste zu enthüllen,
Das Euch bis jetzt die Furcht verbarg.

Penthievre.

O sprich!
So lohnst Du mir am schönsten meine Liebe.

Prinz.

Es wird Euch kränken, wird Euch tief verwunden;
Doch diese Stunde duldet kein Geheimniß
Mehr zwischen mir und meinem güt'gen Vater.
So wißt, ich bin verehlicht.

Penthievre
(in Überraschung aufstehend).

Du — verehlicht?

Prinz.

Ja. Scheltet mich! Verdammen würde mich,
Ich fühl' es selbst, die eigene Vernunft,
Wenn Liebe sie zum Worte kommen ließe;
Frei aber sprechen mich Herz und Gewissen.

Penthievre
(auf und ab gehend, um ſich zu ſammeln).

Verehlicht! — Das iſt freilich ein Geheimniß,
Wie ich es nicht erwartet. Daß es mir
Verborgen blieb, beweiſet, Deine Gattin
Iſt niedern Standes.

Prinz.

Eine Bäuerin.
Sie nennt ſich Genoveva. O! ſie gleicht
Der Heiligen an Schönheit, wie an Unſchuld.
Ich lernte ſie als kleine Waiſe kennen;
Ließ ſie erziehen, ward ihr Freund, Beſchützer,
Ja, obwohl ſelbſt noch Knabe, gleichſam Vater.
So wob aus Antheil und aus Dankbarkeit
Die Zeit der Liebe Band. Ich fühlte nun,
Ich müßte ſie, um ihrer Ehre willen,
Verlaſſen, oder thun, was ich gethan.
Ich weiß, das Alles kann in Euern Augen
Mich nicht entſchuld'gen. Ihr müßt mich verdammen.

Penthievre
(ſich nach einer kurzen Pauſe wieder zu ihm ſetzend).

Ich könnte Dir von unſers Hauſes Ehre,
Von Deines Standes Pflichten Vieles ſagen,

Was Dich ergriffe; doch was sollt' es fruchten?
Entsagung ist der Preis jedweden Gutes.
Es tauscht der Mensch den Vortheil der Gesellschaft
Nur für die Freiheit seines Herzens ein;
Je größer jener Vortheil, desto mehr
Geht auch von dieser Freiheit uns verloren;
Denn immer zwingender, je höher wir
Im Leben steigen, ist die Macht der Dinge.
Du hast des Herzens Freiheit vorgezogen;
Was Du dafür geopfert, weißt Du selbst;
Ob der Gewinn des Opfers werth gewesen,
Kannst Du allein entscheiden, denn kein Mensch
Hat einen Maaßstab für des Andern Glück.
Zur Rechenschaft bist Du nur Dir, dem Himmel,
Und dem Gesetz verpflichtet; stehest Du
Vor den drei Richterstühlen als Gerechter,
So ist kein Mensch, der Dich verurtheln dürfte.
Behagt auch Deine Wahl dem Fürsten nicht —
Daß sie's nicht kann, wirst Du wohl selbst ermessen —
So freut sich doch der Vater, daß der Sohn
Der Tugend solch ein Opfer bringen konnte.
Wie aber war es möglich? welcher Priester
Hat es gewagt, Euch heimlich zu verbinden?

Prinz.

Des Schwagers Capellan. Ein Zufall hatte
Dem Herzog meine Wünsche kund gethan,
Er bot sogleich die Hand — — —

Penthievre.

Das glaub' ich gern;
Denn nicht an Dein' und Genoveva's Kinder,
An seine Kinder fallen nun dereinst
Die reichen Güter, die ich hinterlasse.

Prinz.

Das sollte — ? Möglich wär's — doch selbst so reich —

Penthievre.

Wohl reich genug für seine Schwelgerei,
Doch nicht für seiner Ehrsucht wilde Plane.

Prinz.

Wie meint Ihr das, mein Vater?

Penthievre.

Ach, mein Sohn!
Geheimniß um Geheimniß: Schwelgerei
Ist dieses Wüstlings schlimmste Sünde nicht.
Die Schmähungen, die Lügen gegen König
Und Hof und Regiment, die man in's Volk

Durch Schrift und Wort verbreitet, alle geben
Von ihm und seinen Helfershelfern aus.
Des Königshauses ältern Zweig zu Gunsten
Des jüngern von dem Throne zu verdrängen,
Das ist der hochverrätherische Plan.

Prinz.

Ihr gebt mir Licht. Seit jenem Unglücksabend
Umgaukeln mich Gespenster dieser Art.
O meine arme Schwester!

Penthievre.

Still, mein Sohn!
Hab' Achtung vor dem Schlaf des Grams! Mit ihr
Ist des Allmächt'gen Gnade; seine Hand
Bedeckt ihr Auge, daß sie ihres Gatten
Verworfenheit nicht sehend, ungestört
Ihr Mutterglück genießt. Doch nicht von ihr,
Von meiner neuen Tochter laß uns reden.

Prinz

(ihm zu Füßen sinkend, tief bewegt seine Hand küssend).

Dank! Dank, mein edler liebevoller Vater!
Ihr nennet Genoveva Eure Tochter?

Penthievre

(ihn aufhebend, und dabei selbst aufstehend).

Was treibst Du, Ludwig? Bin ich denn kein Christ,

Daß ich die Tochter ſtolz verwerfen ſollte,
Die Gott im Sacramente mir gegeben? —
Wo wohnt ſie denn?

Prinz.

Auf meiner Villa draußen.

Penthievre.

Ein öffentlich Geheimniß muß es bleiben,
Das man zwar weiß, doch nie zu wiſſen ſcheint.
Ich kann ſie nicht in meinem, aber wohl
In Deinem Hauſe ſeh'n: ich will ſie ſehen,
Und morgen ſchon; ich will ſie ſeh'n und ſegnen.

Prinz.

O theurer Vater! Eure Güte läßt
Mich eine Bitte wagen. Seht ſie heute,
Noch dieſen Abend! Laßt mich Euch begleiten!

Penthievre.

Wo denkſt Du hin? Es iſt zu früh für Dich;
Und dann die Abendluft —.

Prinz.

Mehr, als ſie irgend
Mir ſchaden kann, wird mich die Freude ſtärken.
O ich beſchwör' Euch, ſchlagt es mir nicht ab!

Penthievre.

Warum biſt Du ſo dringend?

Prinz.

Ach, mein Vater!
Ich bin ſehr glücklich, unausſprechlich glücklich;
Nur eine Wolke trübt den lichten Himmel:
Sie glaubt nicht an die Dauer unſers Glücks.
Die Ungleichheit des Standes und der Bildung,
Mein Leben fern von ihr in einer Welt,
Die ſie nicht kennt, erweckt in ihr die Furcht,
Sie werde mich nicht bleibend feſſeln können,
Ich werd' und müſſe ſie dereinſt verlaſſen.
So quält ſie ſich in ihrer Einſamkeit,
Und weint ſich oft die ſchönen Augen roth.
Nun denket jetzt!

Penthievre.

Weiß ſie, was Dir begegnet?

Prinz.

Die Wahrheit konnt' ich ſchriftlich nicht geſtehen,
Und an der Unwahrheit ſcheint ſie zu zweifeln.
Mit Briefen voller Angſt beſtürmt ſie mich.
Vor einer halben Stunde ſchrieb ſie mir:
Sie könn' es nicht mehr tragen, werde kommen,
Um ſelbſt zu ſeh'n, was auch erfolgen möge.

Ich, überraſcht, erſchrocken, und vom Schreck
Wie oft zum Zorn gereizt, ich ſchrieb ihr hart,
Sehr hart, geſteh' ich, und ich weiß, ſie wird
Die Nacht mehr weinen, als der Himmel thaut.

Penthievre.

Ich ſehe ſie noch heut.

Prinz.

Und ich mit Euch.

Penthievre.

Nein, lieber Sohn.

Prinz.

O gönnt mir doch die Wonne,
Ihr ſelbſt zu ſagen: ſieh, das iſt mein Vater,
Voll Güte kommt er, unſern Bund zu ſegnen;
Zu hören, wie Ihr dann ſie Tochter nennt,
Zu ſeh'n, wie ſie, vor Schreck und Scham und Luſt
Erblaßt, erröthet, Euch zu Füßen ſinkt,
Und Eure Hand mit heißen Thränen netzt —
Ja, gönnt mir dieſen Vorgeſchmack des Himmels!

Penthievre.

O ſchöne Zeit der jugendlichen Liebe!
So ſey's. Jetzt ruft der Abendgottesdienſt;
In einer Stunde denn. Leb' wohl indeſſen.

(Er küßt ihn auf die Stirn.)

Prinz
(ihn umarmend).

O Tag des Doppelglücks, der meiner Ehe
Den Segen bringt, und mir die Vaterliebe
In aller Hoheit zeigt! Nun faſſ' ich erſt,
Warum wir den Allmächt'gen Vater nennen:
Es iſt das Höchſte, was wir ſagen können.

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Ein Zimmer im Landhause des Prinzen, roth tapezirt, mit einer Mittel- und zwei Seitenthüren. Auf der rechten Seite steht ein Ruhebett, daneben rechts ein Tisch, worauf Briefe liegen; auf der linken ein Secretär. Abend; nur ein Licht.

Erster Auftritt.

Genoveva sitzt auf dem Ruhebette, und hält einen Brief in der Hand, den sie mit starren Blicken betrachtet.

Genoveva
(nach einer Pause).

Umsonst! umsonst! — Mein armes Auge brennt
Vom angestrengten Seh'n, und liest doch immer
Dasselbe nur. Da steht auch weiter nichts,
Als „eines Prinzen Ehre" — klar und deutlich —

Er ſchreibt ſehr leſerlich. Des Prinzen Ehre!
So wäre, käm' ich zu ihm, und erführe
Die Welt, was ich ihm bin, der Prinz entehrt? —
So bin ich ſeine Schande? —

(Aufſtehend.)

Nein, das hab' ich —
Und hab' es nicht geglaubt. — Ich deſſen Schande,
Zu deſſen Ehrenkranz ich gern die Sterne
Des Himmels pflücken möchte? Seine Schande?
Das fühlt er jetzt, und damals wußt' er's nicht?
So war's nicht Liebe, was ihn zu mir führte,
Denn Liebe hätt' an Ehre wohl gedacht;
Der Sinne Reiz, die wilde Luſt erſtickte
In ihm der Ehre Ruf. Nun iſt's vorbei;
Wohl erſt zwei kurze Monden, doch ſchon ſatt,
So völlig ſatt, daß vor der heißbegehrten,
Und ſchwer erkauften Speiſe nun ihm ekelt,
Und dieſer Ekel an die Ehr' ihn mahnt.
Ich fühlt' es wohl, ein Geiſt ſtand zwiſchen uns,
Den Namen Ehre konnt' ich nur nicht finden;
Er war der armen Bäuerin zu fremd. —
Hart, hart geſtraft für eines Wortes Mangel.
War ihm mein Herz denn, meine Seele nichts?
Nein! — o der Schmach! — er wollte nur den
Leib,

Und mit dem Leib wirft er die Seele weg,
Die ihn anbetend liebte, die wohl gern
Ihm ihre Ewigkeit gegeben hätte,
Daß seine Seele zweimal ewig wäre. — —

(Pause.)

Wohin? wohin? — Ich kann ihn nicht mehr sehen;
Das wär', als schaut' ich in den hohlen Himmel,
Wann alle seine Lichter ausgebrannt,
Und Gott der Herr nicht mehr darinnen wohnte;
Und seine Liebkosung, dem Widerwillen
Mühsam entrissen, würde mich durchschaudern
Wie einer Leiche Kuß. — Wird er denn kommen?
Er wird ja nicht. Wer flieht nicht vor der Schande?
Sich stürzen wird er in den Strom der Lüste,
Um mich, um seine Schande zu vergessen. — —
Und kann er das? Wird er nicht mein gedenken
Wie einer Last, die er abwälzen möchte,
Wie einer Thorheit, die er schwer bereut,
Wie einer Schmach, die ihn zu fliehen zwingt?
Das wird der Mann, in dessen Lieb' ich lebte! — —
Und wenn er auch nicht kommt, soll ich's erwarten,
Daß er, von einer Buhlerin gereizt,
Mich aus dem Hause treibt, in's Kloster stößt.

Nein, — fliehen will ich, flieh'n — weit in die Ferne
Zu fremden Menschen, wo mich Niemand kennt.
Ich bin der Arbeit noch gewohnt — und müßt' ich
Das Ungewohnte, Schwerste thun und leiden —
Verschwunden bin ich wenigstens für ihn. —
Auch da noch nicht. Noch immer fesselt ihn
Des Sacramentes unauflöslich Band
An mich, an seine Schande. Stachelt einst
Ihn neue Liebe, fühlt er seine Kette,
So flucht er mir — und, wo ich immer bin,
Durch alle Räume hör' ich seinen Fluch. — —
Was aber? Bleiben? flieh'n? entsagen? sterben?
Wo ist das Ende? Ein Ende muß doch seyn,
Ein Ende dieser glühend heißen Angst. —

(Sie setzt sich wieder auf das Ruhebett.)

Wenn ich nur schlafen könnte — daß mein Kopf
Ausruhte, — freier würde — denken könnte. —

(Mehr und mehr in sich versinkend.)

Dieß ist ein Haus des Unglücks für die Liebe. —
Wie jetzt verlass'ne Liebe, hat hier einst
Verschmähte Liebe Höllenqual gelitten,
Und ist verzweifelt bis zum Tod durch Gift. —
Ich habe sie verdammt — jetzt fass' ich sie. — —

Ja — ja! — der Tod. — Wenn's Nacht iſt, und Geſpenſter
Sich zu uns drängen, ſchließen wir die Augen,
Und in die Decke hüllen wir das Haupt. — —
Das iſt's — — das iſt der Tod — geſchloſſ'nes Auge,
Verhülltes Haupt — kein Angſtſchweiß auf der Stirn —
Nicht kalter Hauch mehr — nicht Geſpenſterhände —
Ein kühler Schlaf, und alles Herzwehs Ende — —

(Pauſe. Dann fährt ſie plötzlich auf.)

Luft! Luft! Mir iſt ſo heiß — mir iſt ſo eng —
Die Wände nahen ſich, die Decke ſinkt —

(Sie eilt an das Fenſter, reißt es auf, legt ſich weit hinaus; dann beugt ſie ſich langſam zurück.)

Die Nacht iſt ſchwül und ſtumm. — Kein kühler Wind
Für eine heiße Bruſt. — Kein Stern am Himmel —
Von Gottes Augen, von den tauſend Augen
Auch nicht ein einziges auf mich gerichtet! —
Das iſt es — das. Verworfen hat er mich,
Um meines Hochmuths willen, und zu dieſer
Endloſen Qual verdammt. Erſt achtzehn Jahre!

Wie viele Tage, Monden, Jahre noch
Und immer Eins, ein Gram, ein Schmerz, ein Weh:
Von ihm gehaßt, verachtet, ja verflucht —
(Sie lehnt sich mit dem Kopf an die Einfassung des Fensters.)
Wo ist ein Ende? wo ist Ruh?
(Sich mit verändertem Tone antwortend.)
Im Grabe.
(Sich rasch erhebend, in ihrem natürlichen Tone, fast wild.)
Ja, in der Erd', im Sarg', im Leichentuch!
Da dringt kein Licht hindurch — kein Licht, kein Schmerz.
(Sie reißt in heftiger Bewegung den Secretär auf, nimmt ein Fläschchen heraus, trinkt es aus, bleibt einige Augenblicke unbeweglich stehen, legt das Fläschchen in den Secretär, wie bewußtlos, zurück, ohne ihn zu schließen, geht dann langsam zu dem Ruhebette, und setzt sich. Pause, während welcher sie einige Male zusammen schaudert vor innerm Frost.)
Mich friert. —
(Sie nimmt ein dort liegendes Tuch und hüllt sich darin.)
Nach Hitze Frost — es ist ein Fieber. — —
Das ganze Leben ist ein langes Fieber —
Denn Furcht und Hoffnung, Traurigkeit und Freude
Sind nichts, als eines Fiebers Frost und Gluth; —

Und so aus Frost in Gluth, aus Gluth in Frost,
Bis uns der Wechsel aufgezehrt. — — War's nicht
Ein Fieber, als ich unbewußt ihn liebte?
Ein Fieber, als er seine Braut mich nannte?
Ein Fieber, als ich am Altare weinte?
Ein Fieber, als des Gatten erster Kuß — — —?
Ein Fieber war es — eines Fiebers Gluth;
Doch diese Gluth voll schöner Traumgebilde,
Man sähe sie nicht süßer, lieblicher,
Wenn man in Gottes offnen Himmel blickte.
O selig, wer mit solchen Bildern stirbt!

(Sie fährt plötzlich auf, die Hand auf dem Herzen.)

Weh mir! — Was ist's? — Ein wilder Stich
durch's Herz. — —
Die Hand wird kalt — der Tod — so schnell,
so früh!
Das hab' ich nicht geglaubt. — Ich soll mich ja
Noch vorbereiten — denn wie kann ich sonst — — —

(Man sieht durch offene Fenster stark blitzen. Genoveva erschrickt und macht das Zeichen des Kreuzes.)

Barmherzigkeit! Ein Blitz aus Gottes Auge —
Ein Blick des Zornes, daß ich früher komme —
Wenn ich nicht Gnade fände? wenn ich nicht?

(Pause des Schmerzes.)

Ich werd', ich werde. Gott der Herr ist auch

In seinem Zorn barmherzig — und er weiß,
Und er allein — kein Mensch soll's je erfahren —
Wie der Geliebte — mir das Herz gebrochen. —
Mein Elend ist zu tief — ich kann nicht leben. —
Von seiner Schande muß ich ihn befrei'n, —
Die Kette sprengen, die ihn schmerzlich drückt —
Dann darf er nicht mehr hassen — nicht mehr fluchen. — —

(Der Schmerz übermannt sie, sie setzt sich, steht aber sogleich wieder auf.)

Hätt' ich nur einen Priester, um zu beichten! — —
Allein muß ich es tragen — — ganz allein.

Zweiter Auftritt.

Genoveva. Der Prinz und der Herzog von Penthievre treten ein.

Genoveva
(sich an einen Stuhl haltend und vor Schreck stammelnd).

Du — Ludwig — Du?

Prinz.

Ja, liebe Genoveva.
(Sie umarmend.)

Mein süßes Weib!
(da sie seine Umarmung nicht erwiedert)

Was ist Dir? Zürnst Du noch?

Genoveva.

Wer iſt — der Herr?

Prinz.

Es iſt mein güt'ger Vater;
Er weiß um Alles, ſegnet unſern Bund —

Penthievre.

Ja, meine Tochter —.

Genoveva (aufſchreiend).

Jeſu Chriſt!

(Sie ſinkt an dem Ruhebette zuſammen.)

Prinz
(ſie auffangend und auf das Ruhebett bringend).

Herr Gott!
Die unverhoffte Freude tödtet ſie.

Penthievre.

Das war nicht Freude, das war finſt'rer Schreck;
Wir kommen wohl zu keiner frohen Stunde.

Prinz.

Der Freude Schreck. — Seht! ſie erholt ſich wieder.
Was iſt Dir, theures Weib?

Penthievre.

Was, liebe Tochter — — —

Genoveva
(sich aufrichtend und Beide von sich wehrend).

Nicht Weib — nicht Tochter! — keine süßen
Namen! —
Die Gottvergessene verdient sie nicht —
Ich habe — Gift —

Prinz.

Hilf, Herr! sie redet irre.

Genoveva.

Nein! nein! Ich glaubte mich — von Dir ver-
lassen —
Und da — Elisens Gift —
(indem sie auf den Secretär zeigt.)

Prinz
(stürzt zu dem Secretär und findet das leere Fläschchen).

Barmherz'ger Himmel!
Den Arzt, den Arzt!
(Er eilt hinaus.)

Penthievre
(ihm nachrufend).

Und Niemand soll sich nahen!

Genoveva

Ja, schnell den Arzt — nur schnell! — Ich will
noch leben —

Das Leben ist so schön — er liebt mich noch —
Nur einen Tag noch leben — einen Mond — —
Zu spät — zu spät — ich fühl's — des Himmels Zorn
Wirkt schnell im Gift — ich soll nicht länger leben —
Und dort — Verdammniß der Selbstmörderin —
Ach! einen Priester, daß ich beichten kann!

Penthievre

(setzt sich zu ihr und fasst sie in seine Arme, so daß ihr Kopf an seiner Brust ruht; er spricht mit der tiefsten Rührung).

Sey ruhig, meine Tochter! Deine Angst,
Nicht Gottes Zorn beschleuniget Dein Uebel.
Gott ist barmherzig.

Genoveva.

Meine Sünd' ist grösser —
Als daß sie mir — vergeben werden könnte —
Ach! — einen Priester — daß ich beichten kann!

Penthievre.

Er soll auch kommen, und, kam' er zu spät,
So sag' ich Dir als Christ, als Greis und Vater:
Gott ist die Liebe; und Du weißt ja selbst,
Da auch Dein Herz geliebt, die Liebe fühlt sich
Am seligsten, wenn sie verzeihen kann.

Iſt nun Verzeihen für die ſchwache Liebe
Des Menſchen Seligkeit, um wie viel mehr
Für jene Liebe, die die Welt umfaßt,
Und ſie erlöſt hat mit dem eignen Blute!

Genoveva
(ſich aufrichtend).

Ja — Vater — hoher Herr! — Gott iſt die
Liebe.

(Sie ſinkt auf das Ruhebett zurück; Penthievre unterſtützt ſie dabei, indem er aufſteht. Der Prinz kehrt zurück.)

Prinz.

Sie lebt doch noch?

Penthievre.

Sie lebt; doch ſey gefaßt,
Bald zu verlieren, was Du noch beſitzeſt.

Prinz
(der auf die rechte Seite des Ruhebettes getreten).

Ich Ungeheuer habe ſie ermordet.

Genoveva.

Nein! nein! — Du haſt mich ja geliebt. — —
Nur ich
Ich habe nicht geglaubt — das iſt mein Tod. —
Vergieb! —

(Auf den Tisch mit den Briefen zeigend.)

Lies dort — die Briefe — und vergieb
Der armen Genoveva.

Prinz.

Dir vergeben,
An der ich selbst so viel verschuldet habe?

Genoveva.

Vergeben Alles — — einen Kuß zum Siegel!

Prinz
(will sie auf den Mund küssen).

Genoveva.

Nicht auf den Mund! — — ich könnte Dich
vergiften. —
Die Stirn — die Stirn!

Prinz
(sie auf die Stirn küssend).

Mein heißgeliebtes Weib! —
Wo bleibt der Arzt? Schon eine Ewigkeit — —

Genoveva.

Er kommt — zu spät — —
(Mit Mühe sich etwas aufrichtend, zu Penthievre.)
Schützt meinen armen Leichnam —
Vor Mißhandlung — und Schmach!

Penthievre.

Du biſt mein Kind.

Genoveva.

Und — laſſet beten — für die — ſünd'ge Seele!
(Sie ſinkt zurück und ſtirbt.)

Penthievre
(nach einer Pauſe).

Sie hat vollendet. Sey der Seele gnädig,
Du Gott der Liebe! gehe mit der Schwachen,
Die ungerufen kommt, nicht in's Gericht!
Es iſt wohl ihre erſte einz'ge Sünde;
Nur einen Augenblick vergaß ſie Dich:
Du ſtrafſt Minuten nicht mit Ewigkeiten.

Prinz
(an dem Ruhebette knieend).

O Genoveva! warum haſt Du Dich
Im finſtern Unmuth unſerm Glück entzogen,
Und dieſe Schuld mir auf das Herz gewälzt?
Ich habe Dich ſo treu geliebt! warum
Haſt Du mir nicht geglaubt? dann hätte nimmer
Ein raſches Wort Dich auf den Tod verwundet.

Penthievre.

Nicht an dem raſchen Wort, an ihrem Glück
Iſt ſie geſtorben. Ach, mein lieber Sohn!

So blind ist unser Thun, daß wir durch Liebe
Und Klugheit, wie durch Härt' und Thorheit fehlen,
Und schweren Unheils Stifter werden können.
Wenn Du bedacht, daß die Geburt dem Menschen
Auch seines Glückes Maaß bestimmt; wenn ich
Durch off'ne Liebe Dein Vertrau'n erworben;
Sie lebte noch in ihrer niedern Hütte
Voll frohen Sinns ein Leben stillen Glückes.
Doch nur im bösen Willen liegt die Schuld. —
Nun komm mit mir, mein Sohn, und überlaß
Der Frauen Händen die entseelte Hülle.

Prinz (aufstehend).

Nein, nein! ich kann so früh nicht von ihr scheiden.

Penthievre.

Bedenke doch, Du bist noch kaum genesen.

Prinz.

Die tief're Wunde stillt der leicht're Schmerz.
Ich will sie sehn, so lang' es möglich ist;
Bald ist es nicht mehr; und was bleibt mir dann
Von meinem ganzen reichen Jugendglücke?
Ein Bild nur und ein Schmerz.

Penthievre.

Mein lieber Sohn,

Die ſtarren Züge des geliebten Weibes
Sind nicht geeignet, guten Rath zu geben.

Prinz.

Was fürchtet Ihr? Ich bin ein Mann, ein Chriſt.
Hier in dem Anblick, im Geſpräch mit ihr,
Wenn ſie mich auch nicht hört, und meine Worte
Nicht mehr in ihrem Auge widerſtrahlen,
Hier werd' ich Faſſung finden oder nie.

Penthievre
(ihm die Hand reichend).

Wohl denn, ich warte Dein. Vergiß es nicht:
Er beugt uns nur, daß wir uns kräft'ger heben;
Aus früher Prüfung ſprießt das reinſte Leben.

(Er geht ab.)

Dritter Auftritt.

Der Prinz allein bei Genoveva's Leiche.

Prinz
(die Hand auf das Haupt der Leiche legend).

Verblüht — — verwelkt der ſchönſten Blumen
eine —

Wie herrlich strahlte sonst in voller Liebes-
Und Lebenskraft Dir Auge, Mund und Wange —
Und nun — verblichen Alles, und erstarrt. — —

(Man hört an seiner Stimme, daß er weint.)

Und doch noch schön! O ja, Du warst so rein
Von himmlischer Natur, daß selbst der Tod,
Der gift'ge Tod den Engel nicht besiegen,
Dich nicht entstellen konnte. — Still und sanft —
Wie eingeschlummert bloß — Nur um den Mund
Ein Zug der Wehmuth — ach! — ein Zug der
Reue
Ob Deiner raschen That. — O Du hast Recht,
Daß Du der Reue bitteres Gefühl
Zurück gelassen in der ird'schen Hülle,
Und Deine Seele frei und schmerzenlos
Zu ihrer Heimath sich empor geschwungen.

(Er trocknet seine Thränen, fährt mit der Hand über die Stirn, und macht dabei eine Wendung, daß er die Briefe auf dem Tische erblickt.)

Sind das die Briefe, die ich lesen sollte?
Von ihr an mich?

(Er nimmt einen Brief und liest.)

„Man täuscht Euch, arme Frau"

Ha! was ist das?

(Er liest still den Brief zu Ende.)

Ein freches Bubenſtück.

(Er greift raſch nach einem andern Briefe und lieſt.)

„Die Wahrheit iſt entdeckt "

(Er lieſt ſtill und raſch weiter.)

— Das alſo — das?
Von ihm — von ihm — wenn auch nicht ſeine Schrift.
Wer wüßt' es ſonſt? wer wagte den Verrath?
Warum verſchwieg' ein Anderer den Ort,
Wo jenes Höllenfeſt gefeiert wurde? —
Niemand als er — Warum? — Und kommen will er? — —
Die Hölle thut ſich auf — und ihre Flamme
Zeigt mir ein ſcheußliches Geſpenſt — Uns trennen —
Verführen dann — zu ſeiner Buhlerin — —
Hin! hin zu ihm! — Bekennen ſoll der Bube,
Ob er's gethan — warum er es gethan;
Ich will ihn mit des Todes Löwenſtimme
Zur Beichte rufen — und mit ſeinem Blut
Soll er dieß heil'ge Leben mir bezahlen.

(Er eilt mit den Briefen in der Hand in das Seitenzimmer zur Linken.)

Vierter Auftritt.

Genoveva als Leiche. Der Herzog von Orleans kommt behutsam aus der Seitenthüre zur Rechten.

Orleans.

Das nächste Zimmer in dem Gartensaale —
(nach der Linken vorgehend)
Das wär' es also — und doch Niemand hier.
(Er wendet sich um, und erblickt Genoveva'n.)
Da ist sie! und entschlummert — Glücklich Zeichen!
Der Gram ist schlaflos; der gehetzte Zorn
Bedarf der Ruhe; also wohnt nicht Gram,
Nur Zorn in ihrem Herzen, und der Zorn
Vergilt aus Rache Gleiches gern mit Gleichem.
O holder Schlummer, der mir Sieg verspricht,
Und Zeit läßt, aus den vollen weichen Formen
Begeisterung und Siegerkraft zu saugen!
Wie schön, wie reizend in dem halben Dunkel,
Wo Phantasie sich selbst die Lichter wählt!
(Er nähert sich der Leiche.)
Sie scheint mir blaß. Das ist des Zorns Erschöpfung;
Was sich im Wachen hoch mit Purpur färbt,
Erblaßt im Schlaf. — Wie soll ich sie nun wecken? —

Mit einem Kuß? — Das hieße ja, die Närrin
Von Tugend warnen: ſey auf Deiner Hut! —
Soll ich den Schlaf zur Diebesleiter machen? —
Nichts Unvorſichtiges! der Schein der Unſchuld
Führt uns am ſicherſten zur ſüßen Schuld.

(Er faßt begierig der Leiche linke Hand, ſo daß er ſie aus ihrer Lage bringt. Erſchrocken läßt er ſie fallen, fährt zurück, und ſpricht das Folgende wie beräubt.)

Kalt — ſtarr. — Was iſt es? — Todt? — des
Todes Bläſſe? —
Aefft mich die Hölle? iſt's ein Truggebild —
Nur ihrer Leiche Schein? — iſt ſie es ſelbſt? —
Kann Leben ſterben? — Sie geſtorben? Nicht doch,
Das iſt ja kein Gedanke! — Fort! hinweg!

(Er bleibt unbeweglich auf derſelben Stelle, unverwandt nach der Leiche hinſtarrend.)

Tod! Tod! Entſetzlicher, den ich nicht nenne,
Muß ich Dich ſeh'n? — Was ſoll es? — Iſt's
ein Zeichen?
Iſt meine Stunde nahe, daß der Tod
Auf ſeine Wolluſt mich zu Gaſte ladet? —
Hinweg! hinweg! — Ihr Auge zuckt. Wenn ſie's
Aufſchlüge, mich anſtarrte, ſich erhöbe —
Fluch dieſer Angſt, die durch das Haar mir
weht! —

(Sich gleichsam mit Gewalt von der Stelle losreißend.)

Hinweg! hinweg! — Wo bin ich her gekommen? —

(Sich umsehend.)

Der Thüren viele — wo ist sich're Flucht?

(Er geht einige Schritte nach der Linken, der Prinz kommt mit Pistolen bewaffnet aus dem Seitenzimmer; Beide schrecken vor einander zurück.)

Fünfter Auftritt.

Der Herzog von Orleans und der Prinz. Später der Herzog von Penthievre.

Prinz.

Gespenst des Abgrunds! Oder — wirklich Du?
Selbst zum Gericht gekommen? — Du bist da,
So bist Du auch der Mörder.

(Indem er die Briefe vor ihn hinwirft.)

Hier Dein Gift!
Um Leben Leben nun!

(Er spannt den Hahn.)

Orleans

(will sich auf ihn werfen, schrickt aber vor der vorgehaltenen Waffe zurück).

Wahnsinniger!
Den Nahverwandten, Deiner Schwester Gatten?

Prinz.

Den Mörder meines Weibes. Tod um Tod!

Orleans.

Zu Hülfe!

(Er will entfliehen.)

Prinz.

Keinen Laut und keinen Schritt!
Eh Du entrinnst, liegst Du in Deinem Blut.
Bekenne, warum hast Du so gefrevelt?

Orleans.

Ich weiß von nichts.

Prinz.

Stirb denn mit einer Lüge!
So bin ich Deiner ew'gen Qual gewiß.
(Indem er schießen will, tritt der Herzog von Penthievre ein.)

Penthievre.

Was ist? — der Herzog? —

Prinz.

Meines Weibes Mörder.
(Auf die Briefe zeigend.)
Da sind die Zeugen. Bübisch mich verläumdend,
Um sie für seine Lüste zu gewinnen,
Hat er sie in den Tod gestürzt. Nun Tod — —!

Penthievre
(ſeinen Arm haltend).

Halt ein! Hat Gott zum Richter Dich beſtellt?

Prinz.

Zum Richter nicht, zum Rächer meines Weibes.

(Indem er es verſucht, ſeinen Arm frei zu machen, fällt der linke Arm der Leiche von dem Ruhebette herab. Der Prinz und der Herzog erſchrecken.)

Penthievre.

Siehſt Du? Sie winket Dir: — ſie ſteht vor Gott,
Der keine Rache will.

Prinz
(läßt die Piſtole fallen).

O meine Heil'ge!

(Er ſtürzt vor dem Ruhebette nieder, faßt und küßt die herab geſunkene Hand und legt ſie wieder hinauf.)

Penthievre
(während deſſen zum Herzog von Orleans).

Hinweg — und lebe! denn Du lebſt ja doch
Nur einem ſchrecklichern Gericht entgegen.
Ich kenne Deine Plane: Hochverrath
Iſt ihr verruchter höllentſprung'ner Name;
Und wie der Ausgang Deiner Frevel ſey,

Du magſt verlieren, oder magſt gewinnen,
Dem Beil des Henkers wirſt Du nicht entrinnen.

(Der Herzog geht zur Rechten ab.)

Penthievre

(den Prinzen, der aufgeſtanden iſt und die Leiche betrachtet, in ſeine Arme faſſend und ihm das Haupt gen Himmel richtend).

Dorthin, mein Sohn! Kurz iſt der Erde Leid;
Das Herz wird Staub, der Geiſt iſt Ewigkeit.

(Der Vorhang fällt.)